UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00577386 6

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Heichelheim

Fritz Heichelheim

16. Mai 1914

Elfte Auflage

WOLZE: GRAF YORCK VON WARTENBURG

Joh. Guſt. Droyſen

Das Leben
des Feldmarſchalls
Grafen Yorck von Wartenburg

Erſter Band

Im Inſel-Verlag zu Leipzig
1913

DD
418
.6
Y2P1
1913
v.1

Vorwort zur ersten Auflage

Wenn ich von dem Leben Yorcks vor Abschluß der ganzen Arbeit einen Teil veröffentliche, so geschieht dies in der Hoffnung, daß die erneute Erinnerung an den alten Feldherrn mir hilfreich sein wird, für die weitere Darstellung einen desto reicheren Stoff zu gewinnen.

Für den in diesem ersten Teil behandelten Zeitraum durfte ich auf weitere Quellen von Erheblichkeit als die von mir benutzten nicht mehr hoffen.

Bei mehr als einer Nachfrage ist mir die Antwort geworden: was man von betreffenden Briefen und anderen Papieren Yorcks gehabt, sei bald nach Yorcks Tode dem General von Valentini zum Behufe einer Biographie Yorcks zugestellt worden. Daß Valentini eine solche geschrieben habe, ergab eine Mitteilung des Verlegers, dem er sie zum Druck angetragen. Der regen Teilnahme, welche die Letzten aus dem kleinen Kreise derer, die Yorck einst nahe gestanden, meinen Bemühungen zuwandten, danke ich es, daß mir im Laufe des verflossenen Sommers Gelegenheit wurde, das schon verloren geglaubte Manuskript Valentinis einzusehen.

Es führt den Titel: „Hans David Ludwig von York Graf von Wartenburg, Königlich preußischer Feldmarschall. Eine Lebensbeschreibung von einem seiner Kriegsgefährten. Erster Teil. 1833." Leider ist es nur bis zum Jahr 1808 (XII Kapitel) ausgearbeitet; dann folgen (Kapitel XIII und XIV) noch einzelne Notate für 1809 und 1810. Valentinis Tod 1834 unterbrach die Fortsetzung der Arbeit; auch das schon Fertige kam nicht zum Druck.

Ich fand in dieser Lebensbeschreibung die jüngeren Jahre Yorcks im wesentlichen so dargestellt, wie ich sie aus den Erzählungen der Familie kannte; der eigentümliche, oft sarkastische Ton des ersten Erzählers klingt in beiden nach. Daß sich Valentini auf das so Gehörte hat beschränken wollen, ergab unter andern der Abschnitt von Yorcks holländischer Dienstzeit, – um so mehr zu meinem Bedauern, als damit die letzte Aussicht schwand, über dieselbe Genaueres zu erfahren; selbst das dort Erzählte ist ungenau und verworren, wie denn z. B. Yorck von der Doggersbank den „Bericht des französischen Admiral

S..." nach dem Haag gebracht haben soll; weiter ist von Suffren nicht die Rede. Mit Yorcks Rücktritt in den preußischen Dienst wird die Darstellung eingehender; es treten die Persönlichkeiten Hohenlohes, Günthers deutlicher hervor, jenes unvergleichlichen Günther, den man doch in Boyens flüchtiger Skizze nicht wiedererkennt. Aus eigener Kunde berichtet Valentini von Yorcks Übersiedelung nach Mittenwalde an; er stand selbst bei dem Feldjägerregiment, wie früher sein Vater, war bei demselben aufgewachsen; man wird sich in der Schilderung dieses „interessanten Korps" keinen besseren Gewährsmann wünschen können, und ich habe keinen Anstand genommen, das Wichtigste aus derselben zum Teil wortgetreu in meinem Manuskript nachzutragen.

Zum ersten Male tritt Yorcks Name nach der Niederlage von Jena, in den Tagen von Altenzaun, Wahren und Lübeck in den Vordergrund. Erst in jüngster Zeit sind die Vorgänge von 1806 durch die sorgfältigen Untersuchungen des Obristen von Höpfner näher aufgeklärt worden; wenn meine Erzählung von der Höpfners in Einzelheiten abweicht, so macht sie nicht im entferntesten darauf Anspruch, berichtigen zu wollen. Mir kam dies Höpfnersche Buch erst zu, nachdem ich meine Ausarbeitung geschlossen hatte; und Nächstbeteiligten nacherzählend hielt ich mich nicht befugt, an ihren sonst bewährten Angaben nachzubessern. Vor allem hier hatte Valentinis Darstellung eine reiche Ausbeute gewährt, und seine Darstellung und Kritik der unglücklichen Oktobertage — in der Form eines mündlichen Rapports an Yorck mit dessen eingestreuten Bemerkungen — würde ich gern vollständig mitgeteilt haben, wenn die wenigen Tage, die ich seine Arbeit benutzen konnte, auch zum Abschreiben dieses lehrreichen Dialogs hingereicht hätten. Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß in dem bekannten Werk von Gumtau die Nachrichten über 1806 mit denen Valentinis mehrfach wörtlich übereinstimmen.

Sehr erwünscht war es, daß da, wo Valentinis Aufzeichnungen dürftiger werden und endlich ganz abbrechen, ein desto reicheres Material von Urkunden benutzt werden konnte.

Freilich nur noch ein Überbleibsel einst vorhandener Fülle. Aller Bemühungen ungeachtet ist es nicht möglich gewesen, von der Sammlung von Papieren, die Valentini für die Biographie gemacht hat,

die Spur zu finden; sie sind wahrscheinlich vernichtet. Und schon Yorck hatte im Anfang der zwanziger Jahre den größten Teil seiner Papiere verbrannt, ohne daß „sein Tagebuch", wie er es gleich nach dem Kriege in Absicht hatte, ausgearbeitet worden wäre. Aber wenigstens eine Auswahl des Wichtigsten hat er zurückgelegt und zu sorgsamer Aufbewahrung bestimmt. Anderes, namentlich Konzepte aus seiner amtlichen Korrespondenz, hat ein günstiger Zufall anderweitig gerettet; von anderem sind Auszüge, die behufs einer historischen Arbeit gemacht worden, erhalten.

Damit war es möglich, zunächst die bedeutsame Tätigkeit Yorcks in den schwierigen Verhältnissen von 1811 und 1812 zu würdigen und in ihren wichtigsten Momenten aufzuklären. Die so gewonnene Grundlage zu vervollständigen kamen mir von verschiedenen Seiten Korrespondenzen, Tagebücher zum Teil aus Yorcks nächster Umgebung, andere Aufzeichnungen zu. Über besonders wichtige Einzelheiten war es mir vergönnt, Erläuterungen noch von denen selbst zu empfangen, die sie allein zu geben vermochten; wie denn Graf Brandenburg, Boyen, Freiherr v. Canitz, Graf Henckel v. Donnersmark — um nur der nicht mehr Lebenden Namen zu nennen — in eingehendster Weise mir das sie Betreffende mitgeteilt haben.

Anderes fand sich in historischen Schriften, in den Aktenstücken der correspondance inédite, der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege und ihrer Berichtigungen, in sonstigen Sammlungen. Unter diesen Schriften nahm eine Hauptstelle das „Tagebuch von 1812" von Seydlitz ein; es hat seine Geschichte; wie es gedruckt vorliegt, entspricht es doch nicht mehr ganz den ursprünglichen Intentionen des Verfassers; doch enthält es auch so noch eine Fülle des trefflichsten Materials.

Nach dieser kurzen Überschau kehre ich zu der Bitte zurück, mit der ich begann.

Für die Jahre 1813 und 1814 sind in meinem biographischen Material noch manche Lücken. Vor allem solche, welche durch keine noch so offiziellen Aktenstücke ausgefüllt werden können; freilich bieten die Regimentsgeschichten einiges, aber zum Teil von den interessantesten Regimentern fehlen sie noch; namentlich ist es zu bedauern, daß das Erscheinen der schon 1848 druckfertigen Geschichte des Leibregiments unterblieben ist. Der Vorzug der Biographie ist es, daß sie sich mit

Vorliebe den individuellen Zügen zuwenden kann; und ein biographisches Denkmal Yorcks würde des Sockels und seines Schmuckes entbehren, wenn es nicht zugleich „das Yorcksche Korps" zu vergegenwärtigen vermöchte. An die Veteranen des Yorckschen Korps richte ich die Bitte, mit Hand anzulegen, damit das Begonnene desto würdiger vollendet werde.

Kiel, in den Weihnachten 1850.

Joh. Guſt. Droyſen.

Vorwort zur siebenten Auflage

Das „Leben Yorcks" ist seit der ersten Ausgabe im einzelnen mehrfach verbessert worden, im wesentlichen unverändert geblieben. Die Arbeit wurde 1846 begonnen; das Gepräge der Zeit, der sie angehört, konnte und mochte ich nicht tilgen.

Nicht die Gunst zufälliger Umstände führte mich zu dieser Aufgabe. Und hätte ich dem Zuge meiner Neigung folgen wollen, so würde ich mir unter den großen Gestalten unsrer Freiheitskriege eine andere darzustellen gewählt haben, diejenige, über die die Biographie Yorcks nur zu oft höchst ungerechte Urteile und Anklagen mitzuteilen hatte.

Weder Yorck zu „idealisieren", noch in Yorck das Ideal eines preußischen Generals darzustellen, war meine Absicht. Sein Leben bot mir die Momente, das, was mir im Sinn lag, zur Anschauung zu bringen.

*

Es ist der alte fridericianische Geist der preußischen Armee, der in ihm und in dem er mächtig war und sich bewährt hat, derselbe Geist, der der Armee geblieben ist, auch seit sie sich zu dem „Volk in Waffen" umgewandelt, seit in ihr sich die Heeresmacht der deutschen Nation vereinigt hat.

Dieser Gedanke der Einheit, der 1744 von Friedrich II. zum erstenmal ausgesprochen ohne allen Widerklang in den deutschen Landen verhallte — der 1785 unter der noch feurigen Willenskraft des dem Tode nahen Königs in festen raschen Zügen sich zu gestalten begann, um dann vor den Sturzwellen der französischen Revolution zusammenzubrechen — der den Kämpfern unsrer Freiheitskriege als Siegespreis winkte und mit dem Friedensschluß sich in eine Wolke verwandelte — der 1848 auch den Mutigsten für immer verloren, vielen durch Preußen verscherzt schien — nun ist er Wirklichkeit geworden, größer, kühner, freier, als der große König es möglich geglaubt, das neue deutsche Reich, die Friedensmacht in der Mitte Europas, die Hochwacht gegen die wüsten Gebilde frommer Betörung und betörter Frömmigkeit. Gott schütze Kaiser und Reich!

Berlin, 18. Juni 1875.

Joh. Gust. Droysen.

Bemerkung zur neuen Auflage

Die früheren Auflagen erschienen in dem Verlage von Veit & Co., zuerst in Berlin, später in Leipzig, die erste dreibändig 1851/52, die zweite desgl. 1854, die dritte und vierte davon nur Titelauflagen, die fünfte und sechste einbändig 1869/71, die siebente wie die folgenden, die nur Titelauflagen, zweibändig 1875. Die vorliegende elfte Auflage gibt den unveränderten Text der letzten vorhergehenden; nur die Rechtschreibung wurde erneuert. Dagegen wurde eine größere Anzahl der Beilagen der ersten Auflage wieder abgedruckt, die in den späteren Auflagen fortgelassen worden waren; es wurden diejenigen ausgewählt, die in unmittelbarer persönlicher Beziehung zu Yorck stehen oder für die Darstellung von ganz besonderem Werte sind.

Der Insel-Verlag.

Erstes Buch

Nie hat sich ein Staat aus tieferem Sturz schneller und stolzer erhoben als Preußen nach dem Tage von Jena.

Auch fernliegende Verhältnisse, die Wechsel der allgemeinen Weltlage haben mitgewirkt. Aber das Wesentliche war, daß man sich innerlich aufraffte, daß der alten Kraft und Treue des Preußentums neue Formen und Ziele zu schaffen sich ein Kreis von Männern um den Thron scharte, wie die Zeit ihrer bedurfte, — mächtige Charaktere, Talente seltenster Art.

Einer aus diesem Kreise ist es, dessen Gedächtnis die folgende Darstellung erneuen will.

Nicht als wäre er vergessen. Noch leben in der Armee die „Geschichten vom alten Yorck" und bilden einen Teil jener soldatischen Mythologie, in deren Heroen sich die Grundzüge, die typischen Elemente dieses volkstümlichsten Heerwesens veranschaulichen.

In diesen Geschichten erscheint Yorck — dem alten kampffreudigen Feldmarschall Vorwärts gegenüber — als der ernste, strenge, zäh energische, „scharf wie gehacktes Eisen"; sein Körper trotz schwerer Wunden und Brüche fest, stark, elastisch; sein Blick kühn, durchdringend, freundlich nie; sein Wille eisern; sein ganzes Wesen gewaltig, gebieterisch, zur Zucht, zur Pflicht, zum höchsten Wetteifer aller Kraft zwingend.

Das Bild ist in den wesentlichsten Zügen richtig. Aber es fehlen andere, die diesen harten Charakter doch erst verstehen lassen. Ihn ganz würdigen wird man erst, wenn man zugleich beachtet, welche Jugend durchkämpfend, welche Leidenschaften bewältigend, in welchen Übungen des Willens und der Kraft erstarkt er dem gebrochenen Vaterlande eine erste Stütze der Erhebung zu werden vermocht hat.

Erstes Kapitel

Die Jugendjahre

Die Tradition der Familie nennt England als die Heimat der Yorcks. Dort blühe das Geschlecht in den Earls von Hardwicke, wenn auch nichts als das Wappen, das blaue Andreaskreuz im silbernen Schilde, und die Devise nec cupias nec metuas die alte Verwandtschaft bezeuge. In den Zeiten Cromwells habe die Abzweigung der jetzt deutschen Yorcks begonnen. Katholiken und treue Anhänger der Stuarts seien sie bei deren erstem Sturze ausgewandert, mit den Leslies gen Schweden, unter Karl XII. nach der preußischen Ostseeküste gekommen. Eine Heirat sei der Anlaß zum Wechsel der Religion geworden. Ebendaher mochte ein Anteil des Gutes Gustkow bei Bütow stammen, nach dem sich Yorcks Großvater, Johannes Jarcken, Gustkowsky nannte. Doch läßt eben jene Form des Namens – Jarcken – der Vermutung Raum, daß die Familie in den Kreis des in jener kassubischen Gegend so zahlreichen kleinen Adels, der sogenannten Pancken, gehört. Nur um so mehr hätte es dann nach der Stimmung der Zeit zu bedeuten, daß sich jener Johannes Jarcken zum Studium der Theologie erhob. Seit 1713 war er Prediger in Rowe bei Stolpe. Und wenigstens den ältesten seiner Söhne bestimmte er wieder zur Gottesgelahrtheit; ein zweiter Sohn wurde Seefahrer. Den beiden jüngsten Söhnen – sie waren noch Knaben, da der Vater starb – boten sich andere Lebenswege.

Es war die Zeit, wo Friedrich Wilhelm I. das preußische Heer schuf. Vor allem darum gelang es ihm, weil er in dem zahlreichen und meist armen Adel seines Landes das Material fand, einen in sich geschlossenen und geordneten Stand Befehlender, gleichsam das feste und starke Knochengerüst zu gründen, dem sich immer neue Scharen gleich plastischer Masse sicher anfügen und anformen ließen. Das Heer ward recht eigentlich der Kern des preußischen Staatswesens.

Die alte Bedeutung des Adels war dahin; aber mit diesem Dienst im Heer war dem Preußens eine neue und analoge Aufgabe gegeben, seine Pflicht und Ehre von neuem an die Person des Regenten geknüpft. Solcher Dienst galt nun für ein Recht des Adels, aber auch für seine Pflicht.

Die jungen Edelleute traten als Gefreite Korporals in die Regimenter. Nicht mehr wie früher von den Obristen ward ihnen die weitere Beförderung; noch weniger waren, wie damals in den meisten andern Armeen, die Patente der Kompagnien, Bataillone und Regimenter auf Kauf und Verkauf gestellt. Der „Junker" ward, wenn er in jener Pflanzschule genügend zugerichtet war, durch „Allergnädigstes Patent" in den Offizierstand erhoben, zunächst als Fähndrich die Fahne, das soldatische Heiligtum, zu tragen; dann nach dem Dienstalter und nach seinen „Meriten" folgte stufenweise das langsame Emporsteigen.

Man weiß, wie Friedrich der Große das von dem Vater Gegründete weiter zu bilden verstand; seine Kriege vollendeten es, indem sie der Ehre des Standes das Selbstgefühl glorreicher Taten, den Ruhm der preußischen Waffen hinzufügten. Dinge, die doch mehr als nur militärische Bedeutung haben. Während der Adel anderer Länder, soweit er nicht nach dem noch nachlebenden Geiste des einst europäischen Rittertums, gleichsam ohne Vaterland, in soldatischem oder diplomatischem Dienst abenteuernd umherzog, daheim entweder in Hofjunkerei entartete oder träg auf seinen Gütern liegend verkam, ward der Preußens durch ebendiesen kriegerischen Geist seiner Könige wie neu belebt und neu geweiht, in erster Reihe dessen Träger und Vorkämpfer. Hier im Heer galt nicht die Zahl der Ahnen, der höhere oder niedere Adelsrang, der Unterschied der Begüterung; der ganze Stand bildete eine gleiche Kameradschaft der Ehre und des Dienstes, nur gegliedert nach den strengen Abstufungen der militärischen Grade.

So die Grundzüge dieses Systems. Freilich erlitt es in der Anwendung manche Beschränkung; bei den minder geachteten Truppen, den Freikorps, Husaren, Artilleristen, wurden auch Nichtadlige Offiziere, in Kriegszeiten fanden einzelne auch wohl bei den Feldregimentern eine Stelle; aber es änderte das so wenig an dem Grundsatz als an dem Charakter des Ganzen, den die Ordnung des Friedens wiederherzustellen eilte. Am wenigsten ward fremden Kavalieren der Eintritt versagt; mit dem Fahneneid waren sie Preußen.

In diesem Kreise adliger Offiziere finden wir die beiden jüngsten Söhne des Predigers zu Rowe, Yorcks Vater und dessen Bruder. Jenen, „den Gefreiten Korporal David Jonathan von Jork", hat

Friedrich II. am 28. Juli 1747 „gut gefunden, wegen seiner Ihro angerühmten guten Qualitäten zum Fähndrich bei dem zweiten und dritten Bataillon Dero Königl. Guarde Allergnädigst zu declariren und zu bestellen". Fünf Jahre später (3. Okt. 1752) wird er Sekondeleutnant in der Garde. Der Siebenjährige Krieg fördert ihn schnell weiter; bereits im Februar 1759 ist er Hauptmann; mit seiner Kompagnie „Lossauischen Grenadierbataillons" finden wir ihn in den sächsischen Winterquartieren, die nach der blutigen Schlacht von Torgau bezogen wurden. Vor Eröffnung des neuen Feldzugs am 26. Martii 1761 macht er zu Eisenberg in Sachsen sein Testament. Er wird sich wacker geschlagen haben; er erhielt den Orden pour le mérite.

Während er im Felde war, am 26. Sept. 1759, war ihm in Potsdam ein Sohn geboren, Hans David Ludwig, unser Yorck. Die Mutter war eine Potsdamerin, Marie Pflugin, eines Handwerkers Tochter.

Nach beendetem Kriege kam der Vater in Garnison nach Königsberg und zeitweise, wie es scheint, nach Braunsberg in Ostpreußen. Hier wird der Ludwig seine Knabenjahre verlebt haben. Mit einem jüngern Bruder und zwei Schwestern wuchs er auf; „solche Kinder," heißt es in einem Briefe des Vaters an die Geschwister in Rowe, „lasse ich sehr gut durch die Hofmeisters erziehen, in allen Stücken, damit ich keinen Vorwurf habe, wann was fehlt." Es mochte an gar vielem fehlen, am meisten an Freundlichkeit und Fürsorge, die in jener Zeit, zumal bei Kriegsleuten, für weibisch gegolten hätte. „Wachet und betet," war des Vaters Spruch; er meinte, auch bei dem besten Soldaten sei nicht ein Tag wie der andre, und da müsse man stets auf seiner Hut sein und Gott danken, wenn man nichts versehe. Pedantische Strenge und absolute Autorität übertrugen sich von selbst vom Exerzierplatz in das Haus. Auch der Unterricht wird sich auf das Gewöhnlichste beschränkt haben. Desto stärkere Eindrücke mochten auf den lebhaften, heißblütigen Knaben die Offiziere auf der Parade mit dem blanken Sponton, die dienstliche Autorität, die den Vater umgab, die Erzählungen der Grenadiere vom letzten Kriege her machen. Elf Wunden hatte der Vater davongetragen; sein Bruder Ephraim war bei Kunersdorf gefallen. In diesem Hause lebte

und webte man in Erinnerungen des glorreichen Krieges. Daß der Junker gleichfalls Soldat wurde, verstand sich von selbst.

Den ersehnten Augenblick, mit der ersten Uniform in die Reihe von Sr. Majestät Junkern einzutreten, brachte das vollendete zwölfte Jahr. Der Vater ließ den Knaben am 1. Dezember 1772 in das damals 16. Regiment v. Borcke in Königsberg eintreten und bereits 1773 zu dem neuen Füsilierregimente übergehen, das in Braunsberg von dem Generalmajor von Luck gebildet wurde.

Mag schon damals und auch beim Luckschen Regiment die Einrichtung bestanden haben, die wenigstens späterhin in der Armee allgemein war, daß der Feldprediger den Junkern des Regiments Unterricht gab, sehr weit reichte er nicht. Noch in späten Jahren hat Yorck bedauert, so wenig in der Jugend gelernt zu haben; er teilte nicht die wunderliche Eitelkeit, die so lange in der Armee geherrscht hat, die Muttersprache nicht korrekt zu brauchen. „Die verdammten mirs und michs," pflegte er zu sagen, „beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen, wie er will; aber beim Sprechen muß man heraus damit."

Desto mehr wurde jegliche Art körperlicher Kraft und Gewandtheit geübt. Den Degen in Hieb und Stoß führen, tanzen und voltigieren, das wildeste Pferd reiten, alles das konnte Yorck mit ungewöhnlicher Meisterschaft; und diese steten und kräftigenden Übungen gaben ihm eine Elastizität und Straffheit der Glieder, eine Gewohnheit und Sicherheit der eigenen Kraft, die er später, den Gegensatz der alten Massentaktik erfassend, in so eigentümlicher Weise auf seine Lieblingswaffe zu übertragen verstand.

So „Wissenschaft und Kunst" für den Junker. Die Hauptsache aber war der Dienst. Und der war im Luckschen Regiment in vorzüglichster Übung. Noch in späten Jahren pflegte Yorck vom General Luck, dem Chef des Regimentes, zu erzählen — „Caspar Fabian von Luck", wie er ihn dann preislichst bezeichnete; ein langer hagerer Alter, ebenso langweilig wie peinlich streng, ein wahrer Kato gegen die lockeren jungen Herrn; keinen andern Schauplatz der Lebensfreuden kennend als den Exerzierplatz, keine andere Tugend als strengen Gehorsam und gutes Exerzitium, kein anderes Buch als das Dienstreglement und das Gebetbuch. So herb und mürrisch wie der Chef, waren

dann die, welche es von ihm leiden mußten, gegen die ihnen Untergebenen, nur daß die „Herrn Junkers" die letzten in dieser Reihe waren, vorerst angewiesen, zu schweigen und zu dulden.

Nach dreien Jahren endlich kam das erste Patent für Yorck; es lautet: „Nachdem Seine Königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster König und Herr resolviret, den bisherigen Gefreyt-Corporal Luckschen Regiments Füsilirs David Ludwig von Jork zum Fähndrich bei gedachtem Regiment Allergnädigst zu declariren und zu bestellen: Als thun Sie auch solches hiemit und in Kraft dieses Patentes dergestalt: daß Allerhöchst gedachter Seiner Königlichen Majestät und Dero königlichen hohen Hause derselbe zuvörderst treu hold und gehorsam sein, seiner Charge gebührend wahrnehmen, was ihm zu thun und zu verrichten oblieget und committiret wird, bei Tag und Nacht fleißig und treulich ausrichten, bei allen vorkommenden Kriegsbegebenheiten sich tapfer und unverweißlich bezeigen, im Uebrigen auch aller dieser Charge anklebenden Praerogativen und Gerechtsamen genießen solle. Deß zur Uhrkund haben Seine Königliche Majestät dieses Patent mit Dero geheimen Krieges-Cantzley-Siegel bedrucken und autorisiren lassen. So geschehen und gegeben Berlin den 4ten Martii 1775."

So war denn der eben Funfzehnjährige Fähndrich und damit die erste Stufe zu jeder militärischen Herrlichkeit erstiegen; nicht jedem Gefreit-Korporal gelang es, nicht allen so früh. Zwei Jahre darauf, am 11. Juni 1777, erfolgte das Leutnantspatent.

Freilich vorerst ein „glänzendes Elend". Mit zehn Talern monatlich, ohne Zuschuß vom Hause sollte man gar sorgsam haushalten. Yorck pflegte später seinen jüngeren Kameraden zu sagen: „Wenn ein Subalternoffizier hungert, so muß er sein Patent lesen und sich an der Phrase ergötzen: daß er alle Prärogativen seines Standes genieße."

Immerhin ein übler Scherz; aber es lag darin doch etwas von der höheren Anschauung, die Yorck für seinen Stand begeisterte. Der Stand der Offiziere war der erste im Staate, der dem Könige nächststehende; der König selbst rechnete sich zu demselben. Diesem Stande der Ehre und des Ruhmes anzugehören, in der großen Hierarchie der Befehlenden seine Stelle zu haben, in der Gesellschaft neben den Vor-

David Jonathan von Yorck

nehmsten zu gelten und abgesehen vom Dienstrang ihresgleichen zu sein, – vor allem die stolze Zuversicht, durch eigene Kraft zu allen höchsten Ehren emporsteigen zu können, das waren die Prärogativen dieses Standes, und sie waren wohl dazu angetan, die Mühen und Entbehrungen verachten zu lehren, die der Anfang dieser Laufbahn mit sich brachte.

Freilich zu so hohem Flug der Gedanken gab der Friedensdienst in der Garnison eine nicht eben begeisternde Praxis. Nichts ermüdender als dieses tägliche geistlose Einerlei des Exerzierens, der Parade, des kleinen Dienstes, dazu die mürrische Strenge des Chefs, die nie endenden Förmlichkeiten der „Conduite"; kein Spaziergang vor das Tor ohne hin und her meldende Gefreite, ohne schriftliche Wachtrapporte; auf Schritt und Tritt war man kontrolliert; bald war den Vorgesetzten dies nicht recht oder jenes zu viel; mied man es auch, es bis zu ihren Verweisen kommen zu lassen, es gab da auf der Parade und an der Tafel des Chefs kalte Blicke und anzügliche Worte, die nicht minder peinlich waren.

Regelmäßig einmal im Jahr gab es für das Regiment eine Zeit großer Aufregung. Im Monat Juli versammelten sich die ost- und westpreußischen Truppen bei Mockerau in der Nähe von Graudenz, um vor dem Könige Revue zu haben. Schon mit dem Frühling trat die einleitende Exerzierzeit ein; General von Luck eröffnete sie damit, daß er auf der Parade dem versammelten Offizierkorps die Anzeige davon machte, regelmäßig mit dem Stoßseufzer: „daß der allmächtige Gott den Anfang und das Ende zum besten wenden möge"; dann folgte der Parolebefehl: „daß alle Vergnügungen und anderweiten Geschäfte aufzuhören hätten" und dann das Weitere.

Man hatte wohl Anlaß, wenn es vor den König ging, sich Gott zu empfehlen; man wußte, daß dort auf der Revue plötzlich aus heiterer Luft alle Donnerwetter losbrechen konnten; dann ging es daher über Gerechte und Ungerechte, mit und ohne Grund; Bataillone, die noch vom Kriege her übel angeschrieben waren, wenn sie auch in ihrem ganzen Offizierkorps verändert waren, konnten nichts zu Dank machen; Chefs, die nicht beliebt waren, brachten Unheil über „Offiziere und Gemeine des Regiments". Da gab es dann Einschub, Wegjagen von Chefs und Stabsoffizieren, Versetzung in Garnisonregi-

menter, tausendfache Kränkungen; des Königs Willkür und Laune war unnachsichtig. So war damals der große König. Der furchtbare Kampf der sieben Jahre hatte ihn doch tief verwandelt, die frühere kecke Frische und Heldenlust war dahin; er war herber, herrischer, bitter geworden; er verachtete die Menschen. Schon stellten sich die Beschwerden des Alters ein; nicht daß er sich von ihnen auch nur einen Augenblick seiner Pflicht hätte entziehen lassen; aber rücksichtslos gegen sich selbst wurde er es noch mehr gegen andere; er war es zufrieden, gefürchtet zu sein. Nicht als wäre so damals in der Armee gesprochen worden, der Geist der Subordination hätte das unmöglich gemacht; man räsonnierte nicht; man ertrug das Unvermeidliche als Gottes und des Königs Willen. Aber begreiflich, daß damals die Rede war: „man gehe leichteren Herzens zu einer Bataille als zu einer Revue vor dem Könige". Wie mancher Kommandeur, der sonst so kleinlich im Dienste und schroff im Umgang war, wurde mit jedem Marsch näher an Mockerau gütiger, kleinlauter, weichmütiger, zu nicht geringem Spott der jüngeren Offiziere, wenn sie abends den „Kameraden auf Wache" besuchten; sie konnten sich ein Beispiel nehmen, wie sie es dereinst nicht zu machen hätten.

Eine jüngere Generation war im Aufkommen; die unermeßliche Umwandlung des Geistes, welche der Siebenjährige Krieg hervorgebracht, begann ihre Wirkung auch unter dem jüngeren Adel der Armee zu äußern. Man war kecker, höheren Sinnes, provozierender; man las viel französisch, man lernte dorther etwas von jener Leichtigkeit und Schärfe der Auffassung, jener rationellen Gewandtheit, die auf die nächsten Interessen übertragen deren Wesen zugleich deutlicher erfaßte und bewußter verfolgte. Man war nicht mehr bloß aus Gewohnheit streng im Dienst, dem Könige treu, der erste Stand; es begann sich das Bewußtsein darüber eine Doktrin zu bilden. Und das in eben der Zeit, wo auch in den bürgerlichen Kreisen und in der vaterländischen Literatur sich völlig neue Auffassungen entwickelten. Dazu kam ein anderes. Jene älteren Offiziere waren und blieben in der strengen Gewohnheit des kirchlichen Dienstes, wie sie unter Friedrich Wilhelm geherrscht hatte; sie hielten auf Gottesfurcht auch unter den Soldaten. König Friedrich störte sie darin nicht; aber man wußte wohl, daß er für sich in diesen Dingen seines eigenen Weges

gehe. Die jüngere Generation kam mehr und mehr auf ähnliche Wege; und es waren nicht eben die Beschränktesten oder die minder Tüchtigen, welche sich einer aufgeklärteren Ansicht der Dinge zuwandten. Nun erst, so mochten sie meinen, fange des großen Königs Geist an, in der Armee verstanden und verwirklicht zu werden. Und eben jetzt sollte ein Krieg Gelegenheit geben, den alten Ruhm der Armee mit frischen Lorbeeren zu erneuen. Der weitere politische Anlaß wird den Herren Offiziers sehr gleichgültig gewesen sein.

Zweites Kapitel

Der erste Feldzug

Noch im tiefen Winter 1778 wurden die ost- und westpreußischen Regimenter mobil gemacht. So schnell geschah der Abmarsch, daß nicht einmal der Eisgang der Weichsel abgewartet wurde. Man erfuhr später darüber folgendes. Auf den Befehl des Königs, mit jenen Regimentern an einem bestimmten Tage in der Grafschaft Glatz zu sein, hatte sich der alte General von Stutterheim, Kommandierender und Inspekteur der ost- und westpreußischen Truppen, zu bemerken erlaubt, daß die Weichsel, deren Eis bis dahin aufgehen werde, wahrscheinlich das Innehalten des Termins unmöglich machen dürfte. Des Königs sofortige Antwort war: daß Stutterheim mit seinem ganzen Korps, pünktlich wie ihm befohlen, auf dem Platze sein oder seinen Kopf verlieren werde. Da half denn nichts; die anrückenden Marschkolonnen fanden die Fährböte bei Graudenz schon bereit; der alte eiserne General selbst war am Ufer, die Einschiffung zu besorgen, ordnend, treibend, fluchend und wetternd Tag und Nacht. Wenn er vom Stehen ermüdet war, stand ein Lehnstuhl da, in den er sich setzte; einen Augenblick wohl nickte er ein, dann plötzlich fuhr er auf, wieder fluchend und wetternd, den nächsten, der ihm in den Weg kam, sofort in Arrest kommandierend. So gelang es trotz Sturm und Eisgang — nur ein paar Kähne verunglückten — den Übergang zu vollenden, zur rechten Zeit gen Glatz zu kommen.

Dort waren bereits die Truppen aus Pommern, der Mark und Schlesien versammelt, eine imposante Armee, in dem Gefühl völliger Überlegenheit, in einer Stellung, welche die Wahl ließ, den noch ungerüsteten Feind entweder in Böhmen oder in Mähren zu überfallen. Aber man stand von der Mitte Mai an, den ganzen Juni hindurch, den Befehl zum Aufbruch erwartend. Kaiser Josef gewann Zeit, seine Heere zu sammeln und mit ihnen die Stellungen von Hohenelb bis Königsgrätz, die Elbe mit ihren hohen Ufern vor sich, zu besetzen, während eine zweite Armee den Norden Böhmens von Gabel bis Teplitz gegen das schon nach Dresden dirigierte Armeekorps unter Prinz Heinrich deckte.

Der König, der so rasch und kühn die Vorbereitungen zu diesem Kriege

getroffen, zauderte, ihn wirklich zu eröffnen. „Er war niedergeschlagen, traurig, unzufrieden mit allem, was ihn umgab; sein Anblick erfüllte jeden, der sich ihm nahte, mit beunruhigenden Empfindungen." Er hatte seine diplomatischen Einreden gegen die österreichischen Anmaßungen in Sachen der bayrischen Erbfolge mit einer militärischen Demonstration unterstützen wollen. Aber Kaiser Josef hatte sich nicht schrecken lassen, war bereit, den Angriff zu erwarten; die während des Juni fortgesetzten Verhandlungen waren ohne Resultat. Der König entschloß sich endlich zum Angriff. Am 5. Juli ward bei Nachod die Grenze überschritten. Der König hielt zu Pferde an der Grenzbrücke, erwartete die heranziehenden Kolonnen, voran die neuen Regimenter. Yorck sah ihn da, hörte die Worte der Anrede an die Truppen: „— und ihr, meine neuen Regimenter, sollt die vordersten Kolonnen bilden, um Gelegenheit zu haben, euch dem Feinde furchtbar zu machen, wie es die alten Regimenter sind; zeigt euch des preußischen Namens würdig ... Bald werdet ihr den Feind sehen, ihr werdet ihn angreifen, ihr werdet ihn schlagen. Auf denn, Soldaten, lasset die Fahnen fliegen, lasset das Spiel rühren! Und nun Marsch in Feindesland."

Unter lautem Jubel und Kriegsmusik wurde abmarschiert, ins Böhmische hinein. Das Gebiet bis gegen die Elbe hin wurde besetzt, die Vorpostenkette zog sich an deren linkem Ufer hinab, aber der Feind blieb jenseit auf seinen höheren Uferstellen unbeweglich. Die etwa 100 000 Mann Preußen waren auf engem Raum zusammengedrängt, er sollte sie ernähren. Umsonst waren die Klagen auch der Kommandierenden, daß die Truppen Mangel litten, daß Unordnungen einrissen, daß verheert und geplündert werde, daß man die Landeseinwohner zur Verzweiflung treibe. „Die Leute müssen wissen, daß sie den Feind im Lande haben," war des Königs Antwort.

Das arge Mittel schien zu wirken. Die Kaiserin eilte, ohne Vorwissen ihres Sohnes, des Kaisers, den Baron Thugut mit erneuten Anerbietungen an den König zu senden. Es währten, da kein Waffenstillstand geschlossen war, die Vorpostengefechte; die Unterhandlungen führten zu nichts; sie wurden abgebrochen.

Man hoffte in der Armee, es werde endlich zu energischen Aktionen kommen. In der Tat wuchs die Ungeduld, der Mißmut, der Mangel.

In fünf Wochen hatte die Armee 7000 Mann durch Krankheit und Desertion verloren. Die Kavallerie hatte immer ärgere Not, Furage zu schaffen, und mußte sich mit den leichten Truppen des Feindes herumschlagen, um nur das Notdürftigste zu erhalten; „in diesem Feldzuge," hieß es, „gewinne man Gras und Heu statt, wie sonst, Lorbeeren." Selbst die kleinen Scharmützel, die vorkamen, zeigten nur, wie herrliche Kräfte man unnütz vergeude; der König schien sich selber nicht mehr gleich.

Yorck erwähnte, wenn er von diesen Dingen erzählte, gern einer Geschichte, die ihm als Beispiel „für berühmte Generale, für die ihr Generalstab denkt" zu dienen pflegte. Ein General hatte einen vortrefflichen Zug ausgeführt; der König war über ihn des Lobes voll: er solle stets die Streifkorps führen. Man war erstaunt, da die sehr mittelmäßige Befähigung jenes Mannes bekannt war; man wagte dem Könige Vorstellungen zu machen: es sei jener Erfolg das Verdienst nicht des Generals, sondern seines trefflichen Adjutanten. Der König beharrte bei seiner Meinung und bei seinem Befehl. Die nächsten Wochen ging alles gut, dann ward der Adjutant versetzt, und nun folgten Schlappen auf Schlappen. Möglichst lange wehrte sich der König, es zu bemerken; aber endlich wurde die Wirtschaft zu toll; der König ließ den General kommen: „Höre Er, ich habe mich doch in Ihm geirrt; Er ist wirklich ein dummer Teufel" und gab ihm den Abschied.

Der König hatte sein Hauptquartier in dem Lager bei Walsdorf; es war so übel gewählt, daß man nicht einmal sichere Kommunikation mit dem Hauptkorps, das bei Nachod stand, hatte. Es lehnte sich dicht an einen großen Wald, in dem die Vorposten des Feindes standen; der Feind konnte sich unbemerkt hinter dem Walde sammeln, das preußische Lager überraschen; die Person des Königs selbst war in Gefahr. Es bedurfte hier der größten Achtsamkeit, um einem Unglück vorzubeugen. An einer sehr wichtigen Stelle, einer Brücke, stand einmal Yorck mit einem Detachement auf Vorposten, als der Obrist Erbprinz von Hohenlohe, von seinem Adjutanten v. Holtzmann begleitet, auf der Runde dorthin kam. Er setzte dem jungen Leutnant die große Wichtigkeit seines Postens auseinander, er ermahnte ihn, denselben ja um jeden Preis zu halten; schon wegreitend wandte er

sich noch einmal um: „Bleiben Sie ja auf Ihrem Posten, ich verlasse mich darauf." Der Leutnant fühlte sich durch das Mißtrauen, das diese vervielfachten Mahnungen enthielten, nicht wenig verletzt: „Sie können sich beruhigen, Durchlaucht, ein preußischer Edelmann hat ebensoviel Mut als ein deutscher Reichsfürst." Und der Prinz mit dem ihm eigentümlichen vornehm ruhigen Wesen: „Kommen Sie, Holtzmann, der Herr wird hitzig."

Endlich hieß es, der König habe eine offensive Bewegung beschlossen. Man marschierte am 15. August nordwärts ab: es gelte weiter hinauf die Elbe zu überschreiten, die linke Flanke des Feindes zu umgehen. Man ging weiter und weiter ins hohe Gebirg, endlich am 26. August in Lauterwasser ward haltgemacht: die Hindernisse seien unübersteiglich; man müsse sich damit begnügen, so lange als möglich in Böhmen zu bleiben. Nun erst recht begann Not und Mangel, Krankheit der Menschen und Tiere, „der höchste Grad von Mißmut und Verzweiflung". Alle Vorstellungen, die man dem höchst übelgelaunten Könige zu machen wagte, waren vergebens. Endlich am 8. September ward eine rückgängige Bewegung gemacht, auf unerträglichen Bergwegen, unter steter Beunruhigung von seiten der leichten Truppen des Feindes, gegen die der Prinz von Preußen mit großer Auszeichnung den Rückzug deckte. Man erreichte am 21. September Schatzlar, die letzte böhmische Stadt; hier blieb der König, während er seine Truppen zum Teil über die Grenze nach Schlesien hinein verlegte.

Die Kaiserlichen hatten indes dem Erbprinzen von Braunschweig gegenüber, der in Oberschlesien stand, bereits Jägerndorf und Zuckmantel besetzt, streiften bis Neiße. Dies bewog den König, von Schatzlar nach Oberschlesien hin zu marschieren. Der Feind wich ihm aus. Im Anfang November bezog man die Grenze entlang auf preußischem Gebiet die Winterquartiere.

Aber man kam nicht zu rechter Ruhe. Die Überlegenheit der leichten Truppen des Feindes zeigte sich in immer kühneren, immer häufigeren Überfällen.

General Wunsch, der in der Grafschaft Glatz kommandierte, sammelte den größten Teil seines Korps, um den Feind in die Gebirge zurückzuwerfen; er hatte zur Deckung die zwei schwachen Bataillone des

Luckschen Regimentes unter Befehl des Generals Prinzen von Hessen-Philippsthal in Habelschwerdt zurückgelassen. Man traf hier allerdings die reglementsmäßigen Vorsichtsmaßregeln, aber auch nicht mehr; am wenigsten mißtraute man den Einwohnern der Stadt, die, um ihren preußischen Eifer zu bezeugen, zur Feier des Krönungstages (18. Januar 1779) einen Ball gaben, zu welchem sie das Offizierkorps einluden. Der Dienst mochte in dieser Ballnacht weniger streng versehen werden, und gerade das war die Absicht der Habelschwerdter. Während man tanzt und zecht, dringen in aller Stille von verschiedenen Seiten zugleich die Kroaten in die Stadt ein, überwältigen die Fahnenwache, nehmen die Fahnen, besetzen die Tore, umstellen den Ballsaal; kaum noch daß ein tapferer Tambour ein paar Straßen entlang Alarm trommelt. Yorck ist unter den wenigen, die hindurchkommen; mit einer Handvoll Leuten, die er zusammengerafft, erreicht er das Freie, eilt gen Glatz. Ein gleichzeitiger Angriff des General Wurmser auf die Festung war mit dem Gefecht bei dem Blockhause von Oberschwedelsdorf abgeschlagen worden.

Die Rückkehr des General Wunsch beugte zwar übleren Folgen jener Nacht vor; aber an dem Regiment Luck haftete die Unehre dieser Schlappe; es hatte seine Fahnen verloren; der größere Teil seiner Offiziere, mehr als die Hälfte der Leute war kriegsgefangen abgeführt. Die höchste Ungnade des Königs war unzweifelhaft. Es ist nicht ersichtlich, ob auch General Luck in Feindes Hand gefallen war; der Waffenstillstand (7. März) nahm die Aussicht, die Scharte auszuwetzen, der bald folgende Teschener Friede brachte die Kriegsgefangenen zurück.

So der erste Feldzug, den Yorck mitmachte. Wie wenig entsprach das Erlebte den hohen Bildern von soldatischem Ruhm und preußischer Waffenehre, die ihn erfüllten. Er gehörte einem Regimente an, das nun ohne Achtung in der Armee war; was half es ihm, daß er persönlich seine Schuldigkeit im besten Sinn getan. Ihn zunächst sollte die Ungnade des Königs gegen sein Regiment treffen.

Die Armee war sehr mißvergnügt aus diesem „Kartoffelkrieg" zurückgekehrt. Immer lassen unglückliche und tatenlose Feldzüge, zumal unter den jüngeren Offizieren, eine bittere Stimmung zurück; sie haben ein Anrecht darauf, daß das Ganze, dem sie ihre Ehre an-

Marie von Yorck

vertrauen und für das sie ihr Leben daranzugeben bereit sind, solcher Hingebung würdig bleibe; ist es anders, so lockern sich die Bande, die den einzelnen fest und sicher hielten. Getäuschte Erwartungen, unbefriedigte Ansprüche, das Gefühl, ohne eigene Schuld doch nichts geleistet zu haben, gegenseitige Vorwürfe oder Spöttereien kommen hinzu, den Mißmut zu steigern und böse Stimmungen zu reizen. Je höher die soldatische Ehre geachtet wird, desto peinlicher werden die Wirkungen hervortreten. Es lag in der Art jener Zeit, daß dieselben nicht wie jetzt auf das Ganze gerichtet und als Abkehr von den Richtungen und Personen, die am Ruder sind, erschienen, sondern sich in der trotzigen Rücksichtslosigkeit des einzelnen in seinem Bereiche — als sogenannte Fähndrichsstreiche Luft machten.

In seine Garnison Braunsberg zurückgekehrt, begann das Luckſche Regiment bald sich höchst lästig zu machen; Übermut gegen die Bürgerlichen, Gelage und nächtlicher Lärm, Duelle, Ausgelassenheiten und Ärgernisse aller Art waren an der Tagesordnung; und der Chef des Regiments, sonst so fest und streng, konnte oder wollte dem Unfug nicht steuern. Die städtische Behörde fand nicht den Mut zu Beschwerden. Die Geistlichkeit des Orts versuchte es mit Strafpredigten, ohne anderen Erfolg als ärgeren Spott; sie wandte sich endlich klagend an den König, aber die Allerhöchste Antwort war mehr als nachsichtig und gab dem Gelächter neue Nahrung. Es blieb in dem Regimente so, bis gegen das Ende des Jahres 1780 General Luck den erbetenen Abschied erhielt und sein Nachfolger Obrist von der Goltz die Zügel der Disziplin straffer anzog.

Yorck war zur Zeit dieser Vorgänge nicht mehr beim Regiment. Ein Vorfall bald nach der Rückkehr in die Garnison hatte über sein Schicksal entschieden.

Nach damaligen Vorstellungen ward die Ehre des Offizierkorps von Geschichten, wie die angedeuteten, nicht berührt; aber es gab Erinnerungen aus der letzten Kampagne, welche bedenklicherer Art waren und die gegenseitigen Neckereien nicht immer harmlos erscheinen ließen. Einmal auf der Parade neckte man sich darüber, was jeder aus dem Feldzuge mitgebracht; war man doch oft genug auf das Plündern angewiesen gewesen. Yorck nahm an diesen Neckereien wenig Anteil; als aber von dem Stabskapitän von Naurath gesagt

wurde, er habe eine Altardecke aus der und der Kirche mitgebracht, warf Yorck dazwischen: „Das ist ja gestohlen."
Der weitere Verlauf dieser Geschichte ist nicht mehr mit Sicherheit anzugeben. Nach der einen Angabe beschwerte sich Naurath bei dem Chef des Regiments, der dann eine Untersuchung gegen Yorck anordnete. Da in dieser Yorck freigesprochen wurde, hätte die Entlassung des Kapitäns notwendig folgen müssen: der König aber, so heißt es, durchstrich das Urteil, indem er die Worte hinzuschrieb: „Geplündert ist nicht gestohlen, Yorck kann sich zum Teufel scheren."
Stammen diese Angaben auch von einem Offizier her, der damals im Luckschen Regiment stand, so sind sie doch schwerlich zuverlässig; wenigstens die weiteren Folgen erklären sich besser aus der anderen Überlieferung, die aus nicht minder naher Quelle stammt.
Allerdings, so sagt dieselbe, war es bekannt, daß Kapitän Naurath im Felde nicht eben reine Hand gehalten; er hätte sich beeilen müssen, den Abschied zu nehmen. Aber er schien die Neckereien, bald die ernsteren Andeutungen seiner Kameraden nicht verstehen zu wollen. Man ließ ihn endlich wissen, daß die Ehre des Offizierkorps nicht länger gestatte, mit ihm zu dienen. Dennoch erschien er, die nächste Wachtparade zu kommandieren. Yorck sollte sie als wachthabender Leutnant führen. Wie Kapitän Naurath antrat und das Kommando begann, kehrte Leutnant Yorck das Sponton zur Erde — und jeder verstand das Zeichen. Sofort ward er abgelöst, der Degen ihm abgenommen, er selbst in Arrest geführt. Er hatte erwartet, daß jeder Leutnant nach ihm, wie verabredet worden, dasselbe tun und so bezeugen werde, daß man mit Kapitän von Naurath nicht mehr dienen könne. Aber schon der nächste Aufgerufene folgte ohne weiteres. Es wurde Kriegsrecht über Yorck gehalten, er wurde schuldig erkannt, zur Kassation und einjähriger Festungsstrafe verurteilt, das Urteil von dem Könige bestätigt.
So beide Erzählungen; möglich, daß die erste Allerhöchste Äußerung wirklich erfolgte, daß Yorck in derselben keineswegs eine Dienstentlassung sah, daß dann erst die Szene in schon formierter Wachtparade folgte.
Genug, er ward auf die Festung abgeführt; die Friedrichsburg, die Zitadelle von Königsberg, ward ihm angewiesen, seine Strafzeit abzusitzen.

— So war denn des eben Zwanzigjährigen militärische Laufbahn mit Kassation beendet; und seine Regimentskameraden dienten weiter mit eben jenem Kapitän, den des Königs Gnade deckte. Es war vielleicht eine Gunst, aber eine bittere, daß Yorck die Strafe eben da absitzen mußte, wo des Vaters Grenadiere den Dienst hatten.

Von Yorck in jener ersten Dienstzeit wird berichtet, daß sein frischer, keck heiterer Sinn, sein in aller Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit sicheres und vornehmes Wesen ihm allgemeine Zuneigung gewonnen habe. Hatte der Feldzug schon ihm mancherlei Enttäuschungen bringen müssen, so konnten die letzten Vorgänge in Braunsberg nur dazu dienen, in dem jugendlichen Gemüt eine Bitterkeit zu wecken, die ein so heftiger Charakter nur um so schärfer ergriff. Solche Naturen sind nicht gemacht, von den Schlägen des Schicksals gebrochen zu werden; eine glückliche Gleichmäßigkeit des Lebenslaufes vernutzt und verwetzt sie; in heftigen inneren und äußeren Erlebnissen, in tiefen Erschütterungen des Gemüts erarbeiten sie die gediegene Schärfe und Härte eigener Art.

In der einsamen Muße seiner Strafzeit wandte sich Yorck vor allem darauf, die Versäumnisse seiner bisherigen Ausbildung nachzuholen. Er mochte sehr bald mit sich einig sein, irgendwo außerhalb Preußens eine militärische Laufbahn zu suchen; vielleicht daß sich die Gelegenheit bot, Großes zu leisten; der Trotz seines Wesens mochte sich darin gefallen, sich eine Zukunft zu denken, in der der Glanz kühn erworbenen Ruhmes seine Rache gegen das Vaterland sein sollte, das ihn verstoßen. Jedenfalls ordnete er seine Studien in diesem Sinne. Er übte das Französische bis zur vollkommenen Geläufigkeit; er las so viel wie möglich kriegsgeschichtliche Bücher; vor allem studierte er die Schriften des Marschalls von Sachsen, wie er denn in späteren Jahren denselben den größten Einfluß auf seine militärische Art zu verdanken bekannte.

Aber war denn keine Möglichkeit, durch des Königs Gnade den Wiedereintritt in die Armee, vielleicht eine Kürzung der Strafzeit zu gewinnen? Es liegt keine ausdrückliche Angabe vor, daß Yorck ein Gnadengesuch eingereicht habe; aus seiner sonstigen Art vermuten wollen, ob er sich dazu überwunden habe oder nicht, würde überflüssig sein. Aber Bemühungen in dieser Richtung sind gemacht worden; ein uns

vorliegendes Atteſt des Generals v. Luck vom 3. Juni 1780 lautet: „Den bey meinem Regiment geſtandenen Leutnant von Jorck, welcher im vorigen Jahre, wegen einiger mit dem Stabscapitain v. Naurath gehabten Händel und dabei vorgefallenen Fehlern gegen die Inſubordination nach der in dieſen Fällen üblichen Strenge des Kriegsrechts cassirt und auf ein Jahr zum Feſtungsarreſt condemnirt worden, attestire hiemit auf Verlangen, daß derſelbe außerdem niemals etwas, ſo einen Officier unanſtändig geweſen, begangen, ſondern ſich vielmehr in den Königlichen Allerhöchſten Dienſt ſowohl als auch ſonſten bei allen Gelegenheiten ſo betragen, daß ich Uhrſache gehabt, von ihn zufrieden zu ſeyn, und zweifle ich gar nicht, daß er dieſen Fehler, welchen er, wie ich vermuthe, aus jugendlicher Uebereilung begangen, künftighin, wenn er nur Gelegenheit dazu hat, wiederum verbeſſern wird."

Die Bemühungen um des Königs Gnade blieben erfolglos. Einen zweiten Verſuch machte der Vater, als die Zeit der Haft zu Ende war, durch ein Alleruntertänigſtes Bittſchreiben. Des Königs Antwort (Potsdam, 8. Februar 1781) lautete: „Mein lieber Capitain von Jork. Ich kann Eurem bei dem Regiment von Goltz geſtandenen Sohn, da derſelbe wider die Subordination gehandelt, und dieſerhalb cassirt worden, auf die in Eurem Schreiben vom 1ſten dieſes für ihn gethane Bitte nicht helfen. Es würde ſolches von nicht guten Folgen ſein. Ich bin inzwiſchen darum nicht weniger Euer wohlaffectionirter König."

Yorcks Entſchluß, Preußen zu verlaſſen und auswärtigen Dienſt zu ſuchen, ſtand feſt. Der preußiſche Offizier wäre ihm Empfehlung genug geweſen, ſogleich irgendwo in der Nähe, im Dienſt der Zarin oder der Republik Polen, im ſächſiſchen oder däniſchen Dienſt ein Unterkommen zu finden; aber ſeine Gedanken gingen weiter hinaus; wie ſollte er nicht ein beſonderes Glück machen wollen?

Es war die Zeit des amerikaniſchen Krieges; England ſtand im Kampf gegen die empörten Kolonien, gegen die Bourbonen von Frankreich und Spanien. In Nordamerika waren allerdings ein paar ehemalige preußiſche Offiziere, unter ihnen Baron Kalb und der ehemalige Adjutant des Königs, Baron von Steuben; man wußte von ihnen, daß ſie nicht ohne Einfluß auf die Organiſation der Truppen ſeien und

daß namentlich Steuben Washingtons Vertrauen habe; auch die glänzende Rolle Lafayettes mochte den Blick dorthin lenken. Wahrscheinlich in letzter Stelle kam es bei Yorck in Betracht, ob die Kolonien ihren Kampf für die Freiheit unternommen hätten oder nicht. — Glänzender wäre englischer Dienst gewesen. Die Traditionen der Familie führten auf England zurück; die großen Kriege, die eben jetzt England führte, gaben Aussicht in Fülle; aber die eigentümliche Kriegsverfassung Englands erschwerte ausländischen Offizieren den unmittelbaren Eintritt ungemein. Man bedurfte der besten Empfehlungen. Der Vetter in London, Dr. Gottlieb Leslie, der Apotheker — seine Mutter war eine Schwester von Yorcks Vater — stand mit der Familie in brieflichem Verkehr; von ihm konnte man wenigstens weitere Nachweise erhalten.

Im Haag war derzeit Ritter Yorke, Bruder von Lord Hardwicke, englischer Gesandter und am Hofe im Haag hochangesehen. Die vielfachen Beziehungen zwischen Preußen und dem Haag — namentlich war die Gemahlin des Prinzen Erbstatthalter eine Nichte des Königs, eine Schwester des Prinzen von Preußen — gaben Aussicht, dorthin Empfehlungen zu erhalten und dann weiter nach England empfohlen zu werden. So war Yorcks ursprünglicher Plan; aber die Dinge gingen ihren Gang, ohne sich um seine Luftschlösser zu kümmern. Mit den letzten Tagen des Jahres 1780 ward das alte Bündnis zwischen England und der Republik durch die englische Kriegserklärung zerrissen. Der Haag blieb in Yorcks Plan freilich als nächstes Ziel; wenn nicht anders, so konnte er sich ja der holländischen Kompagnie „verkaufen".

Aber wie es erreichen? Der Vater hatte nicht die Mittel, ihn auszustatten; die ganze Mitgabe, die er von diesem erhielt, betrug zwanzig Dukaten, und damit war kaum das Reisegeld zu bestreiten. Er selbst besaß nichts — nichts als ein paar schöne Pistolen, ein Geschenk seines Vaters. Sie waren noch in Braunsberg bei einem Kameraden; mit schwerem Herzen entschloß er sich, sie diesem zum Kauf anzubieten. Man wußte dort schon sein Vorhaben; jener Kamerad sah wohl, was Yorck zum Verkauf des ihm so werten Besitzes bestimmte. Er machte den Vorschlag, die Pistolen, die gewiß jeder so gern wie er selbst als ein Andenken an Yorck besitzen werde, unter dessen näheren Bekann-

ten auszuspielen. Es geschah; der Stabsoffizier, der sie gewann, übersandte sie mit dem Erlös von 150 Talern als Geschenk an Yorck, mit der Bitte, sie als Andenken an seine Braunsberger Freunde mit in die Welt hinaus zu nehmen.

So war für den nächsten Bedarf gesorgt. Bereits hatte Yorck das Attest seines ehemaligen Chefs; ein zweites Attest von seiten des Regiments bezeugte ihm, „daß er sich, des von ihm wider die Subordination begangenen Vergehens, weshalb er vom Regiment kassiert werden müssen, nicht zu gedenken, übrigens jederzeit gut aufgeführt und als ein tapferer Offizier bezeiget hat." An besonderen Empfehlungen fehlte es nicht. Unter diesen die des Leutnant von Hogendorp in Königsberg an seine Familie, eine der angesehensten in Holland; namentlich der Graf Hogendorp in Rotterdam, an der Spitze des Rates der Admiralität in der Maas, konnte im hohen Maße nützlich werden. Durch irgendwelche Fürsprache war auch der Prinz von Preußen bewogen worden, seiner Schwester, der Erbstatthalterin, Yorck bestens zu empfehlen, der vielleicht Gelegenheit gehabt hatte, bei des Prinzen schönem Rückzuge von Lauterwasser im September 1778 dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein drittes Empfehlungsschreiben vom Obrist Schellenbeek, Luckschen Regiments, liegt uns vor, leider ohne Benennung des Generals, an den es gerichtet ist: es nennt Yorck un Officier plein d'honneur et d'ambition; es fügt hinzu: allgemein werde jener Vorfall bedauert, um so mehr, da Yorck ein junger Mann sei, der sich im Kriege sehr brav geschlagen habe und in jeder Weise brauchbar sei. Der Schreiber bittet den Freund, bei Hofe seinen Einfluß für Yorck zu verwenden, von dem er wohl sagen könne, daß er sein Handwerk verstehe, und für den sich eine Stellung als Adjutant besonders eigne, da er den Dienst in höchster Vollkommenheit verstehe.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, auch ein Reisepaß von General von Stutterheim, dem Generalgouverneur für Preußen, (s. d. 26. April 1781) besorgt. In den ersten Tagen des Mai verließ Yorck das Vaterland.

Er ging von Pillau zu Schiff nach Kopenhagen. Es währte ein paar Tage, ehe sich ein anderes Schiff zur Weiterreise fand.

Drittes Kapitel

Der holländische Dienst

Amsterdam war damals noch in der ganzen Herrlichkeit einer Weltstadt, der Mittelpunkt des wenn nicht größten, so doch bei weitem reichsten Kolonialgebietes, das es gab. Die Friedenspolitik, auf welche die einst so streitbare Republik sich allmählich zurückgezogen hatte, war freilich der Machtbedeutung derselben in Europa in hohem Maße verderblich gewesen; aber Handel und Reichtum waren nur um so üppiger aufgeblüht, und während das emporstrebende England alle seine Kräfte in immer neuen kriegerischen Anspannungen zu erschöpfen schien, hatten die Bürger der Republik in dem satten Behagen unermeßlichen Reichtums sich wohl gefühlt. Der amerikanische Krieg selbst, der England mit dem ungeheuersten Verlust bedrohte, schien nur dazu angetan, den Gewinn der niederländischen Kauffahrtei um alle die Vorteile, die die kriegführenden Flaggen einbüßten, zu mehren. Freilich, die Republik hatte die Mittel, im Augenblick der Gefahr sich zu schützen, versäumt. Der Beitritt zur Seeneutralität der nordischen Mächte, welcher das Versäumte ersetzen sollte, beschleunigte nur den Ausbruch der Gefahr. Die Kriegserklärung Englands im Dezember 1780 traf sie ungerüstet, gleich die ersten Monate der eröffneten Feindseligkeiten brachten den Niederlanden ungeheure Verluste. Aber es waren die ersten Schläge, und der Reichtum dieses wunderbaren Landes schien viel zu fest und tief begründet, als daß er deren nicht ganz andere auszuhalten hätte fähig scheinen sollen. Die Pracht, Üppigkeit und Behaglichkeit des holländischen Lebens war noch in nichts verändert; nur den vaterländischen Geist, den nationalen Stolz, den kriegerischen Sinn der Väter schien die Gefahr aus langem Schlummer zu wecken.

Die ersten Eindrücke, die das damalige Amsterdam mit seiner Opulenz, mit seinem unermeßlichen Getreibe auf Kanälen, Straßen und Plätzen, seinen unzähligen Schiffen, Karossen und Portechaisen, dem Zusammenfluß von Fremden aus allen Ländern Europas, ja aus den andern Weltteilen, auf jeden Reisenden machte, mußten um so größer sein, wenn man wie Yorck noch nichts Größeres gesehen hatte, als den Verkehr von Königsberg und die langweilige Pracht der Ko-

penhagener Schlösser. Er selbst erzählte in späteren Jahren gern davon, wie förmlich benommen er hier zuerst gewesen sei. Man habe ihm gesagt: daß er in den größten Gasthäusern am billigsten leben und daß es auch zu seiner Empfehlung gereichen werde, dort einzukehren; für einen Kavalier gehe es nicht anders. So habe er sich denn nach dem besten Gasthause erkundigt und sei dort eingekehrt. Freilich bei seiner schon schwindenden Kasse sei ihm etwas bedenklich geworden, als er dort eingetreten; marmorne Treppen, mit weichen Fußteppichen belegt, goldener Zierat an den Wänden, seidene Vorhänge vor den Fenstern, mehr als fürstliche Pracht in den Zimmern. Er habe mit Seufzern an den Preis des Tisches gedacht, der solcher Pracht entsprechen werde; er sei ausgegangen, um sich ein paar Semmeln zu kaufen, habe sich zu Bette gelegt; als dann der Marqueur gekommen sei, zu fragen, was der Herr zu Abend befehle, habe er geantwortet, er sei leidend und wünsche nur Tee. Zu diesem habe er dann seine Semmeln mit großem Appetit verzehrt, in der Hoffnung, den nicht unbedeutenden Rest desselben zu verschlafen. Am andern Morgen habe er seine Rechnung erhalten, und siehe da, sie habe für Abendessen einen Dukaten betragen. Er habe mit möglichst ruhiger Miene bemerkt, das müsse wohl ein Irrtum sein, da er nur Tee genommen. Darauf habe er denn hören müssen, daß in diesem Hause das der Preis des Abendessens sei, gleichgültig, was er dafür verzehre. Da habe er denn allerdings, solange er noch dort geblieben, um so tapferer zur Nacht gegessen.

Er beeilte sich, seine Empfehlungen zunächst in Amsterdam, dann in Rotterdam und im Haag abzugeben. Namentlich am Hofe fand er eine sehr gnädige Aufnahme und die gütigsten Zusicherungen.

Freilich zunächst auch nicht mehr. Seine eigene Angelegenheit ließ ihn bereits einen Blick in die Verhältnisse dieses eigentümlichen Staatswesens tun, dem er hinfort angehören sollte.

Wie war da alles vollkommen anders als in der preußischen Heimat. Es herrschte hier nicht etwa ein Fürst mit fester und ausschließlicher Selbstherrlichkeit; seit dem Beginn des englischen Krieges war der alte Gegensatz der Staaten gegen den Erbstatthalter, der republikanischen gegen die monarchischen Elemente der Verfassung auf das lebhafteste in den Vordergrund getreten; der Krieg hatte plötzlich

alle Schäden des Staates offen gelegt, aber statt sie an ihrer Wurzel, der Unbehilflichkeit der Verfassung und dem engherzigen Partikularismus der einzelnen Provinzen und Städte, zu erfassen, begann die öffentliche Meinung, verwirrt und gestachelt zugleich durch eine ebenso boshafte wie populäre Presse, alle Schuld auf die Nachlässigkeit, die falsche Politik, die selbstsüchtigen Bestrebungen der vollziehenden Gewalt zu wälzen.

Kurz vor Yorcks Ankunft hatte der Zwiespalt der Richtungen zu einem ernsten Zerwürfnis geführt. Allerdings war die Land- und Seemacht der Republik in hohem Grade vernachlässigt, aber mitnichten durch den bösen Willen des Statthalters. Seit Jahren schon hatte er bei den Hochmögenden Herren auf diese Mißstände aufmerksam gemacht und angemessene Bewilligungen beantragt; aber teils Eifersucht und Mißtrauen des „Souverän", teils die krämerhafte Sparsamkeit der einzelnen Staaten hatte alle Bemühungen vergeblich gemacht. Und weder die Machtbefugnis der Statthalterschaft noch die Persönlichkeit Wilhelms V. war dazu angetan, das Notwendige durchzusetzen. Die enge Verbindung mit der schon überragenden Macht Englands, wie sie die Überlieferungen des oranischen Hauses empfahlen, hatte bisher die Folgen jener Mißstände zu verhüten geschienen: dieser Zuversicht verdankte man jetzt die völlige Wehrlosigkeit. Nur um so heftiger regten die Verluste auf, die man von der englischen Seemacht erlitt; nur um so beifälliger ward die Opposition der Patrioten aufgenommen, die in der persönlichen Politik des Fürsten Statthalters den Grund alles Unglücks sah. Amsterdam war der Mittelpunkt dieser heftigen Bewegung, die seitens der französischen Diplomatie eifrigst geschürt wurde. Man verbreitete die Meinung, daß besonders der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, einst Erzieher, dann vertrautester Ratgeber des Prinzen Statthalter, dessen Beziehungen zu England vermittelt habe und noch vermittele; daß die Wehrlosigkeit des Landes, namentlich zur See, seine Schuld, ja systematisch von ihm erhalten sei, um die Niederlande dauernd dem Interesse Englands folgen zu machen; daß kein Heil für die Republik sei, solange diese Richtung im Rate des Fürsten Statthalter das Übergewicht habe; man glaubte vor allem den Herzog aus der Nähe des Prinzen entfernen, denselben mit andern Ratgebern umgeben zu müssen.

Im Mai 1781 ward in den Staaten von Holland von den Abgeordneten für Amsterdam „namens ihrer Oberen" ein Antrag in dem angegebenen Sinne gemacht: engste Verbindung mit Frankreich, Entfernung derjenigen Übelstände, welche die Tätigkeit bisher gelähmt hätten, Berufung einiger weniger Herren durch die Stände, um dem Fürsten Statthalter mit ihrem Rat zur Seite zu sein. Da dieser Antrag in den Staaten von Holland als wider die Verfassung abgewiesen wurde, erschienen die Bürgermeister von Amsterdam bei dem Fürsten Statthalter, „namens dieser wichtigen und sehr volkreichen Stadt" eben jene Anträge zu wiederholen, freilich in den ehrerbietigsten Formeln der Anhänglichkeit und des Vertrauens gegen den Fürsten, der Hochachtung für den Herzog; aber der Haß und Widerwille der Nation gegen den Herzog sei zu solcher Höhe gestiegen, daß die verdrießlichsten Folgen daraus für die öffentliche Ruhe zu erwarten seien; man könne Seiner Hoheit versichern und möchte Sie warnen, daß Sie selbst wohl einmal der Gegenstand von Verachtung und Mißtrauen beim gemeinen Mann werden könnten, anstatt der würdige Gegenstand der Liebe und Hochachtung bei dem Volke und dessen Regenten, den Herren Staaten, zu sein und zu bleiben. Der Fürst Statthalter entgegnete ihnen mit Würde und Entschiedenheit; er veranlaßte den Herzog, dem er die Eingabe des Rates von Amsterdam mitteilte, bei den Generalstaaten eine Beschwerde einzugeben und Genugtuung zu fordern. Freilich ein weiter Weg; denn die Hochmögenden hatten nun vorerst bei ihren Prinzipalen, den Provinzen, vorzufragen, und diese wieder in ihren Ständen zu beraten, was nun geschehen solle. Aber es erfolgte endlich eine für den Herzog Feldmarschall höchst ehrenvolle Erklärung, nur daß sie mitnichten das gestörte Vertrauen herstellte und die mangelnde Energie ersetzte.

Diese Vorgänge, so sehr sie die Amsterdamer Magistratur bloßstellten, verfehlten nicht, der wachsenden Aufregung Nahrung zu geben. Es häuften sich die Libelle und Pasquille; es wuchs die Klage, daß der Statthalter die Landmacht zu vermehren trachte und mit ausländischen Offizieren überfülle, um demnächst die Armee gegen die Patrioten zu gebrauchen; es wurden Stimmen laut, daß man dem Statthalter das ihm als Generalkapitän und Generaladmiral zustehende

Recht der Anstellungen entziehen und dasselbe dem Souverän zurückgeben müsse usw.

Es konnte nicht fehlen, daß Yorck, wie sehr er sich auch in den Kreisen der Kavaliere halten mochte, von diesen politischen Dingen Notiz nahm; dieser Lärm der Presse, dieser Wirrwarr der Parteiumtriebe und Kompetenzkonflikte, diese hochmütige Selbstgefälligkeit und Selbstsucht regierender Magistraturen und kaufmännischer Souveräne, diese wirre Weitläuftigkeit und juristisch schwerfällige Kleinmeisterei in Dingen, die raschen Entschluß und sichres Handeln forderten, — das waren Eindrücke, die dem politischen Urteil eines auf das Wesentliche und Zweckmäßige gewandten Kopfes wohl eine sehr bestimmte Richtung zu geben geeignet waren. Hatte er in der Heimat gesehen, wie eine feste und energisch geübte Autorität mit mäßigen Mitteln einen Staat zu stolzer Selbständigkeit zu erheben vermocht habe, so sah er hier, wie die Freiheit auch die größten Kräfte lähme, unermeßliche Hilfsmittel vergeude, durch Mißtrauen, Selbstsucht und neidische Aufgeblasenheit sich selber zu schützen versäume und verlerne. Es mochte ihm entgehen, daß die Schuld hier und das Verdienst dort in anderen Momenten lag, als denen, die zunächst ins Auge fielen.

Allerdings war Yorck bei Hofe sehr gnädig aufgenommen worden; aber der Statthalter nahm Anstand, ihm, dem Ausländer, eben jetzt eine Anstellung in der Armee zu geben; er vertröstete ihn auf die nächste Kompagnie, die vakant werden würde.

Wenigstens nicht länger müßig liegen wollte Yorck; es bot sich ihm Gelegenheit, ein für ihn neues Kriegsunternehmen mitzumachen.

Die Engländer hatten, wie sie den Krieg erklärt, sich mit ihrer ganzen Überlegenheit auf die Kauffahrtei der Niederlande gestürzt. Unzählige Handelsschiffe waren aufgebracht, kaum daß ein oder das andere Kriegsschiff der Republik sich in See zu zeigen wagte. Hunderte von Kauffahrern lagen segelfertig in den Häfen oder harrten in der Fremde einer schützenden Flotte, sie heimzugeleiten; die Versendungen nach allen Richtungen hin stockten. Schon seit dem März hatte die ostindische Kompagnie und die Kaufmannschaft von Amsterdam dringend angetragen, ein Konvoy für die nach Norwegen und der Ostsee bestimmte Kauffahrtei zu bestellen. Mit der äußersten Anstrengung war es gelungen, eine hinreichende Zahl von Kriegsschiffen so

weit instand zu setzen, daß sie mit dem Ausgang des Juli in See gehen konnten.

Kapitän Kinsbergen, der das größte Schiff dieser Eskadre, den Admiral General von 74 Kanonen, führen sollte, hatte Yorck kennen gelernt und liebgewonnen; er forderte ihn auf, die Expedition mitzumachen, vielleicht werde sie ihm Gelegenheit geben, sich ein Seegefecht mit anzusehen. Yorck ging mit Freuden darauf ein.

Am 20. Juli segelte die Flotte unter Befehl des Schout by Nacht Zoutman auf dem Admiral Ruyter mit 64 Kanonen von Texel aus. Sie hielt sich die nächsten Tage an der Küste, um noch einige Schiffe zu erwarten, die auf der Reede von Vlieland zu ihr stoßen sollten. Am 1. August ging die ganze Eskadre nordwärts in See, sieben schwere Schiffe von 40 und mehr Kanonen, fünf Fregatten von 36 und drei Kutter von 24 Kanonen, endlich fünf Advisjachten und Ausleger; im Geleit dieser Schiffe siebzig Kauffahrer. Die Eskadre segelte in zwei Kommandos, von denen das eine unter Zoutman, aus vier schweren Schiffen und fünf Fregatten bestehend, bei diesen Kauffahrern blieb, das andere unter Kapitän Kinsbergen einige Ostindienfahrer, die in norwegische Häfen eingelaufen waren, abzuholen bestimmt war.

Am 5. August, einem Sonntag, bei Tagesanbruch, als man sich in der Gegend der Doggersbank befand, sah man etwa drei Seemeilen in Nordosten entfernt eine große Flotte in vollen Segeln. Der Wind war nordost. Der Kommandierende signalisierte sofort die Vorbereitungen zu einem Gefechte; während die Kauffahrer, von einer Fregatte, einem Kutter und den kleineren Schiffen geleitet, sich entfernten, legten die übrigen Schiffe, sämtlich Zweidecker, nach Nordosten, um sich in Reihe hintereinander auf Kabeltaulänge zu rangieren. Der Kutter Ajax, geführt von Kapitän Graf Walderen, der die Spitze der Eskadre gehabt und zum Rekognoszieren voraufgegangen war, brachte jetzt die Meldung, daß man eine englische Flotte von sieben schweren Schiffen, vier Fregatten, einem Kutter vor sich habe, welche Kauffahrer aus dem Sund, etwa hundert Schiffe, geleiteten. Die feindliche Flotte kam näher, um 7 Uhr zeigte sie ihre Flagge, und, indem sie ihre Kauffahrer mit dem Winde gehen, ihre Fregatten sich zur Jagd auf die holländischen Kauffahrer anschicken ließ, ging die Hauptstärke der Eskadre in Schlachtordnung.

Es begannen die Manöver beider Flotten sich zu nähern. Beide legten gen Südosten um, der Engländer blieb über dem Winde; er hatte einen Dreidecker, er war offenbar an Kanonen stärker.
Yorck befand sich auf dem General Admiral, zwischen der Argo, Kapitän Staring von 40 Kanonen, und dem Erbprinzen, Kapitän Braak von 54 Kanonen, der die linke Flanke schloß. Kapitän Kinsbergen versammelte seine Leute auf dem Verdeck und hielt ihnen „mit erstaunlicher Gelassenheit" eine kurze Seemannsansprache. Die Burschе brannten vor Lust, sich mit dem Englischmann zu messen, sie verschworen sich, solange noch ein Atem in ihnen sei, zu kämpfen.
In fürchterlicher Stille, wie ein Bericht sagt, näherten sich die Linien; man war keinen Flintenschuß weit voneinander, und noch immer Schweigen. Schon erkannte man die Gesichter drüben; da endlich — es war acht Uhr — hißte der Admiral Ruyter die Flagge, das Signal zum Gefecht, und in den Jubel von allen Schiffen mischte sich der Donner der ersten Lagen.
Dem Admiral General lag ein 74 Kanonenschiff gegenüber. Es währte nicht lange, so stürzte dessen Besanmast, man sah es wie flügellahm wenden und aus der Reihe gehen; es mußte noch das Feuer des Erbprinzen passieren, gewann schwer beschädigt das Weite. Indes war die Argo im heftigen Gefecht; sie schlug sich mit ihren 44 Kanonen gegen die doppelte Zahl Feuerschlünde des Berwick; sie hatte ihm die Fockmaststange zerschmettert, aber die Übermacht des Dreideckers drohte sie zu erdrücken. Der General Admiral kam ihr zu Hilfe, vereinte sein rasches Feuer mit dem der Argo, und der Berwick wich. Schon eilten drei Schiffe heran, sich in die Lücke der Linie zu drängen; der General Admiral gewann noch eben Zeit, auf seinen Posten zurückzukehren. Das feindliche Admiralschiff Fortitude begann den Kampf mit ihm, bald schlossen sich die beiden anderen Schiffe an; jetzt galt es die äußersten Anstrengungen. Und sie wurden gemacht; die wachsende Wut der braven Burschе war kaum zu zügeln, was sie von losem Eisenwerk fanden, pfropften sie mit in die Kanonen. Es gelang, der Fortitude die Bramstange vom großen Mast und die große Raa zu zerstören; sie legte schon stark nach Steuerbord über; sie setzte endlich die Segel auf und ging aus dem Gefecht; die beiden anderen Schiffe, das eine so beschädigt, daß es sinken zu müssen schien,

folgten, dann auch die übrigen Schiffe der Reihe nach. Da war des Jubels kein Ende. Die Bursche steckten die Köpfe zu den Kanonenluken hinaus, dem Feind ein Huzzah nachzuschreien, andere stiegen auf die Masten, mit geschwungenem Säbel den Engliſchmann herauszufordern.

Noch wehte die Signalflagge „Gefecht" am hohen Mast des Admiral Ruyter. Man erwartete, daß der Feind von neuem sich rangieren und den Kampf fortsetzen werde; man erwartete ihn eine halbe Stunde lang. Er kam nicht. Um 1 Uhr ward das Signal eingezogen. Man war außerstande zu verfolgen. Dem General Admiral war, wie ein Brief vom Bord des Schiffes am 7. August sagt, der große Mast fast zum Brechen zerschossen, das Bugspriet, das Klüverholz in Stücken, die große Raa zerschmettert, das Tauwerk zerrissen. Ähnlich mitgenommen waren die übrigen Schiffe, meist außerstande, zu manövrieren; die Argo hatte so schwere Grundschüsse, daß sie sich nur mühsam mit Pumpen über Wasser hielt, der Holland war dem Sinken nah, sank wirklich in dem schweren Gewitter der nächsten Nacht. Man mußte, um die Schäden auszubessern, in die heimischen Häfen zurück. Aber man hatte das stolze Gefühl, den alten Ruhm der holländischen Flagge glänzend bewährt zu haben. Es war, wie der Bericht des feindlichen Admirals Parker angab, mit der größten Tapferkeit von beiden Seiten gekämpft worden. Der Ruhm des Tages gebührte der kalten und kühnen Energie des Kapitän Kinsbergen und der tapferen Mannschaft des General Admiral. Das Schiff hatte in den viertehalb Stunden des Gefechts nicht weniger als 1054 Kugeln, 3800 pfündige Schrotsäcke, 700 Pfund eingenähte Flintenkugeln verschossen.

Da vorauszusehen war, daß die Menge dringender Geschäfte die Absendung des offiziellen Berichtes noch verzögern würde — er wurde in der Tat erst am Dienstag den 7. mit dem Kutter Ajax, Kapitän Graf Walderen, abgesandt — so machte Kapitän Kinsbergen noch am Tage des Gefechtes Yorck den Vorschlag, auf einem der großen Böte zurückzusegeln, um die erste Kunde von dem Gefecht an Sr. Durchlaucht Hoheit zu überbringen. Mit Freuden unterzog er sich einem so ehrenvollen Auftrage.

Freilich die nächste Nacht mit ihrem schweren Gewittersturm drohte dem offenen Seeboot den Untergang, aber nur um so hastiger jagte

es vor dem Winde daher; am Mittwoch landete Yorck im Helder, am Donnerstag abend erreichte er den Haag. Die fürstlichen Herrschaften waren im Theater; der Prinz Statthalter ließ das Spiel unterbrechen und Yorck von der Bühne aus die Meldung wiederholen, die Erzählung des glorreichen Gefechts hinzufügen. Immer neuer Jubelruf unterbrach ihn.

Derselbe Jubel, nur noch lauter und stolzer, durchhallte die ganze Republik. Der Tag von der Doggersbank entzündete ein Hochgefühl, eine Rüstigkeit und Zuversicht des Handelns in allen Ständen, in allen kleinen und kleinsten Orten des Landes, wie sie eben doch nur da möglich ist, wo sich alle als lebendige Glieder des Gemeinwesens fühlen und nicht erst von der Weisung der Obrigkeit erwarten, was sie tun und meinen sollen.

Dann der festliche Empfang der heimkehrenden „Doggersbankischen Helden", die Belohnungen und Auszeichnungen, die Bestattung des an seinen Wunden gestorbenen Kapitäns Baron Bentink; Medaillen auf sein Gedächtnis; von seinem Tode, von der ganzen Schlacht, vom tapferen Zoutman und Held Kinsbergen Bilder, Gesänge, immer neue Erzählungen: — wie anders dieser Dank eines freien Volkes, als jene kalte und traurige Heimkehr aus dem Feldzuge von 1779.

— Auch Yorck hatte seinen Gewinn aus diesen Vorgängen. Zum Dank für seine Botschaft gab der Fürst Statthalter ihm eine Kompagnie seiner Garde. Die Erbstatthalterin fügte in zuvorkommender Güte „zur Beihilfe für die kostbare Equipierung" eine Rolle Dukaten hinzu.

Und damit hatten die Verlegenheiten für Yorck, die schon sehr peinlich zu werden begannen, vorerst ein Ende. Denn allerdings, sein Geld aus der Heimat war längst aufgebraucht. Das Leben am Hofe, die unter den Kavalieren herrschende Üppigkeit, das hohe Spiel, dem er sich nur zu gern hingab, nicht bloß, weil es zum Ton gehörte, seine Art, der Ehre des Standes, wie man es nannte, auch nicht das Geringste zu vergeben, das alles hatte ihn bereits arg in Schulden verwickelt; und wenn nicht jene Wendung seines Glückes kam, sah er den Augenblick nahe, wo er die bedenklichen Wege eines Aventuriers, wie es deren in jener Zeit so viele gab, hätte suchen müssen.

Für Charaktere wie Yorcks, voll Phantasie, Leidenschaft, Kühnheit ist die größte Gefahr die, daß ihre reiche Begabung, der festen Fassung entbehrend, die ein erkanntes höheres Ziel oder das adelnde Bewußtsein einer Pflicht gewährt, sich selbst zerstöre. Für Yorck war mit seiner Kassation daheim mehr als seine äußere Stellung zusammengebrochen; dort hatte ihn die Treue gegen den Monarchen, die Pflicht seines Berufs, die Gemeinsamkeit seines Standes gehalten. Man erkennt wohl, wie das Edlere in ihm darnach drängt, neue Bindungen zu suchen, sich in Dankbarkeit und Treue dem fürstlichen Paar verpflichtet zu fühlen. Aber die Art des Lebens hier, die Verschwendungen des Hoflebens, immer neue Verlegenheiten lassen ihn nicht zur Ruhe kommen; die Langweile eines höfischen und wenig militärischen Dienstes ist die Rechtfertigung, die er vor sich selber geltend machen kann. Er verkauft seine Kompagnie, er deckt mit dem Ertrag seine Schulden. Eben jetzt bietet sich Anlaß, eine andere Karriere zu machen, ganz besondere Dinge zu erleben und zu leisten. Mit solchen blendenden Bildern mochte er es vor sich selbst beschönigen, wenn er sich nun doch „der Compagnie verkaufte".

Während die Republik noch weit davon entfernt war, die von seiten Frankreichs lebhaft gewünschte Allianz abzuschließen, hatte die ostindische Kompagnie, durch die Gefahr, die ihren indischen Besitzungen und dem Kap drohte, bestimmt, bereits im Sommer 1781 einen Traktat in Paris abgeschlossen, nach welchem auf ihre Kosten mehrere Schiffe in Frankreich ausgerüstet, auch zum Dienst auf dem Kap und Ceylon ein neu zu errichtendes Regiment im Hafen l'Orient eingeschifft werden sollte. Der Schweizer v. Meuron hatte die Bildung dieses Regiments übernommen, und Yorck entschloß sich, als Kapitän in dasselbe einzutreten. Das Patent für Mr. Louis d'York ist in Paris ausgestellt und datiert „den 1. Juni 1781".

Sowohl die Schiffsrüstung wie die Bildung des Regiments kostete längere Zeit, als man erwartet haben mochte. Nach wenig erfolgreichen Werbeversuchen am Niederrhein erhielt Yorck den Auftrag, sich nach Paris zu begeben, um Waffen und Montierung für das Regiment anzuschaffen, während andere Offiziere namentlich in der Schweiz die Werbungen fortsetzten.

Yorck war mehrere Monate in Paris; nicht bloß alle Reize des Le-

bens, der höchsten Bildung, der auserlesensten Geselligkeit boten sich hier dem für Glanz, Genuß und Geist gleich empfänglichen jungen Manne dar. Es war die Zeit, wo die Geburt eines Dauphin Frankreich entzückte, wo in dem Seekrieg mit England der alte Adel Frankreichs, die Suffren, Bouillé, de la Touche, la Motte Piquet, neue Lorbeeren erwarben, die Stände der Provinzen in Darbringungen für eben diesen Krieg wetteiferten. Es war noch einmal das alte Frankreich, das so bald völlig zusammenbrechen sollte, in vollem Glanz. So sah es Yorck; bis in sein spätes Alter sind ihm die Eindrücke dieser Monate besonders lebendig geblieben; vor allem war und blieb das große Theater Gegenstand seiner Bewunderung, und erzählend davon geschah es ihm wohl, daß er aufsprang und ganze Szenen aus dem Cinna, dem Mahomed, in der Art, wie er sie in jenen jungen Jahren hatte vortragen hören, rezitierte.

Gegen Ende des Juni 1782 waren die Werbungen Meurons beendet und die Leute in der Gegend von la Rochelle versammelt; sie sollten dort eingeschifft werden, um demnächst mit einem zahlreichen Konvoy in See zu gehen, zu dem sich, um gegen die große Flotte des Admirals Howe gesichert zu sein, die nach Amerika und nach dem Kap und Ostindien bestimmten Schiffe für den ersten Teil des Weges vereinigen sollten.

Erst Ende des Juli wurden die Truppen eingeschifft, die Offiziere und 800 Mann kamen auf den Fier, der Rest, 200 Mann, auf zwei kleinere Schiffe.

Aber zur Abfahrt kam es noch nicht. Hunderte von Kauffahrern und mehrere Kriegsschiffe warteten der Ankunft des Protekteur mit dem Admiral der Flotte, de la Motte Piquet. Zwischendurch trat in der Nacht des 8. August ein so furchtbares Sturmwetter ein, daß mehr als eins der Schiffe strandete, die Masten kappen mußte, leck wurde. Das gab neuen Aufenthalt. Dann wieder ließ der Nordostwind auf sich warten, mit dem man allein die Reede der Insel Aix verlassen kann.

Endlich am 2. September morgens 4 Uhr ward auf dem Protekteur das Signal gegeben, sich fertig zu halten; um 6 Uhr folgte das zweite Signal und nun ging das ganze Geschwader, vier Linienschiffe, fünf Fregatten, mehrere Korvetten und Kutter und nah an dreihundert Kauffahrer, in See.

Man hatte die spanische Küste vorüber ruhige Fahrt. Nur die große Zahl der Schiffe, die beieinander gehalten werden mußten, hielt die besseren Segler auf, um der schlechteren Schiffe willen. Der Kapitän des Fier machte daher dem Regiment den Vorschlag, die Fahrt auf eigene Hand fortzusetzen, man werde dann in der halben Zeit, höchstens zehn Wochen, am Kap sein können; Obrist von Meuron wies es von der Hand.

Als man der Küste von Portugal gegenüber war, begannen die Aquinoktialstürme. „Ein starker Südost," sagt der Reisebericht eines Offiziers vom Regiment, „war der Vorläufer derselben, der die See so außerordentlich auftrieb, daß die größten Schiffe wie Bälle umhergeworfen wurden." Dann folgten 19 furchtbare Sturmtage, jeder Augenblick schien den Untergang zu bringen. Und zwischendurch waren gerade in diesem tollen Wetter die englischen Kaper am ärgsten hinter den Kauffahrern her; zwei solcher Kaper von 24 Kanonen wurden glücklich aufgebracht. Als endlich der Sturm sich legte, sammelte die Flotte sich wieder, und nur elf Kauffahrer waren verloren.

Dann nach dem Sturm rasch wechselndes Wetter, dicke Luft, viel Regen, heftige Windstöße; es gab viel Kranke, so daß man, wie der Reisebericht sagt, fast alle Tage einige Tote den Fischen zur Speise über Bord werfen mußte.

Am 20. Oktober, als man den 35. Gr. nördl. Br. erreicht, gab der Protekteur das Signal zur Trennung der Flotte. Er selbst ging mit dem größeren Teil derselben westwärts. Die nach dem Kap bestimmten Schiffe, siebzehn an der Zahl, unter Führung der Fregatte Hermione, hielten an auf Teneriffa, um dort frischen Proviant einzunehmen. Am 8. Oktober warfen sie auf der Reede von St. Cruz Anker.

Man hatte dort herrliche acht Tage. Obrist Meuron mit seinen Offizieren wurde von der Garnison der Insel sowie von den vornehmsten Häusern auf das verbindlichste aufgenommen; Tag für Tag gab es Feste, Bälle, Gelage, Spazierfahrten nach den schönsten Landhäusern, wo gerade Weinlese war; vor allem gefiel es, wenn an den stillen, kühlen Abenden unter Orangen und Weinlauben die schönen Spanierinnen „mit schwarzen Augen und ungepudertem Haar, das sie ganz natürlich tragen", zur Guitarre ihre graziösen Tänze aufführten.

Am 16. Oktober ging man wieder an Bord, am 17. in See. In wenigen Tagen erfolgte Windstille mit außerordentlicher Hitze, sie währte ungewöhnlich lange. Dann wieder ein paar Tage gute Fahrt und wieder Windstille. Der Kapitän des Fier erklärte, er sei nicht mit Lebensmitteln auf eine so ungewöhnliche Verzögerung eingerichtet. Der Obrist überzeugte sich von dem Hinschwinden der Vorräte; wie sollte man die tausend Menschen an Bord bis zum Kap hinfüttern! Man setzte die täglichen Portionen auf die Hälfte herab; die schon einreißende widerliche Schiffskrankheit, der Scharbock, nahm rasch zu; man hatte endlich 230 Kranke an Bord. Es blieb kein anderer Ausweg, als sich an die anderen Schiffe des Geschwaders um Beihilfe zu wenden. Obrist Meuron begab sich an Bord der Hermione, stellte die üble Lage der Truppen vor, bat um schleunige Abhilfe. Die Kapitäns der sämtlichen Schiffe wurden nach der Hermione gerufen, es wurde die Angabe ihrer Vorräte aufgenommen, es wurde alles, was sie irgend entbehren konnten, dem Fier überwiesen. „Also ein großes Glück," sagt der Reisebericht, „daß wir die Flotte nicht verlassen, ansonsten wir, da wir die nämliche Windstille bekommen hätten, dem greulichsten und schrecklichsten aller Schicksale, einer Hungersnot, nicht ohne die besondere Fügung Gottes entgangen sein würden."

Am 13. Dezember passierte man die Linie, am 4. Januar den Wendekreis. Eine ungemein langweilige Fahrt; man mußte sich so gut wie möglich mit Fischfang und Schachspiel unterhalten. Von soldatischer Zucht war eben auch nicht die Rede; genug, wenn sich die Leute leidlich miteinander vertrugen.

Endlich am 6. Februar 1783 sah man den wunderlich abgeflachten Berg des Kaps sich über den Horizont erheben. Am andern Morgen fuhr man in den Hafen der Kapstadt ein. Das Regiment Meuron, nach den Verlusten auf der Seereise noch 850 Mann stark, hielt seinen feierlichen Einzug.

Die Verhältnisse der Kapkolonie in jener Zeit sind aus der anziehenden, wenn auch nicht immer korrekten Schilderung des berühmten Le Vaillant bekannt, der vom Frühling 1781 bis zum Sommer 1784 das Land durchreiste. Allerdings war unmittelbar nach der englischen Kriegserklärung die Kolonie in großer Gefahr gewesen, von den Eng-

ländern durch einen Handstreich genommen zu werden; es lag damals nur das alte Kompagnie-Bataillon Grenadiere Gordon von 400 Mann dort, die Batterien waren verfallen und fast ohne Geschütz. Der Admiral Suffren war nach dem Seetreffen von St. Jago (16. April 1781) nach dem Kap geeilt, hatte dort für den ersten Bedarf das Regiment Pondichery ans Land gesetzt und Befehl gegeben, schleunigst die Batterien zu erneuen, neue Verschanzungen aufzuwerfen, die Kolonisten zu bewaffnen; nur mit Mühe hinderte Obrist Gordon, daß die französische Flagge auch auf dem Kastell aufgepflanzt wurde. Bald folgten weitere Truppensendungen, die Regimenter Lamarque und Luxembourg aus Frankreich, von der Kompagnie das Regiment Waldemar.

In dem früher sehr eintönigen Leben der holländischen Kolonisten hatte die große Masse französischer Militärs eine merkwürdige Veränderung hervorgebracht. Bei der französischen Armee war überhaupt nicht die Mannszucht, der strenge Dienst, die fest geschlossene Weise, wie sie Yorck als Preuße gewohnt war; die so schon lockere Disziplin und die geringe Autorität der Offiziere führte unter Verhältnissen wie hier am Kap zu den ärgsten Dingen, und der Übermut dieser „Retter des Kap", denn dafür forderten sie zu gelten, ward den ehrsamen Kolonisten um so peinlicher, als sie ihren Frauen und Töchtern unwiderstehlich waren. Nur die äußere Form war in den Kreisen der höheren Gesellschaft eine andere. Die jungen lebenslustigen Offiziere waren mit nur zu vielem Erfolg den Ton, die Moden, die Sitten und Unsitten von Paris einzuführen bemüht gewesen; die jungen Damen der Kolonie waren entzückt von ihren Liebenswürdigkeiten, lernten, wie ein Bericht sagt, Tag und Nacht Französisch, um mit ihnen singen und plaudern zu können. Die Bälle auf dem Gouverneurshause, die kleinen Romane der Promenade, wo die treffliche Bande vom Regiment Meuron spielte, das Liebhabertheater der Offiziere, ein Taumel von immer neuen Zerstreuungen und in ihrem Gefolge unzählige Geschichten von bedenklicher Zweideutigkeit, — das waren die Interessen der Gesellschaft auf dem Kap.

Yorck versäumte gewiß nicht, seinen Anteil an diesen Dingen zu nehmen. Nicht lange, und ihn fesselte das ausschließliche Interesse für ein sehr schönes, aber armes Mädchen.

Unerwartet schnell ward er hinwegkommandiert. Mit andern Truppen erhielt die eine Hälfte des Meuronschen Regiments Befehl, sich gen Ceylon einzuschiffen. So kam Yorck in die Nähe eines der größten Seehelden aller Zeiten, des größten, den Frankreich gehabt hat; noch in späten Jahren gedachte er mit Stolz und Bewunderung des unvergleichlichen Suffren. Er hatte als Malteserritter im steten Kampfe gegen die Ungläubigen seine Schule gemacht; vierzig Jahre hatte er fast immer auf den Meeren zugebracht. Dann endlich 1781 war ihm die nach Indien bestimmte kleine Eskadre anvertraut worden; und von der Zeit herrschte die Lilienflagge in den indischen Gewässern; den Teufels-Admiral nannten ihn die Engländer. Bewundernswürdig, wie er alles Größte und Kleinste umfaßte. Mit derselben Sicherheit ordnete er die kleinsten Ausbesserungen an Segel und Tauwerk und die größten strategischen Entwürfe an; und so vollkommen war er mit der Leistungsfähigkeit seiner Schiffe vertraut, seiner Leute gewiß, Meister seines Materials, daß er das Kühnste mit Zuversicht wagen durfte. Es war die Stärke des Charakters, die ihn unüberwindlich, unwiderstehlich machte. Wenn er, ohne allen Prunk, über die langen Matrosenhosen das bloße Hemd, das Haar mit einem Segelgarn zurückgebunden, auf dem Deck herumging, strengsten Ernst im Blick, das glühende Auge überall, selten ein Wort sprechend und dann nur ein strenges, dann fühlte jeder die Gewalt des höheren, des zum Gebieten geborenen Geistes. Und im Sturm, in der Schlacht wuchs diese Gewalt mit der Gefahr; sie hätte alle zu allem entflammt.

Die Flotte Suffrens hatte die Kapschiffe in Trincomale auf Ceylon getroffen. Es kam die Meldung, daß Cuddalore zu Lande von James Stuart bedroht werde und daß Edward Hughes mit achtzehn schweren Schiffen der Reede der Feste zusegele, um Entsatz unmöglich zu machen und selbst Truppen ans Land zu werfen. Allerdings erschien die englische Flotte am 8. Juni auf der Reede, setzte die beiden hannoverischen Regimenter 15 und 16 ans Land, die sofort unter Obrist von Wangenheim sich mit Sir James' Truppen vereinten.

Schon am folgenden Tage war auch Suffren da; er war um drei schwere Schiffe schwächer als der Gegner; aber so geschickt und kühn wußte er sich an die Küste hinzudrängen, daß der Feind, ohne den

Angriff zu wagen, das Weite suchte. Schleunigst setzte Suffren Verstärkungen für die Feste, eben jenes Regiment Lamarque, ans Land. Gar sehr zur rechten Zeit; schon am 13. begannen die Engländer ihren Angriff. Ein mörderischer Kampf entspann sich um zwei vorgeschobene Batterien; die Franzosen räumten sie endlich, aber auf seiten der Feinde war der größere Verlust an Toten und Verwundeten, unter letzteren auch ein Kapitän von Scharnhorst.

Admiral Suffren hatte dem Kampf von der Reede aus zugesehen. Am 17. Juni ließ er, nachdem er die Truppen wieder an Bord genommen, die Anker lichten, um Sir Edward zu suchen; bald fand er ihn; vergebens waren dessen Manöver, dem Gefecht auszuweichen. Am 20. nachmittags begann es; nach drei Stunden setzte der Engländer alle Segel auf, um gen Madras zurückzueilen und dort seinen Schaden auszubessern. Suffren eilte nach, um den Kampf zu erneuern. Aber am 25. traf die Nachricht vom Abschluß des Friedens in Madras ein, Sir Edward sandte sie mit der Fregatte Medea an den französischen Admiral, der den englischen Kapitän mit den Worten entließ: „Ich hoffe, die Engländer werden auf die Superiorität ihrer Flagge wenigstens in den indischen Gewässern nicht mehr Anspruch machen."

Yorck ward, wie es scheint, in eben jener letzten Schlacht verwundet. Den vom Vorderdeck Stürzenden rettete die Ankerspitze, die ihm freilich das Fleisch an der Wade zerriß, vor dem Tod in den Wellen. Er ward mit seinen Schweizern in Ceylon ans Land gesetzt, vorerst zur Besatzung in Trincomale zu bleiben. In wenigen Wochen war er hergestellt.

Der Weltkrieg war geendet und der junge Kapitän Yorck in der Friedensgarnison auf Ceylon; das stolze Geschwader Suffrens war auf dem Heimwege nach Europa, und er blieb hier, den Schmuggelhandel der Küste oder das Einsammeln der Zimmetrinde im Innern zu überwachen, im Dienst einer Kompagnie von Kaufleuten, über deren Besitz noch die Lilienflagge wehte. Nicht einmal die Gemeinschaft des kleinen militärischen Körpers, dem er angehörte, umfaßte ihn hier; eine größere Pflicht, eine höhere Gesamtheit entbehrte er doppelt schmerzlich. Unter den Kameraden fand er nur einen, dem er sich näher anschloß, Sandoz le Roi von Neufchatel.

Desto reichlichere Mühen gab der Dienst. Die Art der Schweizer Truppen war ganz die französische, hier um die volle Einwirkung der fremdartigen Umgebung zügelloser. Nur Yorck war nicht gemeint, die Dinge laufen zu lassen, wie sie wollten. Der Aufenthalt auf dem Kap war zu kurz gewesen, um seine Kompagnie so zurechtzumachen, wie ihm notwendig schien. Jetzt begann er. Wie sonderbar kam es diesen trotzigen, übermütigen, verwilderten Kerlen vor, daß sie Ordnung, Gehorsam, Zucht lernen, daß sie streng ihren Dienst üben, auf der Wache bleiben, zu bestimmten Stunden im Quartier sein sollten. Es gab da wilde Szenen, Meuterei; mit Degen und Pistolen mußte Yorck unter sie fahren; wenn er nachts ausging, die Posten, die Quartiere zu revidieren, oder aus der Soiree des Gouvernementshauses heimging, war es mit den Pistolen in der Schärpe; jeden Augenblick konnte es auf Leben und Tod gehen. Aber er ward ihrer Meister, er bändigte sie; der chevalier prussien, der petit diable ward gefürchtet; bald hatte er die Verehrung aller; sie wetteiferten um seine Zufriedenheit.

Die Zeit, die der Dienst nicht hinnahm, ward der Jagd und den Studien gewidmet. Hier war es, wo er das berühmte Werk Raynals über den Handel und die Kolonien in beiden Indien las, das, hier gleichsam an Ort und Stelle, doppelten Reiz gewähren konnte. Auch an kleinen kriegerischen Vorfällen mit den Truppen des Kaisers von Candy scheint es nicht gefehlt zu haben; sie gaben Gelegenheit, das moralische und faktische Übergewicht weniger wohlgeleiteter Truppen gegen wüste Massen zu erproben und jene Art des Dienstes, jene Beweglichkeit, Selbstgewißheit und umsichtige Keckheit zu üben, die für leichte Truppen das Wesentlichste ist. Vor allem aber war es die Jagd, der Yorck hier mit ganzer Leidenschaft nachging; die eigentümlichen Gefahren, die hier Wald und Sumpf und Dickicht barg, waren nur ein Reiz mehr.

Mit dem Herbst 1783, so scheint es, kehrten die Meuronschen Kompagnien nach dem Kap zurück.

Die Verhältnisse dort hatten sich nicht eben zum Besseren geändert. Die französischen Truppen waren — dank der engen Verbindung, die Holland mit Frankreich eingegangen war — immer noch auf dem Kap, aber das Mißtrauen der Kolonisten gegen die Absichten der

Franzosen hatte den höchsten Grad erreicht; man berechnete schon, ob die Besatzung des Kastells mit den bewaffneten Bürgern und Hottentotten wohl imstande sein werde, sich eines Handstreichs der französischen Regimenter zu erwehren. Die geselligen Verhältnisse hatten noch außerdem schwere Stöße erlitten; die Kompagnie hatte in ihrer Not ein Papiergeld geschaffen und die Truppen mit demselben zu bezahlen befohlen, aber die Kolonisten weigerten sich, es anzunehmen; es wurden nicht mehr Lebensmittel nach der Stadt geschafft, und die Kontors waren nicht geneigt, den französischen Offizieren zu borgen. Die Liebhabertheater hatten damit geendet, daß einige Kavaliere von der Gesellschaft ihre Einnahmen mit Anfertigung falscher Scheine zu verbessern gesucht hatten, aber entdeckt worden waren; jene Herren waren glücklich genug, mit der Heimsendung nach Europa davonzukommen; aber der Skandal war eine Art Genugtuung für die wohledlen und ehrbaren Ehemänner und Väter.

Eine neue Art von Interesse brachte Le Vaillant, der vor kurzem von seiner sechzehn Monat langen Wanderung im Innern Südafrikas zurückgekehrt war, hervor. Der Reiz seiner Erzählungen, sein glänzender Geist und der lebhafte Eifer, mit welchem er dem, was ihn beschäftigte, eine Wichtigkeit zu geben, es gleichsam zu einer Aufgabe für alle zu machen verstand, machten ihn jener Zeit zu einer Art Mittelpunkt der Gesellschaft auf dem Kap; er gab den Ton an, und wie plötzlich interessierte sich alle Welt für Schmetterlinge und Vögel, für die Namaquas und die Jagden am Oranje-River. An den Jagdausflügen in der Nähe, nach dem Löwenberge, der Saldanha-Bai und den vierundzwanzig Flüssen, scheint auch Yorck, der vortreffliche Jäger, teilgenommen zu haben.

Vor allem aber, er sah jenes Mädchen wieder, das seit seiner Abreise nach Ceylon noch zurückgezogener als früher gelebt hatte. Es liegt außer dem Bereich dieser Darstellung, den Verlauf eines Liebesverhältnisses innigster Art zu schildern; es blieb der Welt verborgen, nur der treue Sandoz wußte darum. Yorck gedachte allen Ernstes, um dieses Mädchens willen auf dem Kap zu bleiben; und wieder sie war entschlossen, mit ihm in die Welt zu gehen, wohin er wolle. Ein junger Kaufherr vom Kap, ein wackerer Mann von glänzendem Vermögen, hatte dasselbe Mädchen kennen lernen; es war sichtlich, daß

er sich um sie bewarb; freilich ein ungefährlicher Nebenbuhler. Er wandte sich endlich nach dortigem Brauch an die Eltern; ihnen bekannte das Mädchen, daß sie nicht mehr frei sei, daß in Kapitän Yorcks Hand ihr Schicksal liege. Der Kaufherr glaubte sich am sichersten an Yorck selbst zu wenden; mit Offenheit stellte er ihm die Lage des Mädchens, ihrer Eltern vor. Yorck war auf das heftigste ergriffen. So fand ihn Sandoz, erfuhr bald, was vor sich gegangen war; mit der Besonnenheit eines treuen Freundes riet er Yorck, das Glück des treuen Mädchens nicht an sein ungewisses Schicksal zu ketten, seine eigene Zukunft nicht durch eine Leidenschaft zu vernichten, die doch nicht sein ganzes Leben zu erfüllen, ihn für Größeres, das er zu leisten Kraft und Beruf habe, zu entschädigen imstande sein werde. Nach tagelangem Kampf hatte er sich selbst überwältigt, übergab das ihm teuerste Wesen unter unendlichen Tränen der Armen dem wackeren Mann; er bat nur um die Gunst, der Trauung beiwohnen zu dürfen. Wenige Wochen und sie fand statt. Yorck stand in der Kirche zur Seite, hörte fest und kalt der Rede des Pfarrers zu; als die Braut ihr Ja sprach, stürzte er zur Erde.

Er wünschte sich hinweg vom Kap. Er bat um Urlaub nach Europa, verkaufte seine Kompagnie; mit dem nächsten Schiffe kehrte er nach Europa zurück.

Die Rückkehr in den preußischen Dienst

Es ist nicht mehr nachzuweisen, ob Yorck, wie eine Überlieferung vermuten läßt, mit Le Vaillant die Rückreise gemacht hat. Es würde damit die Zeit seiner Rückkehr nach dem Haag in den ersten Tagen des Jahres 1785 feststehen. Andere Angaben lassen eine um wenige Monate spätere Rückkehr vermuten.

Wie war da alles verwandelt. Die im Jahre 1781 ausgestreuten Saaten der Zwietracht und des demokratischen Fanatismus waren in demselben Maße gediehen, als die militärische Ohnmacht der Republik nach außen — denn der Tag von der Doggersbank war der einzige nicht unrühmliche geblieben — zu immer neuen politischen Erniedrigungen geführt hatte. War der Krieg mit England mit ungeheuren Verlusten für die Niederlande geführt, so war endlich der Friede mit noch schwereren Opfern erkauft worden. Sofort eilte alle Welt, von der offenbar gewordenen Schwäche der einst so stolzen Niederlande einen Beuteteil zu gewinnen. Vor allem die um Rechte und Verträge unbekümmerte Politik des Kaiser Joseph hetzte mit immer neuen Forderungen und Drohungen; man mußte die Barriereplätze in Belgien räumen, dann folgte die vertragswidrige Forderung der freien Scheldemündung, dann allerlei Forderungen zur Arrondierung des belgischen Gebietes. Auch mit der Republik Venedig kamen die Niederlande in Verwickelungen, auch Dänemark forderte dies und das; der Prinz von Preußen trat mit einer mehr als hundertjährigen Schuldforderung auf, die er den Hohenlohes abgekauft. Und endlich war Frankreich, das immer noch Trincomale besetzt und das Kap mitbesetzt hielt, der einzige Staat, der helfen mochte, aber für den Preis einer Allianz, die die Niederlande ganz an die Politik der Bourbonen ketten sollte.

Diese Allianz zu erzwingen, darauf war von seiten der Pariser Diplomatie und der niederländischen Patrioten gleich eifrig und mit allen Mitteln gearbeitet. Die Kriegsdrohungen des Kaisers forderten Gegenrüstungen. Man berief den französischen General Maillebois, übertrug ihm die Stelle, aus der der Herzog von Braunschweig hinweggedrängt worden war. Hunderte von französischen Offizieren

wurden ins Land gezogen, mit ihnen jener zersetzende Geist, der sich schon zu tief in die alte germanische Art dieser Staaten eingefressen hatte. Andere Abenteurer, die Matja, Sternbach, Lega, vor allem der höchst intrigante Rheingraf von Salm, bildeten Freikorps, deren Wesen mehr noch gegen Oranien als gegen die auswärtigen Feinde gerichtet war. Überall drängten die „Patrioten" zur Volksbewaffnung, und der Geist dieser Schützengesellschaften und Exerziervereine ward namentlich in Holland mehr und mehr fanatisiert und förmlich anarchisch. Schon wurde den Garden ihr oranisches Wappen genommen, schon die Oranierfarben als Aufruhrzeichen verboten und bestraft. Die wildeste Frechheit der Presse, die starrköpfige Wut der politisierenden Priester, der Ehrgeiz der bürgerlichen „Regenten" aus den kleinen und großen Städten, die Gaunerstreiche der französischen Aventuriers, die hier in den fetten Niederlanden leichte Beute fanden, die Raserei der belogenen und betrogenen Masse, die von tausend und abertausend Schulmeistern, Advokaten und lokalen Berühmtheiten mit Phrasen, mit Volksschmeichelei und Verleumdungen aufgestachelt, sich zu jedem Unsinnigsten bereitfinden ließ — das waren die Symptome der Auflösung, der Verwesung eines Staatskörpers, der bis vor wenigen Jahren noch durch seinen Reichtum, seine freiheitliche Stetigkeit, seine hohe geistige Entwickelung den Monarchien Europas gegenüber die Vorzüge der Selbstregierung veranschaulicht hatte.

In diese Verhältnisse kehrte nun Yorck zurück. Noch war er Offizier der Kompagnie; zum Hofe des Statthalters führten ihn seine früheren Beziehungen; durch General Sandoz, den Chef der Schweizerregimenter im Haag — wie es scheint, den Vater seines Freundes am Kap — kam er in unmittelbarste Verbindung mit den militärischen Kreisen, in denen sich der allgemeine Zwiespalt der Meinungen und Interessen auf das peinlichste wiederholte. Die französischen Offiziere spielten natürlich die erste Rolle. Unter ihnen war Macdonald, der spätere Marschall Napoleons.

Eben jetzt folgten Insulten gegen das fürstliche Paar, Verfassungsverletzungen zugunsten der „Freiheit", Pöbelexzesse, förmliche Meuterei. Schon tobten die verhetzten Massen auch gegen die Herren Staaten; als die von Utrecht sich Truppen erbaten, weil die Ruhe in Amersfort

bedroht sei, gab eine holländische Stadt ihr Votum dahin ab: „diese gewaltsame Erstickung der Stimme des Volkes von Amersfort sei eine charakteristische Beleidigung der Majestät des ganzen Volkes der vereinigten Niederlande, in dessen Schoß die Souveränetät ihren Sitz habe und in dessen Namen die Staaten ihre Gewalt nur repräsentativisch ausübten." Und in einer Broschüre hieß es: „O ihr Hofgroßen, ihr habt etwas auf eurem Kerbholz; bebet, wenn euch Gott vor sein schreckliches Gericht fordern wird, um Rechenschaft abzulegen, die ihr euch mit dem Schweiß und Blut des Handarbeiters fett mästet, da das Geschrei seiner Kinder um gerechte Rache gen Himmel schreit." Gegen den „niederländischen Edelmann", wie man den Statthalter der Niederlande schon nannte, schien jede Verleumdung, jede Infamie ein Zeichen von Patriotismus; schon ward es üblich, in der Presse und im Gespräch seine Umgebung nur die „Hofhunde" zu nennen. Er wolle, so hieß es, Mastricht dem Kaiser verraten, der Herzog von Braunschweig sei der Handlanger des Verrates, und das habe der Rheingraf in Berlin aus des Königs eigenem Munde. Dann folgten jene nichtswürdigen Vorgänge mit van de Stype, dem Vizegrandmajor in Mastricht, das Aachener Attentat gegen des Herzogs Papiere, die Degradation der Garde, das Verbot in Seeland und Oberyssel an die Truppen, dem statthalterlichen Befehl zum Ausmarsch Folge zu leisten. Endlich der entscheidende Schritt. Ein paar Herren von der Leydener Schützengesellschaft erschienen auf der Parade im Haag, trieben Hohn jeder Art gegen die Truppen, warfen Orangen in die Luft und zertraten sie. Allerlei Volk sammelte sich, diente ihnen mit dem beliebten „Weegluizen", es folgten einige Prügel, die tapferen Leydener flüchteten. „Ist denn der Haag," hieß es nun in einer Zeitung, „wo der hohe Sitz des Gerichtes und der fürchterliche Thron von Niederlands achtbarer Volksmajestät, nach in- und ausländischer Freiheitshasser Meinung, befestigt ist, ein Schandfleck von Bataviens heiligem Erbe geworden? Sollen diejenigen, die von den ihnen zugeworfenen Brocken gemästet werden, als tolle Hunde ungestraft Anfälle auf Freiheitssöhne machen können?" Der hohe Rat von Holland verordnete, den Befehl über die Truppen im Haag dem Erbstatthalter abzunehmen, übertrug denselben dem General Sandoz. Umsonst erschien der Fürst persönlich im Hofe, sein Recht

als Generalkapitän in Anspruch zu nehmen; er verließ mit seiner Gemahlin, seinen Kindern den Haag. Er befahl den Garden, zu folgen; die Staaten verboten es, sie blieben. Wenige Wochen später, und es ward jene Allianz mit Frankreich abgeschlossen, die, ein Meisterstück französischer Diplomatie, die Niederlande dauernd an Frankreich kettete, indem sie den Statthalter und dessen Autorität völlig denjenigen Tendenzen opferte, die man in Frankreich selbst nur noch durch äußere Erfolge beschwichtigen zu können meinte.

Es schien zum Bürgerkriege kommen zu müssen. Yorck hatte bereits seine Stellung genommen.

Man hatte keinerlei Bemühung unversucht gelassen, ihn für den Dienst der Staaten zu gewinnen: nicht bloß seine erprobte militärische Tüchtigkeit würde in den neuen Formationen sehr heilsam gewesen sein, sondern und mehr noch mußte es erwünscht scheinen, für die antioranische Sache auch Kavaliere zu gewinnen, deren militärische Ehre über allem Zweifel war. Und je strenger sich Yorck, seiner ganzen Auffassungsweise nach, über die Vorgänge in dem Offizierkorps geäußert haben wird, um so mehr Eindruck durfte man sich davon versprechen, wenn es gelang, ihn zu gewinnen. Man bot ihm die Beförderung zum Obristleutnant im Salmschen Korps, die Errichtung eines eigenen Korps, ein reiches Gehalt.

Die Lage der Dinge war von der Art, daß sie einen so jungen Mann wohl reizen konnte. Was hatte er, wenn er nicht annahm? Dagegen bot jene Stellung glänzende Einnahme; und sichtlich war die Sache der Patrioten im Aufschwung, sie ward von der in Paris herrschenden Partei getragen; ihr sich anschließend konnte man eine glänzende Karriere machen. Freilich in diesem Lande völligster Zerrüttung, in diesem Heere, dessen Offizierkorps nach Yorcks Ausdruck meist Krapüle war. Und dann fühlte er sich dem Fürsten Erbstatthalter und dessen Gemahlin verpflichtet; es schien ihm eines Edelmannes nicht würdig, mit den Herren Bürgermeistern, Pensionären und Dorfpfarrern, mit dem Janhagel der Exerziergesellschaften und der Jahrmarktsbuden Partei zu machen gegen einen Fürsten, — gegen diesen Fürsten, der ihm gütig gewesen war, gegen dessen Gemahlin, die preußische Prinzessin. Vor allem in der gebietenden Hoheit ihres Wesens dem wüsten Parteilärm gegenüber, in der hohen und kühnen Haltung, mit der sie

dem zu gütigen, zu behutsamen, sich selbst mißtrauenden Gemahl zur Seite stand, lag für Yorck etwas Imponierendes und Fesselndes. Er entschloß sich, seinen Abschied zu fordern.

Die Patrioten verbreiteten unter der Hand, Yorck sei auf ihre Seite getreten. Einst war er im Schloß zur Soiree. Die Erbstatthalterin trat zu ihm an den Spieltisch: sie wünsche ihm Glück zum Avancement; sie höre, er sei Obristleutnant. Er legte die Karten nieder: „er müsse untertänigst den Glückwunsch ablehnen; seine Dankbarkeit — und das sprach er laut und mit absichtlichem Nachdruck — seine Dankbarkeit gegen das erlauchte Haus Oranien mache es ihm zur Pflicht, den holländischen Dienst aufzugeben; er habe bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht."

Er erhielt seinen Abschied mit der üblichen Pension; Verwundungen, die man im Dienst erhalten, gaben weitere Anwartschaft, diese wie jene ließ er nach der etatsmäßigen Weise der Kompagnie sich in Kapital auszahlen; es blieb nach Deckung der Schulden noch eine Summe für den nächsten Bedarf.

Yorcks Sehnsucht war, nach Preußen zurückzukehren. Aber der alte strenge König pflegte unerbittlich gegen solche zu sein, die einmal seinen Dienst verlassen: „seine Armee sei kein Taubenschlag," war ein bekanntes Wort von ihm. Es war kaum denkbar, daß er die Kassation von 1779 vergessen haben sollte. Auch Yorcks Vater hatte des Königs Ungnade getroffen: „seine Wunden und sein hohes Alter," schrieb damals der Sohn, „verhinderten ihn zuletzt, die Manövers bei der Armee mitzumachen; er blieb einst am Fuß eines Berges, den er nicht mehr ersteigen konnte, ermattet liegen, und sein Abschied war die Folge dieses Fehlers. Der Tod befreite ihn endlich von Mangel und Widerwärtigkeiten, welche nunmehr die einzige Erbschaft seiner hinterbliebenen unglücklichen Familie ausmachen." Also in Preußen war wenig Aussicht; aber wohin denn sonst? Wieviel Treffliches auch das französische Offizierkorps haben mochte, und Yorck rühmte stets den Korpsgeist, die vortreffliche Kameradschaft, wo die Uniform ein Kreditbrief sei und alle für jeden hafteten — die Erfahrungen, die er über die französische Art am Kap gemacht, reizten ihn eben nicht, und die neuesten Erlebnisse mit des Herrn von Maillebois Legion widerten ihn an. Wenigstens einem großen und wirklich mili-

tärischen Heerwesen anzugehören, war sein Verlangen. Er hatte zu dem Ende in Brüssel Verbindungen angeknüpft, es war in betreff seiner an den Kaiser Joseph berichtet worden; die Antwort lautete: „Der Hauptmann Yorck gehört zu denjenigen, von welchen nichts Gutes kommen kann," ein Urteil, von dem es ungewiß bleiben muß, ob es dem ehemaligen Preußen oder dem Rufe galt, welchen sich Yorck im Haag gewonnen hatte; für ihn selbst jedenfalls kein Tadel, wenn es auch seine augenblickliche Verlegenheit nur steigern mochte.
Kurz nach jener Soiree hatte die Erbstatthalterin Yorck zu einer Audienz bescheiden lassen. Sie empfing ihn mit der größten Huld, dankte ihm für sein ehrenhaftes Benehmen, forderte ihn auf, ihr Gelegenheit zu geben, diese ihre Wertschätzung zu beweisen, fragte, was er weiter zu tun gedenke. Yorck äußerte sein lebhaftes Verlangen, in preußische Dienste zurückzukehren, wo eben jetzt die Errichtung mehrerer Bataillone leichter Truppen ihm Gelegenheit geben werde, seine gemachten Erfahrungen zum Besten des königlichen Dienstes zu verwenden; er bat um die gütige Fürsprache der Fürstin. Sie sagte dieselbe zu: aber es werde, solange ihr Oheim, der König Friedrich II., lebe, wenig Aussicht für ihn sein, auch ihre eindringlichste Verwendung wenig bewirken; aber sie wolle ihm Empfehlungen an ihren Bruder, den Prinzen von Preußen, mitgeben, in dessen Hand die Regierung doch bald übergehen werde; bis dahin schlage sie Yorck vor, als Attaché der holländischen Gesandtschaft nach Berlin zu gehen. Alsbald erfolgte die betreffende Ausfertigung und gleichzeitig tausend Dukaten als Geschenk der Fürstin.
Mit dem Ausgang des Jahres 1785 verließ Yorck Holland.
Die Berliner Nachrichten vom 7. Februar 1786 zeigten an: „Der holländische Kapitän v. Yorck ist aus Potsdam hier angekommen."
Ein erster Versuch bei dem großen Könige war bereits mißglückt, und zwar in einer für ihn empfindlichen Weise.
Allerdings war seit dem Herbst 1785 die Vermehrung des leichten Fußvolks im Werk, es sollten vier Regimenter auf dem Fuß von Freibataillons aus Landeskindern errichtet, daneben ein fünftes Regiment Schweizer Fußvolk geworben werden, und man nannte bereits den Berner Obristen Müller, der sich im amerikanischen Kriege bewährt hatte, als den vom Könige bestimmten Chef desselben; man

sagte, ihm sei zugestanden worden, die Offiziere seines Korps selbst zu bestellen. Diese leichten Bataillons waren es, bei deren Errichtung Yorck eine Stelle zu finden gehofft hatte. Er wird nicht unterlassen haben, für das Gesuch, das er beim Könige einzureichen im Begriff stand, Fürsprache zu suchen; er wird in dem Gesuch selbst — denn eine Audienz wurde ihm nicht gewährt — von seinen früheren dienstlichen Verhältnissen in Preußen wenig, ein Mehreres von seinen späteren lehrreichen Erlebnissen gesprochen haben. Er erhielt folgenden Tages des Königs Bescheid:

„Vester lieber besonderer. Nach seiner eigenen Anzeige von gestern hat Er auf der Flotte unter dem Befehl des französischen Generals von Suffren gedient. Wenn Er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß Er sich zum Landdienst schicket; und dazu sind doch einzig und allein bestimmt die neu errichtet werdenden Frey-Regimenter Seines wohlaffectionirten

Potsdam, den 3. Febr. 1786. Friedrich.

An den holländischen Capitain von York in Potsdam."

Noch desselben Tages reichte Yorck ein zweites Schreiben ein, in dem er den Irrtum, als ob er nur zur See gedient habe, beseitigt haben wird. Wieder folgenden Tages erhielt er zur Antwort:

„Vester lieber besonderer. Ich muß nach Seinen letzten Seedienstен billig Bedenken tragen, Ihn bei der Infanterie wieder anzustellen; und würde das eben so viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden. Von Seiner ersten Antwort kann demnach auf Seine Bitte von gestern nicht abgehen Sein sonst wohl sein wollender affectionirter

Potsdam, den 4. Februar 1786. Friedrich.

An den holländischen Capitain von York in Potsdam."

So mit zerstörten Hoffnungen kam er am 7. Februar nach Berlin. Dem Baron von Reede, dem holländischen Gesandten, attachiert, hatte er Gelegenheit, einen Blick in die diplomatischen Verhältnisse zu tun, in denen damals die holländische Frage mit im Vordergrund stand; er hatte Gelegenheit, zu dem, was er in Holland gesehen und erlebt, die unter der Decke laufenden Fäden der europäischen Intrige, die heimliche Geschichte der Kabalen, der Bestechungen, der zärtlichen Verhältnisse und des politischen Hazardierens kennen zu lernen, die

wahrlich nicht dazu angetan waren, für die Staatsweisheit Europas Bewunderung, für ihre Bestrebungen und Resultate Ehrfurcht zu erwecken.

In den damaligen diplomatischen und Hofzirkeln Berlins — andere gab es dort kaum — war namentlich der soeben angekommene Mirabeau Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit; mit der ihm eigenen genialen Frechheit, die durch den Reiz der höchsten gesellschaftlichen Gewandtheit und noch größeren geistigen Überlegenheit unterstützt war, begann er in den Salons eine Art Herrschaft zu üben, welche in der schon sichtbaren Auflösung der alten Verhältnisse — man sah das Ende des großen Königs nahe — um so größeren Einfluß zu gewinnen drohte. Es war, als wenn sich die konzentrierte Kraft der zersetzenden leidenschaftlichen aggressiven Gewalten des französischen Geistes, wie er schon die Literatur, die Gesellschaft, die Jugend Frankreichs durchdrang, auf Berlin gestürzt hätte, um dort Besitz zu ergreifen.

Am 17. August starb Friedrich II. In Mirabeaus allerdings mit absichtsvoller Schärfe schildernden Briefen hat man ein immerhin karikiertes Bild der Anfänge Friedrich Wilhelms II. Auch Yorck beobachtete sie, und seiner Art nach darf man glauben, daß er sie in ähnlicher Weise sah. Wie untergeordnet seine Stellung auch war, die Verhältnisse enthoben ihn den Kreisen subalterner Beurteilung.

Es kämpften zwei große Richtungen um den entscheidenden diplomatischen Einfluß auf den König, und sie suchten mit allen Mitteln auch denen, die auf die persönlichsten Eigentümlichkeiten des Monarchen und seiner Vertrauten berechnet waren, sich den Rang abzulaufen. Die holländische Frage war es, in der sie sich am schärfsten entgegenstanden. Frankreich hoffte den Gewinn der holländischen Allianz sich dadurch zu sichern, daß es Preußen in der zuwartenden Stellung festhielt, die Friedrich II. eingenommen; England bemühte sich um eine preußische Allianz, um durch Preußen eben jenen Einfluß zu brechen, der dann England zufallen zu müssen schien. Bis ins preußische Ministerium reichte dieser Gegensatz, indem Graf Hertzberg auf die englische Allianz hinarbeitete, Graf Finkenstein die französischen Tendenzen begünstigte. Die persönliche Neigung des Königs mochte für eine Intervention sein, wie sie seine Schwester in einer Zuschrift

gleich nach seiner Thronbesteigung forderte: „ich werde nie meine Schwester verlassen," äußerte er wohl. Aber eine sofortige Parteinahme durfte in mehr als einer Hinsicht bedenklich erscheinen; der König wollte zeigen, daß er unter keinerlei Einfluß stehe.

Auch in Dingen von untergeordneter Wichtigkeit wirkten diese Rücksichten. Yorck hatte wenige Tage nach der Thronbesteigung, auf die Empfehlung der Erbstatthalterin bauend, seine Bitte um Aufnahme in den preußischen Heerdienst erneut. Es wäre eine Aufmerksamkeit gegen den Erbstatthalter gewesen, den Attaché seiner Gesandtschaft auf solche Empfehlung hin anzunehmen. Der König antwortete, es sei keine Stelle in seinem Dienst frei.

Es ist nicht zu erkennen, bis zu welchem Grade Yorck mit den diplomatischen Geschäften des Barons von Reede vertraut gemacht war. Im Anfang September ging Baron Görtz nach Holland, zunächst um namens des Königs eine Vermittelung zu versuchen. Die Stimmungen waren zu erbittert, als daß dies hätte gelingen können, und der Plan, den Hader durch Abdikation des Fürsten Statthalter und Einsetzung seines Sohnes unter Vormundschaft der Mutter zu schlichten, scheiterte an der ebenso klugen wie würdigen Weigerung der Fürstin. Weiter gegen Frankreichs Meinung zu gehen, konnte man sich nicht entschließen. Schon in den Weisungen am 19. September heißt es: „Frankreichs Interesse ist, Holland zu erhalten"; wenige Wochen später fordert der König Görtzens Auffassung der Sachlage; „seine Depeschen," schreibt ihm der König, „seien weitläuftigen Klagelibellen gleich, deren meist heftige und sophistische Sprache ihn, den König, nie bewegen würde, die Sache des Privatinteresses als eine Staatssache zu behandeln; er trage ihm auf, dem Prinzen von Oranien zu sagen, es handle sich gar nicht darum, alles zu behalten, sondern nicht alles zu verlieren." Dinge, die gar nicht geeignet waren, das Vertrauen zwischen der Erbstatthalterin und ihrem königlichen Bruder zu erhöhen. Und in demselben Maße schwand für Yorck die Aussicht, auf Grund der oranischen Empfehlungen sein Ziel zu erreichen.

Yorck versuchte andere Wege. Es konnte nicht fehlen, daß der junge, in südlichen Zonen gebräunte, mit ehrenvollen Wunden gezierte Kapitän, der zwei berühmte Seeschlachten mit angesehen und zu-

gleich in der holländischen Sache, die das allgemeine Interesse erregte, über Personen und Zustände Auskunft geben konnte, die Aufmerksamkeit der höheren Zirkel in Anspruch nahm. Namentlich vom General Möllendorf – vor wenigen Jahren hatte man ihn in die Stelle berufen wollen, die dann Maillebois übernahm – wurde Yorck mit Auszeichnung behandelt, und bald erkannte der General seine ungewöhnlichen Eigenschaften, seine militärische Tüchtigkeit. Auf Grund dieser und ähnlicher Anknüpfungen, wie es scheint, wandte sich Yorck in einem neuen und eingehenderen Gesuch an des Königs Gnade: „Bald sieben Jahr habe er den schmerzlichen Gedanken, seinem König und seinem Vaterland nicht dienen zu können, in allen Weltteilen mit umhergetragen; jetzt erflehe er des Königs große Gnade, diese marternde Buße zu enden." Der König forderte (19. Nov. 1786) Nachricht über seine Dienstentlassung, bestimmtere Anträge. Auf die geforderte Eingabe folgte der nicht ganz entmutigende Bescheid (26. Dezember): „Da jetzo keine Vacance bei der Armee sei, so könne Yorck bei solcher nicht angestellt werden."
Um dieselbe Zeit schien die holländische Frage eine entschiedene Wendung zu nehmen. Die Verhandlungen des Baron Görtz waren an den überspannten Forderungen der französischen Diplomatie gescheitert; in der Mitte des Januar bat er um seine Rückberufung. Die Prinzessin, die die Aussicht auf die Hilfe ihres königlichen Bruders dahinschwinden sah, versuchte das kühne Mittel, in Berlin unter den Augen der preußischen Diplomatie die oranische Politik eine Schwenkung machen zu lassen; der ihr vollkommen ergebene Baron von Reede wurde beauftragt, sich mit Mirabeau in Verbindung zu setzen. Es geschah dies im Januar 1787, aber ohne den gewünschten Erfolg.

– Indes war der von Friedrich II. bereits eingeleitete Plan der Bildung leichter Infanterie wieder aufgenommen worden, und wurde um so lebhafter betrieben, als man namentlich in Anlaß des beginnenden Fürstenbundes die Möglichkeit eines Konfliktes mit Österreich, dessen Überlegenheit in dieser Waffe sich bewährt hatte, ins Auge faßte. Man erweiterte den früheren Plan dahin, daß aus den in Bildung begriffenen leichten Regimentern, aus den stehenden Grenadierbataillonen und den geeigneten Leuten der Garnison-

regimenter zwanzig Füsilierbataillone zu etwa 680 Mann gebildet werden sollten. Ihnen sollten besonders die kleineren und leichteren Leute der Aushebungen, die die Linie nicht gern aufnahm, überwiesen werden; ihre Ausstattung, sowie ihr Dienst erhielt etwas Jägerartiges: grüne Uniformröcke, außer der Flinte ein breites, im Gebüsch verwendbares Seitengewehr; neben den Bataillons- und den vier Kompagnietrommeln acht Hornisten mit Wald- und Signalhörnern; endlich bei jedem Bataillon 40 Scharfschützen, ausgesucht unter den gewandtesten Mannschaften des Bataillons, „Leute, die um sich wissen," wie des Königs Ausdruck lautete. Man war bemüht, diesen Bataillonen bewährte Offiziere zuzuweisen.

Gerade für einen derartigen Dienst fühlte sich Yorck besonders geeignet. Er erneute seine Bitte an den König. Die Antwort war bereits „an den Capitain von York außer Diensten" adressiert, sie lautet:

„Vester lieber Getreuer. Ich werde zusehen, daß ich Euch bei Errichtung leichter Infanterie placiren kann; und vorläufig mag Euch dieß auf Eure Bitte vom 23sten hiermit nicht verhalten Euer gnädiger König

Berlin, d. 26. Febr. 1787. Fr. W."

Für die nahenden Frühjahrsübungen der Berliner Garnison bat und erhielt Yorck die Erlaubnis, denselben beizuwohnen, und zugleich die Bewilligung, die Uniform der Armee tragen zu dürfen.

General Möllendorf, Gouverneur von Berlin, hatte die Berlinische Inspektion. An seiner Seite machte Yorck die Übungen mit. Sie waren noch ganz in der Art, wie er sie von früher her kannte; er konnte an ihnen ermessen, wieviel er selbst weitergekommen, wie ergiebig für ihn jene Wanderjahre gewesen seien. Möllendorfs Güte bot die Gelegenheit, Beobachtungen und Urteile auszusprechen, deren Schärfe und Sicherheit des kriegskundigen Generals Beifall im hohen Maße fanden. Mit erneutem Eifer verwandte er sich für Yorcks Wiederanstellung.

Endlich erfolgte sie. Durch ein antedatiertes Patent „vom 30. Mai 1786" — für den „in auswärtigem Diensten gestandenen Hans Ludwig von Yorck" geruhte der König denselben „wegen seiner Ihro angerühmten guten Qualitäten und erlangten Kriegs-Experientz — nicht nur zu Dero Capitain anzunehmen, sondern ihm auch die vom

Sassschen Regiment zum Plüskowschen Bataillon Füsilirs genommene Proschsche Compagnie in Gnaden zu conferiren und anzuvertrauen."
So war denn endlich das lang und mit Hartnäckigkeit verfolgte Ziel erreicht. Er hatte nun sein Vaterland wieder; wir begreifen es, daß er sich von diesem Preußen, dem mühevoll wiedergewonnenen, doppelt fest umklammert fühlte. In seinem ganzen Tun ist fortan eine Frische, eine Zuversicht, der man wohl ansieht, daß sie den tiefsten Lebensquellen entspringt. Es ist, als ob er endlich festen Boden unter den Füßen fühlt.
Freilich ein anderer als er ging, ist er heimgekehrt. Noch ist in ihm dieselbe Heftigkeit des Empfindens, dieselbe Gewaltsamkeit aller Leidenschaft; aber sie ist hart umkrustet, unter der kalten Form von Gemessenheit, Vornehmheit, Sarkasmus fortglühend, nicht ohne die immer neue Gefahr vulkanischer Ausbrüche. Und bändigte er sie schon sonst mit der stolzen Strenge des Pflicht- und Ehrgefühls, so hatten die Erlebnisse dieser sieben Jahre nicht seinen Stolz gebrochen, noch seine Strenge gemildert, aber sie hatten ihn gelehrt, von den Menschen und von den Verhältnissen weniger zu erwarten, als sie zu versprechen scheinen, und nicht zu erstaunen, wenn sie auch nicht dem Wenigen entsprechen. Unter Hunderten und Tausenden, mit denen er verkehrt, wie wenige hatte er gefunden, die über den Bereich ihrer Gewohnheit oder Selbstsucht auch nur den Blick zu erheben vermocht; wieviel wenigere, die der Pflicht und der Ehre ihr Interesse, ihre Bequemlichkeit, ihre Popularität zu opfern die Kraft gehabt hätten! Aber diese wenigen, diese Charaktere herrschten, wo sie die Macht ihres Willens daransetzen wollten. Und den vielen ward wohl, so beherrscht zu sein; ja ratlos, blind durcheinanderlärmend, verächtlich, wo sie sich selber überlassen waren, erschienen sie, so geleitet, zu allem Tüchtigen brauchbar, in strengster Pflicht willig, selbst dem Gefühl für Ehre zugänglich.
Für solche Naturen, die angelegt sind, zu gebieten, liegt die Gefahr nahe, die Menschen entweder als Nieten zu verachten oder als Mittel zu berechnen. Yorcks lebendiger Drang zum Tun und Wirken sicherte ihn vor jener Versumpfung der Beschaulichkeit; und sein Selbstgefühl war immer dann erst in voller Kraft, wenn er sich selbst ganz einem größeren Zusammenhang eingeordnet, für die Kraft und Ehre eines

Ganzen in Anspruch genommen fühlte. So wenig war er mürrisch oder blasiert, daß er sich vielmehr an den Torheiten und Widersprüchen, den Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten, aus denen sich den meisten Menschen ihr Leben summiert, mit unerschöpflichem Humor weidete. Die eigene, schwer errungene innere Sicherheit und Selbstbeherrschung machte ihn um so mitleidloser gegen die, welche sie nicht einmal zu erringen versuchten, oder nicht einmal fühlend, was sie entbehrten, in den Tag hineinlebten.

Man sieht wohl, es liegt in diesem Charakter eine Doppelheit eigentümlicher Art. Es ist, als wenn zwei Naturen gegeneinander ringen um den Sieg. Eben darum war es so gefährlich, wenn seine Schicksungen ihn wiederholentlich an die Grenzen des Abenteurerlebens schleuderten; denn ein Schritt weiter, und er war der Verwilderung verfallen; günstige Fügungen gaben jedesmal seinem edlern Selbstgefühl die Möglichkeit, vor dem Abgrund umzukehren. Aber ebenso in den ruhigen Tagen, die ihm nun beginnen, ist er mitnichten in seinem Gemüte still und befriedigt. Wie gern er sich auch das Bild solches Friedens ausmalt, sich nach solchem Behagen sehnt, die anderen dunkleren Triebe seines Wesens sind in steter Arbeit. Binden ihn die gegebenen Verhältnisse, die gebotenen Rücksichten, die ganze träge Tagtäglichkeit kleinlicher und untergeordneter Verhältnisse, – so sucht er wenigstens in so engem Rahmen noch die Spannungen und Gegensätze, in denen allein er sein Genüge findet. Daher die stets wache Eifersucht, alles das, was zum Wesen seines Standes gehört, auszuprägen und zur Geltung zu bringen; die Entschiedenheit eines stets treffenden und oft schneidigen Urteils, dem die Gewandtheit und Vornehmheit seiner Formen nur um so mehr Stachel gab; die trotzige Geschlossenheit und, man möchte sagen, die stets gespannte Muskelkraft seines ganzen Wesens, als gälte es jeden Augenblick, auf dem Platz zu sein und das durchzufechten, wofür man einsteht.

So trat er in den Kreis seiner neuen Kameraden. Er, der noch nicht Dreißigjährige, schon Hauptmann; ein unerhörter Fall. Schon das machte manchen Neid rege, weckte manchen Zweifel über sein Verdienst; am wenigsten den nächsten Kameraden mochte seine Art zusagen. Er war schwerlich bemüht, sie zu gewinnen; er hatte den Stolz, nur das gelten zu wollen, was er leisten würde.

Fünftes Kapitel

Breslau und Polen

Das Füsilierbataillon von Plüskow erhielt seine Garnison in Namslau, einem Städtchen einige Meilen von Breslau. Es war aus dem alten Garnisonregimente (6.) von Cosel gebildet, das im Siebenjährigen Kriege unter General Latorf die bedrohte Festung mehr als einmal glorreich verteidigt hatte.

Freilich jetzt sollte es eine völlig neue Schule machen, einen völlig neuen Dienst lernen. Den Füsilierbataillonen war als Aufgabe gestellt: „Einübung der Mannschaft auf Terrainbenutzung und mannigfache Vorfälle des Krieges." Statt der alten schwerfälligen und pedantischen Massentaktik der Linie sollte hier etwas eigentümlich Neues geschaffen werden. Hatte, wie erwähnt worden, die Überlegenheit der österreichischen Armee an leichtem Fußvolk den ersten Anstoß zur Bildung dieser Bataillone gegeben, so war allerdings der nächste Zweck, diesen Leuten das, was die Jäger der Gebirge und die lauernden Hüter der Grenze von selbst können, gleichsam durch Methode und Übung beizubringen; die Achtsamkeit, Umsicht, Schlauheit, Behendigkeit jedes einzelnen Mannes mußte das Ziel sein, auf das man sich richtete. Dazu aber kam ein Zweites: die Lehre vom Terrain begann damals die militärische Theorie lebhaft zu beschäftigen; man übte sich, es als mittätigen Faktor zu würdigen, während die bisherige Praxis sich begnügt hatte, es als einen zufälligen Vorteil oder Nachteil anzusehen; so kam man dahin, eine solche Beweglichkeit und Anschmiegsamkeit der taktischen Körper zu suchen, daß sie je nach den Bedingungen des Terrains tätig zu sein, gleichsam mit demselben sich zu ergänzen vermochten. Die Sache der Offiziere war es, in diesem Geist ihre Scharen zu leiten und anzustellen.

Aufgaben, die recht eigentlich für Yorcks Jägernatur waren; er war unermüdlich, seiner Kompagnie diese neuen Dinge einzuüben, die einzelnen auszuarbeiten, sie mit eigenem Verstand handeln zu lehren. Aber er war auch der einzige Stabsoffizier des Bataillons, der in den Geist der neuen Einrichtung einzudringen verstand. Der Chef desselben, der Obrist Plüskow, war fast ein Sechziger, in dem alten Liniendienst eingerostet; der nächste Stabsoffizier, Major Aschers-

leben, war noch älter als er; immer wieder drängten sich ihnen die „Distanzen" und der gravitätische „Paradeschritt" in den Vordergrund. Mehr oder weniger wiederholten sich dieselben Mißstände bei den übrigen Bataillonen, und es fehlte nicht an Offizieren, welche diese ganze „neue Mode" mit einer gewissen Geringschätzung betrachteten, ja in ihr den Untergang der militärischen Größe Preußens zu erkennen meinten.

Um so wichtiger war es, daß die sieben schlesischen Füsilierbataillone, zu einer besonderen Brigade formiert, zum Inspekteur einen General erhielten, der in vorzüglichem Maße das, worauf es ankam, erfaßte. Es war Fr. W. v. Götzen, derselbe, der im Siebenjährigen Kriege einer der tätigsten und vertrautesten Adjutanten Friedrichs II. gewesen war und in mehr als einer kühnen Waffentat sich bewährt hatte; sein Dübener Streich (1760) war recht eigentlich im Geiste des Dienstes, wie er ihn jetzt beaufsichtigen sollte; er, der Infanterieoffizier, hatte sich an der Spitze von fünfzig Husaren an einen feindlichen Haufen geschlichen, dann ihn mit so keckem Hurra überrannt, daß er fast noch einmal so viel Gefangene, als er Leute hatte, heimbrachte. Götzen leitete die ersten Übungen der Füsiliere, er suchte vor allem die Aufgabe zu präzisieren und zum Bewußtsein zu bringen. Er wurde zu früh — schon Anfang 1788 — von dieser Stelle abberufen.

Zum Nachfolger erhielt er den Erbprinzen von Hohenlohe, den wir schon bei der böhmischen Expedition zu erwähnen hatten. Seit eben jenem Kriege war in der Armee über die außerordentliche militärische Begabung des Prinzen nur eine Stimme, und es galt für eine Auszeichnung der schlesischen leichten Brigade, daß er ihr zum Chef gegeben war.

Yorck hatte nicht unterlassen, dem Prinzen zum Antritt seines Kommandos seinen Glückwunsch zu übersenden. Der Prinz antwortete: er werde mit der größten Freude jede Gelegenheit benutzen, ihn von seiner Wertschätzung, seiner besondern Zuneigung (de l'attachement particulier) zu überzeugen. Es waren das nicht bloße Worte; der junge Kapitän hatte in den militärischen Kreisen bereits einen Namen, und der Prinz erinnerte sich seiner wohl von der Brücke bei Walsdorf her.

Der Prinz, aus jenem reichsfürstlichen Hause, dessen einstiger Erbe er war, im kräftigsten Mannesalter, voll Raschheit und Lebenslust, von hoher weltmännischer Bildung, fürstlich repräsentierend, bildete in Breslau bald eine Art militärischen Hof, der der Sammelplatz der vornehmen Welt Schlesiens wurde. Es war damals noch bei weitem nicht wie jetzt, daß die ferne königliche Residenz einen dominierenden Einfluß über die Provinzen geübt hätte; und aus der ständischen Zeit her hatte Breslau mehr wie irgendeine andere Stadt der Monarchie den Charakter eines landschaftlichen Mittelpunktes. Namentlich den Winter pflegten die großen Familien des Landes in Breslau zuzubringen, wo die meisten von ihnen ihre eigenen Häuser, auch wohl Paläste besaßen. Dann hatten auch die Regimenter wenig zu tun, und die Offiziere der Landstädte und Festungen gingen gerne auf Urlaub nach Breslau, um die Gesellschaften und Bälle, das Theater, das Hazardspiel, den Karneval dort mitzumachen. Der belebende Mittelpunkt dieses höchst glänzenden geselligen Lebens war derPrinz und seine junge Gemahlin, die reiche Erbin der Grafen Hoym zu Dreißig.

Allerdings gab es in diesen Breslauer Kreisen mancherlei Störungen und Konflikte. Nicht mit den Bürgerlichen, sie zählten damals nicht zur Gesellschaft. Schlesien war in die preußischen Verhältnisse noch keineswegs so eingewohnt, wie die alten Provinzen; der altbegüterte Adel dort sah doch mit Ungunst auf die hohe Bevorzugung des Offizierstandes, er war nicht gemeint, denselben als ebenbürtig zu betrachten; die stifts- und lehnsfähigen Familien nahmen ohne weiteres für sich Vorzüge der Hoffähigkeit und des Ranges in Anspruch, die der Offizierstand entschieden nicht anerkennen wollte. In dieser Form geselliger Konflikte zeigte sich hier der Gegensatz des ständischen und monarchischen Wesens, der in den älteren Provinzen seit dem Großen Kurfürsten verschliffen war, in seinen letzten Nachklängen.

Yorck war im Hohenlohischen Palast besonders gern gesehen. Er vor allen war ein rüstiger und kecker Vertreter der preußischen Art gegen die schlesische, der monarchischen gegen die ständische, der Kavaliere gegen die Ahnen; mehr als einmal hat er Gelegenheit gehabt, seinen Degen gegen die Kammerherrenschlüssel und Stiftsfähigkeiten in die Wagschale zu werfen; oft genügte sein entschiedenes Auftreten,

das, was ihm als Anmaßlichkeit erschien, niederzuwerfen. So ging er einst mit einem Kameraden sprechend langsam die Treppe in dem prinzlichen Palast hinauf; ein Graf aus der Umgegend, einer der stolzesten von jener anderen Art, kam hinter ihnen schneller gehend herauf, ging ohne weiteres zwischen sie hindurch, berührte Yorck im Vorüberstreifen; Yorck faßte sofort seinen Rockschoß, zog ihn zurück: wer bei dem Kapitän Yorck vorbeigehe, möge sich vorsehen, nicht hängen zu bleiben. Der Graf war außer sich vor Wut, eilte in das Zimmer des Prinzen, sprach mit der äußersten Entrüstung über die Beleidigung, die von einem seiner Offiziere ihm und in ihm einer der ältesten Familien des Landes zugefügt sei, forderte glänzende Genugtuung. Und der Prinz in seiner jovialen Weise: der Kapitän Yorck sei ein Mann, der gewiß gern jede Genugtuung zu geben bereit sei. Er wußte — wie denn auch geschah — daß der Graf nicht eine der ältesten Familien des Landes in die Gefahr bringen werde, Trauer anzulegen.

In der Natur der Sache lag es, daß es in diesen Kreisen tausenderlei Romane und Liebesabenteuer gab, daß die ehelichen Verhältnisse nach der damaligen vornehmen und an höchster Stelle nur zu sehr befolgten Sitte nichts weniger als streng behandelt wurden, wie denn einer der Vornehmsten in dieser Breslauer Gesellschaft, wenn er seine Gemahlin und Kinder vorstellte, zu sagen pflegte: das sei seine Gemahlin und das seien ihre Kinder. Es war an der Tagesordnung, nach äußeren Rücksichten Ehen zu schließen, bald um Konnexionen, bald um Vermögen zu gewinnen; und mancher arme junge Offizier hatte sein Glück gemacht, indem er sich irgendein reiches Ehejoch auflud.

Allerdings war dies Breslauer Leben im hohen Maße kostspielig; das unvermeidliche Spiel kam dazu, Yorcks Finanzen nicht wenig zu zerrütten; er hatte allen Anlaß, an Abhilfe zu denken. Teilnehmende Freunde rieten ihm, eine angemessene Partie zu machen; es gab da eine reiche Dame, freilich „mit etwas äsopischer Gestalt," die sich überaus gern hätte beglücken lassen. Mit halbem Scherz ging Yorck auf die ersten vorbereitenden Schritte ein; er bemerkte, daß seine Erfolge rascher waren, als er vermutet hatte; jene Freunde drängten vorwärts; bei dem nächsten Zusammensein sollte die gegenseitige Er-

klärung, die förmliche Verlobung erfolgen. Schon hatte Yorck die Einladung. Da ward das ganze Bild des üblen Handels und seiner Folgen in seiner Seele lebendig; es erwachte in ihm, wie ein Freund in spätern Jahren niederschrieb, „die Sorge, ob nicht nach so argem Anfange einst frevelhafte Gedanken in ihm rege werden könnten." Er ging in die Gesellschaft, mit einer humoristischen Wendung wich er dem ersten Angriff aus, dann empfahl er sich, freilich die zu gütigen Freunde in einiger Verlegenheit zurücklassend, aber leichteren Herzens.

Nicht lange darauf (6. Juli 1792) vermählte er sich wirklich. Die Erwählte war eine Bürgerliche, Johanna Seidel, eines Namslauer Kaufmanns Tochter, ohne Vermögen, aber anmutig und anspruchslos, von weichem, anschmiegsamem Sinn, voll innigster Liebe für ihn. So wenig war er gemeint, dem Vorurteil der „Gesellschaft" nachzugeben, die erstaunt gewesen sein mag, wenn Yorck auf die Frage, was für eine Geborene seine Braut sei, antwortete: „Gar keine Geborene."

Eben jetzt schien ein Krieg im Anzuge. Es wird nicht nötig sein, die politische Weltlage weiter, als sie Yorck interessierte, zu überschauen; und in Wahrheit, ihn interessierten diese Dinge, die außer seinem Wirkungskreise lagen, je länger je weniger. Den holländischen Zug im Herbst 1787 wird er mit der Aufmerksamkeit, zu der so viele persönliche Beziehungen auffordern mußten, verfolgt haben. Selbst die Anfänge der französischen Bewegung traten ihm wie den meisten Preußen offenbar in den Hintergrund gegen das große russisch-österreichische Bündnis, dem gegenüber Preußen, namentlich als Belgrad gefallen war (8. Okt. 1789), um das bedrohte Gleichgewicht zu sichern, sich mit allem Ernst zum Kriege vorbereitete, entschlossen, mit der Pforte, mit Schweden und Polen verbündet, den beiden kaiserlichen Kabinetten entgegenzutreten.

Auf die Kunde von diesen Verhandlungen Preußens mit der Pforte hatte Österreich ein Heer unter Laudon an der böhmischen Grenze gesammelt. Man eilte preußischerseits, die Truppen an die Grenze zu ziehen. Der König selbst kam, nahm sein Hauptquartier in der Nähe von Frankenstein. Jeden Augenblick konnte der Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgen.

Auch die Plüskowschen Füsiliere waren dorthin beordert. Wie überall, so auch bei ihnen, brachte die Mobilmachung allerlei Schaden, der sich eingeschlichen, zum Vorschein. Der alte Plüskow war in tausend Ängsten, wie dies und das gehen werde. Das Unglück wollte, daß er einen Teil der Vorposten kommandieren mußte. Da kam ihm die plötzliche Meldung, daß der Feind heranziehe, schon angreife. Sofort ließ er die Lärmkanone lösen, alamierte die ganze Linie. Es war blinder Lärm; bei einiger Besonnenheit hätte er wissen können, daß die gemeldete Bewegung des Feindes nicht möglich sei: es war unzweifelhaft ein leichtsinniger Streich, der ihm gespielt worden. Die Folge war, daß er zu einem Depot abkommandiert wurde. So streng Yorck solchen Unfug der Untergebenen tadelte, er lachte herzlich, daß man des stumpfsinnigen Alten so mit guter Manier losgeworden.
Es kam nicht zum Ausbruch des Krieges; der Reichenbacher Kongreß, der Mitte Juni 1790 begann, brachte es zwischen Preußen und Österreich zur Verständigung. Auch die Hoffnung zu einem Kriege gegen Rußland – schon war die Belagerung von Riga projektiert – verging in nichts; man kehrte allseits ruhig in die Garnisonen zurück.
Nicht bloß für Yorck, den von manchen bisherigen Beziehungen das neue Interesse einer eigenen Familie abziehen mochte, war das Garnisonleben ein anderes geworden; die großen Vorgänge in Frankreich begannen, sozusagen, die Atmosphäre, in der man bisher gelebt, zu verwandeln. An der Seite der bisher ausschließlichen Gesellschaft erhob sich ein eigentümliches geselliges Leben jenes gebildeten Mittelstandes, der zugleich, getragen von der schon reifenden heimatlichen Literatur und den unermeßlichen Einwirkungen, die seit den letzten zwei Dezennien von dem fortschreitenden wissenschaftlichen Leben der Universitäten geübt worden waren, dem Vorrecht und der Gewohnheit gegenüber ein gewisses intellektuelles Übergewicht fühlen durfte. Wandlungen, deren Bedeutung sich sehr bald auch auf die öffentlichen Verhältnisse ausdehnten; deren praktischer Anspruch es zum Bewußtsein bringen mußte, daß für diesen Faktor des nationalen Lebens in dem alten strengen System des friderizianischen Staates keine Stelle gelassen war.
Es lag tief in der Art der preußischen Verhältnisse begründet, daß der Offizierstand, im großen und ganzen betrachtet, jener deutschen

Literatur und Bildung fernblieb, daß er, wo in ihm Bildung und Geist vorhanden war, sein Gepräge den großen französischen Mustern entnahm, in ihnen die Typen der Klassizität fand. Daß auch Yorck von dieser Richtung war, ist bereits erwähnt. Und doch, es führte ihn der eigentümliche Zug seines Wesens auch zu dem Heimischen; aus der Fremde heimkehrend, hatte er eine Literatur – Wieland, Herder, Schillers Anfänge vorgefunden; dem letzteren wandte er sich mit wachsender Neigung zu, vor allem aus dem Wallenstein, dem Don Carlos wußte er ganze Stellen auswendig, liebte es, sie in der Pracht ihrer schönen Diktion herzusprechen.

Möglich, daß hierin die Neigung seiner jungen Frau – sie las ungemein viel und mit feinem Verständnis – nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen ist. Das schnelle Hinsterben der ersten Kinder gab diesem häuslichen Kreise trübe Stunden genug, gab dem Charakter Yorcks auch diese Erfahrungen des reinsten Schmerzes.

Ja, als sollte keinerlei Probe unversucht bleiben, diese groß angelegte Natur in den Bereich engster Interessen zu bannen und mit kleinlichen Alternativen mürbe zu machen: in Sachen des Avancements erfuhr er Zurücksetzungen, die ihn um so mehr kränken durften, als er sich bewußt war, sie nicht verdient zu haben. Solange der Major v. Aschersleben, der unmöglich Bataillonschef werden konnte, vor ihm stand, war das erklärlich, und als die Füsilierbataillons zu je vier in Brigaden zusammengelegt und sämtliche Brigaden zum Avancement verbunden wurden, kam er durch Einschub des Majors v. Kloch gar um eine Stelle tiefer, wurde der Dritte zum Bataillonschef. Die Vorbereitungen zum Kriege 1792 ergaben weitere Veränderungen, und wieder hatte die erste schlesische Brigade (unter Obrist v. Schulz) und namentlich Yorck Einschub zu erleiden. Man wandte sich mit Beschwerden an den Prinzen von Hohenlohe, Yorck reichte bei dem Könige ein unmittelbares Gesuch ein. Der Prinz schrieb dem Könige: die erste schlesische Füsilierbrigade sei im Avancement sehr zurück und es seien in derselben lang und gut gediente Offiziere; wenn die Beförderungen, die er vorschlage, vorgenommen würden, so werde der bei den Füsiliers nun so niedergedrückte Mut durch solchen Beweis königlicher Gnade wieder aufgerichtet werden und er nicht in einem zweideutigen Lichte bei seinen Untergebenen erscheinen; namentlich

sei der Kapitän Yorck zu beklagen. „Er ist ein vortrefflicher Offizier, voll der edelsten Ambition, und sein Bestreben, sich in allen Dienstkenntnissen zu vervollkommnen, ist so eifrig als beharrlich. Wollen Ew. Majestät mir eine besondere Gnade, dem Hauptmann v. York aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, so flehe ich Höchstdieselbe an, ihn zum überkompletten Major zu ernennen und sein Patent vor dem des Prinzen von Anhalt datieren zu lassen."
Der König schlug dem Prinzen seine Bitte ab, „da er überwiegend gut und notwendig finde, auf dem Entschluß zu beharren, weiter keine überkompletten Stabsoffiziere zu ernennen." An Yorck ließ der König (13. Mai 1792) schreiben:
„Mein lieber Capitain von York. Ihr könnt versichert sein, daß ich Euch als einen diensteifrigen, tätigen Offizier kenne und Euch bei der nächsten Gelegenheit gern avanciren werde. Die gegenwärtige Anstellung des Prinzen von Anhalt kann Euch eigentlich nicht zur Beschwerde gereichen, weil der abgegangene Major von Kitzing extraordinaire pensionirt ist. Ich bin usw."
Unter dem 27. November 1792 erfolgte Yorcks Ernennung zum Major.
— Es ist vorher des Reichenbacher Kongresses erwähnt worden. Er wurde der Anfang zu der folgenreichsten Umwandlung, die das politische System Preußens erleiden sollte. Man verbündete sich mit Österreich, um Frankreich zu bekämpfen; man suchte die Allianz mit Rußland, um von Polen, das durch die Targowitzer Konföderation völlig eine russische Beute zu werden drohte, wenigstens auch einen Teil zu gewinnen. Der Feldzug in der Champagne 1792 gab dem preußischen Waffenruhm einen ersten, erschütternden Stoß; dem nicht erfolgreichen Kriege von 1793 zur Seite ging die sogenannte zweite Teilung Polens, eingeleitet durch das Einrücken Möllendorfs in Großpolen (März 1793), die Einverleibung Danzigs, Thorns, der sämtlichen nordwestlichen Woidwodschaften von Plock bis Czenstochau, dann jene empörenden Verhandlungen auf dem polnischen Reichstage, die endlich russische List und Brutalität zu dem von den Kabinetten gewünschten Resultat führten. Die Verderbtheit und Verräterei der großen polnischen Familien hatte es erreichbar gemacht. Der Osten bis zum Bug war an Rußland abgetreten, rus-

sische Truppen standen über den noch erhaltenen Rest der Republik verbreitet.

Noch gab es ein polnisches Heer von 30 000 Mann, auch dieses sollte nach russischem Befehl auf die Hälfte reduziert werden. Da brach die längst eingeleitete Insurrektion los, Kosciusko an ihrer Spitze; von Krakau aus rief er die Polen zum Kampf für die Unabhängigkeit auf. Obrist Madalinsky in Pultusk eilte, seine Brigade, statt sie aufzulösen, durch das von Preußen genommene Gebiet gen Krakau zu führen. Der Versuch der Russen, seine Verbindung mit Kosciusko zu hindern, ward durch das glänzende Gefecht von Raclawice vereitelt (4. April 1794). In Warschau standen 8000 Russen; unter ihrem Schutz und unter Autorität des völlig von ihm beherrschten Königs gedachte Igelström die Stadt und das Land zu knechten; er befahl die Entwaffnung der Truppen, die Verhaftung der gefürchtetsten Männer, die Übergabe der Zeughäuser. Am 17. April brach der Aufstand auch in Warschau los, mehr als 2000 Russen wurden erschlagen, der Rest zog sich gen Lowicz zurück, wo die Preußen unter Bonin beobachtend standen.

Dem Beispiele Warschaus folgte Wilna, ganz Litauen erhob sich. Schon nahm die Bewegung einen fanatischen Charakter an; da und dort wurden Russenfreunde vom Volk umgebracht, ihre Schlösser geplündert, während sich in wilder Bewegung überall das Landvolk, mit Sensen bewaffnet, sammelte. Aber es fehlte die rechte Leitung des Ganzen. Während Kosciusko dem russischen Korps unter Denisof, das ihm den Weg gen Warschau sperrte, beobachtend gegenüberzubleiben gezwungen war, geschah von Warschau aus wenig oder nichts, Zusammenhang und Organisation in die Bewegung zu bringen.

Preußischerseits waren in Schlesien schleunigst Truppen, unter diesen die Füsilierbrigade von Schulz, mobil gemacht; unter General Favrat rückten sie gegen Ende des Mai in der Richtung von Krakau vor, zogen im Marsch einige von den mobilen Truppen in Südpreußen an sich. Der König selbst kam über Posen daher, den Oberbefehl zu übernehmen. Allerdings suchte man zunächst Unterhandlungen anzuknüpfen; man barg sich nicht die Gefahr, die das Unterliegen der Republik in erster Reihe für Preußen haben müsse; aber der Haß

und das Mißtrauen der Polen gegen die preußische Politik ließ alles mißlingen, und Rußland wies nicht minder jede Unterhandlung von der Hand.

Denisof war auf dem Wege gen Krakau bis über Kielce südwärts vorgerückt, den rechten Flügel der Pilica zu, wo er die Verbindung mit dem heranziehenden preußischen Korps suchte. Dieser zuvorzukommen, stürzte sich Kosciusko am 5. Juni bei Jedrzjow, vier Meilen östlich von der Pilica, auf die Russen und warf sie. Die Nacht hinderte am weiteren Verfolgen. Am nächsten Morgen fand er in seiner linken Flanke die Preußen, die von Sczekoczyn anrückten. Sofort entspann sich das Gefecht. Yorck befand sich mit dem Bataillon Eyssenhardt — Major Eyssenhardt selbst war kurz zuvor erkrankt — in der Avantgarde auf dem rechten Flügel. Ein altes tapferes Regiment, das ihm zunächst an dem Angriff teilnehmen sollte, stutzte, wich, riß Yorcks Schar mit sich. Yorck fuhr mit seiner ganzen Gewalt zwischen sie; ein sonst übelberüchtigter widersetzlicher Füsilier sprang an seine Seite: „Herr Major, wo Sie stehen, stehe ich auch"; rasch folgten die andern, sammelten sich; mit gefälltem Bajonett ging es nun auf die Sensenmänner; der linke Flügel der Polen ward gebrochen, löste sich in wilder Flucht. Der König hatte nahe genug gehalten, diesen glänzenden Angriff zu sehen. Ein Adjutant kam herangesprengt, den Allerhöchsten Beifall zu melden. Yorck hörte ihn kaum zu Ende: „Schaffen Sie schleunigst Kavallerie zum Nachsetzen." Der Adjutant eilte zurück; bald waren Schwadronen und Geschütze hinter den Feinden her; sie verloren 1000 Mann, elf Geschütze, sie waren von Krakau abgedrängt; die Sensenmänner, die in dem Gefecht besonders gelitten hatten, verschwanden aus dem polnischen Heere. Die nächstweitere Folge war die mühelose Einnahme von Krakau. Ein Korps unter General Elsner — Yorck mit seinen Füsilieren war in demselben — eilte dorthin. Das zweideutige Benehmen der nahestehenden Österreicher hatte zur Folge, daß die Stadt am 15. Juni besetzt wurde.

Das Gefecht von Sczekoczyn hatte dem Bataillon Eyssenhardt hohe Ehre gemacht, der König sandte zwei Orden pour le mérite für dasselbe, von denen nach damaliger Sitte der eine dem Chef, der andere dem Bataillon, wie man sich ausdrückte, zukam; letzteren pflegte dann

der älteste Kapitän zu erhalten. Major Eyssenhardt nahm, obschon er an dem Gefecht nicht Anteil genommen, den Orden an und wünschte, daß Yorck den für das Bataillon erhalte. Yorck verbat sich die Ehre auf Kosten des Bataillons.

Während der König, mit dem größeren Teile des Heeres vergebens bemüht, den Feind von Warschau abzuschneiden, endlich Mitte Juli die Belagerung der Hauptstadt begann, blieben einige Bataillone, unter ihnen das Eyssenhardtsche, im oberen Lande, um den Insurgentenhaufen im Krakauschen und Sendomirschen den Garaus zu machen. Die Geschichte jener schlaffen Belagerung ist bekannt. Die Insurrektion Niemojewskys in Südpreußen bedrohte die Verbindungen des Heeres, selbst Kalisch und Posen wurden genommen, in Oberschlesien eingedrungen. Man machte noch einen Sturmversuch auf Warschau (6. Sept.), dann zog man zum Erstaunen Europas mit fluchtgleicher Eile ab, um einige Meilen westlich ein verschanztes Lager zu beziehen und Streifkorps gegen die Insurgenten auszusenden. Sofort eilten Dombrowsky und Madalinsky von Warschau aus die Weichsel hinab, der Insurrektion in Südpreußen Halt zu geben; ward auch Madalinsky am Narew von General Favrat zurückgeworfen, so gelang es ihm doch, wieder mit Dombrowsky vereinigt, Bromberg, Gnesen zu nehmen, Thorn zu gefährden, selbst Pommern zu bedrohen. In so kläglicher und unheilvoller Weise ward dieser Feldzug geführt, daß er für Preußen die bedenklichsten Erfolge hätte haben müssen, wenn nicht die Russen, die lange mit absichtlicher Untätigkeit zugeschaut, endlich im Oktober mit plötzlicher Energie den Kampf aufgenommen, dann durch Suwarows furchtbaren Sturm auf Warschau (4. November 1794) beendet hätten.

Allerdings hatten auch um diesen Erfolg die preußischen Truppen das undankbare Verdienst, die Insurgentenhaufen im Norden des Bug und im Westen der Weichsel immer von neuem verfolgt und zersprengt zu haben. Yorck mit seinen schlesischen Füsilieren bewährte sich in diesen Kämpfen. Sie waren schon im August aus dem Krakauschen nordwärts gezogen, hatten dort in den Wäldern und Morästen der Pilica und Psura aufgeräumt, waren durch Kujavien gen Thorn gekommen und hatten die Besatzung dieses schwer bedrohten Punktes verstärkt. Dann an den Narew vorgeschoben, nahmen sie

an den Kämpfen teil, mit denen General Günther hier in den letzten Monaten des Jahres den Aufruhr endlich brach, Kämpfe, die an Gefahr und Mühe alle Beschreibung übersteigen. Da galt es, in langgestreckten Linien die Banden zu umzingeln, dann durch Moor und Wald und Wildnis hin, wo kaum Wege, selten ein Dorf, sie zusammenzutreiben; dann brachen sie da oder dort durch, und die Mühe vieler Tage war vergebens. Man begann von neuem; auf die vereinzelten Stellungen stürzten sich die wilden Haufen mit Übermacht; wehe, wenn sie siegten; wie oft fand man durch den Wald ziehend die vermißten Kameraden an den Bäumen aufgeknüpft, gräßlich verstümmelt. Selbst besiegt, stoben sie auseinander, entkamen nach ihren Schlupfwinkeln. Ein ruhmloser trauriger Krieg.

Auch ohne die ausdrückliche Erwähnung in den Kriegsberichten würde man aus Yorcks ganzer Art entnehmen können, wie seine Tätigkeit, Umsicht und Energie gerade hier sich bewährt haben wird. Er hatte in Günther einen Chef, wie er seiner Meinung nach sein mußte; er fand in ihm ein rechtes Vorbild, einen militärischen Charakter seltenster Art. Dieser unvergleichliche General war das seltsamste Gemisch von Kühnheit und Akkuratesse, von gebieterischer Gewalt und milder Herzensgüte, von martialischer Sicherheit und peinlichster Behutsamkeit im Dienst. Er war Kandidat der Theologie gewesen, dann hatte ihn der Siebenjährige Krieg in das Soldatenleben hineingerissen; bald war des großen Königs Blick auf ihn gefallen — man flüsterte sich zu, daß dessen Interesse für ihn natürlichere Gründe habe, daß er als Kronprinz bei der schönen Predigerfrau in Neuruppin die Rolle des Jupiter in Amphitryons Haus gespielt habe. Es blieb um Günther jener Reiz des Geheimnisvollen und Sonderbaren, der die Menge fesselt. Tausenderlei Dinge erzählte man sich von ihm. Er habe, hieß es, als er Soldat geworden, die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt. Er galt dafür, daß er nie ein Weib berührt habe, darum sei er so gewaltig von Körper. Und noch im Alter war er tollkühn im Reiten, jedes Pferdes Meister; seine Lieblingswaffe, die Lanze, führte er bewunderungswürdig. Das Gelübde der Armut hielt er nicht minder treu. Von seinem reichen Gehalt nahm er für seine Person nur 300 Tlr.; was von dem übrigen nicht für die Offiziertafel und für Lohn der Bedienung darauf-

ging, ward den Armen gegeben. Diese Tafel war reichlich besetzt, aber er selbst aß regelmäßig nur eine Soldatensuppe und ein möglichst nüchternes Stück Fleisch; und als er einen jungen Offizier zum Nachbar flüstern hörte, daß der Alte sich seine frugale Kost sehr gut schmecken lasse, ward auch noch das Fleisch aus der Suppe getan. An Gehorsam, an Diensttreue war ihm keiner gleich. Seine stete Sorge war, daß der König schlecht bedient werde; er selbst war desto unermüdlicher. Wenn er tags die weite Postenkette beritten — „ein gutes Pferdchen," hieß es wohl beim Zurückkommen, „ich habe es neun Stunden in einem Futter geritten" — dann nach kurzer Tafel schrieb er bis in die Nacht hinein Berichte, Befehle, Korrespondenzen, alles mit der größten Ordnung, ausführlichst, alles eigenhändig. Einmal um Mitternacht nach einem ermüdenden Marsch und Gefecht schickt er zu Yorck, der sich angezogen auf das Lager geworfen; Yorck springt sofort auf, eilt hin, meldet sich: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Obristwachtmeister, daß Sie mich ohne Degen und Schärpe finden." Er forderte dieselbe Genauigkeit und Strenge im Dienst von seinen Untergebenen; aber wer nichts weiter konnte, durfte nicht auf seine Gunst rechnen; wer diese durch Kühnheit und Tatkraft gewann, der durfte am wenigsten Begünstigungen erwarten. So Yorck; er war betreten, nicht gleich anderen nach diesem Feldzug eine Auszeichnung erhalten zu haben; Günther sagte ihm: „Ich liebe und schätze Sie zu sehr und Sie sind zu sehr mein Freund, als daß ich Sie zum Orden oder zur Beförderung hätte vorschlagen können; man würde geglaubt haben, daß das Alter mich schwach und parteiisch gemacht habe." Er hatte nur aus der Zahl seiner zahlreichen Gegner vorgeschlagen. Damals war Günther Chef des neugebildeten Korps der Bosniaken; an der Spitze dieses leichten Volkes, in den kühnen Fahrten durch Heide, Sumpf und Dickicht, in den hastigen Plötzlichkeiten des Parteigängerkrieges war er in seinem Element, er selbst immer voran. Seine Schlauheit und körperliche Gewandtheit gab ihm die Lust der Gefahr; er verstand es, sie bei seinen Leuten bis zur Tollkühnheit zu steigern; aber indem er es rücksichtslos mit jedem Feinde aufzunehmen schien, lag seiner Kühnheit die besonnenste Berechnung zum Grunde, mit der sein überaus rascher Blick den Erfolg ermaß. So verstand er es, den Leuten die Zuversicht des Erfolges zu

geben; ging es zum Gefecht, dann rief er ihnen kurz zu, und wie eine Meute, die losgelassen wird, stürzten sie mit alles vor sich niederwerfendem Ungestüm auf den Feind. Kam es besonders ernst, so hielt er wohl eine gründlichere Vorhaltung; so einmal: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen: auch ich habe getan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht; wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn ihr seid dann allein schuld."
Auch nach beendetem Kampf blieb Yorck noch eine Zeitlang in seiner Nähe in Krasno Sielzo. Major Eyssenhardt starb gegen Ende des Jahres 1794. Yorck hatte einstweilen die Führung des Bataillons zu übernehmen. Jener Freiherr v. Kloch, der 1792 vor ihm eingeschoben war, erhielt das erledigte Bataillon (April 1795).
Wenige Wochen später wurden die Garnisonen bezogen; der Major mit der Hälfte des Bataillons kam nach Sieradz, etwa acht Meilen von Kalisch an der Warte, Yorck mit dem Rest nach Widawa, einem Städtchen vier Meilen südlicher.
Ein jammervoller Aufenthalt. Widawa war, wie diese kleinen polnischen Städte alle, ein armseliges Nest, außer der Kirche und dem Kloster kein festes Gebäude drin; nichts als erbärmliche Lehmhütten, nur daß die des Edelmanns einen gemauerten Schornstein zu haben pflegte; ein Teil der Wohnungen aus Erdhütten, Löchern unter der Erde bestehend; die Hälfte der Einwohnerschaft Juden. Überall der größte Schmutz, die Wohnungen voll Ungeziefer; die Straße ungepflastert, voll Kotpfützen; dazu die traurigste Umgegend, die Widawa durch ein sandiges Flußtal hinschleichend; da und dort eine magere Wiese, ein klägliches Ackerfeld; keine Allee, kein Gärtchen am Hause, kein Baum auf dem Feld; der polnische Bauer mochte die Bäume auf dem Felde nicht, sie gehörten nach seiner Meinung in den Wald.
Begreiflich, daß nach den letzten Vorgängen die Polen nicht eben freundlich gegen Preußen und preußische Soldaten waren; Major Baron Kloch war nicht der Mann, solche Stimmungen zu beseitigen. Schwerfällig, pedantisch, aufgeblasen, wie er war, — „wie geschaffen für eine Kotzebuesche Komödie," nach Yorcks Ausdruck — beging er unzählige Torheiten, die in der schwierigen Lage der neuen Provinz

sehr bedenkliche Folgen haben konnten. Yorck hinderte, soviel er konnte; es bedurfte seiner Weltklugheit und seiner humoristischen Weise, mit dem Major auszukommen und offenbarem Unheil zu wehren.

Und doch war mit diesen Leuten gar wohl fertig zu werden, wenn man sie richtig nahm. Warum auch ihre Eitelkeit geflissentlich kränken, ihre Gutmütigkeit hochmütig abweisen, ihre Sitte verhöhnen? Man weiß, wie bald sich die preußische Herrschaft in diesen neuen Provinzen verhaßt gemacht hat; statt durch Ordnung und Wohlwollen zu gewinnen, quälte sie durch Schwerfälligkeit, ohne doch durchzugreifen; und den Rest der guten Meinung verdarb die maßlose Selbstsucht derer, welche die blinde Günstlingswirtschaft in Berlin mit Domänen und konfiszierten Gütern überschüttete.

Yorck hat stets mit besonderer Zufriedenheit an seinen zweijährigen Aufenthalt in Widawa zurückgedacht. Er verstand es, sich Achtung und Vertrauen zu erwerben. Als er die Vermessung der nächsten Umgebung zu machen hatte, waren die Edelleute erstaunt, daß er ihre Bestechungen nicht annahm; zutraulichst bat ihn einer, er möge doch ihn persönlich nicht auf die Karte bringen. Freilich, man mußte da manches Prahlen, manche Eitelkeit hinnehmen; aber er verargte ihnen nicht, daß sie sich wenigstens ihres Kosciusko, ihres Dombrowsky rühmten, daß sie, auch der bettelarme Slachtiz, sich rühmten, zu Königen geboren zu sein, daß jener Kutscher mit Wohlgefallen erzählte, wie bei der letzten Königswahl auch auf ihn beinahe eine Stimme gefallen wäre. Und wenn der polnische Hausherr den Ankommenden an der Schwelle seines unsauberen Hauses mit dem Pokal ohne Fuß voll Ungarwein begrüßte, wenn er abends wieder beim Ungarwein von Sobiesky und den Türkenkriegen erzählte, von dem gütigen Könige und den tapferen Regimentern des Königs sich erzählen ließ, wenn dem Weggehenden der gastfreie Wirt in herzlicher Devotion den Kleidersaum küßte, — dann war wohl zu erkennen, daß man, um dies Volk an den Thron Preußens zu ketten, nicht verfahren müsse, wie unter Hoyms Leitung und in der Verblendung des Berliner Übermutes fort und fort geschah.

Sechstes Kapitel

Johannisburg und Mittenwalde

Länger als zwei Jahre lebte Yorck in dieser Abgeschiedenheit zu Widawa. Am wenigsten ward es ihm schwer, den großen Verkehr mit der politischen Welt zu entbehren; je mehr er sich als Soldat fühlte, desto weniger hatte er den Wunsch, über den klaren und festen Bereich seiner Dienstpflicht hinaus beteiligt zu sein.

Die Umformung der Füsilierbrigaden, die mit dem Ausgang des Jahres 1796 eingeleitet wurde, ließ ihn hoffen, endlich ein eigenes Bataillon zu erhalten. Aber wer war in Berlin, den allerlei Empfehlungen und Rücksichten gegenüber an seine Tüchtigkeit zu erinnern? Er ward wieder übergangen. Leider liegt uns nicht mehr das Schreiben vor, mit dem er sich bei dem Generaladjutanten des Königs, Herrn v. Zastrow, beschwerte; dessen Antwort (Potsdam, 25. Mai 1797) lautete: „Ich sehe sehr wohl ein, daß es Ew. H. schmerzlich sein muß, durch die in der ehemals bestandenen Einrichtung der Brigaden getroffene Abänderung sich in Ihrer Aussicht auf Beförderung zum Bataillonschef verkürzt zu sehen, und ich versichere Denenselben dieserwegen auch gerne mein aufrichtiges Bedauern, bin aber beim besten Willen nicht vermögend, hierunter etwas abzuändern, weil dergleichen Verfügungen unmittelbar von Sr. Majestät geschehen, ohne daß dabei irgend jemand weiter mitwirken kann. Mit vollkommenster Hochachtung usw."

Wenigstens lag in dieser Antwort genug, um Yorck den ganzen Ärger einer Zurücksetzung empfinden zu lassen, für die kein anderer Grund zu finden war, als des Königs Belieben. Freilich hatte er sich mit kühneren Hoffnungen getragen; war er doch beim Beginn der Kampagne, den Jahren nach der bei weitem Jüngste der Armee, ganz nahe zum Bataillon gewesen; wenn ihm trotzdem Bravour und Geschick nicht weiter geholfen, so mochte er jetzt, wo, wie es schien, für lange Dauer Friede war, auf Hoffnungen verzichten, zu denen nicht mehr wie sonst der Degen allein berechtigte.

Es kam wenige Monate später die Beförderung. Die ungeheuren Erfolge, welche die französischen Waffen gegen Österreich gehabt, und das gerechte Mißtrauen, das man gegen die mit dem Baseler

Frieden gegründete Freundschaft mit der französischen Republik zu hegen begann, veranlaßten das Kabinett zu einer namhaften Vermehrung der Armee. Nicht bloß, daß den 53 Depotbataillonen vierte Kompagnien gegeben wurden, man errichtete zugleich zwei neue Infanterieregimenter und drei neue Füsilierbataillone. Für das eine derselben ward Yorck, für ein anderes Major von Bülow (Dennewitz) bestimmt, jenes sollte in Johannisburg, dieses in Soldau garnisonieren, beide mit dem Bataillon Stutterheim die zweite ostpreußische Füsilierbrigade bilden. Yorcks Ernennung zum Chef des Bataillons war datiert vom 12. Sept. 1797.

Es liegen Glückwunschschreiben zu dieser Ernennung vom damaligen Kronprinzen, von Zastrow, Prinz Hohenlohe, Herzog v. Braunschweig, von Günther, Möllendorf, Courbière, Landgraf Wilhelm von Hessen vor; Namen, die ungefähr den Kreis bezeichnen, innerhalb dessen Yorcks Name bereits Achtung hatte.

Im Oktober 1797 übersiedelte Yorck mit seiner Familie nach Johannisburg. Das Städtchen liegt in einem mehrere Meilen großen Forst, der von Seen und Morästen durchschnitten ist, fernab von den großen Straßen, doppelt öde in Winterszeit; es kam vor, daß die Schildwachen auf dem Posten erfroren, und in der Regel war es, ihnen scharfe Patronen zu geben gegen die Wölfe, die der Hunger aus dem Forst hereintrieb.

Da nun sollte gelebt werden. Auch nicht einmal ein Haus war da, wie Yorck es brauchte, wenn er seine Offiziere bei sich sehen und ihnen und sich den Aufenthalt hier erträglich machen wollte.

Und allerdings war darauf Yorcks Aufmerksamkeit im vorzüglichen Maße gerichtet. Es ist anziehend, wie er dies Verhältnis des Chefs zu seinen Offizieren auffaßt. Er meint keineswegs, daß jeder, wenn er seinen Dienst geleistet, im weiteren sich selber angehöre und seine Wege gehen könne; er ist bemüht, sie möglichst nahe, möglichst persönlich an sich zu ziehen, eine stete und innige Gemeinschaft mit ihnen zu gründen; ein Offizierkorps, äußert er, ist ein Orden. Es liegt ihm wenig daran, mit der sonstigen Einwohnerschaft Verkehr zu haben, so strenge er darauf hält, daß man mit derselben im besten Einvernehmen ist; aber die Garnison müsse man, meint er, wie eine Art Feldlager ansehen; wie be-

quem oder unbequem sie auch ist, der echte Soldat ist allezeit wie auf dem Feldfuß.

In diesem Geiste lebte er mit seinen Offizieren, und, wie einer von ihnen nachmals bezeugt hat, es war unvergleichlich, wie er den Ton seines Korps zu adeln, durch Erzählung und Gespräch zu beleben, selbst der Eintönigkeit des Dienstes Reiz und Schwung zu geben verstand.

Nicht bloß, weil er sich hier einen dauernden Aufenthalt versprach, sondern auch, um den geselligen Bedürfnissen seines Korps genügen zu können, wünschte er, sich ein eigenes Haus zu bauen. Der König — seit dem Herbst 1797 Friedrich Wilhelm III. — bewilligte eine Unterstützung an Baugeldern. Mit dem nächsten Frühling ward angefangen; Yorck selbst hatte den Plan angegeben; er leitete die Anlage des Gartens, der das Haus umgeben sollte; täglich ritt er hin, sich des wachsenden Baues zu freuen; es war ihm wohl bei dem Gedanken, endlich ein Eigentum, eine dauernde Heimat für seine Kinder, ein eigenes Dach, wo er ruhig altern könne, zu haben, und in Ermangelung eines größeren Wirkungskreises konnte ihm keiner lieber sein, als hier an der Spitze eines kleinen militärischen Gemeinwesens, das er selbst herangebildet hatte, zu stehen und es nach seinem Sinn weiter zu handhaben. Freilich anders meinte es der ehrliche Kapitän v. Oheimb; er ging einmal nach dem Bau, um die Zeit, wo Yorck dort zu sein pflegte; als sähe er ihn nicht, brummte er allerlei vor sich her: das sei recht nach dem Major, das sei wieder so eine wunderliche Laune. Und als Yorck ihn endlich verwundert fragte, was er denn tadle, antwortete Oheimb: er meine, daß Yorck unrecht tue, sich mit dem Hause in diesem Winkel der Monarchie festzumachen; ein solcher Offizier, wie er sei, werde so lange nicht hier am Platz bleiben, um seines Baues froh zu werden. Yorck wandte das Gespräch zum Scherz.

Mit dem Herbst 1798 war der Bau fertig; das Haus „in schlicht edlem Styl" mit dem freundlichen Garten umher war allerdings wie ein kleiner Palast neben den Johannisburger Häuschen. Das Innere ward stattlich und geschmackvoll eingerichtet; auch eine kleine Bibliothek befand sich dort, die den Offizieren gern geöffnet wurde.

Mit besonderem Fleiß war die Ausbildung des Bataillons betrieben

HERRMANN: GRÄFIN YORCK VON WARTENBURG. 1824

worden. Hatten überhaupt die Übungen der Füsiliere die der Linie weit überholt, so war Yorck angestrengt, was er in der Fremde gesehen und erfahren, in seinem Bataillon nutzbar zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß es den Pedanten der alten Schule als Verbrechen erscheinen würde. Ein kundiger Beurteiler sagt: „Sein damaliges Bataillon mochte dem Ideal ziemlich gleichkommen, das die neuere Erfahrung und die verbesserte Taktik seitdem in unserer ganzen Infanterie eingeführt hat."

Allerdings gaben die einsichtigen Instruktionen, die Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritt erlassen, einen wichtigen Anhalt, aber es fehlte viel, daß man überall in ihren Geist eingedrungen wäre. Viele Kommandeurs, an den alten Schlendrian gewöhnt, blieben bei dem Unwesentlichen stehen, übten fort und fort Handgriffe und festes Aufstampfen bei Marsch und Wendung; der neu eingeführte Geschwindschritt erschien ihnen mehr als bedenklich — „jakobinisch," wie ein Witzbold sagte. Denn bis dahin hatte man sich, das Deployieren und Schwenken ausgenommen, nur in dem pathetischen Tempo von 75 Schritt in der Minute bewegt; die rechten Schüler des Herzogs von Braunschweig wollten auch dieses Tempo noch zu hitzig finden, nur 71 Schritt in der Minute gestatten; nun mit den mehr als 100 Schritt in der Minute meinten sie nichts anders, als daß alles drunter und drüber gehen werde. Ein weiteres Ärgernis war die damals von Rüchel aufgebrachte Richtung eines Bataillons nach vorgenommenen Punkten und die Verlängerung dieser Punkte für eine ganze Linie; da gab es ewige Unordnungen und Weitläuftigkeiten, und mehr als einer der Herren Kommandeurs und Offiziers scheiterte mit seinem Augenmaß an diesem immer von neuem peinlichen Experiment. Die auserlesenen Grobheiten, deren sich bei den Inspektionen Rüchel namentlich in solchem Fall zu bedienen liebte, machten die Sache nur noch unerträglicher: die Autorität werde erschüttert, die Würde des Standes gehe zugrunde.

Daß Yorck auch mit diesen Dingen rasch und sicher fertig wurde, versteht sich von selbst. Aber er forderte von seinen Füsilieren mehr. Es ist früher bereits die Richtung angedeutet, welche er seinen Übungen zu geben wußte; hier in Johannisburg hemmte ihn kein Plüskow und Kloch, und recht mit Behagen übte er seine wackren Litauer

und Masuren in jener kecken, schlauen und beweglichen Weise, zu der ihr Naturell, wenn es einmal geweckt ist, sich so trefflich eignet.
In besonderem Maße merkwürdig war es, wie Yorck die Disziplin zu handhaben verstand. Es war damals die Ansicht geltend, daß Schimpfen, Mißhandeln, Prügel, um die Kerle zu dressieren und zur Ordnung anzulernen, unumgängliche Erfordernisse seien. Freilich hatte sich namentlich Möllendorf bemüht, eine humanere Weise einzuführen; „der König," hatte er schon 1796 in einem Parolebefehl gesagt, „hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben." Aber wie wenig hatte das Macht gegen die, wie man meinte, wohlerprobte Gewohnheit; nach wie vor blieb der Stock, das Fuchteln, das Spießrutenlaufen der Kitt des preußischen Soldatentums. Ausdrücklich wird es bezeugt, daß Yorck diese Mittel körperlicher Züchtigung äußerst selten, auf dem Exerzier- und Paradeplatze nie anwenden ließ. Allerdings war er streng, forderte viel; aber er verstand es, in seinem Bataillon ein soldatisches Ehrgefühl zu wecken, das, indem es den einzelnen Mann erhob, der Disziplin ganz andere und wirksamere Handhaben bot, als die brutalsten Körperstrafen je gewähren konnten. Als einmal bei der Revue vor dem Generalinspekteur ein altgedienter Füsilier bei der gewöhnlichen Chargierung den Ladestock fallen ließ, und der Inspekteur, den bei solchem Greuel ein wahrhaftes Schaudern befiel, exemplarische Strafe forderte, — da diktierte Yorck dem armen Teufel, eine Zeitlang bei dem langweiligsten Unteroffizier des Bataillons nachzuexerzieren, zum großen Ergötzen seiner Kameraden. Die sicherste Probe für den Geist des Bataillons gab es, daß Desertionen, an denen die Garnisonen überall krankten, hier in der völlig offnen, mit Wald und Wildnis umgebenen Stadt gar nicht vorkamen; das Vertrauen, das den Leuten geschenkt, die größere Freiheit, die ihnen gewährt wurde, weckte ihre Anhänglichkeit und ihr Ehrgefühl in dem Maße, daß die Entlassung vom Bataillon eine Strafe wurde.
Der alte Kriegsmann, dessen Aufzeichnungen wir hier folgen, schließt die Darstellung dieser Dinge mit den Worten: „Nur solche Befehlshaber sind imstande, eine Armee in einer langen Reihe von Friedens-

jahren davor zu bewahren, daß sie militärisch demoralisiert werde." Nicht minder wichtig scheint es, darauf zu achten, wie jener neue und edlere Geist, den die Schmerzenstage tiefsten Unglücks allerdings erst allgemein und, sozusagen, offiziellerweise über die Armee verbreiten sollten, schon vorher zu schaffen und umzubilden begonnen und da und dort die Keime ausgestreut hat, welche dann schnell zu herrlicher Blüte emporwuchsen.

Die Kundigen wissen, wie tief die Politik Preußens schon damals in Schlaffheit und Widersprüche versunken war. Der großen Koalition von 1799 beizutreten, konnte man sich nicht entschließen; aber man fürchtete, daß Kaiser Paul eine so unglückliche Neutralität damit strafen werde, daß er Friedrichs II. plötzlichen Einfall in Sachsen gegen Ostpreußen nachahme. Ein in besonderem Rufe stehender Stabsoffizier aus der nahen Umgebung des Königs war dieser Ansicht in solchem Maße, daß er die nötigen Winke nach Ostpreußen kommen ließ. Yorck empfing diese Weisungen mit großer Freude; er wünschte sehnlichst, einmal mit seinem Bataillon eine Feldprobe zu machen. Von der diplomatischen Lage der Dinge hatte er so wenig eine Ahnung, daß ihm Preußen, um seinen Ausdruck zu brauchen, dem ruhenden Mars zu gleichen schien. Er meinte nicht anders, als daß der Thronwechsel von 1797 allen jenen Übeln, deren Anfang er in nur zu deutlicher Nähe gesehen hatte, ein Ende gemacht habe; statt der Ärgernisse, die bis dahin der königliche Hof gegeben, ging ja nun von demselben das Beispiel edler Einfachheit und Lauterkeit aus, und es begann sich in den höheren Schichten der Gesellschaft wirksam zu zeigen. Es war auch im Militärischen vieles besser geworden, mehr Ordnung, angemessenere Übung, Beförderung nicht bloß nach Gunst und Zufall. Von den übrigen Dingen, von der sich selber nicht trauenden Befangenheit des jungen Königs, von den sich kreuzenden Intrigen seiner Umgebung, von der wachsenden Zusammenhangslosigkeit der politischen Maßnahmen Preußens ward man freilich in Johannisburg nichts gewahr.

Bald sollte Yorck Gelegenheit erhalten, diese Dinge aus größerer Nähe zu beobachten.

Im Oktober 1799 schrieb der ehrwürdige General von Brünneck an Yorck, ob er wohl Neigung habe, Kommandeur des Fußjägerregi-

ments zu werden, oder ob seine feste Ansiedlung in Johannisburg ihm eine solche Veränderung nicht wünschenswert erscheinen lasse.
Yorck hatte im entferntesten nicht an eine so frühe Veränderung seiner Stellung gedacht; sie war ihm unerwünscht. Nicht bloß, daß er sich endlich einmal häuslich niedergelassen; sein Städtchen war ihm lieb geworden; lieb auch um der Gräber der Kinder willen, die er hier bestattet hatte. Sodann sein Bataillon war nun im besten Gange, war ganz nach seinem Sinn, hatte ein Offizierkorps, wie er es nie so wiederzufinden gewiß sein konnte; sollte er es verlassen, um jenes in der ganzen Armee berüchtigte Jägerregiment zu übernehmen und da von vorne anzufangen, vielleicht ohne aus diesen verwöhnten und verwilderten Burschen etwas Gescheites machen zu können? Er entschloß sich, Brünnecks Anfrage verneinend zu beantworten. Er habe sich, antwortete er (12. Okt.), ein Haus gebaut, mit vieler Mühe und vielen Kosten habe er die Einrichtung seines Bataillons vollendet, so daß ihm in Rücksicht seiner Vermögensumstände eine abermalige Versetzung schwerfallen würde.
Er hoffte damit die Sache abgetan. Einige Wochen später kam des Königs Befehl. Die Kabinettsorder vom 6. Nov. 1799 lautet:
„Mein lieber Major v. Yorck. Da die jetzt verfügte Versetzung des Major v. Uttenhoven vom Regiment Fußjäger als Commandeur zum dritten Bataillon des Regiments v. Zenge es nothwendig macht, dem Jägerregiment einen ganz kapablen Commandeur zu geben, und Ich Mich überzeuge, daß Ihr die zu diesem wichtigen Posten erforderlichen Eigenschaften in Euch verbindet, so will ich Euch hierdurch zum Commandeur des Fußjägerregiments ernennen. Ich glaube Euch durch diese anderweite Anstellung um so mehr einen unverkennbaren Beweis Meines Vertrauens und Meiner Zufriedenheit mit Eurem Eifer für Meinen Dienst zu geben, weil das Jägerregiment für die Armee ein sehr interessantes Corps ist und Mir also vorzüglich daran liegen muß, dasselbe ganz in der Verfassung zu wissen, worin es, um seinem Zweck zu entsprechen, sein soll; und Eure Mir bekannte Kenntniß von dem ganzen Umfang des Dienstes, verbunden mit einer so rühmlichen Thätigkeit, ist Mir Bürge, daß Ihr das Eurem Commando untergebene Jägerregiment stets in bester Ordnung halten werdet. Ich überlasse Euch nach Eurer neuen Be-

stimmung abzugehen, sobald Eure häuslichen Angelegenheiten solches gestatten, übersende Euch zu dieser Reise anliegenden Vorspannpaß und bin übrigens Euer wohlaffectionirter König."

So war Yorck Kommandeur des Fußjägerregiments. Ein sehr interessantes Korps nennt es die Kabinettsorder; es ist der Mühe wert, die Eigentümlichkeiten desselben kennen zu lernen.

Friedrich II. hatte im ersten schlesischen Kriege eine Kompagnie von 60 Jägerburschen unter dem Major Chevalier de Chasot formiert; die guten Dienste, die diese Scharfschützen leisteten, veranlaßten ihn, ihre Zahl allmählich zu vermehren; im Beginn des Siebenjährigen Krieges waren ihrer 400 Mann. Es scheint, daß man nicht recht zu einer charakteristischen Ausbildung dieser Waffe zu kommen vermochte; selbst der treffliche Gaudy, des Königs Flügeladjutant, brachte diese Jäger eben nicht weiter. Am 18. Okt. 1760 wurde gar das ganze Korps in der Nähe Berlins kriegsgefangen. Der König erneute es sofort; er versuchte nach beendigtem Kriege durch seinen Generaladjutanten v. Anhalt eine Umbildung des Korps, machte es mit Bajonettflinten und Patrontaschen den übrigen Truppen ähnlicher; er vermehrte es auf zehn Kompagnien, suchte namentlich auch hessische Offiziere, die den Krieg in Amerika mitgemacht, heranzuziehen. So war hin und her gekünstelt worden und mehr und mehr das Eigentümliche von Jägern verloren gegangen. Der bekannte Taktiker Guibert, der 1773 in Mittenwalde diese Leute sah, hat sie mit ihren Wasserstiefeln, gelbledernen Hosen und Bajonettflinten für eine neue Art schwerer Kavallerie gehalten.

Seitdem war ihnen freilich (1787) die Büchse und Kartusche wiedergegeben, aber sonst eben nichts geändert worden, während sich das ganze preußische Heerwesen völlig verwandelt hatte. Sie waren nach dem Ausdruck eines der jüngeren Offiziere jenes Korps ein alter barocker Giebel, den man in dem völlig neumodischen Umbau stehen gelassen.

Von 1760 bis 1791 hatte Des Granges an der Spitze des Korps gestanden; es war mit ihm allmählich eingerostet. Ihm folgte der im Korps ergraute General von Voß, unter dem nun Yorck die Umbildung vornehmen sollte, die Major Uttenhoven auch nicht einmal versucht hatte.

Die Leute des Regimentes waren alle gelernte Jäger, meist Söhne von Ober- und Unterförstern und anderen Beamten, die mit dem Dienst hier sich eine Anwartschaft auf eine Versorgung in der Försterei erwarben. Sie meinten, doch etwas anderes zu sein, als die Gemeinen der anderen Regimenter; sie nannten sich untereinander Herr; sie hielten auf ihre „Gerechtsame und Freiheiten". Da die Jäger im Regiment blieben, bis sie eine Versorgung in königlichen oder städtischen Forsten erhielten, so gab es ein nicht eben harmonisches Gemisch verschiedenartiger Gestalten, neben den jungen und frischen Burschen auch Bejahrte genug, welche dann sich besonders angelegen sein ließen, den jungen Zuwachs in die Besonderheiten der „Jägerei" einzuweihen. Namentlich war die Abneigung gegen das Exerzieren durchgehend, und es gehörte zu den Vorrechten des Regiments, sich mit den Dingen der soldatischen Dressur nicht viel quälen zu lassen. Man hatte die Autorität des großen Friedrich für sich, der allezeit streng darauf gehalten, daß die Jäger bei der Parade nicht in Reih und Glied vorüberzogen, sondern in bequemen Haufen; als Obrist Des Granges ihnen doch den Paradeschritt beigebracht hatte und sie mit demselben dem Könige vorüberführen wollte, hatte der alte Herr den Krückstock gehoben und gerufen: „Wollt ihr Schächer auseinander!" Seit 1786 freilich wurde auch der Paradeschritt befohlen, aber es kam eben nicht weit damit. Man kann denken, welchen Eindruck auf den Potsdamer Herbstmanövern unter den blanken, auf das strengste dressierten Regimentern der Garde und Linie diese wüste alte Gesellschaft machte, wenn sie, mit ihrer mittelmäßigen Hornmusik, ohne Richtung, ja kaum Schritt haltend, vorübermarschierte; man mußte sich trösten, daß sie doch Ein romantisches Element in der sonst allgemeinen Uniformität bildete; man lächelte, wenn sie vorüberzogen, wie über eine harmlose Ergötzlichkeit. Ein derartiger Vorbeimarsch vor dem Könige im Herbstmanöver von 1799 war so im Übermaß romantisch ausgefallen, daß er die Versetzung Uttenhovens zur Folge gehabt hatte.

Um nichts besser waren sie beim Manöver. Weder die Führer wußten, was sie mit ihren Jägern machen, noch die Jäger, was sie tun sollten; von einem Eingreifen in die allgemeine Disposition, von bestimmten eigentümlichen Tätigkeiten war keine Rede; machten sie

einmal den Versuch einer selbständigen Bewegung, so war sie gewiß völlig ungeschickt, am unrechten Orte, zur unrechten Zeit — so daß selbst der Hauptdirigent der Übungen, Rüchel, sie ihrem Schicksal überließ und sich mit dem regelmäßigen Witz aus der Verlegenheit half: sie seien wie das wilde Heer, das man müsse austoben lassen.
Die älteren Offiziere dieses „interessanten Korps", bis in die Leutnants hinab, waren teils noch aus dem alten Urstamm, teils ihr Lebelang nur bei diesen Truppen gewesen; es waren unter ihnen viele Fremde, auch aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Piemont. Aus den Bräuchen, die diese von der Heimat her festhielten, und den Gewohnheiten, die jene als Junker und Leutnants im Siebenjährigen Kriege sich angeeignet, hatte sich das Ensemble einer Dienst- und Umgangsweise gebildet, die von den sonstigen Umwandlungen in der Armee vollkommen unberührt geblieben zu sein schien. Nicht als wären nicht brave und erprobte Männer unter ihnen gewesen; ihrer die meisten hatten den Orden, und jeder einzelne hatte diese oder jene tapfere Affäre zu erzählen. Auch wußten sie wohl, wenn sich im Felde die Gelegenheit ergab, die sicheren Schüsse ihrer Jäger nützlich zu verwenden und ein Gehölz, eine Buschwiese durchzupirschen. Aber die Leute zweckmäßig zu bilden, auch im Frieden kampffähig zu halten, sie zu Soldaten zu machen, das verstanden sie nicht. Das Ganze hatte etwas Sonderlingsartiges, und auf jeden einzelnen kam ein guter Teil davon.
Der Chef des Regiments, der alte gutmütige General Voß, hatte im Siebenjährigen Kriege eine Kompagnie in dem Freibataillon des schwedischen Abenteurers Grafen Haerd geführt; aber es war wie ein Spott, daß dieser äußerst pedantische und behutsame Mann unter den leichtesten der damaligen Truppen seine Schule gemacht haben sollte; freilich noch mehr ein Spott, wenn er davon erzählte, daß er am Hofe des Herzogs von Gotha Page gewesen und Pagenstreiche gemacht habe. Man sagte, daß er seit Menschengedenken, die reglementsmäßigen Galoppsprünge bei Richtung eines Bataillons abgerechnet, nur einmal Galopp geritten sei, nämlich bei dem blutigen Treffen am Schänzel (13. Juli 1794), welches im letzten Kriege seine Haupt- und Staatsaktion gewesen war.
Solche und ähnliche Geschichten in großer Zahl hatte Yorck, wenn

er auf das Jägerregiment und wie er es gefunden zu sprechen kam. Aber es war ein schöner Stoff, der seinen Händen anvertraut wurde; es galt, für denselben die Form zu erfinden.

— Yorck hatte die Kabinettsorder seiner Berufung Ende November erhalten. In wenigen Tagen war das Notwendigste eingerichtet. Der Familie mußte die Winterreise erspart werden. Er selbst kam am Sylvesterabend nach Mittenwalde.

Er begann damit, die Herren Offiziers auf dem Sylvesterball zu überraschen und dort, wo Tanz und Wein sie bequemer und entgegenkommender machte, ihre Bekanntschaft zu machen. Den nächsten Tag sprach man dann hin und her über den noch jungen Kommandeur, über sein erstes sehr zuverlässiges Auftreten, und daß er wohl werde lernen müssen, wie man mit dem Regiment umzugehen habe. Wenige Wochen, und er kannte sein Personal, hatte seine Stellung, war auch der Mürrischen und Widerstrebigen teils mit guter Laune, teils mit festem Ernst Herr geworden.

Es war klar, daß man das ganze Korps im eigentlichen Sinn des Worts umarbeiten müsse. Freilich die Rücksicht auf den alten Chef, der das vierzig Jahre lang konservierte Wesen für vortrefflich hielt, hinderte dienstliche Anordnungen sehr; und wenn den Stabsoffizieren von dieser oder jener notwendigen Änderung eine vorläufige Mitteilung gemacht wurde, so schüttelten sie bedenklich den Kopf: die Jäger würden schwer dahin zu bringen sein. Sei es auf den Rat guter Freunde oder aus eigenem Takt, General Voß nahm für den Sommer Urlaub. Und nun eilte Yorck, Hand ans Werk zu legen.

Da mußte denn von den ersten Elementen des Dienstes angefangen werden. Halb Mitleid, halb Lachen konnte es erregen, die alten Oberjäger, die gewohnt waren, jagdmäßig und bequem sich gehen zu lassen, in formaler Rekrutenübung Anstand, Haltung und Tritthalten lernen zu sehen. Manche hatten nicht übel Lust, sich solchen Neuerungen zu widersetzen. Es kostete einige harte Worte, einige energische Auftritte; die Jüngeren, namentlich auch die jüngeren Offiziere, fügten sich leicht und gern den verständigen Anordnungen, freuten sich des sichtlich frischeren Geistes im Dienst; man kam in kurzer Zeit zu einer völlig anderen Haltung der einzelnen und des Ganzen.

Dabei war Yorck weit davon entfernt, mit Nebendingen zu quälen; er verstand, sie beiläufig abzumachen; was bedurfte er der damals beliebten Probeparade zur Revision des Anzugs, wenn jeder einzelne bei jeder Waffenübung die kleinste Unsauberkeit oder Unordnung von dem scharfen Auge des Kommandeurs entdeckt und gerügt zu sehen erwarten konnte.

Man weiß, bis zu welcher Pedanterie damals die Gleichförmigkeit und automatische Bewegung der Truppen getrieben wurde; man machte, wie es ausgedrückt worden, die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin und her geschoben wurden; einige Generalinspekteurs, wie Massenbach wenigstens erzählt, ließen, um des senkrechten Aufmarsches um so gewisser zu sein, an die Kurzgewehre der Unteroffiziere bei der Fahne eine Art von Astrolabium anschmieden, und was derartige Künsteleien mehr waren. Yorck liebte dergleichen überall nicht; am wenigsten für die Jäger erschien ihm solche Kleinmeisterei anwendbar; ihm kam es weniger auf das Stampfen des Paradeschrittes und die mechanische Genauigkeit der unwesentlichen Äußerlichkeiten als auf die Leichtigkeit und Sicherheit der Bewegung an; auch in dem keckeren degagierteren Gange sollte man den Jägern ansehen, was sie seien. Man hatte sich bisher beim Korps vielfach damit beschäftigt, wie es wohl gemacht werden könnte, daß denselben wenigstens beim Vorbeimarsch die Büchsen senkrecht über den Schultern hervorragten, eine Aufgabe, die bei den krummgeschäfteten Büchsen höchst schwer zu lösen war. Yorck sagte in seiner Instruktion: „Die Waffe ist nicht zum Exerziren gemacht, und die Bestimmung des Jägers ist nicht, zu exerziren"; er befahl, die Büchse nach Art der Gefreiten mit der rechten Hand zu fassen; er gab damit außer der Lösung jenes Problems zugleich seinen Jägern zu ihrer großen Befriedigung zugleich ein äußeres Zeichen der höheren Stellung, die sie in Anspruch nahmen. So, wenn durch die Stadt marschiert wurde; war man im Freien, so bliesen die Hörner ein Jagdstück, und die Büchse ward über die Schulter genommen oder nach Jägerart am Riemen getragen.

Von größerer Bedeutung war es, die Jäger in dem ihrer Waffe entsprechenden Felddienst zu üben und sicher zu machen. Yorck war unermüdlich und unerschöpflich in Erfindungen und Weisungen

dieser Art. Er lehrte seine Jäger, ihre Kunst auf die Zwecke des Krieges zu übertragen. Den weiten und sichern Schuß der Büchse möglichst ruhig, möglichst gedeckt anbringen, zum sorgfältigen Laden Zeit und Sicherheit behalten, nie „den Schuß übereilt weggeben, sondern stets mit Wirkung schießen," das war für den einzelnen die Hauptsache. Darum die „unabänderliche Regel," stets zu zweien vorzugehen; „diese beiden Jäger," sagt die Instruktion, „müssen sich jederzeit wie ein Körper betrachten, daher der eine den andern defendiert, so daß, wenn der eine geschossen hat und also wehrlos ist, der andere geladen und im Verteidigungszustand sich befindet; diese Regel muß jedem Jäger unverbrüchliches Gesetz sein, indem seine Ehre und sein Leben davon abhängt." Dann galt es, daß jeder jede Deckung zu benutzen, mit Schlauheit und Keckheit heranzuschleichen, liegend, kniend oder wie sonst immer schußfertig zu sein lernte. Von selbst ergab sich die zerstreute Feuerlinie; im Haufen beieinander blieb nur der Rückhalt, der in sicherer Entfernung von den Pirschenden ihren Bewegungen vor und zurück folgte, die Zurückeilenden aufnahm, um andre nach andrer Richtung in gleicher Weise zu entsenden.

Den Offizieren — Yorck entwarf für sie die Instruktionen, aus denen jene mitgeteilten einzelnen Weisungen entnommen sind — lag es ob, den Zusammenhang der Bewegungen je nach der Aufgabe und dem Terrain entsprechend zu leiten. Vortrefflich gelang es bei den jüngeren, und mit wachsender Lust lernten und lehrten sie an der Hand ihres unermüdlichen Kommandeurs. Aber mit den alten eingerosteten Majors und Kapitäns war wenig oder nichts anzufangen. Yorck versuchte dies und das; wo irgend möglich, suchte er ihnen nachzuhelfen, gab ihnen wohlinstruierte jüngere Offiziere zur Seite, versuchte, sie durch Besprechungen aufzuklären. Sie sollten zu Pferde die Übungen leiten; allerdings mußten sie etatsmäßig Pferde haben; aber es war seit Menschengedenken im Korps üblich, daß sie diese Verpflichtung in Kutschpferden leisteten, um mit Frau und Kind spazieren fahren zu können; sie blieben auch jetzt bei der Gewohnheit und begnügten sich, mit ihren respektiven Kutschpferden in die Manöver zu reiten. Das war mehr als alles andere Yorcks Ärger; er ließ keinen Anlaß vorübergehen, wenn die alten Herren auf ihren feisten undienstmäßigen Gäulen hinschlenderten, dreinzufahren, sie bis

auf das äußerste zu hetzen: „Reiten Sie, reiten Sie, Herr Hauptmann, brechen Sie den Hals, wenn es nicht anders gehen will; warum reiten Sie solche Schindmähre." Und sie jagten auf Leben und Tod, um das verwünschte Ende der schon bekannten Redeweise nicht mehr zu hören. Er war unerschöpflich in immer neuen Sarkasmen; er verstand es, seinem Tadel die allerempfindlichste Schärfe zu geben; er ging bis an die äußerste Grenze des Erträglichen; Ungeschick und Beschränktheit bei den Feldübungen, meinte er, seien das allerübelste, strafbarer als auf dem Schlachtfelde, wo man das, was man versehen, durch Bravour wieder gutmachen könne. Und in diesem Geist äußerster Strenge verfuhr er unnachsichtig, trieb die Ungeschickten bis zu förmlicher Verzweiflung.

Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß er mit besonderem Takt eben diejenigen, die er im Dienst auf das härteste angelassen, abends, wenn sie ihn in seinem Garten besuchten oder mit ihm in der Ressource zusammentrafen, völlig kameradschaftlich und ohne die geringste Erinnerung an die peinlichen Vormittagsstunden behandelte. Nur so war es möglich, jede Koterie zu bannen und eine wirklich höhere Stellung über dem Ganzen zu behaupten, das seiner Leitung anvertraut war. Kam jemand — was namentlich in den ersten Monaten oft geschah — ihn zur Rede zu setzen, so empfing er ihn mit der ihm eigenen vornehmen Höflichkeit, unterhielt ihn sehr angelegentlich, ließ ihn nicht auf den Anlaß seines Besuches kommen; und unterbrach dann jener, etwa weil der Dienst oder ein Geschäft ihn erwarte, so hieß es: „Ich will Sie nicht aufhalten, wir sprechen bei besserer Muße davon, essen Sie heute mit uns" und dergleichen, und mit freundlicher Entschiedenheit war der Kläger hinauskomplimentiert. Wie oft, daß ein Offizier, der sich vermessen hatte, dem Kommandeur einmal die Wahrheit zu sagen, dann, er wußte selbst nicht recht wie, unverrichteter Sache zurückkam und sich obenein von den Kameraden mußte auslachen lassen. So war Yorck nicht beizukommen. Am meisten entfernt war er davon, etwa an seinen Launen und Eigenwilligkeiten die Dienstbeflissenheit zu erproben: wer solche Augendienerei versucht hätte, würde übler bei ihm verfahren sein, als der männlich Widersprechende. Durch eine solche Szene würdiger Gegenrede war es, daß einer der wenigen, mit denen er eine innige und

bis in das Grab dauernde Freundschaft bewahrte, Valentini, seine Hochachtung gewann.

In der Tat, es war ein eigentümlicher und neuer Geist, den er in diesem Offizierkorps erweckte; der Wetteifer der jüngeren ließ den Mißmut und das Ungeschick der älteren vergessen; bald ward es ein unterscheidendes Zeichen für die einzelnen, ob sie Yorck verehrten oder fürchteten. Bis dahin waren die Duelle im Jägerregiment an der Tagesordnung gewesen, sie waren förmlich zu Regulatoren der guten Sitte geworden. Mit Yorcks Eintritt machte der edlere Anstand, den er geltend zu machen verstand, der Unsitte ein Ende, und in den schriftlichen Aufzeichnungen eines damaligen Offiziers vom Regiment wird bemerkt: er wisse von keiner einzigen Rauferei seit dem Eintritte Yorcks.

Da geschah es ihm selbst, daß er in einen Handel verwickelt wurde, der zum Duell führen zu müssen schien. In der Nähe der Stadt lebte ein Edelmann, der in fremden Kriegsdiensten gestanden hatte und als Händelsucher bekannt war; bei einer Feuersbrunst, zu der Yorck hinausgeritten war, sah er den Edelmann, wie er die Leute zum Löschen zu prügeln begann, von denselben angepackt und mit einigen Püffen zur Ruhe gebracht. Yorck enthielt sich nicht, laut seinen Unwillen über die hoffärtige Art des Edelmannes und die gerechte Züchtigung, die er erhalten, zu äußern, worauf derselbe in höchster Erbitterung Genugtuung zu fordern ankündigte. Yorck hätte ihn begütigen können; er hielt sich verpflichtet, auf der nächsten Parade den versammelten Offizieren von dem Fall Mitteilung zu machen, beifügend, daß er entschlossen sei, ein gefordertes Duell anzunehmen: „Ich habe als Fähnrich und Leutnant nicht depreziert und werde es als Kommandeur noch weniger." Der Edelmann meldete sich nicht weiter. Aber in jenen Tagen hatte der alte Mittenwalder Postmeister — er war als Hauptmann im Regiment Luck mit in dem Kriegsgericht über Yorck 1779 gewesen — manche Geschichten aus Yorcks Fähnrichs- und Leutnantszeit zu erzählen, manchen Ehrenhandel: „aber er ist stets ein Mann von vieler Ehre gewesen," war der Refrain des Alten.

Es ist bereits erwähnt worden, wie Yorck die Ausbildung seiner Jäger behandelte. Er war mitnichten der Ansicht, die höhere Mei-

nung, welche sie von ihrem Korps hatten, brechen zu müssen; er verstand es, sich derselben zu bedienen, um das Ehrgefühl und den Wettcifer aller zu beleben. Wie bald schwanden die Widerspenstigkeiten und die Berufungen auf das alte Recht der Korporation; sie fühlten sich doch in ganz anderer Haltung als ehedem, und wie streng der Kommandeur auch war, die Anrede „Messieurs", die er eingeführt, machte vieles wieder gut. Freilich folgte hinter dem Messieurs oft genug ein Donnerwetter, wenn schlecht exerziert wurde, etwa gar infolge eines Tanzvergnügens am Abend zuvor. Dergleichen während der Exerzierzeit war ihm höchst unerträglich; und wenn er abends in seinem Garten die Musik vom Tanzboden herüberhörte, hieß es wohl: „Da gehen die Kräfte zum Teufel, die dem Könige gehören." Außer der Übungszeit ließ er sie gern gewähren. Besonders war die Freijägerei im Korps sehr im Gange; alle Augenblicke kamen Klagen von den adligen Gütern und Domänen der Umgegend. Man hatte früher die Gewohnheit, besonders arge Wildschützen einfach vom Regiment zu entfernen; Yorck ließ sich durchaus nicht dazu bewegen: „Der König würde damit seine besten Leute verlieren." Er hatte im Grunde seine Freude an den schlauen und kühnen Wildschützstreichen; er meinte, das sei die rechte Schule für den Jäger. Er ermahnte und warnte freilich; aber ein ordentlicher Jäger, meinte er, müsse sich nicht fangen lassen. Gegen so Ungeschickte ließ er der Gerechtigkeit freien Lauf.

Schon das nächste Herbstmanöver zeigte das Jägerregiment bedeutend verwandelt, und der König sprach seine hohe Zufriedenheit mit Yorcks Leistungen aus. Im Juni 1800 ernannte er ihn zum Obristleutnant. Jede folgende Übung zeigte weitere Fortschritte des Regimentes; Yorck hatte, ohne irgend Wesentliches zu opfern, aus den Jägern eine völlig neue Waffe zu bilden verstanden. Immer freier und sicherer entwickelte sich die eigentliche Jägertaktik in dem Zusammenhange der Manöver; statt wie früher das Korps nie aus der höchstens mit einer Schwärmattacke ausstaffierten Bataillonsschule heraustreten zu lassen, hatte Yorck es geübt, sich über große Feldstrecken auszudehnen, die Flanken und Spitzen der Stellungen, zu der es gehörte, um den Bereich ihrer sichren Kugel zu erweitern, mit der Keckheit und Raschheit leichter Truppen überall zur Stelle

zu sein. Das Herbstmanöver von 1803, wie bald zu erwähnen sein wird, zeigte die Vollendung dieser neuen Waffe.

Nur das Verhältnis zu dem alten Chef des Regiments gab immer neue Störungen und Ärgernisse, die bei den alten Beziehungen desselben zu dem Adel der Nachbarschaft selbst bis in die geselligen Verhältnisse hineinreichten. Yorck enthielt sich nicht, wo es auf wesentliche Dinge ankam, ihm mit Bestimmtheit entgegenzutreten; und die so wachsenden Spannungen wurden keineswegs dadurch gemildert, daß dem alten Herrn in Nebensachen so viel Rücksicht als irgend möglich gezollt wurde.

Seit langen Jahren war ein Herr Guischard Regimentsquartiermeister; der General war ihm sehr zugetan und hatte ihm in der Verwaltung der Kasse so gut wie völlig freie Hand gelassen. Yorck hatte diesen Verhältnissen stillschweigend gleichsam auf die Garantie des Generals ihren Gang gelassen. Im Dezember 1802 war Guischard nach Berlin gereist; da fand man ihn morgens tot in seinem Zimmer, er hatte sich vergiftet. Man untersuchte die Kassen, es ergab sich ein Defekt von 15 000 Talern.

Allerdings traf Yorck der Vorwurf der Unachtsamkeit. Am 17. Januar 1803 kam der Generalleutnant v. Kleist und der Regimentsquartiermeister Tüspen zur Untersuchung. Der General Kleist hielt es für angemessen, gegen Yorck die möglichste Strenge eintreten zu lassen; er begnügte sich nicht etwa mit seinem Ehrenwort, er ließ ihm den Degen abfordern, ihn in Arrest gehen. Dies geschah am 18. Januar. Bei der weiteren Untersuchung ergab sich sofort, daß der Verdacht, den der Arrest andeutete, völlig sinnlos sei; es konnte nur die Frage sein, ob Yorck allein oder mit ihm der Chef des Regiments den Defekt decken müßte. Der General Kleist auferlegte die kleinere Hälfte des Ersatzes den Kompagniechefs. Yorcks Rechtsgefühl war über diese Entscheidung empört; er hätte gewünscht, daß sie sich der Leistung geweigert hätten; aber sie fürchteten den allgewaltigen Generalinspekteur, fügten sich; ihre Erbitterung, so meinte Yorck, müsse ihn treffen.

Am 6. Februar wurde er auf des Königs Befehl seines Arrestes entlassen. Er hielt es für seine Pflicht, um eine Versetzung zu bitten, überzeugt, in jeder andern Lage für das Beste des Allerhöchsten

Dienstes mehr als jetzt leisten zu können. Statt der Versetzung erfolgte (2. Juni 1803) seine Ernennung zum Obristen der leichten Infanterie.

Die Zeit der Herbstmanöver nahte; wenn je, mochte Yorck diesmal wünschen, Ehre mit seinem Korps einzulegen. Man glaubt es gern, wenn erzählt wird, daß er nie eifriger und strenger in der Übungszeit gewesen sei, als diesen Sommer.

Endlich in der Mitte September wurde nach Potsdam ausgerückt. Eine Notiz über dies Manöver, freilich nicht von der Hand eines Militärs, läßt erkennen, daß Yorck seine Truppen mit ganz besonderer Auszeichnung geleitet haben muß. „Er manöverierte so trefflich, benutzte das Terrain so gut, daß der König, der sich auf der Gegenseite befand, fast völlig umgangen war."

Die Führung Yorcks scheint die größte Sensation gemacht zu haben. Von allen Seiten empfing er Glückwünsche. General Rüchel, der gern noch genialer erschien als er war, schrieb ihm auf einen großen Bogen:

Gratuliere eliminanter
cum signo
als
Ihr
Freund
Rüchel.

Auf der Kehrseite entwarf Yorck die Antwort, die ihn als Menschenkenner charakterisiert: „Auf Ew. Exzellenz gnädige Teilnahme vom 28. d. M. kann ich nur mit jenem Römer antworten:

Die Gottheiten teilten dem Genie des Cäsar die Kraft mit, durch zwei Worte die Menschen glücklich zu machen.

Mit der größten Ehrerbietung verharre ich usw. usw."

Allerdings war auch von Erteilung des Ordens die Rede. Der König hatte sich nach jenem Manöver um so zufriedener über Yorck geäußert, als er mit seinen Potsdamer Herren unzufrieden war, „die nicht einmal das Terrain bei der Stadt, wo man wohnt, kennen!" Er bestimmte Yorck den pour le mérite. Major Kleist (Nollendorf), damals Generaladjutant des Königs, teilte auf der Parade Yorck die gnädige Äußerung des Königs und dessen Absicht mit. Yorck fragte,

ob die Mitteilung zuverlässig sei, ob er sich auf Kleist berufen dürfe. Beides wurde bejaht. Sofort begab sich Yorck ins Palais, bat um eine Audienz. In das Kabinett beschieden, dankte er für die gnädigen Äußerungen des Königs: sie seien ihm Lohn genug; er bitte um die Gnade, den Orden nicht zu erhalten; er habe ihn einmal auf dem Schlachtfelde, wenn auch nicht für sich, erworben, und er hoffe, Se. Majestät werde es nicht für falschen Stolz halten, wenn er nicht einem Manöver die Auszeichnung zu verdanken wünsche, die er noch auf dem Schlachtfelde zu verdienen hoffe.

Der König war gnädig genug, ihm eine andere Belohnung zuzuwenden; Yorck erhielt am andern Tage (29. Sept. 1803) eine Kabinettsorder, die ihm als Beweis des Allerhöchsten Wohlwollens und besonderer Zufriedenheit mit seinen bisher geleisteten Diensten die Revenue der Amtshauptmannschaft Neuenhagen und Freyenwalde von 310 Tlr. jährlich zuwies.

Bald nach diesem Manöver wurde Yorck in die Kommission für Versuche mit Büchsen und Gewehren berufen und erhielt so Gelegenheit zu längerm Aufenthalt in Potsdam und Berlin.

Die Notizen, die darüber vorliegen, sind zu fragmentarisch, um nach ihnen darstellen zu können, wie ihm die Dinge dort erschienen. Gewohnt, scharf zu beobachten und am wenigsten sich mit freundlichen Illusionen zu täuschen, mochte er bald genug innewerden, in wie bedenklicher Lage sich die öffentlichen Verhältnisse, in wie unsicheren Händen sich deren Leitung befand. Es ist in jüngster Zeit von Meisterhand die Lage der damaligen Zivilverwaltung Preußens dargestellt; vielleicht noch zusammenhangsloser und dem Zweck widersprechender war der Organismus der militärischen; zwischen dem Militärkabinett, dem Kriegsdepartement und dem Regimentsquartiermeisterstab waren weder die Ressortverhältnisse klar geschieden, noch ihre Gemeinsamkeiten geordnet, weder Einfachheit noch Einheit in den Geschäften. In der Nähe mit anzusehen, wie sie betrieben wurden, mochte denen doppelt lehrreich sein, welche aus der Entfernung ihrer Garnisonen her die Dinge nur mit jenem erhabenen Schein zu sehen bekamen, den man in den oberen Regionen geschickt genug war, zu bewahren. Was in den Provinzen als letzte, höchste, apodiktische Entscheidung unbedenklich verehrt wurde, aus wie kleinlichen Motiven,

Rücksichten, Konvenienzen sah man es hier in seiner Quelle zusammenfließen. Am wenigsten jene feste, energische, wie Yorck sie zu nennen pflegte, jene „herrische" Art war hier im Schwunge, die allein einem Militärstaat wohl ansteht. Der in Übertreibungen und Äußerlichkeiten gesuchte Schein derselben zeigte nur, daß man das einst Zeit- und Sachgemäße als Manier beibehalte; selbst eine so bedeutende Natur wie die des feurigen Generals Rüchel gefiel sich darin, in den Übertreibungen dessen, was dem alten Preußentum als Form angemessen war, das Wesentliche zu suchen. Man hatte wohl noch einige wenige renommierte Namen früherer Zeit, aber die Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth waren alt und abgelebt, und die Feldzüge von 1792 bis 1795 hatten eben nicht Gelegenheit gegeben, neue Helden zu erwecken; es durfte zweifelhaft erscheinen, ob die Armee noch einen General habe, der auch nur ein Armeekorps zu führen vermochte; am wenigsten die Herbstmanöver waren dazu angetan, diesen Zweifel zu beseitigen. Desto eifriger war man, sich gegenseitig zu loben und zu bewundern, wenigstens offenbar, denn in der Stille wußte jeder an jedem desto mehr Bedenkliches zu bezeichnen. Ohne alle Frage befand sich die Armee in einem Zustande taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie korrekter marschiert, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und der Fußspitzen beobachtet worden, als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Aber in Mitte dieser Überreife untergeordneter Vortrefflichkeiten, in diesem Großsein in kleinen Dingen begann man mit einer gewissen Unruhe innezuwerden, daß man in eben den Richtungen, denen Bonaparte seine wachsende Glorie verdankte, im hohen Maß unreif sei, daß man weder die Ideen, noch die Charaktere, noch die Leidenschaften besaß, welche die Größe bedingen. Man beeiferte sich, den praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beizukommen; mit Heftigkeit warf man sich auf strategische Studien; und während die einen mit hochfahrendem Sibyllenton alles hinwegwarfen, was nicht in den genialen Kreis höchststrategischer Erleuchtungen hineinreichte, suchten andere mit ebensoviel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu schaffen, in denen sie ihre strategisch-politischen Kombinationen zum Mittelpunkt des Staatswesens machen wollten. Solche

Genialitäten der Bülows, Massenbachs, Phulls standen in desto krasserem Gegensatz mit dem schwerfälligen und zähen Gange des übrigen Wesens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entschlußlosigkeit sich so gern als Tugend anrechnen läßt, mit der Hoffärtigkeit, mit der man sich auf frühere Leistungen der Armee, die jetzt ja in mehreren Punkten besser und vollkommener war, als zu Friedrichs II. Zeit, berief. Man sagte sich oft und gern, daß man mit voller Sicherheit sich auf sich selbst stützen könne. Und der auf Eroberung, Arrondierung, französische Allianz drängende Eifer der Genialen steigerte in demselben Maße, als die Leitung der preußischen Politik systemloser und unberechenbarer wurde, die Gereiztheit der Stimmungen und die Bitterkeit der Gegensätze.

Yorcks ganzer Art konnten diese Dinge nicht anders als in hohem Maße peinlich sein; am wenigsten er war der Charakter, ein solches Durcheinander ohne scharfe und beherrschende Normen, solche Strömungen und Gegenströmungen von Einflüssen, Rücksichten und Absichten auch nur erträglich zu finden. Seine Stellung war nicht der Art, da irgend maßgebend eingreifen zu können; was er sah und hörte, verletzte sein Selbstgefühl; seinen Stolz widerten die Eitelkeiten an, nie war er aufgelegter zum Widersprechen, zum Tadeln dessen, was andere bewunderten, zu Sarkasmen.

Zur Mode gehörten damals die Entzückungen über die Königin; alles, was sie tat und sprach, galt für bezaubernd; ihre Schönheit ward unzählige Male Gegenstand enthusiastischer Gespräche. Yorck gefiel sich darin, diesen Geschmack nicht zu teilen: ihre Hand sei zu groß, ihr Fuß häßlich. Es verdroß ihn, daß man den König neben ihr in den Schatten stellte; er glaubte, daß sie einen Einfluß auf den Hof, ja auf die Geschäfte übe, den er beklagte. Allerdings war der alte militärisch herbe Charakter des Hofes — er meinte durch sie — im Hinscheiden; als einst über den Rang der Kammerherren und Obristen gestritten ward, trat die Königin hinzu, sprach für den Vortritt der Kammerherren, und Yorck erwiderte: möge in den Kammern der allerhöchsten Herrschaften der Kammerherr vorausgehen, auf dem Schlachtfelde würden Sr. Majestät Obristen nicht zu besorgen haben, daß man ihnen den Rang streitig mache. — Unter den Prinzen des Hauses zog keiner mehr als der Prinz Louis Ferdinand die Blicke auf

sich; alles, was genial war, oder sein wollte, suchte sich an ihn zu drängen; seine Beziehungen reichten weit hinab in die bürgerliche Geselligkeit, die in den geistreichen jüdischen Zirkeln Berlins ihren Anfang genommen und immer noch vorherrschend, wenn auch seit der Konkurrenz der Romantiker nicht mehr ausschließlich, in ihnen ihre Blüte hatte. Yorck ergoß sich in Spott über die ästhetischen Offiziere, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden. — Man hatte ihn zum Mitglied jener militärisch-wissenschaftlichen Gesellschaft ernannt, die, von Scharnhorst angeregt, die tiefe Umgestaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, die später die Kriegsschule im größeren Maßstabe ausgeführt hat. Es ist wohl erklärbar, daß in jenen Anfängen noch ein starker Beigeschmack des Dilettantischen war und daß die Mode, wissenschaftlich zu sein, auch auf Trivialitäten oder rein praktische Dinge übertragen wurde. Yorck gefiel sich darin, sich den „gelehrten" Offizieren gegenüber als den bloßen Praktiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen, gesunden Menschenverstand zu bezeichnen. Ihm sei, erzählte Yorck wohl, ganz unheimlich geworden, als er zum ersten Male dieser Gesellschaft beigewohnt; auf gepolstertem Stuhle gebannt, in schwüler Gelehrtenluft, in allgemeinem gespannten Zuhören, habe er die langweiligsten Reden und Betrachtungen anhören müssen über Dinge, die sich in der Regel von selbst verstanden hätten. Und dann zum Beweise, wie die unglückliche Wissenschaft sich in alles zu mengen beginne, erzählte er, wie ein Beisitzer der Schießgewehrkommission, auch ein Mitglied dieser militärisch-wissenschaftlichen Gesellschaft, und übrigens ein alter, verständiger Zeughauptmann, in jener Kommission einen Vortrag gehalten habe; er habe sich verpflichtet gehalten, wissenschaftlich von den Griechen und Römern anzufangen und zu beweisen, daß sie keine Büchsen gehabt, weil sie das Pulver nicht erfunden hätten, sei dann durch das Mittelalter hinabgestiegen und endlich herzlich froh gewesen, mit dem wissenschaftlichen Eingang fertig zu sein, wobei er, sich zu seinem Nachbar wendend, die halblaute Bemerkung gemacht habe: man müsse doch auch ein wenig platonisieren.

Es mochte Yorck wohl sein, gegen Mitte Dezember 1803 in seine stille Garnisonstadt zurückkehren zu können. Für jenen unglücklichen

Arrest im Anfang des Jahres war ihm hinreichende Genugtuung geworden, und sein Regiment war sich mit Stolz bewußt, was es an ihm hatte. Er selbst bemühte sich, die Spannung mit dem alten General, seinem Chef, auszugleichen; es geschah in einem förmlichen Versöhnungsfeste am 5. April 1804.

Sein häusliches Leben freilich gewann jene Annehmlichkeiten nicht wieder, die es in den Johannisburger Tagen gehabt hatte. Seiner Frau war es in der doch beschränkteren Stellung dort wohler gewesen; immer wieder in fremde Kreise gestellt, fühlte sie sich vereinsamt. Und immer neue Opfer forderte der Tod von ihr; von sechs Kindern, die sie geboren, lebte nur noch ein Knabe und ein jüngstes Töchterchen. Sie vermied es, ihren Gemahl sehen zu lassen, wie sie im stillen um ihre Toten weinte. Wohl erfreute sie Yorcks glänzende Laufbahn; aber es war ihr, als vermöge sie ihm nicht auf derselben zu folgen. Sie verstand es ja nicht, ein Haus zu machen, wie er es bedurfte; sie war ja nicht aus jenen hohen Kreisen, in denen er sich zu bewegen hatte; früh hinwelkend, was konnte sie ihm noch sein? Nach noch einem Wochenbette (1805) kränkelte sie häufiger. Solche Sorgen beschäftigten sie um so mehr, als sie sie ängstlich verbarg; sie fühlte sich nicht mehr mitlebend in seinem Gemüt; sie beugte sich seinem Willen nur um so demütiger. Wer mag sagen, wie tiefen Anteil diese still wachsenden Trübungen des häuslichen Lebens, diese kleinen peinlichen Tagtäglichkeiten, die sie mit sich bringen mußten, an den Schärfen hatten, die in Yorcks Art mit jedem Jahre mehr hervortraten; am wenigsten zum Sentimentalen neigte er.

Desto ungeteilter lebte er seinem Beruf. Man meine nicht, daß er ihn nur in den praktischen Übungen sah, daß er den Wert theoretischer Betrachtungen verkannt hätte. Noch sind zahlreiche und ausführliche Hefte von seiner Hand vorhanden, in denen er seine Beobachtungen, seine Auszüge aus militärischen Schriften, seine Entwürfe zu Instruktionen und taktischen Problemen niedergeschrieben; namentlich die Berenhorstischen Schriften beschäftigten ihn vielfach. Seine Studien beschränkten sich nicht auf das Militärische; er war mit dem esprit des lois vertraut, die Schriften des Prinzen von Ligne las er mit besonderer Vorliebe. Ja es geschah ihm wohl, daß er des Prinzen préjugés et fantaisies militaires zu übersetzen versuchte.

Vor allem auf das Kapitel aux commençants verwandte er den größten Fleiß, um es ganz im Geist unsrer Sprache wiederzugeben; er las das Übersetzte den jüngeren Freunden Valentini, Crammon, Seydlitz vor, diskutierte mit lebhaftem Eifer und scharfsinniger Beobachtung des Geistes beider Sprachen über den treffenden Ausdruck. Da war die schöne Stelle: Fussiez Vous du sang des Héros, fussiez Vous du sang des Dieux, s'il y en avoit, si la gloire ne Vous delire pas continuellement, ne Vous rangez pas sous ses étendards; an diesem delire scheiterten alle Übersetzungskünste, und man kam immer wieder zu dem Geständnis, daß der Gedanke nicht deutsch sei und daher sich eigensinnig dem deutschen Ausdruck weigere. Dagegen der Satz: qu'il faut faire trois fois plus que son devoir pour le faire passablement war nach seiner Meinung recht eigentlich ein deutscher Satz. Es war ihm aus der Seele gesprochen; die Idee der Pflicht war die mächtigste, die in ihm lebte; ihm sollte bald Gelegenheit werden, das in den schwersten Entscheidungen, in Akten höchster Selbstverleugnung zu bewähren. Er sprach gern mit den jüngeren Freunden über Dinge dieser Art; er äußerte seine Bewunderung über Kant, der eben die Pflicht so in ihrer ganzen Bedeutung dargestellt habe. Er kam dann wohl auf den Satz: „Man müsse nie zufrieden sein." Das Zufriedensein erschien ihm als ein Zustand des Genusses, wie er nur aus Selbstsucht und Selbsttäuschung hervorgehen könne. Er forderte wie von sich, so von seinen Freunden alle Selbstverleugnung um der Pflicht willen; für die Masse sei Furcht oder Hoffnung Triebfeder des Handelns.

Siebentes Kapitel

Der Auszug von 1805

Wieder war Yorck in Anlaß der Gewehrkommission im Oktober und November in Potsdam und Berlin.

Es war in eben dieser Zeit, daß in Hamburg der englische Resident Rumbold durch ein Kommando französischer Soldaten festgenommen und abgeführt wurde; ein Gewaltakt, der in Berlin die äußerste Aufregung hervorbrachte; man sah darin eine Beleidigung gegen den König, den ersten Fürsten des niedersächsischen Kreises.

Es war zum ersten Male, daß sich in solcher Allgemeinheit und Entschiedenheit die Stimmung in Potsdam gegen Frankreich und Napoleon aussprach. Weder der Luneviller Friede, noch die Okkupation Hannovers hatte besonderen Eindruck gemacht; die Hinrichtung Enghiens war ergreifend, aber erklärlich; daß sich Napoleon zum Kaiser machte, gab zu manchen Sarkasmen Anlaß, indem man in dem modernen Gepränge, mit dem er die neue Krone ausstaffierte, allerlei Lächerliches und Theaterartiges, wenig Geschmack und viel Eitelkeit fand. Aber jenes polizeiliche Eingreifen an der Elbmündung, gleichsam vor den Toren Berlins, traf plötzlich, setzte alles in Aufregung, Zorn, Bestürzung. Man debattierte lebhaft, wie sich Preußen Genugtuung verschaffen, den Krieg gegen Napoleon führen müsse.

Yorck vermied die Teilnahme an diesen Debatten: „Er liebe es nicht, daß der Soldat politisiere." Nur im engsten Kreise äußerte er sich, da aber mit der äußersten Besorgnis, über die Lage des Staats, über dessen Mittel, über die leitenden Kräfte. Auch der König hatte diese Ansicht; er sandte statt der gereizten Note seines Ministers Hardenberg vom 1. Nov. 1804 ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser, dem die sofortige Freigebung Rumbolds folgte.

Es zogen sich schwerere Wetter zusammen; Napoleon rüstete im größten Maßstabe, von Boulogne aus England zu überfallen. Pitt war wieder am Ruder; es wurde an der Erneuerung einer Koalition gearbeitet, mit der man Napoleon endlich zu erdrücken hoffte. Im Frühling 1805 deutete alles auf nahen Krieg. Wie wird sich Preußen entscheiden?

Auch in den Garnisonen ward die Frage besprochen. Yorck pflegte

dann wohl zu äußern: Preußen habe überall nur Feinde, das Heer müsse bereit sein, nach allen Seiten hin Front zu machen. Es war die Summe jener altpreußischen Ansicht; es war das System, das mit dem großen Kriege der sieben Jahre besiegelt war. Es ist bekannt, daß man in Berlin zu einer Formel kam, die äußerlich dieser Ansicht ähnlich war; aber wenn man die Anerbietungen Napoleons wie der Koalition zurückwies, wenn man das seit zehn Jahren beliebte System der Neutralität beibehielt, so war es nicht im Gefühl der Kraft, mit der Zuversicht eines positiven politischen Gedankens, nicht mit der Voraussicht der Gefahren, denen man zu begegnen haben werde.

Bis in den Sommer 1805 hinein erhielt das Berliner Kabinett weder von Napoleon noch von der Koalition offizielle Eröffnungen. Aber schon in den Vorberatungen zum Konzertvertrage hatte Nowosilzoff gegen Pitt geäußert: Rußland glaube Preußens Beitritt erzwingen zu können; Pitt empfahl, dem Berliner Hofe für den Beitritt die Rheinlande zu bieten. Ende August kam von Napoleon gesandt Duroc nach Berlin, für ein Bündnis mit Frankreich Hannover anzubieten. Wenige Tage später verließen die französischen Truppen Hannover, ließen nur in Hameln eine Besatzung zurück. Schon hatte der Schwedenkönig in seinem pommerschen Gebiet Truppenmassen gesammelt; russischerseits waren alle möglichen Kauffahrer in der Ostsee gemietet und nach Petersburg geschickt, um Truppen einzunehmen. Während die Österreicher an die bairische Grenze vorrückten, sammelte sich ein russisches Heer am Bug. Endlich am 21. Sept. übergab der russische Gesandte in Berlin das Ersuchen, russischen Truppen den Durchmarsch von Stralsund nach Hannover, vom Bug nach Mähren hin zu gestatten.

Man hatte Duroc ausweichende Antworten gegeben. An Rußland ward geantwortet, daß man keinerlei Durchmarsch, weder durch Südpreußen noch durch Schlesien noch durch Norddeutschland gestatten könne. Es wurden sofort die Befehle erlassen, derartige Versuche mit gewaffneter Hand zurückzuweisen.

Es liegt außer dem Bereich dieser Darstellung, zu erörtern, in wie unheimlicher Lage Preußen, dessen Truppen nirgend gesammelt, dessen Festungen völlig unvorbereitet waren, sich der völlig gerüsteten

und schon an der Grenze stehenden Heeresmacht gegenüber befand. Begleiten wir die Vorgänge beim Jägerregiment.

Am 9. Sept. war nach Mittenwalde hin die Order gekommen, vier Kompagnien mit dem Exerzieretat von 10 Oberjägern und 100 Jägern p. Komp. unter dem Obrist Yorck mobil zu machen. Acht Tage später folgte derselbe Befehl für die sechs anderen Kompagnien. Am 22., am Tage nach der Überreichung jener russischen Note, kam der Befehl, alle Kompagnien auf die volle Kriegsstärke von 150 Mann zu bringen. Zugleich erhielt General von Voß seinen Abschied, Yorck wurde zum Kommandeur en chef ernannt. Ihm wurde befohlen, sich marschfertig zu machen; es sollten vier Kompagnien nach Ostpreußen, drei nach Südpreußen, drei nach Pommern gehen.

Der Eindruck, den diese sich hastig folgenden Befehle hervorbrachten, war doch sehr eigentümlicher Art. Die Marschrouten zeigten, daß es gegen Rußland gelte; warum, war entweder gar nicht oder nur gerüchtsweise bekannt. Seinen jüngeren Offizieren war es erwünscht, daß man überhaupt einmal zum Schlagen kommen sollte; unter den älteren gab es mehrere, die sich ungern aus ihrer Ruhe, dem Kreise der Ihrigen aufgeschreckt sahen. Yorck war kalt und sicher wie immer. Zwei Vorfälle aus diesen Septembertagen verdienen erwähnt zu werden.

Im allgemeinen war Yorck kein Freund vom Harangieren; er hielt dafür, daß jeder so schon seine Pflicht wissen müsse und daß es die Sache der Disziplin sei, dafür zu sorgen, daß er sie dann auch tue, wenn es darauf ankomme; wenn er aber sprach, so hatte es etwas Besonderes zu bedeuten. Die Offiziere des Regiments trugen damals weiße Federbüsche, die sie gegen die grünen der Jäger desto mehr hervorhoben, den feindlichen Kugeln sie desto mehr aussetzten; daher mit der große Verlust von Offizieren in den letzten Feldzügen. Seitdem bestimmte der dienstmäßige Anzug kleine niedrige Büsche von weißen Federn; aber die Mode, der damals viel Spielraum gelassen wurde, hatte sie allmählich sehr wachsen lassen; Yorcks Spötteln darüber war vergebens gewesen, er mußte sich begnügen, daß die Herren Offiziers auf der Parade und beim Manöver so dienstmäßig erschienen, wie er selbst immer ging. Jetzt beim nahen Ausmarsch berief er die Offiziere: „Man wisse, daß er die großen Feder-

büsche nie habe leiden können; er würde es gern gesehen haben, wenn die Herren sich dienstmäßig gehalten hätten, er sehe aber wohl ein, daß der gegenwärtige Augenblick nicht der schickliche sei, die großen und auffallenden Federbüsche abzulegen, und um sich nicht vor den Herren auszuzeichnen, habe er sich gleichfalls einen großen Busch angeschafft." Und damit steckte er, wie ein Augenzeuge berichtet, einen möglichst großen Federbusch auf seinen Hut, zum peinlichen Erstaunen der Versammelten, die er „mit würdevoller Heiterkeit" entließ.

Ein zweiter Vorfall war trauriger Art. Es stand beim Regiment ein alter Major Roeteken, von seinem ersten Eintritt bei den Jägern an bekannt als ein wilder Soldat, der den Degen ebenso gern als den Pokal führte, wie er denn noch in den neunziger Jahren sich mit beiden den Rhein auf und ab einen Namen gemacht hatte, dabei von unerhörtem Glück in den tollsten Gefahren, die keiner trotziger aufsuchte als er. Als er sein funfzigstes Jahr erreicht hatte, notierte der Chef des Regimentes in den Konduitenlisten: „Fängt an vernünftig zu werden"; und als er sechzig war und man ihn im Avancement zum Major nicht mehr übergehen konnte, motivierte der Chef den Antrag bei dem Könige mit dem Zusatz: „Er säuft nicht mehr," worauf König Friedrich Wilhelm II., der ihn wohl kannte, unter die Ernennung schrieb: „Der Roeteke sei zwar zum Major ernannt, werde aber nach wie vor saufen." Wohlhabend, ohne Familie lebend, von seinen militärischen Fähigkeiten eingenommen, unzufrieden mit den Neuerungen, die Yorck einführte, war er ein in hohem Maß störendes Element im Offizierkorps. Wenn der Kommandierende, wie nur zu oft, seine Führung und sein Verhalten mit den Leuten mißbilligen mußte, zeigte er geflissentlich seine Empfindlichkeit. Jetzt kam die Mobilmachung, mit ihr tausenderlei Dinge, die ihn belästigten, ärgerten, erbitterten; Yorck half und riet, wo er konnte; zu ändern vermochte er es nicht. Die Verteilung des Regiments, bei der er eins der Kommandos übernehmen mußte, machte es erforderlich, daß er seine Kompagnie abgab, zugleich sich von dem alten Feldwebel trennte, auf dessen Geschäftshilfe er sich seit Jahren zu verlassen gewohnt war. Das brachte ihn auf das Äußerste; wie verstört ging er umher; es wurde ihm klar, daß nichts als des Obristen Haß und

Bosheit ihm das antue; die alte tolle Natur ward wach in ihm, er entschloß sich zu dem Furchtbarsten. Er steckte zwei geladene Pistolen zu sich, er ging nach Yorcks Haus. Auf dem Flur spielte der kleine blonde Heinrich Soldat; wie er den Major sieht, macht er die üblichen Honneurs. Das erschüttert den wild Aufgeregten. Er läßt sich melden, geht hinein. Nach einiger Zeit kommt er zurück; einen Kameraden auf der Straße fordert er auf, ein Glas Wein mit ihm zu trinken; der schlägt es ihm ab. Roeteken kommt in sein Haus; gleich darauf ein Pistolenschuß, er hat sich den Kopf zerschmettert. Das geschah am 26. Sept.; am folgenden Abend ward er still begraben. Man fand, wie es heißt, in seinen Papieren ein Blättchen, das seine Absicht, erst Yorck, dann sich zu erschießen, ausgesprochen. Er ward von wenigen betrauert. Yorck selbst äußerte bei diesem Vorfall mehr das Mißfallen eines Kommandeurs über den Offizier, der sich zur Unzeit erschießt, als Teilnahme oder gar Gewissensunruhe. Auch über jenes letzte Gespräch hat er sich nie anders geäußert, als daß er den Unglücklichen zu beruhigen gesucht habe.

Bald liefen wundersame Erzählungen umher; sie bezeichneten die Art, wie man Yorcks Wesen auffaßte. Man meinte, er habe den alten Mann mit so furchtbarer Kälte und Verachtung behandelt, mit so dämonischer Gewalt ihn in seinem innersten Wesen zerschmettert, daß dieser sich aus Verzweiflung das Leben genommen.

— So trüben Anfang des Feldzugs verwischten bald größere Sorgen. Bevor noch die gegen die russischen Grenzen bestimmten Truppen sich versammelten, hatte Napoleon das ohne Anfrage getan, was Alexander in der Form einer Frage wenigstens angezeigt hatte: Bernadotte war am 3. Okt. durch das preußische Gebiet in Franken marschiert.

Sofort wurde dem Kaiser Alexander angezeigt, daß Preußen zur Herstellung völliger Gleichheit auch den russischen Truppen den Durchmarsch nach Mähren wie nach Hannover gestatte. Aber man ging weiter; Hardenberg schrieb am 14. Okt. an Duroc einen förmlichen Absagebrief: „Preußen sehe sich genötigt, seine Armeen diejenige Stellung einnehmen zu lassen, die die Verteidigung des Staates erfordern werde." Die Truppen erhielten Befehl, westwärts zu marschieren. Am 25. Okt. kam Alexander nach Potsdam;

man verständigte sich (am 3. Nov.), daß Preußen die bewaffnete Vermittelung übernehmen, dem Kaiser Napoleon die Bedingungen eines allgemeinen Friedens vorlegen und, wenn derselbe bis zum 15. Dez. ihn nicht angenommen habe, ihm den Krieg erklären solle.
Yorck war bereits am 11. Okt. nach Berlin berufen worden; er empfing dort die näheren Dispositionen; er sollte die Jäger, die noch in Mittenwalde waren, dem Korps von Niedersachsen unter dem Herzog von Braunschweig zuführen, während ein zweites Korps unter dem Kurfürsten von Hessen in Westfalen vorging, ein drittes unter dem Fürsten von Hohenlohe sich gegen Thüringen wandte.
Am 20. Oktober, demselben Tage, da die Östreicher bei Ulm die Waffen streckten, ward aus Mittenwalde ausgerückt; nahe über Magdeburg setzte man am 27. auf Kähnen und Fähren über die Elbe; man ging am Nordabhang des Harz entlang, wandte sich dann um dessen Nordwestecke nach Seesen (3. Nov.), von wo die Wege südwärts gen Thüringen führten. Daß man weiter westwärts an die Leine gen Gronau marschierte, konnte zeigen, wie weit man die auf Wien eilenden Heere Napoleons zu umgehen gedenke.
In Gronau stand man vom 6. bis 13. November. Am 9. fuhr Yorck mit seinem Adjutanten Seydlitz nach Hildesheim, wo endlich der kommandierende General, der Herzog von Braunschweig, eingetroffen war. Die weiteren Dispositionen wurden bereits durch den Vertrag vom 3. Nov. bestimmt. Die preußischen Heere mußten eine Stellung gegen die Mainlinie nehmen, welche Napoleon zwang, auf die Vermittelung Preußens einzugehen.
Erst am 14. Nov. war Herr v. Haugwitz aus Berlin abgereist, die Anträge Preußens ins französische Hauptquartier zu bringen. Einen Tag früher hatte Napoleon Wien besetzt. Ihm konnte nicht unbekannt sein, was in Potsdam verabredet war; die Truppenmärsche Preußens erläuterten die drohende Note Hardenbergs vom 14. Okt. Es kam alles darauf an, einen entscheidenden Schlag zu führen, ehe Preußen in der Lage war, seine Macht in die Wagschale zu werfen. Napoleon eilte gen Mähren den anrückenden Russen entgegen. Haugwitz folgte ihm nach Brünn, noch mit der Ausführung seines Auftrags zögernd.
Für Preußen sollte der 15. Dezember der entscheidende Tag sein.

Die Siegeszuversicht Alexanders konnte sich nicht zügeln. Obschon er wissen mußte, daß eben jetzt der preußische Antrag bei Napoleon war, drängte er, ohne auch nur seine sämtlichen Armeekorps an sich gezogen zu haben, um Napoleon zu begegnen, zur Entscheidung. Es galt ihm wenig, daß er damit Preußen auf das Äußerste bloßstellte.
Es ist nicht ersichtlich, welchen unmittelbaren Einfluß Alexander auf die militärischen Bewegungen der preußischen Armee übte. Zu Anfang Dezembers bewegte sie sich südwärts. Die Avantgarde des Hohenloheschen Korps unter Blücher erreichte den Main im Bayreuthischen. Am 2. Dezembers brach Yorck aus dem Kantonnement bei Göttingen auf, über Heiligenstadt nach Eisenach, dort vereinigten sich seine drei Kompagnien aus Pommern mit ihm. Am 10. Dez. war er in Marksuhl; die Büchsen wurden instand gesetzt.
Also die Eröffnung der Feindseligkeiten war ganz nah, Yorck eilte weiter (am 12.) nach Barchfeld an der Werra; damit war die Verbindung mit dem Hohenloheschen Korps, das den General Bila gen Meiningen vorgeschoben, gemacht. Er selbst, so lautete der Befehl aus dem Hauptquartier, sollte mit vier seiner Kompagnien, einigen Husarenschwadronen und Füsilierbataillonen die Avantgarde bilden, um am 15., gegen das Bayrische vorrückend, die Feindseligkeiten zu eröffnen; zwei seiner Kompagnien sollten sofort aufbrechen nach dem Fränkischen, um zu dem Blücherschen Korps zu stoßen; das Hohenloheschе Korps konzentrierte sich um Gera.
Am 13. erfuhr Yorck in Meiningen die Nachricht von der Austerlitzer Schlacht. Um so gewichtiger konnte jetzt Preußens Macht in die Wagschale fallen. Er eilte am 15. über Meiningen südwärts hinaus.
Noch in derselben Nacht erhielt er Befehl, seine Marschroute zu ändern, sich links über Schleusingen nach Hildburghausen zu ziehen. Dort harrte er neuer Befehle am 18. und 19. Dezember. Sie kamen, sie lauteten: rückwärts nach Jena. So ging es über den schneebedeckten Thüringer Wald. Am Weihnachtsabend stand Yorck mit der Avantgarde in Lobeda bei Jena.
War man, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben, besiegt? Nach der Niederlage von Austerlitz hatte Kaiser Alexander, da Napoleon dem in seinem Lager persönlich erscheinenden Kaiser Franz als erste Bedingung den Rückmarsch der Russen gestellt hatte, seine

Truppen schleunigst nach Polen zurückgeführt, was er Truppen in Mecklenburg und Schlesien hatte, dem König von Preußen zur Verfügung gestellt. Die gleichzeitigen Verabredungen, die sich Haugwitz erlaubte, stellten Preußen in die Alternative, den Krieg fortzusetzen, oder für die fränkischen Fürstentümer Hannover zu nehmen.
Das Berliner Kabinett wagte weder das eine noch das andere. In den ersten Tagen des Januar 1806 ward eine Bekanntmachung an die Truppen erlassen, daß die freundschaftlichen Verhältnisse mit der französischen Regierung wieder angeknüpft seien, daß die Truppen aber jeden Augenblick sich bereit halten sollten, wieder ins Feld zu gehen.
Traurige Winterquartiere! Man fühlte wohl, daß der Augenblick zu einem großen entscheidenden Schlage verpaßt sei, daß jede Woche längerer Zögerung Preußen politisch und militärisch tiefer hinabdrücke; man war erbittert, daß die militärische Macht Preußens durch eine klägliche Leitung der Politik kompromittiert sei.
Yorck empfand diese Dinge vielleicht bitterer als alle; sein militärischer, sein Preußenstolz war im Tiefsten verletzt. Aber er sprach kaum mit den Vertrautesten darüber, mit Seydlitz, Valentini, jenem hessischen Dörnberg, der eine Füsilierkompagnie in der Avantgarde führte, und dem Yorck schneller, als er sonst pflegte, sein Vertrauen schenkte.
Man lag da inmitten jener kleinen sächsischen und thüringischen Reichsgebiete, deren Fürsten wohl Grund hatten, mit ängstlicher Spannung zu harren, wie das Schicksal über ihre Ohnmacht entscheiden werde. Sie hatten keinen Schutz als Preußen, sie sahen in den preußischen Truppen ihre letzte Rettung. Den preußischen Offizieren ward an diesen kleinen Höfen viel Zuvorkommenheit erwiesen. Yorck sah es ungern, wenn diese Fürsten, wie es wohl geschah, ihre Stellung vergessen zu lassen bemüht waren; die Gemessenheit, mit der er sich selbst ihnen gegenüber benahm, war nicht bloß der Stolz eines preußischen Offiziers, sondern zugleich der Anspruch, der landesherrlichen Würde, wie klein oder groß auch ihr Bereich war, nichts zu vergeben; er meinte wohl, das seien die Herren ihren Untertanen schuldig. Luden sie ihn ein, sein Quartier in ihren Schlössern zu nehmen, so lehnte er es ab; er versäumte in ihrem Gebiet keine der

Aufmerksamkeiten, die dem Landesherrn gebührten. Aber die Kordialität, die manche dieser Herren liebten oder zur Schau trugen, schien ihm verächtlich; einen Hof, wo man ihm die Pfeife präsentierte, nannte er das beste Kaffeehaus, das er kenne.
Man blieb in diesen Gegenden bis in den Februar. Dann ward aufgebrochen, langsam in die Garnisonen zurückmarschiert.

Achtes Kapitel

Jena und Altenzaun

Von der schmachvollen Geschichte der preußischen Staatslenkung in der ersten Hälfte von 1806 ist für den Zusammenhang dieser Darstellung nur der allgemeine Eindruck in Erinnerung zu bringen, den sie auf die Armee machen mußte.

Der Schönbrunner Vertrag war nur die Einleitung zu einer Reihe von Demütigungen, welche durch die Begehrlichkeit, die die preußische Diplomatie inmitten ihrer Schwäche und Schande noch fortsetzte, nur um so greller hervortraten. Preußen ließ sich bereden, Hannover zu nehmen als Ersatz für Franken; es ließ sich, da das Reich deutscher Nation durch den Rheinbund zerstört worden war, ohne daß man bei dem Berliner Kabinett auch nur eine Anfrage darüber gemacht, mit dem Projekt eines norddeutschen Kaisertums ködern. Und dann, nachdem England wegen Hannovers Preußen den Krieg erklärt hatte, stellte Napoleon den Engländern die Rückgabe Hannovers in Aussicht, um den Frieden mit ihnen herzustellen. Über Preußen hinweg verständigte sich Napoleon mit Rußland, nicht ohne den Gedanken einer Wiedervereinigung Polens in russischer Sekundogenitur anzuregen. Mit jedem Tage wurde Preußen isolierter, haltungsloser, verachteter.

Und am Ruder blieben dieselben Personen, welche den Staat in diese unheilvolle Lage getrieben hatten, vor allem Haugwitz; es schwoll die Mißstimmung in der Armee, im Publikum; sie begann bis in des Königs nächste Nähe zu dringen; mehrere Prinzen des Hauses, mehrere Generale stellten in einer Denkschrift die entsetzliche Lage des Staates, die Notwendigkeit einer Veränderung des Kabinetts dar. Der König sah in diesem Schritt nur strafbare Anmaßung; in der Überzeugung, nicht in der Lage zu sein, einen Krieg führen zu können, glaubte er, diejenigen Minister an seiner Seite behalten zu müssen, die bisher die Anlehnung an Frankreich empfohlen hatten und damit Bürgen des Friedens schienen. Und gerade diese Minister waren es, die dann, als sich der tief verletzte Stolz der Armee, wenigstens in Berlin und Potsdam, immer heftiger äußerte, die Offiziere eines tonangebenden Berliner Regimentes auf den Stufen

des französischen Gesandtschaftshotels ihre Degen wetzten, ihre Wachtmeister ins Theater schickten, um in Wallensteins Lager den Chor mitzusingen, – da waren es eben diese Minister, welche plötzlich voll Furcht vor dem esprit public dem König rieten, sich in den Krieg zu stürzen. Und er folgte ihnen, indem er bereits, ohne sie davon wissen zu lassen, mit England und Rußland in Unterhandlung getreten war; und sie blieben im Amte, gleich als müsse dem Kriege vom Anfang her auch der Schein der Popularität entzogen werden, die vielleicht für das endlich kämpfende Preußen hätte erwachen können. Es liegen keine Materialien vor, aus denen zu entnehmen wäre, wie Yorck in diesen peinlichen Monaten die Lage Preußens auffaßte. Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß er sich ebenso der zugleich feigen und habgierigen Politik der Haugwitz und Lombard, wie der leidenschaftlichen Agitation für den Krieg, über dessen Ausgang jeder Kundige besorgt sein durfte, abwandte. Durch und durch Preuße wie er war, mußte er sich durch die drohende Alternative, Preußen entweder eine russische oder französische Auxiliarmacht werden zu sehen, beleidigt fühlen; er war zu sehr auf das Praktische und Reale gewandt, als daß er nicht hätte erkennen sollen, daß nur auf dem Wege einer raschen und klaren Machtentwicklung im Innern – und das Heerwesen würde deren Hauptaufgabe gewesen sein – Preußen die selbständige, unabhängige, gebietende Stellung wieder zu gewinnen vermöge, welche die Diplomaten wohl verspielen und vergeuden, nicht aber mit ihren Kartenkunststücken wiederherstellen konnten.

Das ist in solchen Zeiten das Entsetzliche, daß der einzelne, wie klar er auch den Schaden sieht und die Hilfen erkennt, nichts vermag gegen den verhängnisvollen Gang der Dinge, gegen die Verblendung, die sie unaufhaltsam zum Abgrund drängt.

Yorck tat an seinem Teil, was er konnte; noch eifriger, strenger, rücksichtsloser als sonst übte er seine Jäger; keinen Kunstgriff, keine Möglichkeit ihres Dienstes, den sie nicht auf ihrem Exerzierplatz versuchen mußten. Dort am Waldessaum, die Weidenreihe an der Wiese hinab, gegen die Ackerlehnen drüben wurden Tag für Tag die Jäger geübt und geplagt. Er gestand es wohl selbst, daß sie schweren Dienst hätten, daß er sie anstrenge.

— Er war nicht leichten Gemütes. Inmitten der Gefahr kalt, sicher, ruhigen Blicks, war er, solange sie nur drohte, voll Unruhe, voll finstrer Bilder; jede Möglichkeit in leidenschaftlicher Anschaulichkeit vorausschauend, durchlebte er alle Qualen ihrer Wirkungen im voraus. Nach dem Spiel der Wolken schauend, sah er dann beginnendes Getümmel, wilden Kampf, Niederlagen, alles Wundersamste.
In dem Frühling von 1806 sahen ihn oft die Nachbarn in seinem Garten heftigen Schrittes auf und ab gehen oder vor dem Gartenhause sitzend in die Wolken schauen.
Nicht mehr wie sonst war er mit Weib und Kind. Die Leute sagten, — und man verzeihe, wenn auch kleinste Bezeichnungen nicht unerwähnt bleiben — er kümmere sich wenig um sie; das einzige, was er lieb habe, sei sein Kanarienvogel. In der Tat, er versäumte ihn nie, jeden Morgen gab er ihm sein Futter, sein Stückchen Zucker.

— Im Mai war ein Armeekorps unter dem alten General Kalkreuth gegen Schweden zusammengezogen. Zwei Kompagnien der Jäger waren dorthin beordert, zwei andere standen in Ostfriesland. Man war ja mit Schweden und England im Kriege.
Mit dem Juli begannen Kriegsgerüchte anderer Art. Mitte des Monats war Yorck nach Berlin befohlen. Man begreift, daß er gespannt war, Genaueres zu erfahren. Von dem treuen Seydlitz begleitet, reiste er hin. Es liegt nicht vor, was damals mit ihm besprochen worden. Aber er sah die heftig bewegte Stimmung unter den Berliner Offizieren, er erlebte jene Szenen im Theater. Wie vollkommen widersprach das seinen Vorstellungen von Disziplin, von der Stellung der Soldaten; sollten die Offiziere der Gensdarmen und Garden die Politik Preußens machen? sollte aus der Monarchie der Hohenzollern eine Berliner Prätorianeroligarchie werden? und in solchem Zustande gedachte man gegen napoleonische Heere zu kämpfen? Aber wer hörte seine Mahnungen!
Hoffnungsloser kehrte er zurück. Am 26. August kam der Befehl nach Mittenwalde, zum Ausmarsch bereit zu sein; am 28. folgte die Marschorder zum 31.
Man eilte; mit sechs Märschen erreichte man über Möckern die Elbe bei Krakau dicht vor Magdeburg; dann erst ein Ruhetag. Dann, am

7. Sept., ward südwärts marschiert, folgenden Tages in Kroppstedt haltgemacht; unter andern erhielt man vom Generalstabe ein Dorf zum Quartier angewiesen, das, wie man beim Suchen darnach erfuhr, seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr existierte. Am 12. brach man von neuem auf; über Aschersleben erreichte man am 15. Naumburg.

Hier, an dem Hauptplatz der Magazine, blieb man zwei Tage. Man fand hier mehrere Herren vom Generalstabe, unter ihnen den Obristen von Massenbach; bei der gemeinsamen Mittagstafel äußerte dieser: „Es ist ein Spiel um die Welt." Den Feldzugsplan des Höchstkommandierenden, des Herzogs von Braunschweig, zu erkennen, war noch nicht möglich; man erfuhr nur, daß die schlesische Armee unter Hohenlohe, mit den Truppen des Kurfürsten von Sachsen vereint, über die Elbe vorwärts eile.

Wollte man die Offensive ergreifen? Am 18. gingen die Jäger von Naumburg gen Buttstädt links von der Saale; dort lagen sie bis zum 22. September, um eine Meile weiter gen Buttelstedt zu gehen, einem Städtchen am Nordabhange des Ettersberges, an dessen steilerem Südrand die Ilm bei Weimar vorüberfließt. Nach wieder fünf Tagen, am 27., wurden die Jäger eine halbe Stunde nördlicher nach Brembach verlegt. Dort blieben sie bis zum 1. Oktober.

Diese vierzehn Tage seit dem Abmarsch aus Naumburg sahen nicht eben aus, als suche man den Feind, als eile man, seinen Aufmarsch am Main von der Flanke her zu hindern. Man hatte müßige Tage.

Yorck mit den vier Kompagnien Jäger, die er bei sich hatte — die übrigen waren bei anderen Korps — ward der Avantgarde der Hauptarmee zugeteilt, die unter dem Herzog von Weimar stand; dessen Hauptquartier war in Nieder-Roßla. Man fand eine glänzende Gesellschaft dort beisammen; der Herzog erschien voll kriegerischen Eifers. Nach dem Diner ward in einzelnen Gruppen lebhaft diskutiert. Seydlitz hörte dem Kapitän Liebhaber vom Generalstab zu, der mehreren Husarenoffizieren die Strategie des Feldzugs erläuterte: „Bis jetzt hat der Feind keinen Schritt getan, den wir ihm nicht vorgeschrieben, unsere Operationen sind so kombiniert, unsere Korps so gestellt, daß der Feind überall abgeschnitten und in das strategische Netz getrieben ist; Napoleon ist so gewiß unser, als wenn

wir ihn schon in diesem Hut hätten." Viele, fügt Seydlitz' Journal hinzu, erhoben sich auf den Zehen und sahen in den Hut hinein, in den Liebhaber mit dem Finger deutete.

Man hatte müßige Tage, und mancher Jäger ging in die Forsten, ein wenig zu jagen. Des Herzogs Jagdleute hatten ein paar Jäger ertappt, meldeten den Jagdfrevel nach Weimar; man war bei Hofe äußerst entrüstet, zeigte den Frevel bei Serenissimus an. Sofort schickte der Herzog ein höchst ungnädiges Handbillett an den Chef des Jägerregiments, forderte Bestrafung der Übeltäter, befahl die Verlegung der Jäger von Buttelstedt nach dem Dorfe Brembach, eben jene oben erwähnte vom 27. Freilich strafte Yorck die Schuldigen so hart wie möglich, als hätten sie sich gegen den kommandierenden General vergangen; aber zugleich fühlte er sich nicht bloß persönlich verletzt: tiefer verletzte ihn, daß ein Fürst in so großen Momenten sich mit so kleinen Interessen beschäftigen mochte, ihn nötigen mochte, ein paar sonst tüchtige Burschen, die schon jeden Tag auch für dieses Fürsten Herrlichkeit ihr Leben daranzuwagen bereit sein sollten, um einiger Hasen willen abstrafen zu müssen. Wie freundlich dieser Fürst ihm demnächst und mehr noch in späteren Jahren war, er hat ihm nie die gestraften Jäger von 1806 vergessen.

Man hatte im Hauptquartier wenig Kunde von den Bewegungen des Feindes, keine Vorstellung von der Schnelligkeit und Präzision derselben. Der Herzog von Braunschweig hatte die Armee aus Hannover, 40 000 Mann unter Rüchel, gen Eisenach an den Westabhang des Thüringer Waldes dirigiert, die Sachsen und die schlesischen Truppen unter dem Prinzen von Hohenlohe, mehr als 50 000 Mann, eilten der Ostspitze desselben Gebirges zu, die obere Saale zu erreichen und hinter Tauentzien, der mit einigen tausend Mann als Vorhut bei Hof stand, bis Jena hinab aufzurücken. Nach Erfurt hin zog sich die Hauptarmee, 70 000 Mann, unter des Herzogs eigener Führung. Am 5. Oktober stand die Armee von der Werra über Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar bis Jena, bei Rudolstadt und Hof die Vorhut des Hohenlohischen Flügels, bis an die Pässe des Inselberges die Vorhut des Zentrums.

Während man im Hauptquartier unschlüssig war, was man mit diesen Heeresmassen anfangen sollte, kam der Herzog von Braun-

schweig auf die Idee, mit einem kleinen Teil derselben einen „schönen Coup" machen zu lassen. In der Ansicht, daß die feindliche Armee auf der großen Mainstraße ebenso konfus marschiere, wie die preußische auf der thüringischen, schien es rätlich, ihr mit 1500 Pferden „wie ein Isolan" in die Bagage zu fallen und gelegentlich die Feste Königshofen zu nehmen, die für eine wichtige Position, für den Schlüssel der Stellung galt, die der Feind nehmen werde.

Diesen Handstreich durchzuführen, ward der Herzog von Weimar beauftragt. Gleichzeitig sollten Streifkorps von der Rüchelschen Armee, unter den Generalen Winning und Pletz, nach dem untern Main schweifen, den Stoß, den Weimar auf den mittleren Main machen sollte, zu unterstützen.

Allerdings war sein Korps, etwa 12 000 Mann stark, aus Truppen zusammengesetzt, die unzweifelhaft zu den besten der Armee gehörten. Er hatte von Feldregimentern ein Grenadierbataillon v. Kraft, das Regiment Kuhnheim, das älteste der Armee, einst Garden des Kurfürsten Georg Wilhelm, in zahllosen Schlachten bewährt, Brandenburger; das Regiment des Herzogs von Braunschweig-Oels, das vor gerade hundert Jahren dem Prinzen Eugenius den Sieg von Turin entschieden hatte, das Regiment Borck, das unter Rüchel bei Kaiserslautern in Schritt und Richtung des Feindes Linie durchbrochen, das Pommernregiment Owstien, das bei Zorndorf und Kollin und Prag den Namen Braunschweig-Bevern verherrlicht hatte. Dazu die Schwedter Dragoner mit den schwarzen Aufschlägen (König von Bayern), von denen es in den alten Rangliften heißt, „sie taten Wunder von Tapferkeit bei Kollin", noch in der alten Uniform, wie sie Friedrich der Große ihnen gelassen: „weil die Brandenburger von Fehrbellin nie die Farbe gewechselt." Von leichten Truppen hatte das Korps das Füsilierbataillon Graf Wedel aus dem Magdeburgischen, 600 Mann Jäger, zwei auserlesene Regimenter Husaren, die schlesischen des Generals Pletz, die als Köhlersche Husaren noch in der Rheinkampagne sich ausgezeichnet hatten, und die stolzen einst Zietenschen Husaren, deren Säbeltaschen, Reiherfedern, Tigerdecken, silberne Heerpauken ebenso viele Erinnerungen glorreicher Taten waren. Endlich 100 Mann Weimarsche Jäger, 2 reitende, 2 Fußbatterien.

In der Tat, ein Heerhaufen, der am rechten Tage auf der rechten Stelle Großes leisten konnte. Jetzt ward er seitab gesandt über ein Gebirg hinweg, das zu übersteigen Tage nötig waren. Yorck erlaubte sich, sein Bedenken zu äußern: dem Feind so nahe dürfe man sich nicht so zersplittern, nicht untergeordnete Vorteile suchen; so werde das Korps nur exponiert oder zwecklos verwandt. Natürlich war es vergebens: „Der Herzog von Braunschweig zieht lieber den Springer als die Königin." Es blieb bei dem Isolanstreich.

In Friedrichsroda, am 5. Oktober, ward die Avantgarde des Korps formiert, zehn Schwadronen Husaren, die Jäger und ein Bataillon Füsiliere unter dem alten General v. Rudorf, dem Chef der Zietenschen Husaren; unter ihm Yorck als Nächstkommandierender.

In der Nacht vom 5. und 6. Oktober passierte die Spitze den Inselberg. Es ging die Werra hinauf. Am 10. wurde die Expedition gen Königshofen gemacht, während Husarenschwärme bis Schweinfurt an den Main schweifen mußten. Man nahm mühlos Königshofen, die Feste war völlig unbesetzt; man hatte einen Stoß in die Luft gemacht. Der Herzog von Weimar hatte das erwartet, hatte deshalb mit dem Gros die Richtung von Hildburghausen eingeschlagen; die Brandenburgischen Husaren streiften am 11. bis Koburg; man griff ein paar Nachzügler des Feindes.

Schon war der Befehl vom Herzog von Braunschweig eingetroffen: alle Offensive aufzugeben, Königshofen zu räumen, schleunigst über Gotha sich zur Hauptarmee zu sammeln. Man erfuhr, daß Tauentzien (7. Okt.) aus Hof zurückgeworfen, die Brücke bei Saalburg (8. Okt.) genommen, die ganze französische Heeresmacht rechts der Saale sei; daß ferner am 9. bei Schleiz Tauentzien von neuem geworfen, daß die Avantgarde Hohenlohes bei Saalfeld engagiert sei.

Am Sonntag den 12. Oktober trat das Weimarsche Korps den Rückweg an, zunächst auf Schleusingen und Eisfeld sich sammelnd. Spät in der Nacht kam dorthin die erschütternde Kunde von der Niederlage von Saalfeld, vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand.

Am andern Morgen früh ward ausgerückt; der Weg ging durch das Gebirge nach Ilmenau hinab. Die leichten Truppen bildeten eine Kolonne zur rechten Hand, die Wege von Saalfeld her zu beobachten. Es herrschte eine trübe Stille unter den Truppen; Gerüchte von

einer verlorenen Schlacht, von großen Verlusten verbreiteten sich in den Reihen, des Prinzen Name ward genannt, die Offiziere ritten und gingen in leisen Gesprächen miteinander; es war eine Stimmung, als ob schon alles verloren sei. Vielleicht keiner sah das nahende Verderben dunkler als Yorck; aber am wenigsten durfte so schlaffe Entmutigung einreißen. So ritt er, wie immer, in der strengen und festen Haltung des Befehlshabers, die Kolonne hinauf, jeden Übelstand rügend, jede Nachlässigkeit beobachtend, mit der ganzen aufrichtenden Kraft militärischer Haltung und Ordnung die Haufen zusammennehmend. Wie schnell waren die Füsiliere wieder im festen Gang; und die Jäger rückten sich wohl zurecht, ehe er herankam. Dann zogen die Husaren von Pletz vorüber, zuletzt die Rudorffschen; das Regiment garnisonierte in Berlin, die Offiziere waren meist aus den vornehmsten Familien, mit den Personen des Hofes, der Diplomatie, mit ihren kleinen Geschichten vertraut, gewöhnt, in der hohen Politik ihre Meinung zu haben; wie sollten sie jetzt nicht, Rittmeister und Leutnant, ihre Husaren hinschlendern lassen, wie sie mochten, um selbst über das Wohl des Staates und die Fehler des Hauptquartiers zu verhandeln. Da reitet nun Yorck heran: „Wozu jetzt die Gespräche, meine Herren? Sehen Sie da, ein Knäuel von Pferden! lassen Sie dort die Züge nicht auseinanderkommen! sehen Sie dort den Kerl, wie er auf seinem Pferde hängt; er wird es drücken! usw." Die Herren aus der Residenz, die sonst auf die Stabsoffiziere aus der Provinz nur hinabzusehen, ihrer Kleinstädterei zu spotten gewohnt, — wie waren sie jetzt schnell jeder auf seinem Posten!

Gegen Abend erreichte man Ilmenau; die Jäger blieben als Nachhut vor dem Städtchen. Man war wieder in demselben Terrain mit der übrigen Armee, in dem Rayon des gemeinsamen Stützpunktes Erfurt; man hoffte, weitere Befehle vorzufinden, Befehle zum Angriff auf den Feind. Man sandte Streifkorps in der Richtung von Weimar und Saalfeld aus.

Am andern Morgen, Dienstag den 14., deckte ein dichter Herbstnebel die Landschaft; als er sich gegen acht Uhr verzog, lag das schöne Thüringen im Sonnenlicht, im stillen Frieden da. Es waren keine neuen Weisungen gekommen. Die Streifpatrouillen kehrten gegen Mittag zurück; sie meldeten, Saalfeld sei schwach besetzt, die eroberten

Kanonen ständen frei auf dem Markt aufgefahren. Wie lockend war es, dorthin einen Ritt zu machen. Der Herzog wagte nicht, sich zu engagieren. Bisweilen glaubte man fernen Kanonendonner im Nordosten zu hören.

Am Nachmittag kam klarere Kunde. Ein nach Weimar gesandter Offizier hatte dort dem Schloß gegenüber im Wiebichtholz den General Rüchel gefunden; seit Tagesanbruch war in der Richtung von Jena heftiges Kanonieren; Hohenlohe, der dort kämpfte, zu unterstützen, wollte Rüchel vorgehen; er ließ den Herzog von Weimar dringend bitten, sofort auf Weimar zu marschieren, wo der Herzog von Braunschweig ihn schleunigst zu haben wünsche.

So schnell als möglich wurde der Abmarsch bewerkstelligt; mit der Abenddämmerung zog man aus Ilmenau auf dem Wege gen Arnstadt, in der Kolonne rechts dem Feinde zu die leichten Truppen.

Gegen Morgen am 15. erreichte man Arnstadt; Zersprengte berichteten von der völligen Niederlage des Hohenloheschen, des Rüchelschen Korps. Ohne Rast ging es weiter auf Erfurt. Auf der Höhe westlich der Stadt zwischen Schmiera und Stedten wurde haltgemacht.

Da erfuhr man den ganzen unermeßlichen Jammer, den der vorige Tag über die Monarchie Friedrichs des Großen gebracht. Wie Hohenlohe bei Jena, war Braunschweig bei Auerstädt vollkommen vernichtet, beide Heere in völliger Auflösung, der Oberfeldherr selbst auf den Tod verwundet.

Die Trümmer des stolzen preußischen Heeres, ein gräßlicher Knäuel aufgelöster Bataillone und Schwadronen, eine wüste, jämmerliche, breiartige Masse wälzte sich der Festung zu, füllte sie schon. Feldmarschall Möllendorf als ältester General sollte befehlen, erschöpft, verwundet, einundachtzig Jahre alt; wirrer als die Masse des zerrütteten Heeres war das Durcheinander von Befehlen und Gegenbefehlen, die unter seinem Namen liefen.

Der Herzog von Weimar konnte hier sein Korps nicht opfern wollen; in Langensalza, hieß es, sammle sich die Armee; es lag alles daran, ihr einige feste Regimenter als Kern zuzuführen. Nach zweistündigem Halt brach die Infanterie auf dem Wege nach Gotha auf.

Der Herzog selbst blieb mit seinen drei Reiterregimentern auf der

Höhe von Schmiera. Vorgeschickte Patrouillen meldeten, der Feind sei auf der Chaussee von Weimar her in Anmarsch; in der weiten Ebene konnte man mit dem Fernrohr die Tête erkennen. Man hatte noch zwei Stunden Frist. Der Herzog von Weimar forderte sofortige Säuberung der Festung, schleuniges Sammeln der noch Kampffähigen; noch könne man dem Feinde den Weg verlegen. Nicht einmal zum Versuch kam man; ein wüster Haufe, zum Teil ohne Gewehr und Munition, ging hinaus, ward sofort zurückgeworfen, die Festung genommen, viele Tausende kriegsgefangen. Spät am Abend ritt der Herzog mit seinen Regimentern gen Langensalza ab.

Yorck war mit der Infanterie voraus. Eine Meile vor Gotha wurde rechts abgegangen auf den Weg von Langensalza; am Donnerstag morgen kam man vor der Stadt an, ruhte in Kolonnen. Statt der sich sammelnden Armee füllten Massen Zersprengter und geflüchtete Bagagen den Ort. Um Mittag ging es weiter nach Mühlhausen. Dort stieß der Herzog mit den Reitern wieder zum Korps; mit ihm zugleich kamen die Generale v. Winning und v. Pletz mit ihren Brigaden, die Rüchel vom Main zurück nach Eisenach berufen hatte, völlig unversehrt, eine treffliche Verstärkung; mit ihnen zwei Jägerkompagnien.

Auch Kapitän Valentini war gekommen, für Yorck eine große Freude. Er war am Tage von Jena in der Nähe des Fürsten von Hohenlohe gewesen; durch ihn erhielt Yorck das erste Bild jener unheilvollen Schlacht. Es war klar, daß es die Truppen an Mut nicht hatten fehlen lassen, daß der Fürst getan hatte, was möglich war. Als Valentini das Terrain beschrieben, jene Wege zum Landgrafenberg hinauf, jenes Rauhtal in der linken Flanke, erwähnt hatte, daß der ausdrückliche Befehl des Höchstkommandierenden an den Prinzen gelautet habe, sich nicht in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen, selbst nicht anzugreifen, daß Massenbach diesen Befehl spät abends am 13. von Weimar mitgebracht habe, da fuhr Yorck auf: „Der unselige Massenbach, er pflegt doch sonst nicht so schnell zu reiten, er hätte stürzen und sich aus Patriotismus den Hals brechen sollen." In der Tat, ohne Braunschweigs ausdrücklichen Befehl wäre der Feind nicht jene Steilwege heraufgekommen, man hätte ihn beim Hinauf-

klimmen die Abhänge hinunterschleudern müssen. Dann beschrieb Valentini, wie sich das Gefecht eingeleitet, wie man auf General Holzendorffs Mitwirkung auf dem linken Flügel gerechnet habe, nachdem er wie andere Offiziere vergebens ausgesendet worden, wie man stundenlang im schwersten Kampf auf General Rüchel geharrt, der, keine drei Stunden entfernt, schon morgens 9 Uhr auf dem Platze sein konnte, wie er endlich um 3 Uhr angerückt, als schon alles verloren und in Auflösung war, wie Rüchel selbst gleich darauf verwundet, sein Korps in den allgemeinen Strudel des Unterganges hineingerissen worden sei. Wohl lag es nahe, zu fragen, warum denn Rüchel nicht mit der ersten Meldung des Fürsten, die früh um 7 Uhr bei ihm war, ja mit dem ersten Kanonendonner, den er hörte, aufgebrochen sei? Nicht an der Tapferkeit der Truppen, sondern an der Zusammenhangslosigkeit der Befehle und der Eigenwilligkeit der Befehlshaber war die Schlacht gescheitert; den Untergang aber vollendet hatte, daß die Disziplin des Heeres nicht die Niederlage zu überdauern vermochte.

Oder war auch Rüchel, der tätigste, energischste General der Armee, durch Order des Herzogs von Braunschweig gebunden und verdammt dazu, mit halben Maßregeln das Ganze zu verderben? Sollte nach der Meinung des großen Hauptquartiers Hohenlohe wie Rüchel am 14. untätig sein, nur hüten, daß nicht das Hauptkorps über die Saale her umgangen werde, wie sicher mußte man dann, strategisch umgangen, wie man war, des Erfolges bei Auerstädt sein! Freilich hatte man da eine bedeutende Übermacht in einer starken Stellung, die Obrist Scharnhorst angegeben; aber es mißlang hier alles; nicht einmal die große Überlegenheit der Kavallerie verstand man zu benutzen. Was half es, daß sich Blücher mit einer imposanten Reitermasse auf den Feind warf; vor dem Karree- und Batteriefeuer Gudins machte sie linksum. Yorck mochte nicht unrecht haben, wenn er diesen mißglückten Reiterangriff am schärfsten tadelte: „Blücher ist kein Seydlitz; der Husarengeneral mit unabhängigem Kommando mag für sich drauflosgehen; mißglückt es, so lauert er desto begieriger auf den nächsten Handstreich; aber der Kavalleriechef in der Schlacht muß losgelassen werden, wenn es Zeit ist, dann muß er alles vor sich her zermalmen." Kurz, jener unselige Tag des 14. Oktober: nur

die Krone aufgesetzt hatte er der Planlosigkeit, die den Feldzug vom ersten Ausmarsch an so niederdrückend gemacht hatte. Das waren, so urteilte Yorck, die Resultate jener hochstrategischen Generalstabskünsteleien, die, je näher man der Entscheidung gekommen war, die Marschdispositionen nur immer wirrer gemacht, für Nahrung und Munition der Truppen immer schlechter gesorgt hatten, dann herumprobierend, Positionen suchend, oft ohne Kunde von den Stellungen der eigenen Truppen, stets ohne die der feindlichen, im Augenblick der Entscheidung unter sich uneins, ratlos, verzweifelnd, die Armee, die Ehre des Staates, den Staat selbst ins Verderben gestürzt hatten.

Es kam alles darauf an, das noch völlig feste Weimarsche Korps zur Elbe zu bringen. Man eilte über Dingelstedt dem Harz zu; am 18. war Kloster Teistungen und Duderstadt erreicht. Nach so vielem Jammer kam hier endlich einmal eine kleine Genugtuung. Leutnant von Hellwing, Regiments von Pletz, hatte, unfern der Chaussee von Erfurt nach Eisenach auf Vorposten stehend, erfahren, daß, von weniger Kavallerie begleitet, 10 000 Gefangene von Erfurt her vorüberkommen würden; mit 50 Husaren lauerte er ihnen auf; beim Dorfe Eichenrode nahe vor Eisenach erspähte er den langen Zug, aber von etwa einem Bataillon französischer Infanterie eskortiert. Er legte sich in einen Hinterhalt, wartete das Ende des Zuges ab, warf sich auf das schließende Peloton, zwang es zur Flucht. Dann unter dem Geschrei der Gefangenen im vollen Jagen nach der Mitte, nach der Spitze des Zuges; die Eskorte war teils erschlagen, teils eiligst auf der Flucht; 10 000 Mann waren befreit. Trauriger Gewinn; wohl wurden sie nach Göttingen gebracht, wo General v. Zweiffel sie übernehmen sollte; die Befreiten selbst weigerten sich, wieder die Waffen zu nehmen; sie hatten kein Herz mehr für die Sache Preußens. Es war eine furchtbare Kritik des alten Systems.

Das Weimarsche Korps ging über Klaustal und Goslar durch den Harz; zur Rechten der Hauptkolonne, die am 21. Okt. Wolfenbüttel erreichte, die leichten Truppen unter Pletz und Yorck in steter Bereitschaft, den Kampf aufzunehmen, aber bisher noch ungestört.

In das Hauptquartier nach Wolfenbüttel war Blücher gekommen; Yorck vermied es, dort zu erscheinen; er sandte seinen Adjutanten Seydlitz hin. Durch Berichte, die er zurückbrachte, gewann man

endlich eine Übersicht der Verhältnisse. Die völlig aufgelöste Armee Braunschweigs und Kalkreuths hatte sich nach der Niederlage von Auerstädt gen Magdeburg gewälzt, ebendahin war ein Teil der Hohenloheschen Truppen geraten; sie glaubten die ganze Wucht der siegenden Feinde hinter sich. Man wußte in Wolfenbüttel noch nicht, daß bereits das Reservekorps des Herzogs von Württemberg bei Halle geschlagen, daß Leipzig genommen sei, Sachsen sich ergeben habe, Napoleon im Begriff war, bei Dessau über die Elbe und auf Berlin zu gehen, daß endlich die große Festung Magdeburg, gleich Erfurt außerstande, dem fliehenden Heere zum Sammelplatz zu dienen, dem erschütterten Mute der Besatzung und ihrer Befehlshaber überlassen wurde. — Blücher hatte nach der Niederlage von Auerstädt ein paar tausend Mann zusammengerafft, hatte auf der Flucht etwa vierzig Stück Geschütz aufgenommen, sie mit 600 Pferden bespannt über den Harz gen Braunschweig gerettet; er wollte gen Magdeburg. Er erfuhr im Hauptquartier Wolfenbüttel, daß man die Verbindung mit Magdeburg nicht gewonnen habe, daß die Streifpartien dorthin feindliche Truppen gesehen. Blücher und der Herzog von Weimar beschlossen, beieinander zu bleiben, sich weiter stromab nach der Elbe zu wenden, dort den Übergang zu suchen. Beide Korps vereint mochten 30 000 Mann betragen; man beschied die preußischen Garnisonen aus dem Hannovrischen, gleichfalls die untere Elbe zu überschreiten.

Am 22. Oktober brach die große Kolonne, die Blücherschen Truppen einen Marsch voraus, von Wolfenbüttel auf, über Öbisfeld, Gardelegen, Stendal zur Elbe zu kommen; eine Meile weiter ihr zur Rechten die deckenden leichten Truppen. Von Gefangenen, die eingebracht wurden, erfuhr man, daß man das allerdings überlegene Soultsche Korps sich gegenüber habe. Um so behutsamer mußte man marschieren.

Zwischen Helmstädt und Tangermünde zieht sich eine Art Wald- und Sumpfriegel bis an die Elbe hinab, die Flechtinger, Kolbitzer und Letzlinger Forsten, ein rechtes Terrain für Jäger und Husaren. Dies Waldrevier hindurch, immer spähend nach der Feindesseite, jeden Weg daher wohl verwahrend, die Husaren bis an den Südsaum des Waldes schweifend, gleich Jagdhunden den Jägern die Fährte spü-

rend, so zog das leichte Volk über Weferlingen und Letzlingen, bis es an den Hügeln des Landsberges ins freie Feld kam. Am 25. um Mittag ward das Dorf Gohre, eine Meile vor Stendal, wo das Hauptquartier bereits eingetroffen war, von Yorck und Pletz erreicht, während ihre Husarenpiketts am Tanger hinauf bis gegen Burgstall reichten.

Bis dahin hatte der Feind sich nicht blicken lassen. Jetzt plötzlich ward der Posten bei Burgstall angegriffen, zurückgedrängt; größere Massen zogen auf Tangermünde hin; vorauseilende Reiterhaufen kamen schon über Tangermünde auf den Weg gen Stendal; kaum, daß die Infanterie in dem nächsten Dorfe vor Stendal noch Zeit hatte, Karree zu formieren; selbst im Hauptquartier ward Alarm gemacht. Wenigstens eine Mahnung zur Eile war es. Wie man an den Wachtfeuern um Tangermünde bemerken konnte, war es ein großes Korps, vielleicht das ganze Soultsche, das dort lagerte.

Man hatte zum Elbübergang die Fähre Sandau gegenüber bestimmt, von Stendal gut drei Meilen; die Bagagen waren einen Marsch voraus dorthin gegangen, General v. Zweiffel hatte die nötigen Vorbereitungen getroffen.

Von Stendal dorthin war nur der Weg brauchbar, der bis auf eine Meile an Tangermünde vorüber an der Elbe hinabführt. Während man um zehn Uhr von Stendal aufbrach, gingen von Gohre Streifkommandos gegen Tangermünde, den Feind zu alarmieren, so den Abmarsch der Hauptkolonne zu maskieren. Sie erreichte nach Tagesanbruch den 26. Okt. die Fährstelle.

Yorck war mit der Deckung des Rückzugs beauftragt; die Nacht durch kampierte er mit der gesamten Nachhut in der Nähe von Stendal. Nach zwei Uhr morgens brach er auf.

Altenzaun ist ein Dorf etwa $^3/_4$ Meile oberhalb der Fährstelle von Sandau. Es liegt auf der Senkung des hügeligen Geländes, das ostwärts die Uferwiesen der Elbe hat und wenige hundert Schritt nordwärts von dem Dorfe sich gegen eine weite, mit Alleen, Gräben und Gebüschen durchschnittene Ebene absetzt. Am nördlichen Rande dieser Höhen fließt ein Graben, der Geestgraben, aus einem Teich, dem Münzsee, westwärts hinab, bei der Polkritzer Kirche vorüber, bei der jenes Hügelland in Waldstrecken übergeht. Diese Ebene wird von den

Uferwiesen der Elbe durch den Elbdamm getrennt, der, bei Altenzaun an die Höhe ansetzend, an dem Dorfe Osterholz und weiter dem Dorfe Rosenhof hart vorüberzieht. Die Landstraße gen Sandau führt von Altenzaun nordwestlich über das hügelige Gelände zu dem Geestgraben hinab und dann tausend Schritt weiter über einen zweiten Graben (Straßengraben) bei Zackenkrug über die Ebene gen Rosenhof.

So das Terrain, in dem Yorck den Feind zu erwarten beschloß; es war wie gemacht für seine Waffe. Der Wald bei der Polkritzer Kirche deckte seinen rechten Flügel; zwei Kompagnien Jäger, dort aufgestellt, besetzten mit ihren Tirailleurs das Gehöft und den Kirchhof; diesen Tirailleurs schlossen sich links hinter dem Geestgraben die Schützen der drei Füsilierbataillone an bis zum Münzsee; eine dritte Jägerkompagnie dort deckte mit ihren Tirailleurs die buschige Ebene zwischen dem See und Osterholz; eine vierte besetzte das Dorf, schob ihre Tirailleurs an dessen Rand und über den Elbdamm links hinaus. Als Mittelpunkt für diese vorgeschobene Linie wurde der Zackenkrug genommen, hinter demselben, am weitesten zurück, ein Füsilierbataillon, vor demselben, an beiden Seiten der Brücke dort, zwei Jägerkompagnien, noch weiter vor, auf dem halben Wege zur Geestbrücke, die zwei anderen Füsilierbataillons aufgestellt. Der Feind konnte entweder auf der Landstraße oder auf dem Damm entlang gegen Osterholz durchzubrechen suchen; die beiden Jägerkompagnien am Straßengraben standen beiden Punkten nahe genug (etwa 1000 Schritt), um schnell herangeholt werden zu können.

„Wenn man," sagt Valentini bei der Darstellung dieses Gefechts, „diese Aufstellung beobachtet, so möchte man sie als die Norm ansehen, nach welcher sich später unsere vorschriftsmäßige Gefechtsstellung gebildet hat; diejenigen, die Yorcks Jägermanöver bei seinen Friedensübungen nicht kannten, hätten glauben können, er habe erst an diesem Tage und in diesem Terrain diese Aufstellung extemporisiert."

Der Feind zögerte unerwartet lange. Erst vier Uhr nachmittags erschien Kavallerie, durchstreifte das Terrain von Altenzaun bis zur Polkritzer Kirche hin, wo das plötzliche Feuer der Jäger sie zu eiliger Umkehr zwang. Eine Stunde später rückten Infanteriekolonnen vor

und zwar auf dem Elbdamm, sich gegen Osterholz richtend, während eine dichte Tirailleurkette gegen die Jäger zwischen dem Dorf und dem Münzsee geworfen, ein heftiger Anlauf gegen das Dorf selbst versucht wurde.

Während sich hier ein lebhaftes Feuergefecht entspann, – die Absicht des Feindes war nun ersichtlich – eilte Yorck, seine beiden Reservekompagnien von dem Straßengraben heranzuholen, um die Feuerlinie zu verstärken; zugleich ward eine Kompagnie von der Kirche her in das Zentrum geholt, um in die linke Flanke des Feindes zu feuern, zugleich eine Krümmung des Elbdamms benutzt, um von Osterholz aus Tirailleurs in seine rechte Flanke zu bringen. Alle diese Bewegungen wurden mit größter Raschheit und Sicherheit ausgeführt. Sie brachten den Feind in peinliche Lage; seine Tirailleurs versuchten sich zu behaupten, aber während sie dem trefflich gedeckten Gegner wenig Schaden taten, verloren sie, von drei Seiten ins Feuer genommen, von 400 Büchsen, die in einem Raume von 600 Schritt um sie herstanden, überaus viel Mannschaft.

Hatten die Franzosen, durch ihre unglaublichen Erfolge der letzten Tage übermütig, gemeint, auch hier nur eines stürmischen Anlaufes zu bedürfen, um die entmutigten Preußen über den Haufen zu rennen, so kamen sie schon nicht mehr mit dem einfachen Zurückgehen davon. Yorck hatte seine zwei Geschütze heranholen lassen; in dem Augenblick, wo diese von der Geestbrücke und vom Elbdamm aus in die dichten Kolonnen der Feinde zu feuern begannen, ging er seinerseits zum Angriff über. Ein abgesessenes Dragonerregiment ward überrascht und ergriff in vollkommenster Verwirrung die Flucht; die auf den Elbdamm vorgerückten Bataillone wurden nach Altenzaun zurückgetrieben; Yorck schob seine Vorposten bis auf einige hundert Schritt vom Dorf vor. Er selbst und seine Leute waren in der Stimmung, daß sie es mit einem doppelt so starken Gegner hätten aufnehmen mögen.

Yorck hat immer mit besonderer Genugtuung an dies Gefecht von Altenzaun zurückgedacht. Als ihm Major Gumtau mitteilte, daß er die Geschichte der preußischen Jäger bearbeiten wolle, schrieb er ihm: „Ich mache Sie besonders auf das Gefecht bei Altenzaun aufmerksam und empfehle es in jeder Beziehung als Beispiel; besonders aber, da

es zu den seltenen seiner Art gehört, weil sechs Jägerkompagnien auf einmal zum Gefecht gekommen waren und sich darin die vorzüglich gute Benutzung eines wahren Jägerterrains vorteilhaft auszeichnete." Jene klassische Charakteristik von Yorcks Kampfweise: „Ausdauernd im Gefecht und besonders geschickt, es zu nähren und hinzuhalten," ist in diesem meisterhaften Gefecht exemplifiziert.

Aber vorerst hatte Yorck noch den zweiten und schwierigeren Teil der Aufgabe vor sich. Der Übergang des übrigen Korps war bewerkstelligt. Wie nun nachkommen? wie in so großer Nähe des überlegenen Feindes abziehen? Yorck nahm seine Zuflucht zu der alten verbrauchten List mit den Wachtfeuern und wandte sie mit so viel Kühnheit und Geschick an, daß sie vollkommen gelang.

Das Gefecht hatte bis zur Dunkelheit gewährt. Beim Anzünden der Wachtfeuer begann der Abmarsch; der Feuer wurden immer mehr, der Truppen immer weniger; Her- und Hingehende mußten dem Feinde anschaulich machen, wie belebt das Biwak sei. Endlich um Mitternacht zog auch die Leibkompagnie ab, erreichte glücklich die Fährstelle, stieg in die Böte, fuhr ab. Da ward vom Ufer nachgerufen: „Jäger, kommt noch einmal zurück; laßt uns doch nicht im Stich, wir fallen sonst den Franzosen in die Hände." Sie kehrten um — die schlauen Jäger hatten sich doch überlisten lassen; anlegend wurden sie mit einer Salve begrüßt, die freilich niemanden traf; aber sie hatten nicht daran gedacht, daß es auch Deutsche bei den Franzosen gab.

Die Jäger hatten an diesem Tage zwanzig Tote und Verwundete. Sie meinten, der Feind werde wohl das Sechsfache haben; sie meinten, die Herren Franzosen würden sich wohl der „Chasseurs mit dem Strick" von der Rheinkampagne her wieder erinnert haben.

Und damit der Marschall Soult nicht desselben Weges nachzukommen sich einfallen lasse, wurden, wie man über den Strom war, die Elbkähne möglichst sorgsam und schnell vernichtet. Yorck selbst betrieb es, wie eine unserer Quellen sagt, „mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit".

Neuntes Kapitel

Waren und Lübeck

So war alles glücklich vollbracht. Es war nach so unermeßlicher Schande preußischer Waffen das erste glückliche Gefecht; die alte soldatische Kunst und Sicherheit war in einer neuen glänzenden Probe bewiesen. Wahrlich nur der rechten Leitung und Verwendung bedurfte es, um mit den Truppen alles zu leisten. Nur um so bitterer schmerzen mußte es, zu sehen, wie Generale und Kommandeure in Verzweiflung und Kopflosigkeit, Feigheit und Leichtsinn wetteiferten. Jetzt hatte man die Resultate jener Schlaffheit und Aufgeblasenheit, die man so lange geduldet; jetzt zeigte sich, was es bedeute, wenn man alten abgelebten Menschen Regimenter, Divisionen, Armeen anvertraut, daß man, zwischen dem geistlosen Paradedienst und dem geistreichen strategischen Dilettantismus her und hin taumelnd, vergessen hatte, daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß. Wahrlich herzempörend mußte einem Mann wie Yorck sein, was er erlebte; wenn Zorn, Erbitterung, Verachtung in ihm emporschwoll, wer mochte es ihm verargen? Wenn ein General zu ihm sagte: „Es bleibt nichts übrig als Unterwerfung unter den allgewaltigen Napoleon, meine Brigade wenigstens wird keinen Schuß mehr aushalten," wer mochte Yorck verargen, daß er antwortete: „Herr General, wer das im Ernst glaubt, der muß, wenn er noch Ehre im Leibe hat, sich die Kugel durch den Kopf jagen." Er ahnte noch nicht, daß erst der kleinere Teil der Schande, der Erniedrigung, des Verderbens über Preußen ergossen war. Jenseits der Elbe erst sollten Dinge geschehen, die den preußischen Namen brandmarkten.

Am Morgen des 27. Okt., als Yorck mit der Nachhut in Sandau stand, war das Hauptquartier Weimars in Havelberg, Blücher neun Meilen weiter jenseits Ruppin, der Fürst von Hohenlohe in der Gegend von Boizenburg. Man war also weit hinter Blücher zurück. In Havelberg legte, nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, der Herzog von Weimar sein Kommando nieder, um in sein Land zurückzukehren. General v. Winning übernahm das Kommando an seiner Stelle. Am 19. Okt. hatte der König vor seiner Abreise aus Magdeburg dem Fürsten von Hohenlohe das Kommando über die gesamte Armee über-

tragen, der Fürst den General Tauentzien, der mit ihm marschierte, zum Chef aller Infanterie, General Blücher zum Chef aller Kavallerie ernannt. Die Reste des bei Halle geschlagenen Korps des Herzogs von Württemberg — er selbst war in seine Heimat gegangen, weil er nicht unter Hohenlohe stehen könne — hatte General Natzmer dem Blücherschen Korps zugeführt.

In der Tat, es befand sich zwischen Elbe und Oder eine noch immer bedeutende Truppenmacht; durch die Zuzüge aus den hannovrischen Garnisonen mußte sie sich bald mehren. Daß der Fürst von Hohenlohe das Kommando bekommen, ließ Yorck Hoffnung schöpfen; er ehrte ihn, er kannte ihn als tapfer, edelmütig, von fürstlicher Haltung; er hatte, wie aus Valentinis Berichten hervorging, selbst in dem Unglück von Jena die ruhige Haltung des Feldherrn nicht verloren, und Tauentzien stand ihm zur Seite; war auch bekannt, daß Blücher von früher her nicht eben in gutem Vernehmen mit dem Fürsten stand, die Lage Preußens war von der Art, daß man von jedem jede Selbstverleugnung fordern durfte. Hohenlohes Absicht mußte sein, Stettin zu erreichen; er hatte Major v. d. Knesebeck und Kapitän Gneisenau vorausgesandt; gewann man einen solchen Stützpunkt, so war man stark genug, dem anflutenden Feinde die Stirn zu bieten.

Es kam zunächst darauf an, so bald als möglich die Verbindung mit dem Blücherschen und Hohenlohischen Korps zu gewinnen; von der Elbe her hatte man für den Augenblick nichts zu besorgen; die untere Havel gab bald eine zweite Deckung. Die Gefahr drohte bereits von der Spree her; am 24. hatte sich Spandau ergeben.

Mit dem Marsch am 28. nahm das jetzt Winningsche Korps Quartier in Kyritz, Wusterhausen, Neustadt a. d. Dosse; am folgenden Tage in Wittstock, die Nachhut in Rägelin. Man wollte dann an Rheinsberg vorüber den Weg auf Prenzlau nehmen. Auf dem halben Marsch bei Mirow, am 30., erfuhr man, daß der Fürst von Hohenlohe am 28. bei Prenzlau sich mit mehr als 10 000 Mann kriegsgefangen gegeben habe. Ein erschütternder Schlag. Also auch diese Hoffnung war zuschanden geworden, ja recht eigentlich zuschanden! Nun war der Weg zur Oder, zum Osten der Monarchie gesperrt, nun war man von Preußen abgedrängt. Wohin nun? Sollte man sich ins Schwedische werfen, nach Stralsund? General Winning entschloß sich nach Rostock zu eilen,

dort sich einzuschiffen. Man marschierte von Mirow nach Speck, kam spät abends dort an.

In der Nacht kam Meldung, daß man dem Blücherschen Korps ganz nahe sei, daß Blücher eine Stunde östlich in Kratzburg stehe. Natürlich, daß man sich sofort mit ihm in Verbindung setzte. Am 31. Oktober ward sie gemacht; im Nordosten des großen Müritzsee eine Meile voneinander lagen die beiden Korps; – immer noch eine streitbare Macht von mehr als 20000 Mann. Blücher übernahm das Kommando dieser ganzen Truppenmacht; Obrist Scharnhorst, Kapitän Müffling waren in seinem Generalstabe.

Man war schon zu weit abgedrängt, um noch Stralsund erreichen zu können, wie denn bereits an eben diesem Tage (31. Okt.) das Korps von Bila bei Anklam die Waffen streckte. Sollte man noch den nächsten Hafenplatz Rostock, um sich einzuschiffen, zu erreichen suchen? Blücher verwarf diesen Plan; seine Meinung war, über die Elbe eine Diversion zu machen oder auch in günstiger Stellung eine Schlacht zu wagen.

Das Nachdrängen des Feindes zwang zur höchsten Eile. Man war vierzehn Tage unablässig flüchtend funfzig Meilen marschiert, ohne geordnete Verpflegung, Menschen und Pferde erschöpft, die Stimmung auf das Äußerste niedergedrückt. Man mußte weiter.

Am 1. Nov. ward der Marsch westwärts fortgesetzt. Yorck hatte die Nachhut. Er führte seine Jäger durch Waren hindurch, gedeckt durch Major Schmude mit 300 Mann Königin-Dragoner, die in dem Städtchen hielten. Er hatte zwei Schwadronen Husaren, die im Verein mit den Jägern die Dragoner aufnehmen sollten. Kaum eine Viertelstunde hinweg, sieht er feindliche Reiter in Masse aus dem Städtchen hervordrängen, sich aufstellen; die Dragoner müssen überrumpelt sein, sich ergeben haben, ohne daß auch nur ein Schuß gefallen ist. Schnell läßt er das Fußvolk Karree formieren, die Husaren zum Angriff fertig machen, aber ihre Zahl ist zu gering gegen die feindliche Übermacht. Da erblickt Yorck links in einiger Entfernung über die Hügelreihen andere Husaren herreiten; er sprengt zu ihnen, es ist Major v. Katzeler vom Regiment Pletz. Sofort ist er bereit, es wird links geschwenkt, hinab nach der Landstraße geeilt; sie finden schon völliges Handgemenge. Yorck sprengt mitten hinein, einen Hieb von hinten fängt die Hutkrämpe

auf; ein Stich nach dem Kopf stürzt ihm den Hut über die Augen. Wie er den Säbel in der Faust ausholt zum Hiebe, ruft ihm ein Husar polnisch zu, zur Seite zu biegen; des Gegners Hieb, statt ihm den Kopf zu spalten, trifft den Arm. In so wüstem Handgemenge werden die Gegner geworfen, bis an die Stadt zurückgejagt.

Indes hatten dem Befehle gemäß die Füsiliere in Karrees über die Ebene, die Jäger links am See ihren Weg genommen; die Jäger oft zurücksehend nach ihrem Obristen, der gerade heut den ihnen wohlbekannten Braunen, sein schlechtestes Pferd ritt, — bald sahen sie ihn nicht mehr in dem Getümmel. Welcher Jubel, als er dann mit 30 Gefangenen, darunter der feindliche Obrist, und mit zahlreichen Beutepferden zurückgesprengt kam. Da ward denn ein herzlicher Abschied von dem braven Katzeler genommen: nie werde er ihm den Liebesdienst von Wahren vergessen. Er vergaß ihn nicht. Nach dem Kriege lebte Katzeler in einem schlesischen Grenzstädtchen verlassen und vergessen, in kümmerlichsten Verhältnissen. Bei der Errichtung eines neuen Ulanenregimentes fragte der König Yorck, ob er nicht einen tüchtigen Kommandeur für dasselbe wisse. Er nannte Katzeler: „Ich habe ihn nur bei einer Gelegenheit gesehen; aber er beißt an"; dann erzählte er das Gefecht von Waren; „solche Männer brauchen Ew. Majestät." So ward Katzeler durch Yorck dem Dienste wiedergewonnen. Glorreichste Tage sollten sie aufs neue vereinen.

Da kommt plötzlich ein ganzer Haufe Jäger hinterdrein. Trotz des strengen Verbots hatten sich die Messieurs beim Durchmarsch von Waren in die Läden zerstreut, Tabak, Brot, Branntwein zu kaufen; das plötzliche Erscheinen des Feindes in den Straßen hatte sie abgeschnitten, sie hatten sich möglichst in den Häusern versteckt; dann hatten sie das Zurückjagen gehört, hervorlauschend und wie schlaue Jäger ihre Zeit erpassend, lustig hineingeschossen, die Verwirrung und den Schrekken vermehrt; dann schnell hinaus auf die Straße, zum Tor hin, dort sich gesammelt, dann links am See entlang ihrem Korps nach. Für den kecken Streich ward ihnen ihr Vergehen verziehen.

Das war ein fröhlicher Anfang. Man gewann eine Meile Vorsprung. Bei einer Brücke vor dem Dorfe Jabel angekommen, sah man in der Ferne den Feind mit wohl entwickelter Macht nacheilen, schon nach seiner Art Schwärme von Tirailleurs vorausjendend. Da war denn

ein Gang zu machen, wie man ihn oft genug auf dem Exerzierplatz zu Mittenwalde geübt. In breiter Feuerlinie, je zwei Schützen beieinander, daß der eine des Kameraden Ladung abwartete, langsam weichend, bis die nächste Schar die Kommenden aufnahm und in gleicher Feuerlinie ablöste, so zogen sich die Jäger zurück, in der Flanke von den Brandenburger Husaren gedeckt, hinter dem Dorf von den schon aufgestellten Füsilierbataillonen erwartet. Die Bewegung ward mit großer Sicherheit und Ruhe ausgeführt, gelang vollständig.

Nahe hinter dem Dorf Jabel beginnt die Nossenthinsche Heide, ein Sumpf- und Waldrevier zwischen Seen. Da waren die Jäger in ihrem Element, die Füsiliere wurden zurückgenommen, wieder nahmen die Jäger den Feind aufs Korn. Der Wechsel von hohen Bäumen mit Unterholz, von Dickicht und Schonungen, von lichten Stellen und freien Waldräumen ward unter Yorcks unermüdlicher Leitung trefflich benutzt, die Bursche gedeckt und ruhig zielen zu lassen, ihre Soutiens zu stellen, im langsamen Weichen den Feind mit nie fehlenden Schüssen stutzen zu machen. Wirklich hielt er inne.

Um so bequemer konnte man den eben erreichten Waldabschnitt passieren, zu dem wieder beginnenden Holz jenseits hin, wo sich für die ganze Jägerlinie eine äußerst günstige Aufstellung nehmen ließ. Der Feind hatte vom Verfolgen abgelassen, gab wohl eine Stunde Zeit; da hatte man Muße, sich rechte Plätze auszusuchen hinter den Hochstämmen, in den Stammlöchern der Ausrodung, in dichtem Gebüsch verbargen sich die Schützen und erwarteten still spähenden Blicks mit gespanntem Hahn, wie auf dem Anstand das Wild, so jetzt den Feind. Endlich kam er drüben zum Vorschein, entfaltete seine Tirailleurs, die keck über den freien Raum avancierten. Die Jäger aber lagen still, ließen sie näher und näher kommen, bis auf die Entfernung, wo der gute Jäger den Hirsch nicht fehlt; dann knallten die Büchsen; wenige Kugeln, die gefehlt hätten. Solche Begrüßung hatte der Franzos nicht erwartet; was nicht fiel, machte sich schleunigst davon. Da und dort brachen die Jäger heraus, nachzusetzen; ein strenger Ruf Yorcks zwang sie zurück; er gedachte in so vorteilhafter Stellung einen zweiten Andrang zu erwarten.

Nach einer halben Stunde kam eine zweite Tirailleurkette heran; die Jäger konnten nicht mehr darauf rechnen, bis auf nahen Schuß un-

entdeckt zu bleiben; sie begannen ihr Feuer, sobald der Feind in den Bereich ihrer Büchse kam. Wohl schoß auch der Feind, aber gegen die verdeckt Stehenden unsichre Schüsse, während die sicher gezielte Büchsenkugel meist ihren Mann fand.

Mit Tirailleurs konnte der Feind nichts ausrichten; er mußte in Kolonnen heran, mit dem letzten Mittel, dem Bajonett, das ungleiche Waldgefecht zu enden. Wieder hatten die Jäger geladen; „Messieurs, jetzt attent!" rief Yorck ihnen zu. Da kam der Feind mit gefälltem Bajonett; auf dreißig Schritt ließ man ihn heran; dann knallten die Büchsen, jede Kugel saß; das brachte Verwirrung, plötzliches Stocken in den Sturmlauf. Darauf war auch gerechnet; es war keine Zeit mehr, wieder zu laden, gleich nach der Salve ließ Yorck das Signal Retraite blasen; vierhundert Schritt in vollem Lauf ging es zurück, dort stand das Soutien.

Es währte eine Viertelstunde, ehe der Feind nachkam. Wieder begannen ähnliche Szenen, aber der Feind wagte keinen neuen Bajonettangriff. Die Jäger konnten, in ihrer eigentümlichen Weise langsam auf den Feind feuernd, das Gefecht hinhaltend zurückgehen; und ihre Gewohnheit, im Walde zu leben, jeden kleinen Vorteil des Terrains zu benutzen, gab ihnen die vollste Überlegenheit. Eine rechte Weidmannslust, in diesem mit vielem Unterholz versehenen Revier den Feind aufs Korn zu nehmen; es schlichen sich die Jäger von Busch zu Busch, oft auf dreißig und zwanzig Schritt an den Feind, immer auf die Kühnsten oder die Offiziere die sichere Büchse richtend, mit heilloser Wirkung, mit immer größerem Jagdeifer. Da war es, wo einer aus dem Busch heraus auf allen vieren eine kleine Steile herankroch, und wie er sich umzuschauen behutsam den Kopf erhebt, sieht er dicht vor sich ebenso behutsam eines ebenso Herangeschlichenen Antlitz sich erheben; beiderseits war man so überrascht, daß man sich ebenso behutsam von dannen schlich.

Da ließ Yorck — die Feinde schossen in die losen Büsche hinein, trafen doch manchen — das Signal „Zurück zum Soutien" blasen; die Jäger hatten sich so verbissen, daß es schwer hielt, sie loszumachen; es bedurfte einiger Kreuzdonnerwetter. Langsam weichend ging es rückwärts, der Wald sollte allmählich verlassen werden.

Die nächste Position war das Dorf Nossenthin. Das Dorf bildete einen

ausspringenden Winkel, man konnte von dort aus den aus dem Wald Kommenden geraume Zeit den Rückzug sichern. Schon stand eine Abteilung Füsiliere dort. Indes kamen die einzelnen Jägerkommandos aus dem Walde heraus, sich links an dem Dorf vorüberzuziehen. Da geschah folgendes. Im Regiment war ein Hauptmann, Reichsfreiherr von Massenbach, nicht minder stolz auf seinen Namen, als darauf, preußischer Hauptmann zu sein; Don Ranudo nannte man ihn wohl, aber auch Yorck achtete ihn, wenn er auch über seine Wunderlichkeiten lächelte. Der kam nun mit seinen Leuten in ganz guter Ordnung aus dem Walde her, links an dem Dorfe weiter zu gehen. Da sah ihn Yorck, der eben zum rechten Flügel reiten wollte; es entfuhr ihm: „Kommen auch Sie schon, Herr Hauptmann?" er eilte weiter. Sofort läßt Massenbach kehrtmachen, wieder vorzugehen. Das war den Jägern eben recht; wieder ging es an den Wald und hinein; da konnte man manchen guten Schuß anbringen; immer weiter ging es vor. Es war eine „verdammte Geschichte", schon kam der Feind über die Flanke heraus, man mußte Massenbach zurückholen, mußte eine Offensive machen, die zu nichts Weiterem führte. Mancher wackre Jäger fiel dabei. Yorck erinnerte sich noch nach Jahren mit einem gewissen komischen Respekt des wackren Reichsbarons, der ihn so empfindlich gestraft.

Man hatte ihn heraus; nun mußte die Position von Nossenthin ihre Schuldigkeit tun. Der treffliche Leutnant Steinheil und der kecke Spitznas wurden mit vierzig Jägern dorthin postiert; Yorck ließ noch den Leutnant Schütz mit dreißig Jägern zu ihnen stoßen; immer dichter sammelte sich der Feind am Waldessaum. Yorck sandte Kapitän Dörenberg, Spitznas nochmals genaue Order zu geben; er sollte den Posten bis aufs Äußerste halten. „Ich dachte mir," schreibt Spitznas in seinem Bericht, „ich dachte mir Thermopylä und mich als Leonidas." Beim ersten Ansturz der feindlichen Übermacht hätten die Füsiliere kehrtgemacht, er habe einen dieser Kerle niedergeschossen; das habe einen Augenblick geholfen; auch ein zweiter Ansturz des Feindes sei abgewehrt; aber es habe den Leutnant Schütz gekostet. Da kam Yorck mit Seydlitz herangesprengt; des Kommandeurs Nähe und Beifall erhöhte den Mut und den Trotz der Leute. Seydlitz' Pferd war erschossen. So hielt man sich noch eine halbe Stunde. Da war man

bereits in der linken Flanke umgangen, die die Husaren nicht länger zu decken vermochten. Jetzt ließ Yorck Retraite blasen, und im vollen Laufe ging es zurück; bald war man bei den treuen Zietenschen; an ihren Steigbügeln sich haltend, trabte man weiter zurück bis in die nächste schon besetzte Stellung.

Es war eine Ackerlehne, an die sich ein Wiesengrund anschloß, bis links zum Saum des Waldes hinauf eine Weidenreihe. Da wieder entspann sich das Schießgefecht. Der Feind kam nicht recht heran; die Sonne war schon im Sinken. Mehr als einem der Jäger und Yorck selbst fiel die wunderbare Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Mittenwalder Übungsplatz auf; wie oft hatte er dort harte Worte gebraucht, wie hatte er sie mit dem verhaßten taktischen Dienstzwang gepeinigt, wie statt der alten bequemen und schlaffen Zucht Sporn und Gebiß bitterscharf gehandhabt; sollte nicht manchem Burschen unwillkürlich die Erinnerung schlimmer Stunden, verbissenen Ingrimms gegen den harten Obristen kommen? Daß sie ihn fürchteten, wußte er; es kam auf die Probe an, ob sie ihn haßten. Er ritt während des Feuerns an der Front seiner Jäger langsam hinunter das Gesicht dem Feinde zu. Dann, als er zu Ende war, wandte er sich ruhig und ernst zu seinen Jägern: „Jäger, daß der Franzos mich nicht treffen würde, wußte ich wohl; aber ich glaubte gewiß, es gebe unter euch einige, die mir jetzt eine Kugel zuschieben würden; ich sehe, ihr alle seid treue, wackre Männer, und von jetzt an betrachte ich mich als euren Vater, euch als meine Kinder." Wie glühend Eisen fuhren uns des Obristen Worte durch die Adern, hat nachmals ein Jäger gesagt.

Bis die Sonne sank, hielt man den Weidengang; indes hatte der Feind die Stellung rechts umgangen; man mußte eilen, zurückzukommen. Zwischen dem Schweriner und Plauer See vor Alt-Schwerin ging man in Biwak.

Das war ein reicher Tag. Freilich, man hatte nach der großen Anstrengung kärgliche Verpflegung, aber desto köstlichere Erinnerungen. Jeder hatte von Erlebnissen, von herrlichen Schüssen, von schlauen Beschleichungen zu erzählen; da war auch nicht einer, Offizier oder Jäger, dessen man sich zu schämen gehabt hätte; aber von dem „Alten" sprach man mit Ehrfurcht und heißester Hingebung: für den und mit dem durchs Feuer!

Es waren kleine zwei Meilen, die man gemacht; aber man hatte die ganze Wucht des nachdringenden Feindes gehalten, auch nicht einmal war man durchbrochen. Man hatte 70 Tote und Verwundete; aber man fühlte sich in der vollen Kraft soldatischer Tüchtigkeit.
Yorck hatte seine Wunde nicht beachtet. Nun in der Nacht wuchsen die Schmerzen, es stellte sich ein Wundfieber ein, der Arm schwoll; er fühlte sich am nächsten Morgen außerstande, zu Pferde zu steigen, er konnte die Uniform nicht anziehen, er ging im Mantel und die Schärpe drüber. Aber die nächsten Obristen weigerten sich, das Kommando zu übernehmen; Yorck mußte sich verpflichten, gleich seinen Wagen zu verlassen und auf dem Platz zu sein, wenn es zum Gefecht käme. Indes langte noch zur rechten Zeit der Befehl vom Hauptquartier an, daß das Pletzische Korps von der Arrieregarde abzulösen sei.
So hatte man freilich am 2. Nov. bloß zu marschieren; aber der Marsch war peinlicher und verderblicher als das Fechten. Was sollte das Marschieren? wohin wollte man? Die nur zu erkennbare Unentschlossenheit des Hauptquartiers wirkte tief hinab; in den Marschbestimmungen selbst fühlte man die Unsicherheit; es gab Order und Konterorder. Das alles wirkte niederdrückend, die Zahl der Maroden nahm zu, das Vertrauen schwand mehr und mehr; „viele Soldaten," heißt es in dem Bericht von Blücher, „fielen vor Hunger um und waren tot"; aber den Hungernden ward auf das Gemessenste verboten, sich irgend etwas zu requirieren. General Pletz war außer sich, als ihm gemeldet wurde, daß seine Husaren einem Schulmeister seinen Bienenkorb geplündert hätten: „Nun bleibe nichts übrig, als zu kapitulieren." Yorck erwiderte ihm: er werde seinen Jägern gern den Honig der ganzen Welt lassen, wenn er ihnen damit das Schicksal dieses Tages versüßen könne. Und General Pletz war noch einer der besten unter den alten Generalen; seit der Vision im Walde, die er als junger Bursche im Siebenjährigen Kriege gehabt — er sah sein eigen Leichenbegängnis mit Generalshonneurs — gewiß, zu Großem berufen zu sein, hatte er manchen kühnen Streich unter Belling mit den roten pommerschen (Blücherschen) Husaren gemacht, jenen Husaren, die das vincere aut mori auf der Filzmütze trugen. Auch jetzt noch war er kräftig und mutig; jeden Befehl hätte er tapfer ausgeführt und

nötigenfalls mit seiner Person bezahlt; aber die rechte Husarenart, nicht zu verzweifeln und frisch darauf zu wagen, war dahin; die Besorgnis vor der Verantwortlichkeit lähmte ihn. Wie wenn er wegen des Schulmeisters Bienenkörbe zur Verantwortung gezogen würde!

Man erreichte am Abend den Flecken Goldberg; — ein Tagemarsch nicht ganz so weit, als gestern die Jäger in stetem Gefecht zurückgelegt hatten. Es war gemeldet, der Feind verfolge nicht; in der Nacht ward alarmiert, ein Bataillon des Regimentes Tschamer mit einer Kanone war in Feindeshand gefallen, ein zweites rettete sich nur mit Mühe. Das Gros unter Blücher kantonierte starke zwei Meilen weiter bei Cladrum. Blücher hoffte am nächsten Tage Schwerin, mit noch einem Marsch die Elbe zu erreichen.

Am 3. Nov. hatte man die ganze feindliche Kavallerie auf dem Leib. Die Rudorfischen Husaren waren zur Nachhut bestellt, während Yorck die Jäger und Füsiliere durch das Defilee von Kriwitz führen sollte. Die Husaren hielten sich wacker genug, aber immer heftiger ward das Drängen, schon debouchierte feindliches Fußvolk; kaum konnten die wackeren Blauen noch standhalten; Chasseurs und Husaren waren ihnen auf den Fersen. Da ergriff Leutnant Hedemann das letzte Mittel; so abgetrieben die Pferde waren, er kommandierte: Kehrt! und Marsch, Marsch! Der Chok kam dem Feinde völlig unerwartet, das Beispiel riß die nächsten Züge mit sich, der Kommandant konnte nichts Besseres tun, als mitjagen. Die Chasseurs waren völlig geworfen, man drang schon auf die schlecht geordneten Bataillone des Feindes, in deren Mitte Bernadotte ging, sich völlig sicher glaubend durch die vorgeschobenen Reiter; man sah ihn in höchster Eile nach den Pferden rennen, sich hinaufschwingen, hinter die Linie jagen. Es war ein Moment, Großes zu erreichen; wenn hier Blücher war, wie er früher und später so oft mit großem Erfolge getan, nach rechter Husarenart dreinzufahren! Aber Blücher war auch nicht einen Tag bei der Arrieregarde und ihren Kämpfen, er war mit seinem Stabe an der Spitze der weitereilenden Kolonnen! Wer mochte die Verantwortlichkeit für eine nicht vorgesehene Attacke übernehmen? Auch war die Infanterie schon in den Quartieren. Noch ehe das Manöver sich ganz entwickelt hatte, ward zum Sammeln geblasen und kehrtgemacht. Und der

Feind hatte Zeit, sich zu ordnen, den Husaren schärfer als zuvor auf den Fersen zu sein.[1]

Aus dem großen Lewitzer Bruch geht der Störbach nordwärts in den Schweriner See; nahe der Mündung überschreitet ihn bei Fähre die Straße von Kriwitz auf Schwerin. Der linke Flügel unter Blücher war auf diesem Wege vorausgegangen, der rechte unter Winning eine Stunde südwärts über die Dörfer Plate und Banskow nach Walsmühlen. Diesem folgte die Nachhut unter Pletz; sie machte halt in den genannten Dörfern.

Bei jenem Husarengefecht war unter anderen französischen Offizieren ein Adjutant Bernadottes und der Obrist des sechsten französischen Husarenregiments gefangen. Von diesen erfuhr man, daß man Bernadotte und Murat hinter sich habe. Ein Parlamentär von Bernadotte kam, Blücher zum drittenmal zur Kapitulation aufzufordern. Der Antrag wurde abgewiesen; aber es ergab sich, daß der Feind dem Hauptquartier auf eine halbe Stunde nahe sei. Er hatte auch den Paß von Fähre genommen, er stand damit fast zwischen Blücher und der Nachhut, die sich in der Richtung zur Elbe links halten sollte. Auch hier war man durch Zersprengte von den Husaren der Gefahr inne geworden. Sofort ward zum Aufbruch fertiggemacht, nach dem Winningschen Hauptquartier ausgeschickt; man fand es nicht mehr; das Korps war abmarschiert, hatte die Nachhut vergessen.

Um Mitternacht brach man auf. War noch die Meinung, die Elbe zu erreichen? Die Stellung der Feinde zwang jetzt diesen Weg — zunächst über Walsmühlen nach Wittenburg — einzuschlagen. Hart an den feindlichen Vorposten hin, die dann, wenn man vorüber war, alarmiert wurden, auf Feldwegen kam man gegen die Morgendämmerung in Walsmühlen an. Dort brachte ein Offizier den Befehl: in der Richtung auf Lübeck weiterzumarschieren, Blüchers Hauptquartier sei augenblicklich in Gadebusch, sein Marsch werde nicht verfolgt. „Gewiß verzehren die Herren Franzosen in Schwerin in aller Seelenruhe das Weißbrot, das ihr nicht anzurühren gewagt habt." So Yorcks Kritik.

---

[1] Leutnant v. Hedemann erhielt „für Kriwitz" den Orden 1809. Vor Jahren, als er bei seines Vaters Tode dessen Orden zurückgab, hatte ihm der König gesagt, er wolle denselben für ihn aufheben; der Sohn erhielt so den doppelt teuren Schmuck.

Also der Plan auf die Elbe war aufgegeben! Und doch hatte man dahin die Garnisonen von Hannover dirigiert; ja von dem wackeren General Osten erfuhr man, daß er mit 1200 Mann in Wittenburg angelangt sei, von der Jägerkompagnie Charcot, daß sie am andern Elbufer, Boizenburg gegenüber, stehe und dort nach dem ihr gewordenen Befehl zum Schlagen der Schiffsbrücke alles vorbereitet habe. Also Osten hatte noch die Elbe passieren können. Freilich General Lecocq, ließ er sagen, habe den Marsch von Hameln zweimal versucht, dann sein Heil hinter den Wällen der Festung zu suchen beschlossen; „als hätte er gewettet," meinte York, „eine Pfütze zu durchwaten, und kehrt in der Mitte um, wo er das Tiefste hinter sich hat, weil ihm das Wasser bis an den Hals reicht." Aber noch andere waren zurück in Hannover, was sollte aus denen werden? Man hatte alle Anstalten an der Elbe zum Übergehen machen lassen — freilich bei Boizenburg in ganz offenem Terrain, statt bei Lauenburg, wo man Deckung hatte. Das alles war nun aufgegeben. Man ging nordwärts.

Aber wenigstens abgeschnitten war man noch nicht. Es war ein qualvoller Marsch von Walsmühlen weiter; man hatte fünf Nachtstunden auf zwei Meilen bis Walsmühlen gebraucht, nach kurzer Rast ging es nun weiter, noch fast vier Meilen durch sandige Wege, mit leerem Magen, stets fechtend. Mit der letzten Kraft schleppten sich die erschöpften Leute weiter, kamen endlich bei Krembserhütte und Großsalitz diesseits Roggendorf an. Dort ward biwakiert.

Wie wenig war das alles nach Yorcks Sinn. Nach seiner Meinung wäre es gewesen, wenn sich Blücher endlich ermannt, wenn er in der von der Schwedenzeit her bekannten Position von Gadebusch eine Schlacht angenommen hätte. Es ist in Blüchers Hauptquartier die Rede davon gewesen; man hatte noch mehr als 70 Geschütze, Munition in hinreichender Menge, die Kavallerie war nicht so erschöpft, daß sie nicht noch Bedeutendes hätte leisten können; und das Terrain bei Gadebusch war ungemein günstig, recht pour faire venir l'eau à la bouche, wie der Fürst von Ligne, diesen Rückzug besprechend, gesagt hat; der Rückzug auf Lübeck blieb immer noch. Dagegen ruinierte jeder Marschtag mehr die Armee ärger, als ein Gefecht es gekonnt hatte, physisch und moralisch; seit einer Woche hatte das Winningsche Korps 5000 Mann verloren, die der Ermüdung und dem Mangel erlagen;

die Zahl der Verluste wuchs in furchtbarer Progression; noch einen Marsch, wie den letzten, und man hatte am nächsten Abend 1000 Mann weniger. Yorck sagte in seiner bitteren Art: „Jetzt sehe er ein, was sein Namensvetter, der König David, für einen Mißgriff getan, daß er Pest und Hunger gewählt statt eines Ganges mit dem Feinde."

Aber im Hauptquartier wollte man einmal nach Lübeck, wie Yorck meinte, weil man hoffte, die Franzosen würden sich an die Neutralität des dänischen Bodens nicht kehren und so den General Ewald mit seinen dänischen Truppen veranlassen, mit den Preußen gemeinsame Sache zu machen. Gewiß eine unrichtige Annahme; aber auf das Äußerste verstimmt, wie er war, taxierte er Blüchers Generalstab, die „gelehrten Militärs, Herrn Scharnhorst, Herrn Müffling", auf das Kalkulieren so kleiner Vorteile, so armseliger Möglichkeiten.

Wieder am andern Morgen früh, den 5. Nov., mußte aufgebrochen werden, wieder unter fortwährenden kleinen Scharmützeln ein Gewaltmarsch von 6 Meilen über Tarnow und Herrenburg nach Israelsdorf, eine halbe Meile nordwärts Lübeck. Dort wurde haltgemacht, bis die Reihe des Einrückens in die alte Reichsstadt an die Jäger komme. Yorck hielt vor dem Dorf am Wege, als sie vorüberzogen; es war ein schmerzlicher Anblick; kein Regiment hatte fester zusammengehalten, und doch waren von den 900, die er noch bei Sandau gehabt, nicht mehr als 500 Mann in der Kolonne. Freilich die Bursche hatten bei Sandau, bei Waren ihre Schuldigkeit getan, aber was hatte es gefrommt? Hatte ihr Beispiel den Mut und die Kraft, wenn nicht der andern Truppen, so doch der Heerführer aufgerichtet? Was sollte man von der Führung erwarten, die ein Heer in drei Tagen achtzehn Meilen laufen läßt, immer den Feind auf den Fersen, um ein Gefecht zu vermeiden? Oder was war man gemeint, noch mit Truppen leisten zu können, die man so systematisch ruiniert hatte?

Es ist nicht unsere Aufgabe, den Rückzug Blüchers nach Lübeck zu rechtfertigen oder die Motive zu beurteilen, die nachmals zu dessen Rechtfertigung geltend gemacht worden sind. Es konnte in dieser Darstellung nur die Absicht sein, die Dinge, so wie sie in Beziehung auf Yorck und nach dessen Beurteilung erscheinen, darzulegen. Es mag

dabei nicht unbemerkt bleiben, daß Yorck nicht bloß in der tiefen Mißstimmung jener Tage – und die Schmerzen des wunden Armes machten sie nur noch trüber – so geurteilt hat; er ist auch in späterer Zeit bei derselben Ansicht geblieben, und sein Urteil über Blücher hat im wesentlichen die Fassung behalten, die es in jenen furchtbaren Tagen angenommen.

Wenn es die Absicht des Blücherschen Hauptquartiers war, einen Punkt zu gewinnen, den man lange genug behaupten konnte, um durch Fesselung eines möglichst großen Teiles der feindlichen Truppen den Russen Zeit zum Vorrücken nach der Weichsel zu geben, so war unstreitig Lübeck glücklich gewählt. Allerdings waren die alten Festungswerke der Stadt nicht mehr im Stande, zum Teil geschleift, die Wälle in Promenaden verwandelt. Aber die Lage der Stadt war von großer natürlicher Festigkeit. Die Trave und Wackenitz bilden vor ihrer Vereinigung eine Halbinsel, zu der, da die Wackenitz in seeartiger Breite sich weitausbiegend nach Süden wendet, um zu münden, nur von Norden, von Israelsdorf her, der Eingang ist. Dieser Eingang, wenige hundert Schritte breit, war durch ein Mauerwerk mit Türmen geschlossen, in deren Mitte der hohe Burgturm das innere Tor enthält; ein zweites und drittes Tor nach außen hin war damals schon abgetragen, aber die Gräben zwischen denselben nur teilweise zugeworfen, so daß nur eine enge Passage übrigblieb. Außer dieser Verbindung hat die Stadt zwei Doppelbrücken, die eine westwärts nach dem Holsteinischen zu, gedeckt durch das prachtvolle Holstentor, eine zweite südwärts, die ins Lauenburgische hinaufführt, nicht mehr durch das Mühlentor gedeckt, das einst da gestanden. Eine dritte Brücke mit dem offenen Hörtertor führt östlich zur Stadt hinaus auf die Landzunge, welche die Nordbiegung der Wackenitz bildet. Nur das Holstentor war ungefährdet; aber die drei übrigen Zugänge schienen leicht dem Feinde gewehrt werden zu können.

Freilich man war schon nicht bloß von denjenigen Franzosen bedroht, die man bisher hinter sich gehabt hatte. Die Schweden unter Mörner, 1500 Mann, die bisher in Lauenburg gestanden, waren vor feindlicher Übermacht von der Elbe hinweg gen Lübeck geeilt, hatten am 4. Nov. die Tore mit Gewalt geöffnet, waren gen Travemünde gezogen, sich dort einzuschiffen. Es war Soult, der ihnen folgte.

— Die Spitze des Blücherschen Korps erreichte Mittwoch den 5. Nov. gegen Abend Lübeck. Vergebens machte der Lübische Rat die Neutralität der alten Reichsstadt geltend. Es ward eingerückt; die ersten Regimenter, Kavallerie und Fußvolk, zogen durch das Holstentor weiter auf die Stadtdörfer, um die Linie der Trave stromaufwärts bis gegen Hamberge, wo das neutrale dänische Gebiet anfängt, zu decken, indem man dort den Hauptangriff des Feindes erwartete und wünschte; die späteren blieben in der Stadt. Die Nacht hindurch währte das Einrücken; Yorcks Jäger waren unter den letzten, die herankamen. Ob Blücher damals Yorck beim Einrücken gesehen und flüchtig gesprochen, ist zweifelhaft, noch zweifelhafter, ob sie früher einander kennen gelernt. Nach den Jägern kam die Nachhut; sie blieb unter dem Herzog von Braunschweig-Oels, bestehend aus drei Bataillonen, aus Pletz-Husaren und der leichten Brigade des General Oswald zur Deckung vor und in dem Burgtor.

Yorck war todmatt; den hochgeschwollenen Arm in der Binde, den grünen Mantel mit der Schärpe umgürtet, mit Mühe sich auf dem Pferde haltend, war er hineingeritten. Im „großen Christophel" am Kohlmarkt erhielt er mit Seydlitz und einigen Jägern Quartier. „Um jeden Preis müsse er schlafen, aber man möge ihn wecken, sowie das Geringste passiere." Das war um 9 Uhr morgens. Das Hauptquartier befand sich wenige Häuser weiter im „goldnen Engel".

Der Feind drängte an drei Punkten heran, von der Nordseite her Bernadotte, gegen das Hörter Tor Murat, von Süden her Soult. Das Hörter Tor ward besonders stark mit Artillerie gedeckt. Vor dem Burgtor hielt General Oswald, auf ihn durfte man sich verlassen; ein kleiner alter Herr, hinfälligen Ansehens, der auf seinem Schimmel reitend nach Yorcks Ausdruck wie Tilly nach der Schlacht von Breitenfeld aussah; er hatte seine Füsiliere glücklich und ehrenvoll von Auerstädt abgeführt; er sprach wenig; aber galt es, so verstand er, seinen Leuten ein fortreißendes Beispiel zu geben. Er hielt auf dem Galgenberge, der rechts das sogenannte Burgfeld schließt und die Straße zum Tore beherrscht. Eine bedeutende Batterie in der Nähe des Tores bestrich die Straße, eine andere Seitenbatterie auf der Wallhöhe jenseits der Trave (Bastion Bellevue) flankierte dieselbe. Drei Linien-

Bataillone standen dort, ein viertes ward unmittelbar vor dem Burgtor auf die Landstraße nordwärts vorgeschoben.

Bedenklicher war es am Mühlentor. Große Kavalleriemassen drängten dort heran. Blücher war hinabgeritten. Mit sicherem Takt disponierte er sein Fußvolk dort zum Straßengefecht, stellte sich dann selbst an die Spitze einiger Schwadronen, warf sich auf die bayrischen Chevaurlegers, die vorauf waren, jagte sie ein gut Stück hinweg, froh, „endlich einmal dem Feind das Weiße im Auge zu sehen". Man bestürmte ihn, sich nicht weiter zu exponieren, er sei im Hauptquartier unentbehrlich. Ungern folgte er, ging zurück.

Mehrere Stunden lang stand das Gefecht an allen drei Toren. Um ein Uhr meldete der Herzog von Braunschweig: der Feind dränge in Kolonnen heran; ob er die Truppen vor dem Tore zurückziehen oder noch weiter das Feld behaupten solle? Blücher ließ ihm sagen: „Er könne hier in der Stube nicht wissen, was draußen zu tun sei, aber Se. Durchlaucht möchten sich hüten, daß nicht mit seinen Truppen zugleich der Feind in das Tor dringe."

Wenige Minuten später, und man hörte bereits in den Straßen schießen; es kamen feindliche Dragoner die breite Straße heraufgejagt, schon sperrte ihre wachsende Masse das Haustor des Hauptquartiers, in dessen Hof und Flur die gesattelten Pferde standen. Blücher eilte instinktartig hinunter, zwei Adjutanten ihm nach, schwang sich aufs Pferd, bahnte sich, auf Freund und Feind wie ein Wütender einhauend, den Weg nach dem Markt hin, wo eine Reserve aufgestellt war; ihr Kommandeur hielt da „wie versteint vor Schreck und Entsetzen". Von allen Seiten stürzten Jäger, Füsiliere, andere aus den Häusern, Flüchtende kamen hinzu; Blüchers mächtiges Wort brachte sie zum Stehen.

Yorck war bereits mitten darunter, zu Fuß, den Degen in der Linken. Gleich beim ersten Schießen war er erwacht, hinuntergeeilt; die nächstliegenden Jäger sammelten sich schnell auf dem Platz.

Vor allem galt es, die Straßen zum Holstentor und Mühlentor zu decken, die breite Straße und die ihr gleichlaufend die Stadt durchschneidende Königsstraße wieder zu gewinnen. Die winklichten Baulichkeiten um Rathaus, Börse, Marienkirche her waren trefflich für die Jäger; bald hatte man beide Straßen; aus den Kellern, Fenstern, von

den Dächern herab ward der Feind beschossen, die Straßen hinab, auf den Kaufberg zurückgedrängt, über diesen hinaus in die Bergstraße verfolgt. An Yorcks Seite Major Witzleben, Hauptmann Dörnberg. Aber neue dichte Massen strömten vom Burgtor herein, Geschütz hinterher, drangen die Burgstraße hinauf. Vom Kaufberg aus in die Königs-, die Breite Straße hinein ward mit Kartätschen gefeuert. Gleich einer der ersten Schüsse traf Yorck; immer furchtbarer ward die Wirkung der Feuerschlünde, selbst die braven Jäger wichen. „Jäger, wollt ihr euren blutenden Obersten verlassen?" rief Blücher ihnen zu. Mit neuer Wut drangen sie vor; es gelang, den Kaufberg zu gewinnen, in die Burgstraße vorzudringen, die Häuser rechts und links besetzend die Straße völlig zu säubern. Der Feind hatte bereits einen andern Weg an der Trave entlang zum Holstentor gefunden.
Yorck war am rechten Schlüsselbein getroffen worden; in Ohnmacht zurücktaumelnd, war er auf einen Jäger gestürzt, den dieselbe Kugel in die Brust getroffen; des Sterbenden Todeskrämpfe hatten ihn aus seiner Ohnmacht erweckt; nach dem Degen greifend, fühlt er den rechten Arm kraftlos; aber die Beine sind noch gesund. Mühsam richtet er sich auf; schon haben sich mehrere Jäger um ihn gesammelt, helfen ihm auf, erreichen mit ihm eine Nebengasse. An deren Ende stehen einige Wagen; man hofft, sich da durchzuschleichen. Aber wie man dem Ausgang naht, zeigt sich, daß dort alles voller Feinde ist; schnell formiert stürzt sich — schon ist auch das Mühlentor erstürmt — eine ganze Kolonne mit dem Bajonett auf die schon Abgeschnittenen. Yorck erhält einen Stich in die linke Brust, daß er niederstürzt, seine Leute werden teils niedergestoßen, teils entwaffnet, die Lebenden wie die Toten geplündert. Dabei kniet ein Kerl auf Yorcks Unterleib mit solcher Gewalt, daß sofort ein Doppelbruch heraustritt. In so furchtbarem Schmerz ruft Yorck einen französischen Offizier an, ihn von diesem Kannibalen zu befreien. Erst ein scharfer Hieb macht den Wütenden los.
Er lag eine kleine Weile, dann kam ein französischer Unteroffizier und drei Chasseurs, richteten ihn auf, leiteten ihn an das nächste Haus, die Ratsapotheke, pochten an: sie ward nicht geöffnet.
„Wir Hausbewohner," so erzählt einer derselben, „hatten uns in den Keller geflüchtet, um Schutz gegen die ins Haus dringenden Kugeln

zu finden. Noch während des Schießens in der Straße wurde heftig an die Haustür geschlagen, und ich, der ich derzeit Lehrling in der Apotheke und der einzige war, welcher französisch sprach, dazu ersehen, die Tür zu öffnen. Es standen da Unteroffizier Masson und noch drei Chasseurs, in ihrer Mitte einen verwundeten Offizier führend, welcher den Arm in der Binde und einen grünen Mantel trug. In der Meinung, er sei ein Franzose, redete ich ihn französisch an, worauf er mir erwiderte: er sei ein preußischer Offizier und soeben gefangen. Er wurde sofort in den hinten im Hause befindlichen Saal geführt, von wo er indes, als eine halbe Stunde später mehrere französische Verwundete ins Haus gebracht wurden, hinweggebracht und in eine Kammer neben dem Saal, aber mit besonderem Ausgang, gelegt wurde."

Da lag nun der verwundete Mann. Die gräßliche Plünderung der Stadt, die den Rest des Tages und tief in die Nacht hinein währte, machte es unmöglich, ärztliche Hilfe zu schaffen; die Hausgenossen halfen, so gut es ging, mit kalten Umschlägen und Blutstillung. Erst folgenden Tag wagte sich der Wundarzt Els, der gegenüber im alten Schrangen wohnte, über die Straße. Er fand Yorcks Wunden leidlich, den Bruststich hatte die Brieftasche matt gemacht, auch die Verletzung des Schlüsselbeins war ohne Gefahr, forderte nur Geduld.

Schon am vierten Tage durfte Yorck auf sein. Von seinem Hausherrn Sager erfuhr er die Greuel, die die Sieger in der unglücklichen Stadt geübt hatten und noch übten, Greuel der Plünderung, der Blutgier, der Notzucht, viehischer Verwilderung, wie sie durch die entrüstete Schilderung des wackern Villers bald darauf eine traurige Berühmtheit erhalten haben. Er erfuhr, nach wie blutigem Kampf die Franzosen endlich die Stadt behauptet hätten, daß man an 5000 Leichen aus den Straßen und Häusern weggeschafft habe. Aber was war aus Blücher und dem Heer geworden?

Man erfuhr bald, daß Blücher am 7. Nov. bei Ratkau kapituliert habe. Am 9. Nov. kamen mehrere Jägeroffiziere zu Yorck, von ihm Abschied zu nehmen. Er empfing sie mit den strengen Worten: „Meine Herren, wo haben Sie Ihren Degen?" Sie waren vor der Kapitulation kriegsgefangen geworden. Er ließ sich Bericht erstatten über die nicht anwesenden Offiziere, über seine Jäger. Von Seydlitz wußte man

nichts. Von den Jägern, meinte man, hätten sich etwa 200 aus Lübeck gerettet, von diesen seien bei der Kapitulation keine mehr gewesen; die ganze Stärke des Blücherschen Korps sei dort etwa 10 000 Mann und 530 Offiziere gewesen. Was über den Zusammenhang jenes unglückseligen Kampfes erzählt wurde, war folgendes: Als der Herzog von Braunschweig den General Oswald vom Galgenberge zurückgenommen und gegen die anrückenden Kolonnen des Feindes ein höchst heftiges Kartätschenfeuer begonnen hatte, war es einer Abteilung Korsen geglückt, unbemerkt über die Wackenitz zu waten, sich von innen des Burgtors zu bemächtigen. Der Offizier der großen Batterie eilte, seine Kanonen zu retten, zog sie in die Stadt zurück. Dies vollkommen unerwartete Ereignis hatte den Herzog bestimmt, mit seinen Truppen abzumarschieren und zwar an der Trave entlang, so daß das Tor preisgegeben worden. Er hatte dann seinen Marsch ohne weiteren Aufenthalt durch das Holstentor auf Travemünde zu fortgesetzt. Ziemlich gleichzeitig war auch der Eingang in das Mühlentor erzwungen worden. Nach dem siegreichen Vordringen, das mit Yorcks Verwundung anhub, hatte der Feind, die Burgstraße umgehend, sich bis an das Holstentor hingezogen, war von dort aus in die Straßen und Gassen vorgedrungen, jeden Ausweg sperrend; man hatte sich durchschlagen müssen. Nach furchtbarem Kampf in den Straßen und an der Holstenbrücke hatten sich zwischen dem innern und äußeren Holstentor etwa 200 Jäger und die Reste des Regiments Kuhnheim zuerst geordnet, den Kern gebildet, um den sich allmählich alles, was noch heraus konnte, sammelte; in fester Ordnung, gerichtet und im Paradeschritt war diese tapfere Schar ins Freie hinausgezogen, in gleicher Ruhe unter den Kugeln der schon auf die Wälle geeilten feindlichen Tirailleurs abmarschiert. Dann hatte Blücher von neuem in der Stadt Feuergefecht gehört, sofort halt- und kehrtmachen lassen; wieder in gleichem ruhigen Schritt unter den feindlichen Kugeln waren jene Tapfern nach dem Tore zurückmarschiert, die schon aufgezogene Zugbrücke zu nehmen. Umsonst; und zum dritten Male war unter den Kugeln des Feindes ruhigen Schrittes vorübermarschiert worden, gleich als hätte man, die letzten Trümmer der einst glorreichsten Armee, noch einmal zeigen wollen, was preußischer Soldatengeist sei. Dann hatte Blücher eben diese Truppen, mit ihnen die Ostenschen

Dragoner, in Schwartau als Vorposten zurückgelassen, während er selbst mit den übrigen Trümmern des Heeres auf Ratkau ging. Jene waren in der Nacht überfallen und, was von ihnen nicht entkommen, zu Gefangenen gemacht.

Von Blücher selbst weiß man, daß er das Unglück des Tages insonderheit dem Herzog von Braunschweig schuld gab; er hatte mit demselben noch vor der Kapitulation eine sehr heftige Szene; bis zum Tage von Quatrebras hat er ihm Lübeck nicht vergessen. In seinem Bericht an den König (Hamburg, 14. Nov. 1806) sagt er: „Ganz unwürdig der Gnade des Königs ist der Herzog von Braunschweig-Oels." Über Yorck sagte er: „Vorzüglich muß ich Ew. Majestät Gnade den Obrist v. Yorck empfehlen; er war seit dem 31. Okt. (sollte heißen 1. Nov.) verwundet und focht dennoch in den letzten Tagen des Rückzugs immer an der Spitze der Arrieregarde mit der größten Entschlossenheit und Bravour."

Yorck war mit dem Degen in der Hand gefangen worden, war also nicht mit in der Kapitulation von Ratkau begriffen. Er hätte auch so nicht hinweg können; er mußte bleiben, um erst seiner Wunden zu genesen.

Freilich ein übles Genesen in jenem unheizbaren Kämmerlein, Wand an Wand mit den verhaßten Franzosen, deren Lachen und Übermut er fort und fort hörte. Sowie ihm gestattet ward, das Haus zu verlassen, ging er, sich ein anderes Quartier zu suchen.

„Im Audienzsaal des alten Rathauses saß mit mehreren Senatoren der damalige Ratssekretär Frister" – so dessen eigene Worte – „beschäftigt mit Verteilung der in Masse geforderten Quartiere, als ein Mann an den Tisch trat mit leidendem Ausdruck, den Arm in der Binde tragend, in einen Mantel gehüllt: er könne in seinem gegenwärtigen Quartier nicht genesen, bitte um ein anderes. Als Frister seinen Namen hörte, bot er ihm seines Vaters Haus an, führte ihn selbst dorthin – es lag nahe an dem großen Christophel." Yorck wurde mit der größten Güte dort aufgenommen und gepflegt. Ihn pflegend, erkrankte die treffliche Frau des Hauses; sie starb, als er so weit genesen war, abreisen zu können. Noch lange Jahre nachher stand er mit den Lübecker Freunden in brieflichem Verkehr.

In den ersten Januartagen 1807 ward Yorck auf Ehrenwort entlassen,

mit der Bestimmung, bis zum Friedensschluß oder der etwanigen Auswechselung in seinem früheren Garnisonorte Mittenwalde zu bleiben. Er vermied auf der traurigen Heimreise die große Straße; er berührte Berlin nicht; wo er Soldaten sah, waren es feindliche. Sein altes Preußen war zerbrochen. War er es minder?

Als er in sein Haus, in das Zimmer trat, ward er von seiner Frau, seinen Kindern nicht wiedererkannt! Aber das Vögelchen flatterte wie vor Freuden hoch auf, fiel dann tot hin.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Der Friede von Tilsit

So war, wie das 22. Bulletin Napoleons es ausdrückte, die schöne und große preußische Armee wie ein Herbstnebel vor dem Aufgang der Sonne verschwunden. Bis zur Weichsel hin gab es außer Kolberg und den oberschlesischen Festungen keinen Punkt mehr, der preußisch war. Das alte brandenburgische Stammland der Monarchie hieß jetzt Departement Berlin, neben demselben die Departements Magdeburg, Stettin und Küstrin; die Zivilbeamten waren in Eid und Pflicht genommen, „die ihnen von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und König von Italien anvertraute Gewalt mit der größten Loyalität auszuüben"; auch sieben preußische Minister fanden es unbedenklich, in dieser Weise dem Feinde zu Dienst zu sein. Und die „Untertanen" in Stadt und Land zahlten und leisteten, was eben gefordert wurde. Die polnischen Gebiete, die seit 1794 gewonnen waren, fielen mit dem Beifall Frankreichs von Preußen ab, proklamierten die Wiederherstellung Polens.

Indes waren die russischen Heere herangerückt, den Kampf mit Napoleon aufzunehmen; einige 20 000 Mann Preußen unter Lestocq bildeten ihren rechten Flügel an der unteren Weichsel. Die furchtbare Winterschlacht von Eylau blieb unentschieden, aber ohne das kühne Manöver der Preußen, das Scharnhorst angab, wären die Russen vernichtet worden. Auch Yorcks Johannisburger Füsiliere hatten an dem Kampf rühmlichen Anteil genommen; „daß ich nie von ihnen gegangen wäre," äußerte er in jenen Tagen.

Aber auch die Jäger bewährten seine Schule. Fast jeder von ihnen, der gefangen worden, wußte Mittel, zu entkommen, schlich sich hindurch bis an die Weichsel oder nach den Festungen, die sich noch hielten. In Kosel, in der Grafschaft Glatz, in Danzig, in Kolberg fanden sich Jägerdetachements zusammen; namentlich die Kolberger leisteten auf den kühnen Streifzügen Schills und in der Festung die trefflichsten Dienste. Yorck war, soweit irgend Nachricht zu erhalten war, auf jeden einzelnen aufmerksam; nur wenige, die nicht von selbst sich zur Armee begeben hätten. Einer, der sich stets vortrefflich benommen hatte, ein besonders guter Schütze, war bei seinem Vater, einem

Förster in der Nähe der Heerstraße von Dresden nach Berlin, geblieben. Yorck nahm Anlaß, ihn darüber zur Rede zu setzen; der schlaue Jäger antwortete: er sei hier dem König nützlicher, als er irgend sonst sein könne; er habe von seinem Versteck aus schon manchem Franzosen das Lebenslicht ausgeblasen, manchem Courier und mancher Ordonnanz; und wenn er Briefschaften finde, wisse er auch die an den rechten Mann zu bringen. Yorck befahl ihm, sich zur Armee zu begeben, — er gestand nachmals selbst, daß es ihm Überwindung gekostet habe.

Ihn selbst band sein Ehrenwort. Er harrte mit Sehnsucht der Auswechselung. In den Verhandlungen von Osterode im Ende Februar war auch die seinige bestimmt worden; aber sie verzögerte sich auf unbegreifliche Weise. Blücher, dessen Sohn, Tauentzien, der junge Zastrow, viele andere wurden frei, konnten wieder zum Heere; seiner Freigebung traten immer neue und neue Schwierigkeiten entgegen. Namentlich General Hulin war erfinderisch in Ausflüchten; nur mit Mühe ward Yorck zurückgehalten, ihn zu fordern.

Als sollte nichts versäumt werden, dies stolze und harte Gemüt mit dem allertiefsten Haß zu erfüllen. Zu den Bestialitäten der glorreichen Franzosen, die er in Lübeck erlebt hatte, zu der Habgier und Gaunerei, die er um sich her in dem französischen Administrativpersonal sah, fehlte nur noch solches Erlebnis völlig unritterlicher und unsoldatischer Tücke und Schadenfreude, um dem patriotischen Zorn die ganze Schärfe persönlicher Erbitterung hinzuzufügen.

Endlich kam die Order der Auswechselung. Ohne allen Verzug reiste Yorck, Obristleutnant von Oppen und Major von Witzleben mit ihm, gen Preußen ab. Er glühte vor Ungeduld, vorwärts zu kommen, aber überall gab es absichtliche Zögerungen; auf jeder Station erhielt man nur zu viel Zeit, sich an der Insolenz der Fremdherrschaft und ihrer Werkzeuge zu ärgern. Es war, als suchte Yorck eine Genugtuung darin, alles zu erspähen und zu erforschen, was seinem Haß Nahrung geben mochte; nie war sein Humor schneidiger, seine Sarkasmen bitterer, seine Zornausbrüche jäher, als in jenen Tagen; die ganze vulkanische Tiefe seiner Natur war wie im Aufruhr.

Unterwegs erfuhr man, daß Danzig gefallen sei; man mußte den Jubel der Franzosen und ihrer Bundesgenossen mit ansehen — und der Fall dieses Platzes gab der Hoffnung Preußens den letzten Stoß.

Nun erst konnte Napoleon, an der ganzen Weichsel Herr, zur Entscheidung schreiten. Yorck und seine Genossen wurden nicht mehr hindurch gelassen, um bei den Vorposten übergeben zu werden; hinter der Linie der französischen Armee durchlebten sie jene Tage höchster Spannung, die mit der Schlacht von Friedland (14. Juni), mit dem Rückzuge der russischen Armee, mit der Besitznahme von Königsberg endeten (16. Juni).

Und dort auf dem Postamt zu Braunsberg, beim Wechseln der Pferde, traf man jenen Generalstabs-Kapitän v. Liebhaber, der vor der Schlacht von Jena das Experiment mit dem Hute demonstriert hatte, — jetzt gefangen. Nicht großmütig war es, aber menschlich und ein bitterer Ausdruck des tiefsten Schmerzes, wenn Yorck ihn begrüßte mit dem Bedauern, daß er nicht zur rechten Zeit seinen strategischen Hut von Jena zugehalten habe.

Man fand Königsberg bereits von den Franzosen besetzt, unter französischer Verwaltung; man eilte ohne Säumen weiter nach Memel. Dorthin, in den letzten Winkel seiner Monarchie war am 6. Juni der König, sein Gefolge, die Staatsregierung geflüchtet, bereit, jeden Augenblick weiter nach Riga zu gehen; war doch zu Anfang des Krieges und von neuem im April in den Bartensteiner Verhandlungen mit dem russischen Kaiser auf die Bedingung hin abgeschlossen worden, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis das alte Machtsystem und Preußen in demselben wieder hergestellt sei; hatte doch Kaiser Alexander, angesichts der Garden den König umarmend, unter Tränen die Worte gesagt: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein, entweder beide zusammen oder keiner von beiden."

Noch war die Grenze Rußlands unberührt; die preußischen Truppen standen mit den russischen vereint hinter dem Niemen; die Verfolgung der Franzosen war so matt und langsam, daß man wohl erkannte, wie sehr auch sie erschöpft waren. Gab es in Memel auch eine Partei der „Schwäche und Unterwerfung", der König erschien fest und entschlossen; er hatte ja Alexanders Wort. Schon war Blücher mit 7000 Preußen in Rügen gelandet, mit den Schweden und 30 000 Engländern, die bereits in See waren, im Rücken der französischen Macht zu operieren; noch hielten sich in Kolberg Gneisenau, in Graudenz Courbière. Die langsame Volksstimmung in Pommern, in der Mark, in

dem größten Teile Norddeutschlands ward rege; jetzt geleitet und kühn verwandt, ließ sie die bedeutendsten Resultate erwarten.
Aber am 21. Juni schloß Alexander ohne seinen Verbündeten Waffenstillstand; einige Tage später bekam auch Preußen einen solchen bewilligt. Dann folgten die Verhandlungen beider Kaiser in Tilsit, erst am zweiten Tage ward auch der König hinzugezogen; es kam zwei Tage nach dem französisch-russischen Frieden, von Kalkreuth mit unerhörter Gedankenlosigkeit verhandelt, jener Friede zustande, der, indem er Preußen um die Hälfte seines Gebietes minderte, dadurch noch demütigender wurde, daß der Rest dem Könige gelassen wurde als ein „Zeichen der Achtung, die Napoleon dem Kaiser Alexander hege", dadurch noch bitterer, daß auch Rußland sich mit einem Stück preußischen Gebietes vergrößerte. Die von demselben General verhandelte Konvention vom 12. Juli, die Räumung Preußens betreffend, vollendete mit der Schmach die Lähmung, ja Unterjochung des Landes, indem sie die wichtigsten Festungen, die wichtigsten Straßen in Feindeshand ließ, bis die Abzahlung der ungeheuren Kontributionen das Land völlig erschöpft haben mußte. Und damit keinerlei Zweifel bleibe an der vollkommenen Abhängigkeit Preußens von der Laune Napoleons, mußten auf sein Verlangen Hardenberg und Rüchel sofort ihren Abschied nehmen.

— Yorck war seit dem 18. Juni in Königsberg. Er war unter denen, welche die Fortsetzung des Krieges wünschten; aber er erwartete sie nicht. Der Fall von Danzig hatte ihn erkennen lassen, was Preußen sich von der Freundschaft mit Rußland zu versehen habe; der Waffenstillstand vom 21. überraschte ihn nicht mehr.
Bereits am 18. Juni war Yorck durch Kabinettsschreiben zum General-Major ernannt. Freilich für den Augenblick war aller Sinn auf die Verhandlungen gerichtet, deren Ausgang doch entsetzlicher war, als auch die Besorglichsten möglich geglaubt hatten. Man erzählte sich Äußerungen der beiden Kaiser, welche die heuchlerische Freundschaft Alexanders und die übermütige Bosheit Napoleons gleich empörend erscheinen ließen; — keine lehrreichere als die Napoleons: „Er fürchtete Preußen nicht, es könne ihm fortan nicht mehr schaden; er habe daher keinen Grund mehr, es zu schonen."

Noch unter den Eindrücken dieser trostlosen Entscheidungen ward Yorck an des verabschiedeten Rüchel Stelle mit dem Befehl über die Truppen in Memel und der nächsten Umgegend, sowie mit der Kommandantur in Memel betraut; es geschah dies durch Kabinettsorder vom 12. Juli.

Fortan führten ihn seine dienstlichen Verhältnisse vielfach in des Königs Nähe. Auch die Königin sah ihn öfter; ergriff ihn doch die Hoheit, mit der sie ihr Schicksal trug? Ein neues Verhältnis sollte ihn noch inniger an dies Königshaus knüpfen.

Man hatte die Empfindung, jetzt alle Kraft zusammennehmen, alles von Grund aus bessern, alle Schäden heilen, in engerem Raum desto Tüchtigeres leisten zu müssen. Der edle Eifer der Königin überwand die Rücksichten, von denen ihr Gemahl sich am liebsten bestimmen ließ; und einmal des Mißtrauens gegen sich und andere frei, trat die schlichte Gediegenheit seines Charakters, eine Empfänglichkeit selbst für das Große hervor, die er sich sonst für Schwäche auszulegen für Pflicht hielt. Er selbst arbeitete gern und mit Kunde an dem, was nun zu schaffen war. Die Neugestaltung des Heeres entwarfen zum Teil nach seinen Grundrissen Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann; für die Reorganisation des Staates war Freiherr von Stein zurückberufen. Vor allen der Königin trat es in so ernsten Tagen nahe, anders als bisher für die Erziehung des Kronprinzen sorgen zu müssen. Sein bisheriger Führer Delbrück besaß weder Charakter noch Geist genug für einen so reich begabten Zögling. Es liegen nicht ausdrückliche Beweise vor, daß es die Königin war, die Yorck zum Erzieher des Thronerben wünschte; war es ihr, war es des Königs Gedanke, man konnte an Yorck nur darum gedacht haben, weil man in furchtbarsten Erlebnissen erkannt und erprobt hatte, was einem König am wenigsten fehlen dürfe. So ward General Köckeritz beauftragt, Yorck vorläufig im tiefsten Vertrauen des Königs Absicht mitzuteilen.

Uns liegt das Konzept der Antwort vor, die Yorck an Köckeritz am 8. August 1807 richtete; es ist mit sicherer Hand fast ohne Korrektur niedergeschrieben; es ist das erste Dokument seiner Hand, in dem der ganze Mann uns entgegentritt. Es lautet:

„Das Zutrauen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir durch die vorläufige Äußerung von der Allerhöchsten Intention des Königs in be-

zug auf meine künftige Bestimmung zu erzeigen die Güte hatten, verdient meinen größten Dank, und ich bitte sich gütigst zu überzeugen, daß die in Rede stehende Sache nach dem Schluß dieses Schreibens als nie gedacht von mir betrachtet werden soll. Da aber einerseits die Sache von der größten Wichtigkeit ist, andrerseits meinen Prinzipien nach ein Untertan nur mit Behutsamkeit und mit Bezug auf wahre Grundsätze sich der von seinem Könige über ihn verhängten Bestimmung entziehen darf, so erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hier den Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache selbst betrachte, darstelle und den Grund anführe, auf dem mein Entschluß der Ablehnung der in Rede stehenden Bestimmung beruht. Verzeihen Sie, wenn ich bei einer so wichtigen Sache weitläuftig bin.

„Der Gedanke, daß mein König bei der Wahl eines Mannes, dem Er die wichtige Bestimmung geben will, um die Person des Thronerben zu sein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle diese große Gnade des Zutrauens in seiner ganzen Größe. Wäre unbegrenzte Liebe für den König und sein Haus, wäre unerschütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen jeder Art von meiner Seite die einzigen Erfordernisse zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, so würde mich mein stolzes, ich kann sagen gerechtes Selbstgefühl unbedingt zu einem Entschluß führen, der für mich so ehrenvoll als glänzend sein würde.

„Diese Erfordernisse sind aber nach meiner Ansicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann, der um einen Fürsten ist, muß, wenn er auch im strengen Verstande nicht Erzieher sein soll, doch vorsichtiger Führer sein, er muß mit Behutsamkeit und mit unendlich mannigfaltigen Rücksichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieser Mann muß die Kraft besitzen, Gefühle zu erwecken, Leidenschaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen, die auf die künftige Bestimmung, einen kraftvollen, selbständigen, nicht eigensinnigen, aber festen und entschlossenen Charakter, einen so wesentlichen Einfluß haben müßten. Dieser Mann muß die ganze Kunst verstehen, der Natur nicht entgegenwirken zu wollen, sondern sie nur unvermerkt zum großen Zweck zu führen. Er muß ferner in die Jahre der Kraft sich zurückstimmen können, um die Zuneigung seines jugendlichen Freundes sich zu gewinnen, ohne einen gewissen

Abstand zu verlieren, der ihn in Würde, ich möchte sagen, in Ehrfurcht erhält. Verfehlt er das erstere, so wird er ein Pedant; im andern Falle verliert er den erforderlichen Einfluß. Der Mann an der Seite eines jungen zum Throne bestimmten Fürsten muß, wenn auch nicht ein erfahrener Staatsmann sein, so doch eine Übersicht von der Kraft, der Form und dem Zweck der Regierung und des Landes haben; er muß die nicht leichte Kunst besitzen, den Prinzen immer nach Ansichten des Ganzen zu führen, das Individuelle nur als einpassend und Folge zu zeigen. Ein König ist eine irdische Gottheit; wie die Gottheit das Unglück zum Zwecke des allgemeinen Glückes geschehen läßt, so muß der Fürst auch nur den Zweck des Ganzen im Auge haben. — Hieraus folgen denn auch die Grundsätze der Moral für einen Fürsten. Sie ist anders, die Moral des Fürsten, als die des Privatmannes. Zu viel Gefühl für einzelnes Unglück macht zu weich und bringt das Ganze aus der Wage; zu große Gleichgültigkeit gegen das Unglück macht gefühllos; der Zweck, zur Kraft zu führen, würde Tyrannei schaffen. Ein Schatz von Menschenkenntnis ist dem Mann notwendig, der einen jungen Fürsten bei so häufigen Veranlassungen über die Menschen sprechen muß. Schon im gemeinen Leben muß man gegen die Menschen vorsichtig sein, ein Fürst muß gegen sie mißtrauisch sein. Wird die Grenzlinie dieses Mißtrauens aber nicht mit vieler Behutsamkeit gezogen, so entsteht sehr leicht Verachtung gegen die Menschen daraus; dieses könnte zu ebenso schlimmen Folgen führen, als ein zu großes Vertrauen des Fürsten gegen die Menschen tun würde.

„Meines Erachtens gibt es nur zwei Hebel, die Kräfte des Menschen vorteilhaft zum Zweck des allgemeinen Guten in Bewegung zu setzen. Diese Hebel sind Hoffnung und Furcht. Aber es ist keine gemeine Kenntnis, beide Hebel gehörig in Wirkung zu bringen. Die Wege anzuzeigen, diese Kenntnis zu erlangen, ist wieder kein gemeines Wissen. Bei der unumgänglichen Notwendigkeit, daß ein Fürst über alles unterrichtet sein muß, dieser Unterricht auch viel schneller vollendet sein muß, als bei einem Privatmann der Fall sein darf, ist es unmöglich, daß er durch Bücher und eigenes Aufsuchen der einzelnen Teile diesen Unterricht schöpfen kann; der Mann, der um einen jungen Prinzen ist, muß also wenigstens enzyklopädische Kenntnisse haben,

um keine Frage unbefriedigt zu lassen, weil er sonst leicht den Verdacht des völligen Nichtwissens auf sich ziehen könnte; und dann ist sein Zweck verfehlt. Endlich muß der Mann an der Seite eines jungen Prinzen die feinen Hofsitten haben, er muß einen leichten und geschmeidigen Vortrag der Unterhaltung haben, gleich entfernt von Steifheit oder Fatuité. Er muß die Kunst besitzen, nicht abzuschrecken und doch stets würdevoll zu bleiben. Er muß die allgemeine Stimme für sich haben.

„So, mein Herr General, ist das Bild im allgemeinen, welches ich mir von den Eigenschaften mache, die ein Mann notwendig besitzen muß, der es unternimmt, an der Seite eines Fürsten zu leben, welcher die Bestimmung zum Throne hat. Nach dieser Skizze habe ich meine Selbstprüfung vorgenommen. Eine gemäßigte Eigenliebe hebt den Menschen, eine verblendete kann ihn wider Willen zum Verräter machen oder doch wenigstens mit Schande vom Schauplatz zurückbringen. Es ist meinen Ansichten nach weniger nachteilig, seine Schwäche zu gestehen, als sie durch Beschönigung schädlich anzuwenden. Aus diesem Grunde kann und darf ich nie den Vorschlag annehmen, der mir eine Bestimmung geben würde, der ich nicht entsprechen kann.

„Sollte es also der Fall sein, daß des Königs Majestät sich meiner zu einer Anstellung bei dem Kronprinzen wieder erinnern sollte, so bitte ich, haben Sie die Güte, dem Könige zu versichern, daß ich zu diesem Posten nicht passe und ihn unter keinen Umständen annehmen darf, ohne mich des Verrates gegen sein Zutrauen schuldig zu machen.

„Ich bin sehr arm, ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin, für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch werden aber die Pflichten gegen meine Familie stets und unter allen Umständen jederzeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben.

„Welches auch die Folgen meiner Grundsätze sein mögen, so werden sie, wie sie es immer waren, die Leitfäden aller meiner Handlungen bleiben.

„Ich habe die Ehre usw."

Es liegt nichts vor, um zu beurteilen, ob Yorcks Motivierung dem

königlichen Paare es leichter oder schwerer hat erscheinen lassen, ihren Wunsch aufzugeben. In welcher Weise auch des Königs Adjutant Obrist von Kleist in das Geheimnis gezogen worden, ist nicht mehr erkennbar. Yorck teilte ihm sein Schreiben an den General Köckeritz mit, und Kleist antwortet (s. d. Memel, den 17. Aug. 1807): „Mit dem verbindlichsten Danke remittiere ich Ihnen, mein wertgeschätzter Herr General, den mir kommunizierten Aufsatz; Kopf und Herz leuchtet daraus hervor, und habe ich ihn mit wahrem Interesse und demjenigen Vergnügen gelesen, welches gleiche Meinungen erzeugen. Übrigens wünsche ich von Herzen, daß des Königs Majestät diesen Aufsatz lesen mögen; es ist für ihn sowie für den alten Köckeritz so manches avis au lecteur darin enthalten — allein es hilft alles nichts — Ihr treu ergebener usw."

Wir unterlassen es, diesem Schmerzensruf des durch und durch treuen und patriotischen Kleist einen Kommentar beizufügen. Schon die nächsten Monate gaben den Differenzen in den höchsten Kreisen einen andern Ausdruck und erweckten Spannungen und Gegensätze, wie sie bis dahin in diesem Staate unerhört gewesen waren.

Vorerst ward Yorck mit einem anderen höchst peinlichen Geschäft beauftragt. In dem von Kalkreuth am 12. Juli geschlossenen Vertrage, die Räumung Preußens von französischen Truppen betreffend, war allerdings bestimmt worden, daß am 20. Aug., 5. Sept. und 1. Okt. je die Gebiete bis zur Weichsel, Oder, Elbe zurückgegeben werden sollten; aber die hinzugefügte Bedingung, daß die Kriegskontribution und der Betrag der Landeseinkünfte bis zum Friedensschluß zuvor gezahlt oder sicher angewiesen sein müsse, gab Napoleon Gelegenheit, nun erst recht den Ruin Preußens zu betreiben. Er hatte Daru mit den Forderungen beauftragt, mit der ausdrücklichen Weisung, sie so hoch als irgend möglich zu spannen. Man weiß, mit wie blutsaugerischer Meisterschaft derselbe seines Amtes waltete. Erst im Oktober erfolgte das Anerbieten, die Summe auf 120 Mill. Fr. zu ermäßigen, bis zu deren Abzahlung fünf preußische Festungen mit 40 000 Mann besetzt zu behalten, die von Preußen besoldet und verpflegt werden sollten. Man kam auch damit noch nicht zum Abschluß; bis zum Sommer 1808 blieben nahe an 200 000 Franzosen auf preußischem Gebiet und lebten auf dessen Kosten.

Im Herbst 1807 – die Franzosen hatten sich erst bis an die Passarge zurückgezogen – wurde auch Yorck zu diesen Verhandlungen verwandt. Wir sind über die Einzelheiten seiner Mission nicht weiter unterrichtet, als sich aus einem Schreiben aus Elbing ergibt, das uns in lückenhafter Abschrift vorliegt. Yorck schreibt:

„Seit dem 27. Sept. bin ich hier als Bevollmächtigter, um mit dem Marschall Soult über einige Mißverständnisse in dem Friedenstraktat zu unterhandeln, die Militär- und Kommerzialstraße durch Schlesien zu regulieren, die neuen Grenzen zu berichtigen und die Evakuation des Landes zu beschleunigen. Mein erstes diplomatisches Probestück wird sehr schlecht ausfallen; denn, wo alles der Macht untergeordnet ist, da sind Vernunftgründe und Gesetze von Recht und Billigkeit eitle Worte. Bester Major, wie unglücklich sind wir! Noch ist es kein Jahr, da standen wir in vollem Stolz auf der großen Schaubühne mit der Wagschale von Europa in der Hand; heute bitten wir um Erfüllung eines Friedens, den ein übermütiger Sieger ohnehin noch hohnlachend mit Füßen tritt; und dennoch, wer sieht heute die Grenze des uns bevorstehenden Unglücks? Unsre Lage ist wahrhaft verzweiflungsvoll. Die französische Armee steht immer noch an der Passarge und preßt den Untertanen den letzten Blutstropfen aus. Jeder Tag erzeugt neue Forderungen und neuen unerhörten Druck. Schon macht man neue Ausschreibungen auf Lieferungen, und alle Einrichtungen deuten auf ein Überwintern in unserm Lande. Wahrscheinlich sind zu diesem Aufenthalt entfernt liegende Gründe da, und alles, was von unsrer Seite geopfert werden könnte, würde den Zweck doch verfehlen. Das Maß unsres Unglücks wird noch durch eine ansteckende Ruhr, die viele Menschen hinweggerafft, und durch eine allgemeine Viehseuche gehäuft. Das Schicksal dieser Provinz ist unausdrückbar unglücklich. Wenn diese harte demütigende Lektion uns nicht klüger macht, dann ist die Hoffnung auf ewig verloren.

„Ich war beauftragt, die Freilassung der gefangenen Offiziere bei Marschall Soult zu reklamieren. Die Sache schien ihm fremd, er fand es aber billig, und ich erwarte das Resultat. Mehr Schwierigkeiten macht er mir wegen des Kantonnements des Blücherschen Korps; wir debattieren noch; der Gewalt muß ich aber weichen; leider eine traurige Art der Negoziation. Meine Lage ist, wie Sie leicht erraten kön-

nen, hier höchst unangenehm. Nur meine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an den König und der Wunsch, soviel als meine Kräfte vermögen, nützlich zu sein, können mich bewegen, alle die Grobheiten und Demütigungen zu ertragen, die ich täglich anhören muß. Meinem Gott will ich danken, wenn ich aus diesen Verhältnissen mit Ehren heraus bin ... Ich fürchte sehr, lieber Freund, wir sind noch nicht bei dem letzten Akt der Tragödie. Stralsund ist nur noch über. Es scheint, daß der Teufel mit dieser Nation im Bunde steht und daß unser Herrgott sich um nichts mehr kümmert. Die Truppen, so hier stehen, sind schön und, wie sich von selbst versteht, gut ausgefüttert. Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit, selbst Pedanterie, sich der Dienst bei den Franzosen macht; sie exerzieren von Morgen bis Abend. Sie wissen, wie ich die Franzosen lieb habe, können sich also leicht denken, in welcher Stimmung ich bin, da ich immer unter ihnen sein und noch dazu dem Teufel eine Kerze anstecken muß, um hier und da etwas loszueisen. Persönlich sind sie sehr artig; offiziell muß ich aber Dinge verschlucken, die mir allemal Zuckungen in der Faust verursachen. Übrigens ist auch nicht alles Gold bei ihnen, was glänzt; sie kochen mitunter sehr mit Wasser; nur ein unbegrenztes Glück ist auf ihrer Seite und ein guter gewaltiger Kopf an der Spitze, der obenein keinen Gegner findet ..."

Es war wenig genug, was er erreichte. Nicht einmal die Enklavierung von Graudenz durch Warschauisches Gebiet – es hieß, es sei eine fehlerhafte Karte bei den Friedensbestimmungen benutzt worden – vermochte Yorck abzuwenden; und in betreff Danzigs wurde das territoire de deux lieux de rayon autour de son enceinte des Friedens (Art. XIX.) auch auf Oliva, auch auf die Halbinsel Hela ausgedehnt. Nur in betreff des Blücherschen Korps, das nach der Trennung von den Schweden in der Nähe von Kolberg vorläufig Quartiere angewiesen erhalten hatte, gelang es, die Bestimmung zu erwirken, daß dasselbe einen schmalen Strich pommerscher Küste von Cammin bis zum Jamundschen See hin ausschließlich innehaben sollte.

Unter dem 14. Nov. berief der König Yorck zurück: „Da Ihr," so lautet das Kabinettsschreiben, „die Regulierung der Grenzkonvention zu Meiner Zufriedenheit bewerkstelligt habt und sonach Euer Auftrag

in Elbing vollendet ist, so könnt Ihr für jetzt nach Königsberg zurückkehren und Euch dort aufhalten, bis Ich über Euch ein Anderes beschließen werde."

In der Mitte Dez. 1807 verließen die französischen Truppen das rechte Weichselufer, und am 19. und 20. zogen die preußischen in Elbing, Graudenz, Marienwerder wieder ein.

Zweites Kapitel

Die Steinschen Reformen

Im Januar 1808 übersiedelte der Hof und die höchsten Staatsbehörden von Memel nach Königsberg.

Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die unermeßlichen Verluste, die das Ganze und jeder einzelne erlitten, die Meinungen ausgeglichen, die alten Standesvorurteile versöhnt, im Interesse des Vaterlandes alle guten Kräfte vereint hätten. Je energischer Stein und dessen Freunde in der Umgestaltung des Staatswesens vorschritten, desto heftiger und erbitterter wurde der Widerspruch derer, die deren Tun entweder nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, desto heftiger und übergreifender die Forderungen und Anmaßungen derer, die in dem Neuen die Anfänge einer ähnlichen systematischen und rationalen Herrlichkeit zu begrüßen vermeinten, wie sie eben jetzt nach napoleonischem Vorbild auch etliche deutsche Staaten zu erleuchten begann.

Wir dürfen es nicht unterlassen, den Standpunkt zu bezeichnen, den Yorck in diesen Fragen einnahm. Er hatte sich bis dahin der Politik ferngehalten; er machte es gern geltend, daß er von dergleichen Dingen nichts verstehe. Jetzt nahm er offen Partei; wir finden ihn als Mitglied jenes Perponcherschen Klubs, der sich in der Junkerstraße zu Königsberg zu versammeln pflegte; er galt für einen der leidenschaftlichsten Gegner der Reformpartei.

Auch dem blöderen Auge konnte es nicht entgehen, daß die Niederlage von Jena das ganze altpreußische System getroffen hatte. War in dem friderizianischen Staate der Offizierstand der erste und der Adel berufen gewesen, in ihm Träger der Ehre und Kraft des Staates zu sein, so hatte jene Niederlage und die schmachvolleren Kapitulationen, die ihr folgten, gelehrt, wie wenig das Geleistete so großen Vorzügen entsprach, wie wenig die anderen Stände und Interessen, ja die Krone selbst damit sichergestellt seien. Noch bezeichnender war die Gleichgültigkeit, ja Schadenfreude, mit der wenigstens die städtischen Bevölkerungen zum großen Teil jene Vorgänge betrachtet, sie als eine Strafe für den Übermut des Adels, als ein gerechtes Gericht über die Offizierkaste angesehen hatten. So wenig fühlte man sich als Ein Volk,

so wenig war der zusammenbrechende Staat ein gemeinsames, ein allen und jedem anvertrautes und teures Gut, daß gar mancher erst in dem furchtbaren Elend, das die Fremdherrschaft zu schaffen beflissen war, inne wurde, was auch ihm zugrunde gegangen sei. War auch die Zahl derer nicht groß, welche sich durch Dienstwilligkeit gegen die Sieger ihren Sondervorteil zu sichern suchten, so traf es die alten Voraussetzungen doppelt schmerzlich, daß unter jenen nicht wenige aus dem Stande der Adligen waren. Auch die höheren Verwaltungsämter waren bisher dem Adel, wenn auch nicht ausschließlich, zuteil geworden; jene sieben Minister, die sich dem französischen Kaiser zu treuem Dienst verpflichteten, jene Haugwitz und Luccheſini, jene Schulenburg und Bülow durften doch nicht als Beispiele gelten, die besondere Qualifikation des Adels zur Staatslenkung, dessen besondere Hingebung für die Dynastie der Hohenzollern zu veranschaulichen.

Längst schon war innerhalb des Staates und durch eben der Könige Sorgfalt, die ihn militärisch so hoch gestellt hatten, eine Fülle innerer Kräfte geweckt und genährt worden, die je länger je mehr ihre Geltung und Vertretung forderten. Aber man hatte in dem einmal fertigen Staatswesen dem neuen Bedürfnis keine neuen Formen und noch weniger die angemessene politische und gesellschaftliche Stellung zu geben vermocht; und indem man die alten zu eng gewordenen Verwaltungsformeln beibehielt, hatten diese selbst den Geist der Sparsamkeit, Sorgfalt und Uneigennützigkeit verloren, der einst ihre Anfänge zu einer wahren Wohltat für das Volk gemacht hatte. Die schweren Zeiten, die man soeben durchlebt, hatten unglaubliche Beispiele von Schwerfälligkeit, Ratlosigkeit, Unbrauchbarkeit der meisten Behörden, unverhältnismäßig wenige von würdigem Selbstgefühl, von Energie und bürgerlichem Mut weltlicher und geistlicher Beamten gegeben; allerorten hatten einzelne, die Privaten, wackre Männer in Stadt und Land zugreifen und helfen müssen.

So die beiden großen Organe des monarchischen Wesens, das Heer und das Beamtentum. Sie im nationalen Geist zu regenerieren, die vorhandenen Kräfte, geistige wie materielle, zu erwecken und durch Übung zu steigern, das Wohl des Ganzen und die Kraft des Staates durch das Selbstgefühl aller zu erhöhen und zu sichern, den Zwiespalt

der Stände durch nationale Gemeinsamkeit und gleiche Mitbeteiligung an dem Staat auszusöhnen — das waren die Aufgaben, welche die große Legislation von 1808 zu lösen begann.

Nicht als hätte Yorck nicht die Mißstände erkannt, an denen der Staat krankte. Aber ihm erschienen die Entartungen des alten Systems mitnichten in dessen Wesen gegründet, noch durch den verwandelten Inhalt mit Notwendigkeit erwachsen; am wenigsten war er der Ansicht, auf jenem weiten Umwege schneller zu dem ersehnten Ziele neuer Erstarkung und Würdigkeit zu kommen, als durch ein energisches Zurückgehen auf die großen und wesentlichen Motive des früheren.
Er war keineswegs der Meinung, daß die Armee von 1806 in ihren Elementen und ihrer Zusammensetzung den Tadel verdiene, den man so maßlos über sie ergoß; in der Schlaffheit der oberen Leitung sah er die Schuld des unerhörten Unglücks. Er wollte nicht durch Einrichtungen das vergeblich erstrebt sehen, was doch nur Charaktere zu leisten vermöchten. Auch Friedrich des Großen Heer war bei Kollin, bei Kunersdorf bewältigt worden, auch damals war selbst Berlin in Feindes Hand gefallen; warum war jetzt ein unglücklicher Tag des Heeres der Untergang der Monarchie geworden?
In seinem Königsberger Amt hatte er Gelegenheit genug, mit Zivilbehörden zu verhandeln; es entging ihm wahrlich nicht, wieviel da zu wünschen übrigbleibe; er begriff es vollkommen, wenn sein Vorgänger Rüchel gegen dieselben bis zu Injurien und deren Folgen grob gewesen; aber was mußten diese Herren auch den Hochmut der Pedanterie und die behagliche Seelenruhe amtlicher Unfehlbarkeit und Unumschränktheit haben? Warum waren die Vorgesetzten nicht in ihren Forderungen strenger, in ihrer Aufsicht eingehender, im Dienst rücksichtslos?
Es beleidigte ihn, daß nun jeder über jedes urteilen, jede Sache besser als die Sachverständigen verstehen wollte. Er schätzte den Gelehrten, wenn er von gelehrten Dingen redete; er hörte dem Kaufmann gern zu, wenn er über Handelsverhältnisse oder Geldgeschäfte sprach; aber es kam ihm unerträglich vor, wenn sie aus allgemeinen Sätzen her deduzieren wollten, wie man Soldaten exerzieren müsse oder was man bei Jena hätte anders machen sollen.

Wie einer empfand er die Schande, die so viele Unwürdige über die Armee gebracht hatten. Es war in seinem Sinne, daß der König jenen überaus strengen Parolebefehl vom 1. Dez. 1806 erlassen hatte; desto weniger, daß zur Purifikation der Armee Tribunale eingerichtet wurden, bei denen jeder Offizier auf Ehre und Gewissen seine „Rechtfertigung" eingeben mußte. Er hielt jene altpreußische Art, den Umgang ein stetes Ehrengericht über die Kameraden sein zu lassen, für wirksamer; er selbst verfuhr in diesem Sinne gegen jeden Offizier und mit so wenig Schonung, als wäre er noch der Leutnant im Luckschen Regiment; wozu Behörden und Tribunale in Dingen, über die doch jeder nach eigenem Gewissen zu urteilen für seine Pflicht erachten mußte? Gegen mehr als einen, auch wenn sie von den zum Teil laxen Tribunalen freigesprochen waren, trat er schonungslos auf. So erschien ein Kavallerieoberst aus vornehmer Familie in Königsberg, durch seine Verbindungen bei Hofe wieder Anstellung zu gewinnen; man wußte, daß er bei Auerstädt von seinem Regimente unlöblicherweise abgekommen war; Yorck ruhte nicht, ihn mit Spott und Verachtung zu peinigen, er ging bis zu offener Beleidigung, bis jener seine Bewerbungen aufgab.

Freilich mußte man mit der Reduktion der Armee zugleich ihre innere Organisation verändern. Yorck war es zufrieden, daß man das System der Werbungen völlig verließ, daß man die Kantonverhältnisse zu ändern begann, daß man die Barbareien der alten Disziplin aufgab; er selbst übernahm im März 1808 das neue Beurlaubungssystem in den Kantonnements von Braunsberg, Frauenberg usw. auszuführen. Aber er mißbilligte es, daß man mit den alten Regimentern auch deren Erinnerungen aufgab, daß man mit einer doch stolzen Vergangenheit brach. Was hatte denn sein Jägerregiment verbrochen, daß es nun zerrissen werden mußte? kannten die Franzosen nicht die „Jäger mit dem Strick", und mußte man so vielen Braven diesen Schmuck nehmen, den sie als ihr Ehrenzeichen betrachteten? oder sollte jeder Preuße lernen, daß keinerlei Ehre gerettet sei? mußte der Soldat büßen, was die höhere und höchste Leitung verschuldet hatte? Mit der größten Bestimmtheit sprach er zunächst für die Beibehaltung des Regiments; vergebens: „Er habe da," sagte er, „in ein wahres Wespennest gestochen." Auch der König wies seine Bitten zurück; es erfolgte

dabei die Erklärung, daß jene Achselbänder keine Auszeichnung, sondern ein Montierungsstück seien, auch von anderen Truppen (Dragonern) getragen worden seien und fortan als unnütz wegfallen könnten. Mit dem Ausgang des Jahres 1808 ward die Auflösung des alten Jägerregiments vollzogen.

Am meisten erbitterte ihn die Art, wie man mit dem Adel verfuhr. Er sah darin nichts als eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die Meinung der „Kosmopoliten und Räsonneurs", deren Stimme man anfange, für die Meinung des Volkes zu halten. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Irrtum zu berichtigen, dem er sich mit Heftigkeit ergab; aber es ist bezeichnend, wie er diese Fragen behandelte.

Nach dem Reglement vom 6. Aug. 1808 hörte aller bisher stattgehabter Vorzug des Standes beim Militär ganz auf; aus der ganzen Nation sollten alle Individuen auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen können. Es schienen Yorck bei dieser Bestimmung alle wesentlichen Gesichtspunkte verrückt. Man mußte ihm zugestehen, daß, wenn das erste und wichtigste Interesse wie des Staates so des Volkes sei, ein möglichst tüchtiges Heer zu haben, ein wesentlichstes Erfordernis dazu ein tüchtiger Offizierstand sei. Den, so meinte er, habe der alte Adel bisher in Preußen bilden können und wirklich gebildet; eingedenk seines Lehnseides, „dem Könige zu Dienst zu sein mit Gut und Blut", diene er aus Treue und für die Ehre, während die neue Einrichtung den Offizierstand zu einem Erwerbszweig, zu einer Versorgungsanstalt mache; für das neue Offizierkorps werde man ganz andere Impulsionen suchen müssen, als diejenigen, die sich bisher bewährt: „Der Sohn des Landedelmanns oder Offiziers, der die Bauerjungen oder Soldatenkinder schon im Spiel exerziert, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen." Oder sollte die Einrichtung dazu dienen, dem Offizierstande keine Talente entgehen zu lassen, die der bisherige Vorzug des Adels ausgeschlossen? Yorck konnte nachweisen, daß militärische Talente Bürgerlicher auch bisher nicht zurückgewiesen seien; Derflinger, Grolmann, Günther, Tempelhof, viele andere waren Beispiele dafür; und waren nicht in seinem Jägerregiment zur Zeit seines Eintritts fast zur Hälfte die Stabsoffiziere Bürgerliche gewesen? Er spottete jener ängstlichen „demokratischen Vorliebe", die unter jedem Bauernkittel

ein Talent witterte und, „weil Papst Sixtus V. in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen, um jedes derartige Subjekt sorgsam bemüht sei, aus Furcht, daß irgendein göttlicher Sauhirt unbeachtet verkommen könne." Er bestritt jene Ansicht von dem Wert des Talentes; die wenigsten Offiziere seien in der Lage, Talente auch nur sein zu dürfen; und diejenigen Eigenschaften, auf welche es für alle am wesentlichsten ankomme, die Fähigkeit des Befehlens, der persönliche Mut und die Gewohnheit der Ehre, seien zwar nicht angeboren, aber in der Erziehung von früh an zu gründen; die Tradition der Familien — und fast jede des preußischen Adels sei seit Generationen eine militärische — werde durch nichts anderes ersetzt; wie Englands Kraft in seinen politischen, so wohne die Preußens in seinen militärischen Familien. Wenn aber jene Verordnung nicht bloß das Interesse der Armee ins Auge zu fassen, sondern geltend zu machen schien, daß es ein Recht jedes Untertanen sei, auch im Soldatendienste seine Karriere machen zu können, so hielt Yorck dies in mehr als einer Hinsicht bedenklich. Bisher war es zugleich als eine Pflicht des Adels angesehen worden, zu dienen; wie nun, wenn mit der wachsenden Philanthropie die Abneigung gegen den unerquicklichen Offizierstand wuchs? Mit dem Recht aller hatte die Pflicht des Adels ein Ende. Und wird nicht mit jedem neuen Recht aller ein älteres Recht des auch verpflichteten Standes gekränkt? Dem Prinzen Wilhelm, der die neuen Gedanken gegen ihn verteidigte, sagte er: „Wenn Ew. K. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen denn die Ihrigen?"

Yorck sprach gegen die neuen Doktrinen von Gesichtspunkten aus, die nicht minder theoretischer Art waren, als er jenen vorwarf. Der Adel selbst war nicht mehr so, wie er nach Yorcks Ansicht sein mußte und wie ihn das alte System aufgefaßt hatte. Yorck kannte diesen Schaden sehr wohl; aber statt die wesentlichen Momente dieses Wechsels zu würdigen, schalt er auf die „Degeneration", ohne an seiner Doktrin irrezuwerden. Wie oft erging er sich über den „Güterschacher", der mehr und mehr, namentlich in der Mark eingerissen war und die Mehrzahl des kleinen Adels um den Rest seiner Grundsässigkeit gebracht, ihn „beweglich wie Flugsand" gemacht hatte. Hatte das alte System Preußens etwas von spartanischer Art an sich gehabt, so war hier wie

in Sparta das Geld das zerstörende Gift geworden. „Seitdem der märkische Adel," sagte Yorck, „Schwert und Sporn an die Seite gelegt und die Goldwage in die Hand genommen, ist er zugrunde gegangen und ihm nicht mehr zu helfen."

Es ist nicht nötig, auf den innern Widerspruch aufmerksam zu machen, in dem sich Yorcks politische Anschauungen bewegten. So sehr er sich, nach dem Ausdruck eines Beteiligten, „damals in schroffstem, ja hämischem Widerspruch" gegen diejenigen gefiel, in deren Hand des Königs Vertrauen den Wiederaufbau des niedergebrochenen Staates gelegt hatte, und soviel er an seinem Teil dazu helfen mochte, ihnen die Erfüllung ihrer Aufgabe, die sie ihm auf falschem Wege zu suchen schienen, unmöglich zu machen — man darf zweifeln, ob ihm ein besserer Weg, ein bestimmtes anderes System, mit dem er etwa selbst die unabweisliche Aufgabe zu lösen hätte unternehmen mögen, klar vor der Seele stand, ob er nicht vielmehr, wenn er berufen gewesen wäre, für die Beschaffung so ungeheurer Kontributionen, für die Wiederbelebung der völlig zerrütteten Finanzkräfte des Landes, für die Gründung eines einfacheren und tätigeren Verwaltungssystems, für die Sammlung, Steigerung und Bereitschaft aller noch vorhandenen nationalen Kräfte zu sorgen, zu ähnlichen durchgreifenden Mitteln wie Stein und dessen Freunde mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit gegriffen hätte. Jetzt, draußen vorstehend und in der Lage, tadeln und frondieren zu können, ohne bereit sein zu müssen, statt der Getadelten vor den Riß zu treten, inmitten der oft ausschweifenden und stets erbitterten Besprechungen für und wider das Neue, gereizt durch die Übertreibungen solcher, die in den französischen und rheinbündnerischen Gestaltungen das nur vorerst noch versteckte Ziel der neuen Legislation sahen, — und man übersehe nicht, daß deren System bei weitem nicht den Zeitgenossen klar vorlag, — am wenigsten den doch tief historischen und echt deutschen Grundzug in dem, was zur inneren Erhebung dieses Volks- und Staatswesens bereitet wurde, zu würdigen fähig, kam Yorck zu einer Beurteilung Steins, die ebenso charakteristisch wie ungerecht ist.

„Der Mann ist zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und

Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserm armen, ackerbautreibenden Preußen angewöhnt werden.

„Wie hat er geeilt, mit seinen Absichten zum Vorschein zu kommen. Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte Edikt, daß jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen, Verhöhnung des Adels ist dem Geiste unsres Monarchen und unsres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Spekulant, der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wird er auch im Unglück seinem Monarchen ‚zu Dienst sein mit Gut und Blut?' Wird der neue Herr seine Bauern, die ihn wohl mit Ziegengemecker an der Ehrenpforte empfangen, mit sich in der Treue festhalten, wie der alte Erbbesitzer tat, der in seinem Dorf über die Gemüter mit Liebe und Anhänglichkeit herrschte? Daß die sogenannte Sklaverei der Bauern usw. nur philanthropisches Geschwätz ist, wissen wir alle.

„Doch läuft es eigentlich darauf hinaus, daß ein Grundbesitz sein soll wie ein Taler Geld, der durch die Zirkulation sich vervielfältigt, wobei noch durch die Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinn des Königs. So etwas kann nur in der Kanzlei eines Bankiers oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder dozirt, ausgeheckt werden. Leider hat sich dergleichen Geschmeiß des genialen Ministers bemächtigt. Man sieht ja, wie es von allen Seiten herbeiströmt und was sie in ihrer Koterie schon zutage bringen. Hörte man nicht sogar schon den demokratischen Unsinn, daß alle Stellen im Staat durch Votieren des Volkes besetzt werden möchten?

„Wie aber wird das schöne Land bei diesem Plusmachersystem verwüstet werden! Auch die Königlichen Domänen, die sie veräußern und den König auf lauter Geldeinnahmen setzen möchten, werden nicht ausgenommen sein. Der Spekulant, der ein Gut erwirbt, denkt nur auf die Gegenwart; er wird eilen, die schönen Eichen- und Buchenwälder niederzuhauen, weil sie nicht so viel einbringen wie Weizenfeld. Nach Jahren aber wird der Wind die entfernten Sandhügel über die Weizenfelder wehen, und statt des schönen grünen Waldes,

der Auge und Herz erfreut, werden wir dürren Buchweizen, die magerste aller Ackerfrüchte, erblicken. Jene vaterländischen Bäume werden Fremdlinge werden und den Birken und amerikanischen Pappeln Platz machen, die schneller wachsen; die Kieferwälder werden sie noch Gnade finden lassen, da Bau- und Brennholz unentbehrlich ist und die Holzdiebe doch auch bestehen müssen.

„Ein anderes Steckenpferd, das der Minister reitet, ist die Population. Aus der Familie jedes ehrsamen Bürgers und Handwerkermeisters, der eine Anzahl Gesellen beschäftigt, ernährt und zur sittlichen Ordnung anhält, soll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem jeder Gesell seine Dirne heiratet und der Stifter eines neuen Geschlechts von Hungerleidern wird. Ebenso auf dem Lande, wo man gar gern alle großen Güter in kleine auflöste, und jede Erbschaft teilend, statt eines wohlhabenden adeligen Besitzers oder Großbauern eine Anzahl kleiner Gärtner- oder höchstens Kossäthenhöfe stiftete. Könnten nur die großen schönen Dörfer sich in solche kleine Besitztümer abbauen lassen und der freie Landmann seine paar Morgen mit einer Hecke umgeben und in dem Bereich sein Wild schießen, dann wäre das Ideal erreicht, nach dem sie streben. Der Kalkül der in Progression steigenden Bevölkerung ist ganz richtig; gleicht aber solche Pöbelerzeugung — wir sollten Gott danken, daß wir dergleichen nicht haben wie Frankreich und England — nicht dem Ungeziefer, das man aus Hobelspänen erzeugt?

„Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgendeine Entschädigung des Gutsherrn? Wie wird das die Stände untereinander entzweien und wie der Feind davon Nutzen ziehen! Buchstäblich, wie es genommen, kommt es aber nicht zur Ausführung. Ohne Modifikation wäre es ein wahrer Eingriff in das Eigentum. Friedrich Wilhelm III. ist keineswegs willens, das suum cuique, das Grundprinzip aller Könige von Preußen, aus seinem Ordensstern herauszunehmen und den heiligen Krispin an die Stelle zu setzen.

„Des Ministers Absichten sind übrigens bekannt. Er will den Bauern ein Eldorado von ferne zeigen. Um es zu genießen, kommt es nur darauf an, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Das hängt mit seinen geheimen Verbindungen in Deutschland zusammen, die Napo-

leon schon herausgewittert hat, und über die wir ihm auch keine Vorwürfe machen wollten, wenn er nur nicht damit in dem gegenwärtigen Moment den König compromittirte. Die Person des Monarchen und die Sicherheit seines Hauses soll aber einem preußischen Staatsminister über alles andere gehen. Auch irrt er sich in dem Charakter des preußischen Bauern, wenn er glaubt, daß dieser irgend etwas tun werde, ohne den Befehl seines Königs und ohne große Bataillone, die ihm beweisen, daß es damit Ernst ist; da schließt er sich an und schlägt auch wohl auf seine Einquartierung los; doch die Franzosen haben Argusaugen. Zu einer sicilianischen Vesper oder zu einem Kriege auf die Vendeeweise ist der Deutsche eben nicht geeignet. Wie wäre auch in unserm flachen Lande so etwas möglich. In der Lage, in der wir uns befinden, ist ruhiges Abwarten der politischen Verhältnisse das Klügste und Sicherste, den Feind aber auf eigene Gefahr herauszufordern wahrer Unsinn."

— Es ist aus den letzten Zeilen dieses Schreibens nicht mit Sicherheit zu entnehmen, inwieweit Yorck mit den Plänen bekannt war, die im August 1808 von Stein, Scharnhorst, Gneisenau dem Könige vorgelegt waren.

Der Entthronung der spanischen Bourbonen war jene erstaunenswürdige Erhebung des spanischen Volkes gefolgt, die wohl angetan war, den Gedanken nationaler Selbsthilfe als die letzte verzweifelte Rettung aus der Fremdherrschaft zu entzünden. Nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Norddeutschland war die öffentliche Stimmung, wie es schien, reif zu den äußersten Wagnissen. Auf Englands Beistand durfte man rechnen; Österreich rüstete in aller Stille mit größter Anstrengung. Preußen besaß eine gerüstete Macht von 50 000 Mann, und Napoleon mußte zur Bewältigung Spaniens den größten Teil seiner Truppen aus Deutschland ziehen. Wenn dann Preußen im Einverständnis mit Österreich den Kampf begann, wenn eine allgemeine Insurrektion gegen die Fremdherrschaft sich über Norddeutschland verbreitete, wenn England mit Waffen und Geld unterstützte, dann schien der Erfolg so gewiß, als man alles daranzusetzen entschlossen war.

Dies waren die Grundzüge des Planes, der dem Könige am 21. Aug.

vorgelegt worden. Gleichzeitig traten die Verhandlungen in Paris wegen der Kontribution und der Räumung des preußischen Gebietes in eine neue peinliche Phase: – man schlug französischerseits den Beitritt Preußens zum Rheinbunde vor. Der König schwankte; er kam zu dem Schluß, daß ohne die Beistimmung Rußlands Erfolge unmöglich seien. In der Mitte Septembers war Kaiser Alexander auf der Durchreise nach Erfurt in Königsberg; alle Bemühungen, ihm die Gefahren des Systems, dem er folgte, darzulegen, blieben erfolglos. Und unmittelbar nach seiner Abreise erschien jener bekannte Brief Steins, der dem Überbringer von französischen Schergen entrissen worden war, in den öffentlichen Blättern; er ward veröffentlicht „als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche".

Die Art, wie dieser Brief von seiten der französischen Machthaber und fast noch eifriger von denjenigen preußischen Parteien, die mit den Franzosen liebäugelten, benutzt wurde, konnte nicht umhin, den allertiefsten Einfluß auszuüben. Doch traten erkennbare Wirkungen zunächst nicht hervor; von den Verhandlungen in Erfurt verlautete nichts, als daß endlich die Summe der Kontribution festgestellt, die nahen Termine zur Räumung des preußischen Gebietes bestimmt, nur die drei Festungen Stettin, Küstrin, Glogau den Franzosen vorbehalten seien.

Der König hatte Stein noch nicht entlassen. Es ergaben sich in Anlaß jenes Briefes zahlreiche Beweise des öffentlichen Vertrauens zu ihm. Aber gleichzeitig begannen die französischen Behörden in Berlin Nachforschungen, Bedrohungen, Verfolgungen, die mit Beflissenheit an den Namen Steins geknüpft wurden, als gälte es Verschwörungen, die er geschaffen, zu entdecken, als meine man, daß durch sein Beginnen die Existenz des Staates, die Krone des Königs verwirkt sei.

Begreiflich, daß solche Stimmungen, die in den adeligen Kreisen Berlins mit besonderem Eifer gesteigert wurden, auch in Königsberg ihren Nachklang fanden. Es war natürlich, daß diejenigen, welche schon bisher die neue Legislation mit Mißbilligung begleitet hatten, in jenem Eifer der französischen Behörden eine nahe gewaltige Gefahr vorgedeutet sahen und daß gar diejenigen, welche aus Feigheit, Ehrgeiz oder Eigennutz gegen Stein und seine Freunde heimlich kabaliert

hatten, jetzt unter der Firma des reinsten Patriotismus doppelt heftig zum Sturz des Verhaßten arbeiteten.
Am 24. Nov. vollzog der König Steins Entlassung.
Yorck atmete auf. Es liegt ein Schreiben seiner Hand an Obristleutnant v. Oppen s. d. 26. Nov. 1808 vor, das ein nur zu deutliches Zeugnis seiner bis zum Äußersten gesteigerten Aufgeregtheit gibt. Es heißt in demselben: „Unsere äußeren Verhältnisse fangen an, günstiger zu werden; auch unsere inneren nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen. Ich hoffe, es wird bald besser werden. Kehrt die ruhige Vernunft bei uns ein und das Geschick führt uns, wie uns die Hoffnung leuchtet, einen günstigeren Zeitpunkt herbei, so hoffe ich, daß der dörrende Stamm, neu belebt, Blüthen und Frucht tragen wird."
Man sieht wohl, auch Yorck glaubte „den günstigen Zeitpunkt" nahe, um den Kampf zu erneuen; am wenigsten stimmte er mit denen überein, die wie Graf Goltz, Graf Voß, Kalkreuth in dem „innigsten Anschluß" an Napoleon die Rettung sahen. Er hatte keine Ahnung von den geheimen Artikeln des Oktobervertrages, in denen sich der König nicht bloß verpflichtete, höchstens 42 000 Mann zu halten, sondern auch Napoleon im Kriege gegen Österreich mit 16 000 Mann zu folgen. Gleich Blücher und Stein, Scharnhorst und Gneisenau brannte er auf den Kampf gegen den Verhaßten; nur die Art, wie jene den Krieg herbeizuführen suchten, wie sie ihn führen wollten, schien ihm völlig verderblich.
Allerdings war die Erbitterung in Preußen und ganz Norddeutschland groß. Aber die Versuche, Organisation in diese Stimmungen zu bringen, lieferten nur den Beweis, wie wenig man zu dergleichen geeignet war. Yorck urteilte über den Tugendbund im äußersten Maße hart; er beklagte, daß die Königin, wie er für gewiß hielt, diesen Dingen Vorschub leistete. Nicht bloß, daß in seinen Tendenzen mehr an Deutschland als an Preußen gedacht werde und daß seine geheimen Leiter in England seien, machte er ihm zum Vorwurf; er spottete über diese Art geheimer Verbindungen, die zugleich für sich und ihre Statuten die allerhöchste Sanktion nachsuchten; er begriff nicht, daß Beamte und Offiziere noch weitere patriotische Pflichten zu übernehmen

vermochten, als ihnen schon ihr Diensteid auferlege. Vor allem unerträglich war ihm diese Art von Begeisterung, die damals unter den jüngeren Männern, namentlich auch unter den Offizieren im Schwange war und welche, nur auf das allerdings würdige Ziel gewandt, die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten übersprang, die die Wege dorthin sperrten. Nach seiner Meinung gab es „nur eine Art der Begeisterung, die für die Pflicht". Es schien ihm nicht wohlgetan, jene jugendhaften Überschwenglichkeiten auch nur zu verzeihen; und jetzt galten sie gar für preiswürdig, ja für einen Maßstab des Wertes. „Jeder Fähndrich," sagte Yorck, „wünscht jetzt an seinem alten Regimentskommandeur zum Marquis Posa zu werden." Selbst das Verbot des politischen Sprechens und Schreibens (5. Okt. 1808) hemmte das Übel nicht. In den sogenannten Offiziervereinen, die namentlich in Schlesien äußerst tätig waren, ging man demnächst bis zu Schritten bedenklichster Art.

Wenn einer, so sehnte sich Yorck danach, wider Napoleon kämpfend die alte Waffenehre Preußens zu erneuen, der Krone jene hohe und würdige Stellung wieder zu erringen, welche das Vermächtnis einer unvergleichlichen Geschichte war. Aber es erschien ihm geradezu wahnsinnig, „den Feind auf eigene Hand herauszufordern".

Ein solcher Plan war vorhanden, war daran, verwirklicht zu werden. Napoleon stand in Madrid; die französischen Truppen hatten am 3. Dez. Berlin verlassen, es standen deren nur noch in den drei Oderfestungen; das Schillsche Korps war am 10. Dez. in Berlin unter dem allgemeinsten Jubel eingerückt. Mit Österreich, das seine Rüstungen nahezu vollendet hatte, waren die nötigen Verständnisse eingeleitet. Es schien nur eines geeigneten Anlasses zu bedürfen, um loszubrechen.

In der zweiten Hälfte des Dezember zeigten sich in der Nähe von Pillau englische Schiffe, zu gleicher Zeit ein französischer Kaper, der Jagd auf sie machte. Am 21. Dez. kam an Yorck, der das Kommando über die Küstenverteidigung hatte, die Meldung: „Es sei unmittelbar aus dem Kabinett befohlen, auf den französischen Kaper, wenn er in den Bereich der Kanonen von Pillau komme, zu schießen." Yorck stutzte; er eilte zum Schloß; er ersuchte den General Köckeritz, ihm sogleich eine Audienz zu erbitten. Allerdings hatte Preußen mit England keinen Krieg; aber die Kontinentalsperre, der es hatte beitreten

müssen, gestattete unzweifelhaft nicht die Aufnahme englischer Schiffe in preußische Häfen; die gegen Napoleon eingegangenen Verpflichtungen noch weniger, auf ein Fahrzeug unter französischer Flagge, und wenn es ein Kaper war, zu feuern. Mit der Ausführung jenes Befehls würde man den Bruch mit Frankreich herbeigeführt, man würde angegriffen haben. Der König, so scheint es, hatte, als er zur Ausfertigung jenes Befehls seine Zustimmung gab, die Bedeutung desselben nicht erkannt; gewiß, daß er nach der Audienz Yorcks nicht bloß umgestimmt war, sondern Scharnhorst „in Ausdrücken, welche bis an die äußerste Grenze der Konvenienz gingen", mit Vorwürfen überhäufte. Scharnhorsts Freunde sahen in dem Nervenfieber, das ihn dem Tode nahe brachte, eine Folge jener Szene.

Jener Befehl wurde zurückgenommen. Nachmals hat General Rapp, der Kommandeur in Danzig war, gegen Yorck geäußert, daß er seiner Instruktion gemäß bei der geringsten Feindseligkeit gegen jenes französische Schiff sofort die Nehrung besetzt und Pillau genommen haben würde. Daß die Besatzungen der Oderfestungen, sowie die Truppen im Warschauischen sofort seiner Bewegung gefolgt wären, kann keinem Zweifel unterliegen. Wenigstens Yorck sah nicht die Gegenanstalten, um eine augenblickliche Vernichtung Preußens zu hindern, nicht die Männer, den Staat durch so ungeheure Gefahren, wie sie heraufbeschworen, hindurchzuführen; und wenn der König so, wie es geschah, ihren Plan ohne weiteres fallen ließ, so besaßen sie dessen Vertrauen nicht in dem Maße, wie sie mußten, wenn ihr Wagnis gelingen sollte.

Drittes Kapitel

Die Vorgänge von 1809 und 1810

Der König war während des Januar 1809 in St. Petersburg. Wenn auch Stein verabschiedet war, wenn auch Napoleon ihm eine Achtserklärung nachgesandt hatte, in der Meinung der Armee wie des Volkes stand es fest, daß der sichtlich nahe Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Napoleon auch für Preußen das Zeichen sein werde, sich der Schmach und dem Elend der Fremdherrschaft zu entreißen.

Die Reorganisation des Heeres war mit dem Ausgang des Jahres 1808 im wesentlichen vollendet; war es der Zahl nach ungleich geringer als zur Zeit des Friedens von Tilsit, so hatte man dafür die Gewißheit, nur Offiziere, die sich bewährt, nur auserlesene Mannschaften in der Armee zu haben. Ein Kundiger sagt: „Die Armee hatte eine neue vollendete Verfassung, eine neue Gesetzgebung und neue Übungen, man kann sagen einen neuen Geist, der sie belebte; sie war dem Volke näher gebracht." Kam es jetzt zum Kriege, so waren die Elemente vorhanden, sie schnell wenigstens zu verdoppeln.

Und mehr als das. Die unermeßliche Erregtheit der Gemüter bedurfte nur der Leiter, um durchzubrechen. Und diese Leiter waren da, hatten in der Stille alles vorbereitet zur allgemeinen Volkserhebung in ganz Norddeutschland, hatten ihre Verständnisse mit Wien und London; Offiziere betrieben geheime Werbungen für bevorstehende Kriegsereignisse; es wurden Waffen aufgekauft, es wurden geheime Pulverfabriken angelegt; es waren die Plane fertig, die Oderfestungen, die der Elbe zu nehmen, nach Westfalen einzubrechen, Deutschland von Tirol bis zur Nordseeküste zugleich in Flammen zu setzen. Es schien alles zur Entscheidung reif.

Es lagen 1809 die Geschicke Europas in Friedrich Wilhelms III. Hand.

— Wir haben keine ausdrücklichen Angaben darüber, wie Yorck die Lage der Dinge auffaßte, vielleicht erkannte er erst jetzt, was jene Pillauer Sache bedeutet hatte; vielleicht schien ihm der Krieg, den Österreich begann, der „günstigere Augenblick", den er erwartete. Die neue dienstliche Stellung, die ihm zuteil geworden, gab ihm den Be-

ruf, für diesen großen Kampf vorbereitend zu wirken, und die Aussicht, demnächst in demselben miteinzugreifen.
Nach der neuen Organisation bestand die Armee aus sechs Brigaden, zwei schlesischen, zwei preußischen, einer in Pommern, einer in Brandenburg. Yorck hatte die westpreußische mit dem Stabsquartier Marienwerder. Sie umfaßte zwei Infanterieregimenter (das dritte und vierte ostpreußische), ein Grenadierbataillon (das zweite ostpreußische) und unter dem Brigadier Generalmajor v. Massenbach die Kavallerieregimenter: westpreußische Dragoner Nr. 2, Leibhusaren Nr. 2 und westpreußische Ulanen.
Allerdings übernahm Yorck die Brigade in den ersten Januartagen. Aber nur um die nötigsten vorläufigen Anordnungen, namentlich auch in betreff der Küstenbewachung für das napoleonische Kontinentalsystem zu treffen. Nach einem Besuch zur Meldung bei dem Generalgouverneur von Westpreußen, dem Feldmarschall Courbière in Graudenz — Yorck nahm den Umweg über Neuenburg, um nicht das Warschauische Gebiet auf dem rechten Weichselufer zwischen Marienwerder und Graudenz passieren zu müssen — eilte er nach der Mark und Schlesien, die ihm übertragene Umformung seines alten Jägerregimentes zu besorgen. In Crossen wurden am 27. Febr. die schlesischen Schützen formiert, in Sommerfeld (am 1. März) die ostpreußischen Jäger. Auf der Weiterreise nach Berlin ward ein Tag in Frankfurt bei dem treuen General Kleist (Nollendorf), ein zweiter und dritter in Mittenwalde verweilt; das erste Wiedersehen der Seinigen nach fast zwei Jahren. Am 10. März war Yorck in Berlin.
Die Formierung des Gardejägerbataillons, das Obristleutnant v. Witzleben erhielt, war bald besorgt; nach Einsendung seiner Berichte ward Yorck auch ferner zum Inspekteur der Jäger- und Schützenbataillone bestellt.
Es ist nicht zu ersehen, ob weitere Aufträge seinen Aufenthalt in Berlin verlängerten. Es war die Zeit der höchsten Spannung; daß eben jetzt das auswärtige Ministerium nach Berlin übersiedelt wurde, während der König in Königsberg blieb, steigerte sie nur; und mit dem Minister Graf Goltz zugleich (31. März) traf der bewährte General Graf Tauentzien ein, den Befehl über die Truppen in den Marken zu übernehmen; Tauentzien, dann Lestocq als Gouverneur von Berlin, Cha-

zot Kommandant, Major Schill mit seinem Korps in der Stadt — Namen, deren jeder eine Demonstration schien. Namentlich Schill, seit seinem Einzug in Berlin in immer neuen Ovationen von der Bevölkerung gefeiert, übte auch in militärischen Kreisen einen außerordentlichen Einfluß.

In der Mitte April kamen jene österreichischen Manifeste und Proklamationen, kam die Nachricht nach Berlin, daß Erzherzog Karl in Bayern eingerückt sei. In raschen Schlägen folgten die Nachrichten vom Aufstand in Tirol gegen die Bayernherrschaft, von dem Einrücken des Erzherzogs Ferdinand in Warschau. Dann hieß es, auch Dörnberg, jener tapfere Kapitän von Biela Füsilieren, der zuletzt in Lübeck an Yorcks Seite gekämpft, habe sich im Hessischen erhoben; man erfuhr von des Erzherzogs Johann Sieg in Oberitalien (16. April). Auf aller Lippen war: was wird der König tun?

Da verbreitete sich — es war am 29. April — in Berlin die Nachricht, Major Schill sei tags zuvor mit seinem Korps zum Exerzieren ausgerückt, noch nicht zurückgekehrt; er kam auch am folgenden Tage nicht; die Rückkehr des ihm nachgesandten Offiziers gestattete keinen Zweifel mehr. Die Bewegung, der Jubel in Berlin war unermeßlich.

Yorck reiste, sowie der wirkliche Abmarsch Schills bestätigt war, von Berlin ab (1. Mai), um sich so schleunig als möglich in den Bereich seiner Brigade zu begeben. Er ließ in den Garnisonplätzen seiner Brigade, die er passierte, Jastrow, Friedland, Tuchel, Neuenburg die dort liegenden Truppen alarmieren, einige Übungen machen. In Tuchel erfuhr er (6. Mai) von dem gen Königsberg durchreisenden Kapitän v. Steinacker, daß auch ein Teil des Schillschen Bataillons vom Leibregiment abmarschiert sei, daß nach den Nachrichten von der Donau Napoleon bei Abensberg und Eckmühl (21. und 22. April) die Österreicher geworfen habe. Am 9. Mai war Yorck in Marienwerder. Sein erstes war, die Schiffbrücke über die Weichsel zu besichtigen.

Es ist bekannt, daß Blücher in Stargard, auf die erste Nachricht von Schills Abmarsch aus Berlin, die Truppen in Pommern zum sofortigen Ausrücken bereitmachte. Es liegt nicht ausdrücklich vor, daß Yorck ebenso verfahren. Wenigstens hatten Lestocq und Tauentzien in Berlin in Abrede gestellt, irgendwelche Instruktionen zu haben, die

mit dem Unternehmen Schills sich kombinieren ließen; – aber die Berliner Kommandantur hatte dem Korps die Offizierbedienten mit Pässen nachgeschickt.

An demselben 9. Mai kam General Stutterheim von Königsberg durch Marienwerder, um nach Berlin zu gehen. Von ihm erfuhr Yorck, daß der König von dem Schillschen Unternehmen auf das Äußerste überrascht worden sei, daß er selbst nach Berlin mit unumschränkter Vollmacht in betreff dieser Angelegenheit gesendet werde, zugleich mit dem Befehl, Lestocq, Tauentzien und Chazot zu suspendieren und auch gegen sie Untersuchung einzuleiten. Bereits am nächsten Tage kam der Parolebefehl des Königs vom 8. Mai, der sich über jene „unglaubliche Tat" mit der allerhärtesten Mißbilligung äußerte und allen Militärpersonen die „unbedingte Verpflichtung" auferlegte, „bei allen Verbreitungen von politischen und kriegerischen Nachrichten und Gerüchten sich ruhig zu verhalten und daran auf keine Weise teilzunehmen."

Allerdings drang Napoleon mit schnellem Erfolg die Donau hinab; am 13. Mai ergab sich Wien; der Vizekönig überschritt die Piave, die Bayern wüteten in Tirol. Aber die furchtbare Schlacht von Aspern (21., 22. Mai) zwang Napoleon wenigstens innezuhalten. Jetzt schien der Augenblick für Preußen gekommen, durch seinen Zutritt zu entscheiden. Noch stand Erzherzog Ferdinand in Warschau, der Herzog von Braunschweig drang von Böhmen gen Dresden und Leipzig vor, bis Nürnberg kamen österreichische Scharen, überall mit Jubel empfangen; selbst General Rüchel erschien in Prag, dem verjagten Kurfürsten seine Dienste anzubieten; in Masse waren preußische Offiziere in österreichischen Dienst geeilt; die Rüstungen in England zu einer großen Landung waren fertig. Es ward alles darangesetzt, den König zum Entschluß zu bringen; „es ist noch nicht Zeit," war die Antwort, die der österreichische Baron Steigentesch empfing: „Versetzen Sie dem Feinde noch einen Schlag, und wir sind vereint."

Es wurde noch einmal geschlagen; auch die Schlacht von Wagram (5. Juli) entschied den Feldzug noch nicht; doch wenige Tage später legte Erzherzog Karl den Oberbefehl nieder, der Waffenstillstand von Znaym wurde geschlossen. Aber Tirol führte den Heldenkampf fort; eine englische Expedition erschien in der Schelde. Den August, den

September hindurch setzte Österreich seine Kriegsrüstungen fort. War noch Aussicht, daß Preußen auf dem Kampfplatze erscheine? Jedenfalls in diesem Sinne gedeutet wurde es, daß zu Anfang August jede der sechs Brigaden zu Felddienstübungen zusammengezogen wurde. Yorcks Manöver waren von der Art, daß man sich in Danzig bedroht glaubte; es ist gewiß, daß an die Mannschaften scharfe Patronen, dreißig auf den Mann, verteilt waren; unter den Truppen war, wie aus Tagebüchern von Offizieren der Brigade hervorgeht, die Meinung, daß ein Handstreich gegen Danzig ausgeführt werden solle. Sie übten Woche auf Woche und am 17. September erhielten sie Order, nach Hause zu marschieren. Wenige Wochen darauf machte Österreich seinen Frieden mit Napoleon.

— Die Geheimnisse der preußischen Politik von 1809 sind noch nicht vollständig aufgeklärt; vielleicht werden sie es nie, wenn man in dem, was getan und unterlassen worden, ein System, einen Plan, Berechnung suchen zu müssen glaubt. Nicht bloß hatte der neue Hochmut des Wiener Kabinetts, im Kitzel seiner plötzlichen Popularität gegen das gedemütigte Preußen bis zur Beleidigung rücksichtslos, das alte Mißtrauen des Königs gesteigert; daß die Einwirkungen Rußlands seit jener Petersburger Reise ungemein bedeutend waren, ist ebenso klar wie natürlich. Nur daß die Zweideutigkeiten gegen Napoleon, die Rußland damals zuerst und mit Behutsamkeit sich erlaubte, von Preußen nicht ohne die äußerste Gefahr nachgeahmt werden konnten. Und doch stand Graf Götzen während der ersten Monate 1809, mit ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet, von Glatz aus in steter Beziehung mit Österreich; Knesebeck war unter dem Namen Müller in Wien, es ward von Königsberg aus Scharnhorsts Sohn an Erzherzog Ferdinand nach Warschau gesandt; die Kontributionszahlungen Preußens an Frankreich hörten auf; von dem vertragsmäßigen Hilfskorps, das Preußen gegen Österreich stellen sollte, war gar nicht die Rede. Man hatte alles getan, Napoleons Haß zu steigern und sein Mißtrauen zu rechtfertigen; man hatte nichts getan, sich vor den Folgen zu sichern, — nichts als daß man aus Freundschaft gegen Rußland das unterlassen haben wollte, was man aus eigenem Entschluß und auf eigene Gefahr zu tun nicht den Mut gehabt hatte.

Die Folgen dieser Politik blieben nicht aus. Bei weitem nicht die schlimmste war es, daß Preußen in der politischen Achtung auch der Feinde noch um viele Stufen tiefer sank; ja nicht einmal die, daß es gegen Napoleons schadenfrohe Willkür keine andere Hilfe hatte, als die Rußlands, deren Preis und Wert man bitter genug 1807 kennen gelernt hatte. Bei weitem das Übelste war die Wirkung nach innen. Wenn auch in mannigfachen Verirrungen, es war doch der edlere Geist gewesen, der in Volk und Heer die Stimmungen des Frühlings entzündet hatte; und alles das war nun Torheit und Verbrechen geworden. Nur die stärksten Naturen vermochten auch diese Prüfungen zu überdauern; der Gehalt der Masse ward um einen starken und rettenden Gedanken ärmer; die Hoffnungslosigkeit, nun erst völlig gerecht und allgemein, mußte tief hinab auflockernd wirken; die Frage: warum noch mehr opfern, für was und für wen? blieb nicht mehr in den egoistischen Kreisen der Vornehmen und Reichen; Stein braucht in einer Denkschrift vom Frühling 1810, um den herrschenden Geist des Landes zu bezeichnen, den furchtbaren, aber nur zu richtigen Ausdruck: „die Frechheit und Verwilderung in der Stimmung." Solche Zerrüttungen und Zersetzungen waren wie die Wirkung der Napoleonischen Politik gegen Preußen, so deren wohlberechneter Weg zu einem Ziele, das schon mancher in dem Schicksal des spanischen Königshauses vorgedeutet sah.

Auf den Wunsch Napoleons war es, daß der Hof im Dezember 1809 nach Berlin zurückkehrte, wo nicht bloß die schon eingenistete französische Intrige, sondern auch jenes Festungsnetz der Elbe und Oder, das gegen 30 000 Mann französische Besatzung hatte, ihn umspannt hielt. Und als wegen der versäumten Zahlungen mehr und mehr gedrängt wurde, kamen des Königs Minister endlich auf den feinen Rat, Schlesien an Zahlungs Statt abzutreten.

— So war Preußens Lage im Frühling 1810. Glücklich jene, in denen dem Haß gegen den „Welttyrannen" der Glaube an den doch gewissen Sieg des Guten und Edlen zur Seite stand; glücklich auch die, welche, wenn auch Preußen unterging, auf die unzerstörbare Lebenskraft des deutschen Geistes und Volkes rechneten; glücklich auch die, welche in dem Kampf gegen Napoleon, wo es auch sei, eine höhere

Pflicht sahen, als die, welche sie daheim band. Für Yorck gab es keine dieser Erleichterungen; wir finden nach dem Frieden von 1809 von ihm keinen Ausdruck der Hoffnung. Er war nichts als Preuße und Soldat; von allem, was in ihm Stolzes, Edleres, Erhebendes war, was ihm als Ziel oder Zier des Lebens galt, war nichts, was ihm nicht verletzt, gedemütigt, zerrüttet und zerbrochen worden wäre. Aber — und auch das wird ihn charakterisieren — je finsterer er die Zukunft sah, desto rastloser war er, an seinem Teil mitzuschaffen, daß dem kommenden Unheil der Weg verlegt werden könne. Nicht als werde es gelingen, ihm zu wehren, — armselige Begeisterung, deren Flamme währt, solange sie mit Hoffnungen genährt wird. Er rühmte wohl jene Seemannsart, auf dem sinkenden Schiffe auszuharren, aber die Flagge nicht zu streichen. So ein sinkendes Schiff schien ihm sein einst stolzes Preußen.

Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß Yorck die Meinung derer teilte, welche die wachsende Zerrüttung des Staates nicht bloß den Umständen schuld gaben. Überall weniger in ihnen, als in den Menschen, in den Persönlichkeiten und Charakteren sah er die Quelle des Heils und Unheils. Hatte er Steins Abtreten mit Freude begrüßt, so mochte auch er sich jetzt bekennen, daß ein noch so einseitiges System für den Staat minder verderblich sei, als die Systemlosigkeit, die ihm folgte.

Aus Steins und seiner Freunde Briefen ergibt sich, daß ein anderes Moment hinzukam, die Lage Preußens noch peinlicher zu machen. Es ist keine Frage, daß des Königs Winterreise nach Petersburg 1809 Eindrücke zurückgelassen hatte, deren Bedeutung sich keineswegs auf die äußeren Verhältnisse Preußens, auf die „furchtbar schwächende Wirkung" dem Heldenkampf Österreichs gegenüber beschränken sollte. Die Anfänge dieser großen Wandelung traten zunächst in kleinen Äußerlichkeiten zutage.

Man weiß, in wie hohem Maße der Einfachheit zugewandt der König gewesen und bis an seinen Tod geblieben ist; der Aufenthalt in Königsberg in seiner völligen Prunklosigkeit war den Stimmungen entsprechend, die nach solchen Schicksalen — freilich in jenen Kreisen am meisten — herrschend waren. Wenn man nach dem Besuch in Petersburg, — wie Gneisenau zu sehen meinte — sich in der früheren

Weise nicht mehr gefiel, wenn man die Rückkehr nach Berlin dazu benutzte, ein prunkhaftes Hofleben wiederherzustellen, so war nicht die veränderte Neigung des Königs, sondern eine veränderte Auffassung prinzipieller Verhältnisse die Ursache davon. Gleich in den ersten Tagen der Rückkehr las man „mit Verwunderung", wie ein Hamburgisches Journal sagt, in den Berliner Zeitungen ein Publikandum über Courtage, Hoffähigkeit, Präsentation, Hofkleidung usw.
Mehr noch eine neue Richtung bezeichnend war, was demnächst folgte. Bisher hatte der Staat, abgesehen von den beiden großen Hausorden vom schwarzen und roten Adler, mit denen Fürsten, Generale, Minister, Bischöfe begnadigt zu werden pflegten, nur die „im Kampf gegen den Feind" erworbenen Auszeichnungen durch den Offiziersorden pour le mérite und durch die goldene und silberne Verdienstmedaille belohnt. Durch die „Erweiterungsurkunde" wurden zwei neue Klassen des roten Adlerordens, die weitere Unterscheidung durch Eichenlaub, ein allgemeines Ehrenzeichen in zwei Klassen hinzugefügt. Es ist bezeichnend, mit welcher Härte Yorck sich über diese Institution äußerte. Er war daran gewöhnt, daß jene militärischen Auszeichnungen für bestimmte Kriegstaten gegeben wurden — wenigstens hatte er selbst den Beweis gegeben, daß er die Verteilung des Ordens bei Revuen für Mißbrauch halte; er begriff es nicht, wie man Zivilverdienst, das selten oder nie in der Form von Kühnheit, von Nichtachtung des eigenen Lebens erscheinen kann, konstatieren wolle; er erwartete nicht anders, als daß sich die verdienstlichen Zivilisten bei ihren Vorgesetzten melden, sich bewerben, ihre Verdienste herausstreichen würden, daß diese neue Einrichtung eine Quelle der „Vereitelung", der Depravation, der Augendienerei werden müsse.
Auch ihm ward — er war gerade in Berlin anwesend — der Adler-Orden dritter Klasse. „Ich habe beschlossen," sagt die Kabinettsorder, „Euch wegen Eurer Mir nicht unbekannt gebliebenen Verdienste die Insignien der dritten Klasse Meines rothen Adler-Ordens zu ertheilen, welche Ihr nach der Vorschrift im Knopfloch zu tragen habt, und übersende Euch solche anliegend als Euer gnädiger König." Er ward zum andern Tage (18. Jan. 1810) zum Ordensfest geladen. Er erfuhr, daß nicht bloß einige sehr ehrwürdige Konsistorialräte, sondern auch Iffland, der Schauspieler, mit demselben Orden bedacht und zu dem

Feste eingeladen sei; es widerte ihn an, in seines Königs Saal mit dem „Komödianten" in einer Reihe zu gehen; es kostete Mühe, ihn abzuhalten, daß er den Orden zurücksendete, größere, ihn zu bereden, auf dem Feste zu erscheinen. Wir folgen einem Gewährsmann, dem der alte Blücher die Geschichte von diesem ersten großen Ordensfeste erzählt hatte: „Yorck sei leichenblaß bei der Zeremonie erschienen, und als er bei Sr. Majestät Thron vorbeigegangen, um seinen pflichtschuldigen Dank zu bezeugen, hätte man ihm angesehen, daß er lieber ein Kreuzdonnerwetter zum besten hätte geben mögen. Bei der Tafel sei er so grimmig und bissig gewesen, daß ihm selbst um seinen braven Freund und Waffengefährten bange geworden sei." So erzählend schmunzelte dann der alte Husar so listig, daß man schon merkte, wie sein Urteil über dies „russische Wesen" sich von dem Yorcks nur in der Art der Äußerung unterschied.
Yorck verließ tief verstimmt und verbittert Berlin. Aber er war einmal nicht gewohnt, sich in seiner Pflichterfüllung beirren zu lassen.

— Die Hauptsache war, die Truppen möglichst vollkommen auszubilden, in ihnen einen möglichst soldatischen Geist zu entzünden und so trotz aller Diplomatie und Politik, trotz aller Erschlaffung oder Wechsel der öffentlichen Meinung unzerstörbare Elemente des Preußentums zu retten oder zu erneuen. Vor allem galt es Yorck, seine Offiziere — das Beispiel Schills und vieler anderer durfte ernstlich daran mahnen — zu jener strengen und geschlossenen Haltung zurückzugewöhnen, die, so leicht und bequem in guten Tagen, dann, wo sie doppelt notwendig ist, zur schwersten soldatischen Pflicht wird. Jetzt gab er selbst ihnen das Beispiel, „der Pflichten schwerste zu erfüllen". Mit wie tiefem Mißmut er den ganzen, wie ihm schien, heillosen Gang der Staatslenkung ansah, in wie gereizte und verbitterte Stimmung ihn die stete und, wie ihm schien, erniedrigende Berührung mit den französischen Behörden brachte, — höchstens die größere Strenge im Dienst, die schroffere Kälte in allen persönlichen Beziehungen, bei oft geringstem Anlaß plötzliche Heftigkeiten gegen die ihm Nächststehenden bezeugten, wie es unter der eiskalten Hülle dienstlicher Formen und soldatischer Pflicht in ihm glühte und kochte.
Wir finden Yorck als General an der Spitze seiner Brigade in ener-

gischer und rastloser Tätigkeit. Schon die großen Übungen im Sommer 1809 waren nach dem Zeugnis derer, die sie mitmachten, im höchsten Maß belehrend. Allerdings waren die Anweisungen zu diesen umfassenden Manövern vom Militärkabinett ausgegangen; aber Yorcks Kunst, die Situation, das Individuelle, die jedesmaligen Zwecke und Mittel zu erfassen, machte die Manöver von Mewe zu wahren Musterübungen, wie sie denn auch als solche seitens der höchsten Militärbehörde anerkannt wurden.

In eben jenen Übungen gab er ein Exempel militärischer Strenge. Wir kennen die Motive nicht genau; aber daß ein Strafurteil gegen den wackern Major Oheimb die Kompagnie des Kapitäns, zu dessen Gunsten entschieden war, wider den letzteren empörte, scheint ein Beweis zu sein, daß der Insubordination der Leute eine gerechte Empfindung zum Grunde lag. Sofort inmitten des Manövers (8. Sept.) befahl Yorck die Entwaffnung der Kompagnie, ihre Auflösung; die Brigade konnte innewerden, was Yorck unter Zucht verstand.

Und wollte man sehen, wie ein Offizier sich im Augenblick peinlichster Gefahr zu benehmen habe, so gab er ein Beispiel resoluter Plötzlichkeit, dessen sich ein altrömischer Feldherr nicht zu schämen gehabt hätte. Sträflinge, die von Pillau nach Graudenz transportiert wurden, versuchten im Nachtquartier zu Marienwerder Aufruhr; Yorck eilte hin, sprang mitten unter sie, hieb zwei von ihnen nieder; den anderen entsank der Mut.

Das Jahr 1810 brachte ihm eine neue Aufgabe. Gleich nach dem Frieden von Tilsit, in dem ersten Entwurf zur Reorganisation der Armee von des Königs eigener Hand, heißt es: „Daß wir zu wenig leichte Infanterie haben, ist wohl keinem Zweifel unterworfen." In der neuen Formation wurden die dritten Bataillone der Regimenter Füsiliere; diese, die zwei Jägerbataillone, das schlesische Schützenbataillon und die sechs Husarenregimenter bildeten, in Brigaden verteilt, die leichten Truppen der Armee, zu deren Generalinspekteur Yorck durch Kabinettsorder vom 17. Febr. 1810 ernannt wurde.

Wie Yorck seine Aufgabe auffaßte, zeigt die Einleitung zu der Instruktion für die leichten Truppen in den Übungen vom Jahre 1810. „Es liegt in der Natur der Sache, daß in einer bloßen Instruktion nicht alle Details erörtert werden können, die ohnehin mehr für die

spezielle Leitung der Brigadekommandanten gehören und sich auch bei einer persönlichen Inspizierung der Truppen weit leichter bemerken lassen. Ebensowenig kann diese Instruktion einen Inbegriff ganz neuer Ansichten darbieten, indem sie nur den schon gesagten Zweck hat, bestimmte Wahrheiten und Erfahrungen in eine übereinstimmende Unterrichtsanleitung zu fassen. Noch weniger aber lassen sich in einer Kunst, wie die des Krieges, wo die Resultate so unendlich dem Zufall, den Elementen, und wohl zu merken, auch der Freiheit des Willens, d. h. dem Verstande, der Tapferkeit oder Feigheit der einzelnen Glieder der Maschine untergeordnet sind, bestimmte Formeln für alle Fälle geben.

„Nur allgemeine Regeln der Erfahrung lassen sich hier entwerfen, deren zweckmäßige Anwendung auf die Lage, die Umstände den denkenden Offizier vor demjenigen auszeichnen, der seine Funktionen nur wie einen Mechanismus behandelt oder in der Zusammenstellung erlernter Evolutionen schon das vollendete Bild der Kriegskunst sieht."

Nach dieser Einleitung beginnt Yorck seine Belehrungen mit der Darlegung der Aufgabe der leichten Truppen: „Sie sind der Schirm der Armee, die entweder, durch sie gedeckt, sich vorbereitet, dem Gegner mit voller Kraft einen Stoß beizubringen, oder aber mit ihnen die Absicht verbindet, daß sich die Kräfte der Gegner zuvor an ihnen gebrochen haben, ehe sie jene in ihrer Fülle erreichen konnten. Es ergibt sich daraus die dritte Anwendung: daß die Bewegungen der leichten Truppen nach Umständen ganz unabhängig von denen der Armee sein können."

Bei diesen verschiedenen Aufgaben kommt es auf die genaue Bestimmung des Terrains und auf die Bezeichnung der Waffe an, da das Terrain der Waffe die Möglichkeit geben soll, es mit einer überlegenen Zahl aufzunehmen.

Mit musterhafter Anschaulichkeit und Gründlichkeit werden dann die Einzelheiten der Taktik behandelt, erst die Elemente des leichten Dienstes für das Fußvolk entwickelt, die „Feinheiten" dargelegt, in der „klüglichen Anordnung des Impulses auf den Fleck das ganze Geheimnis der Taktik" erörtert. Dann geht es zu den Husaren über; es wird ihnen ihre Bestimmung, ihr „Wirkungskreis im Kriege" ver-

anschaulicht; es wird ihnen vor allem die kühne Beweglichkeit, die Gewalt ihres plötzlichen Ungestüms empfohlen; ihr Chok soll unwiderstehlich vernichtend sein; „man dient nur Einem König und zu Einem Zweck, der echte Soldat wird weder dem einen noch dem andern halb dienen."

Dann wird der Vorpostendienst und dessen größere Anwendung in Vor- und Nachhut erörtert. Dringend empfiehlt Yorck den Offizieren das Studium geeigneter Schriften; er ersucht sie, „die Resultate des Studiums sich ganz wie praktische Lebensregeln zu imprimieren, indem die bloße Gelehrsamkeit in der Kriegskunst gleich den philosophischen Dogmen aus der Schulzeit in dem Augenblick der Gefahr gerade am meisten der Vergessenheit ausgesetzt sind."

Nach dem Abschnitt „Detachementkrieg" folgen noch einige „anzuwendende Prinzips", die mit überraschender Einfachheit den Kern der Sache treffen. So § 36. „Das Eparpillieren in viele Trupps schwächt die wichtigsten Punkte, läßt wenig vereinte Kräfte und gibt zu viele Befehlshaber. Ein kecker Aufmarsch des Feindes imponiert diesen, Konfusion ist unvermeidlich und Zersprengung des Ganzen die Folge davon. Bei unsern letzten Manövers sind wir noch zu oft in diesen alten Fehler verfallen; ein Beweis, daß wir mit unsern Meinungen über das Wesen des Schlagens noch nicht im reinen waren und uns von der dunkeln, selbst nicht bestehenden Idee nicht losmachen konnten, unsere Bewegungen immer erst nach denen des Feindes einzurichten; wir räumen dadurch gleichsam freiwillig dem Feinde das intellektuelle Übergewicht schon im Anfang ein."

Im Geist dieser Instruktionen nun die Ausbildung der leichten Truppen zu leiten, war die Aufgabe der Inspektionsreise, die Yorck im Mai 1810 antrat. Er begann in Braunsberg, um dann durch Pommern, die Mark, Schlesien zu gehen und über Berlin zurückzukehren.

Ungesucht verbanden sich mit dieser Reise noch weitere Zwecke. Wie wenig Yorck bisher mit den übrigen Generalen der Armee Verbindungen gesucht und gehabt hatte, die Stellung, die er jetzt einnahm, ebensosehr wie die Lage des Staates mußten es ihm notwendig erscheinen lassen, mit ihnen auch über das bloß Dienstliche hinaus Beziehungen anzuknüpfen.

Über Köslin, wo die pommerschen Husaren unter dem trefflichen Obristen Czarnowsky inspiziert wurden (20. Mai), kam er nach Treptow an der Rega, wo das Füsilierbataillon vom Regiment Kolberg lag. Obrist v. Bülow (Dennewitz), der damals die pommersche Infanteriebrigade kommandierte, hatte hier sein Hauptquartier. Zwischen ihm und Yorck war aus der Zeit her, wo beide Füsilierbataillone in Ostpreußen hatten, tiefer Groll; es ist nicht erkennbar, was sie verfeindet hatte, aber es ist zwischen ihnen bis zu den heftigsten Auftritten gekommen. Jetzt in Treptow begnügte Yorck sich nicht, gegen Bülow die offiziellen Höflichkeitsformen zu beobachten; er suchte die Gelegenheit, sich mit ihm, wie es in der uns vorliegenden Nachricht heißt, „völlig auszusprechen"; in jener dunklen Allee vor dem Treptower Schloß, das sich Herzog Eugen von Württemberg gebaut, gingen sie lange in lebhaftem Gespräch auf und ab. Es wird in derselben Nachricht hinzugefügt, daß Bülow früher von der „herrschenden leichtsinnigen und leidenschaftlichen Kriegsneigung befangen gewesen, jetzt aber in Yorcks gemäßigte Ideen eingegangen sei". Die Angabe ist schwerlich korrekt. Wenn von Bülow sein genialer Bruder Heinrich zu sagen pflegte: „Er sei unter den Brüdern der beschränkteste, aber darum immer noch der klügste Offizier in der Armee," so war er selbst wenigstens nicht gemeint, sich von einem Yorck des Besseren belehren zu lassen. Wir müssen nach einem späteren Vorkommnis schließen, daß dieser Besuch Yorcks in der Tat keinerlei persönliche Annäherung zur Folge hatte.

Demnächst ging Yorck über Stargard, um dort dem Generalleutnant Blücher seinen Besuch zu machen. Unsere Notizen erwähnen nur einer längeren Besprechung beider.

Über Soldin, wo die Füsiliere vom pommerschen Infanterieregiment inspiziert wurden, kam Yorck am 27. Mai nach Berlin. Allerdings gab es hier und in Potsdam längere Zeit zu tun; Yorck blieb bis zum 4. Juli.

Es war die Zeit, wo der schon früher berührte Wechsel des Ministeriums vor sich ging. Man wußte in den Berliner Zirkeln, daß zur Ernennung des Baron von Hardenberg als Staatskanzler Napoleons Erlaubnis eingeholt worden sei, daß Hardenberg selbst sich durch Vermittelung seines Neffen, des westfälischen Ministers v. Bülow, an

Napoleons Gnade gewandt hatte. Man brachte die plötzliche Niederschlagung des Prozesses gegen den Fürsten von Hatzfeld mit diesen Dingen in Verbindung; Napoleon, so hieß es, sei ungnädig gewesen, daß dieser Prozeß wegen der von dem Fürsten 1806 gemachten Auslieferung der Gewehrvorräte eingeleitet worden. In eben diesen Tagen kam Feldmarschall Graf Kalkreuth aus Paris zurück, wohin er gesandt gewesen war, um Napoleon zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin zu beglückwünschen. Wir bedauern, weitere Einzelheiten nicht aufgezeichnet zu finden, aus denen sich die Beziehungen Yorcks in Berlin entnehmen ließen; seine spätere Beurteilung Hardenbergs hier zu antizipieren, würde bedenklich sein.

Von Berlin ging Yorck nach Frankfurt, die ostpreußischen Jäger unter Major Clausewitz manövrieren zu lassen. Dann wurde in Lübben (10. Juli) das zweite schlesische Husarenregiment unter Major v. Eicke exerziert, dann in Liegnitz drei Tage lang das schlesische Schützenbataillon gründlich vorgenommen.

In Breslau ward zunächst Generalleutnant v. Grawert besucht, der Generalgouverneur Schlesiens; freilich ein preußischer General von der alten Schule, aber ohne den scharfen Stolz Rüchels, ohne die ungebrochene Kühnheit Blüchers; seine Manöver bei Grüneiche (17. bis 20. Juli) befriedigten Yorck nicht; sie erschienen ihm nicht dem Geist der neuen preußischen Kriegführung entsprechend.

Dann nach Neisse, die Füsiliere des ersten schlesischen Regiments zu üben. In Münsterberg wartete Obrist von Zieten, der Brigadier der schlesischen Kavallerie, seiner, ihm das erste schlesische Husarenregiment vorzuführen. Yorck kam am 25. Juli dorthin. Ein Vorfall, der ohne Namensbezeichnung überliefert ist, fand ohne Zweifel hier statt. Es war, so sagt unsere Quelle, bei diesen Inspektionen schon manchem Reiterkommandeur sonderbar vorgekommen, daß ein Infanteriegeneral zum Inspizieren komme; er schien nur so pro forma hinzusehen. Einmal — wir meinen eben hier bei Münsterberg — fand Yorck das Husarenregiment auf einem Platze aufgestellt, der vorn durch ein ziemlich durchschnittenes Terrain beschränkt war. Man hatte ihm einen frommen und wohlbeleibten Engländer zum Reiten gegeben, der zu den raschen Bewegungen des Husarenmanövers wenig paßte. Yorck ließ die Sache eine Weile so gehen, dann forderte er ein Flanqueur-

pferd, sah sich im Vorüberſprengen das Terrain vorn flüchtig an; allerdings gab es da Hinderniſſe, doch nicht ſolche, vor denen ein Huſar erſchrecken darf. Jetzt ließ der Kommandeur einen Chok machen, Yorck ſprengte mit; aber nahe am Ende des freien Raumes, ehe noch Halt geblaſen wurde, hatte Yorck ſeinem Seydlitz zugeraunt, ſich feſt in den Sattel zu ſetzen, er kommandierte dann von neuem Marſch! Marſch! und nun, er ſelbſt voran, ging es durch die Büſche und über die Gräben; manche Mütze flog ab, mancher Reiter, manches Pferd ſtürzte, bis die ſtrenge Lektion fertig war. Und nach dieſem Anfang leitete er das Manöver weiter nach dem rechten Weſen und Zweck des Huſarendienſtes, „als wäre er ſelbſt ein Huſar geweſen." Nach weiteren Übungen beritt er mit Obriſt Zieten die Umgegend, namentlich die Stellungen von Noſſen und von Stolz zu beſehen.

Auf dem weiteren Wege ward die kleine Feſte Silberberg genau beſehen, im Defilé von Wartha auf der Straße nach Glatz gehalten. In Glatz ward wieder exerziert, die Feſtung beſehen, über Nacht die Garniſon alarmiert. Wir finden nicht ausdrücklich erwähnt, daß Yorck Graf Götzen geſprochen hätte. Aber Scharnhorſt war in Landeck; Yorck fuhr zu ihm hinaus, hatte längere Beſprechungen mit ihm. Wohl hier erſt ſchwand Yorcks Bitterkeit gegen Scharnhorſt, der ſie nie erwidert hatte; wir finden unter den bald zahlreichen Briefen Yorcks an Scharnhorſt nun den Ausdruck wahrer Hochachtung und eines Zutrauens, deſſen ſich von Yorck kein anderer Gleichſtehender oder Vorgeſetzter zu rühmen gehabt hat.

Von Glatz ging es ſchnell – nur die zerſtörten Werke von Schweidnitz wurden beſichtigt – über Sagan und Frankfurt nach Berlin zurück, wo vom 7. bis 23. Auguſt noch Übungen, namentlich im Feſtungskriege, angeſtellt wurden. Es war in den erſten Trauerwochen nach dem Tode der unvergeßlichen Königin. Wir wiſſen, wie hart Yorck über ihren Einfluß geurteilt hat; er beklagte dieſen Tod nicht.

Der Rückkehr nach Marienwerder (27. Auguſt) folgten bald die Herbſtmanöver der weſtpreußiſchen Brigade. Eine Kabinettsorder vom 5. Sept. befahl, ſie in der Gegend von Dirſchau zu halten. Obriſtleutnant Graf de la Roche Aymon ward nach Danzig geſandt, dem dort kommandierenden General Rapp Anzeige zu machen; er ward von Rapp zuvorkommend aufgenommen.

Am 18. September begann das Manöver – die Brigade in zwei feindliche Abteilungen geteilt. Beiderseits die Gegend rekognoszierend näherten sie sich, zogen Vorpostenketten gegeneinander. Zwei Tage ward Vorpostendienst geübt; denn, nach Yorcks Meinung, „erfordert kein Dienstzweig eine größere Detailausarbeitung", und es galt jene Generalregel, „Aufmerksamkeit nach allen Seiten" so zur Gewohnheit zu machen, daß die Vorposten wirklich „Auge und Ohr und tastende Hand" des Korps wurden. Dann folgten Rekognoszierungen durch Katzeler von den Ulanen, Treskow von den Dragonern, Alarmierungen, Hinterhalte, alle Plötzlichkeiten des wirklichen Krieges, endlich mehrere Tage Gefechte. Zum 29. Sept. war Spezialrevue vor dem Feldmarschall Courbière; auch mehrere, namentlich polnische Offiziere der Danziger Garnison waren als Zuschauer gekommen; sie äußerten ihre Bewunderung über die Führung dieser Übungen, über die Leistungen der Truppen. Mit dem 1. Oktober begannen die Marschmanöver mit allen Übungen des Marsches in Feindes Nähe, mit plötzlichem Angriff auf dem Wege, mit Beschleichung der Biwaks usw. Waffenweises Exerzieren schloß am 9. Oktober diese ebenso anstrengenden als lehrreichen und lebensvollen Übungen.
Sie waren ein neuer Beweis von Yorcks Meisterschaft im Lehren; haben andere das Verdienst genialer Formationsentwürfe, großartiger strategischer Kombinationen, so gebührt ihm, wenn nicht ausschließlich, doch im vorzüglichsten Maße der Ruhm, aus jenen Formationen und für diese umfassenden Pläne taktische Körper so ausgebildet und, wenn man so sagen darf, belebt zu haben, wie sie demnächst der Krieg bewähren sollte. Er ist recht eigentlich der Lehrmeister der neuen preußischen Armee geworden. Denn wie wichtig und wesentlich zum Lehren auch Kunde und Methode ist – und beide besaß er im vorzüglichen Grade –, das eigentliche Geheimnis alles Lehrens liegt in dem Charakter. Und selten mag in einer Persönlichkeit mehr zwingende Gewalt, mehr adstringierende Schärfe, mehr Wucht persönlicher Überlegenheit – denn auch sie erwächst weniger der Intelligenz als der Willensstärke –, mehr von jener „gebieterischen Notwendigkeit" gewesen sein, die ohne Lob und Lächeln doch alle Kräfte zwingt und spannt und steigert und unwiderstehlich an den Wink des gebietenden Willens bannt.

Über die sonstigen dienstlichen Verhältnisse Yorcks liegen uns wenige Angaben vor. Der alte Feldmarschall in Graudenz, Generalgouverneur von Westpreußen, sein nächster Vorgesetzter, wurde hinfällig und machte höchstens in Kleinigkeiten allerlei Mühe, die noch leichter beseitigt worden wäre, wenn auf den alten Herrn nicht seine Söhne und ihre Schwester einen oft störenden Einfluß geübt hätten. Unangenehmer hätte die neubeliebte Einrichtung eines Generalstabes bei jeder Brigade werden können, der zwar unter dem Befehl des Brigadegenerals stand, aber doch seinen Instruktionen nach als Abzweigung des großen Generalstabes erschien; „also habe ich einen Aufpasser um meine Person," meinte Yorck. Indes versöhnte Oberstleutnant v. Zielinsky, Yorcks Generalstabschef, mit der Unbequemlichkeit der Einrichtung — wie Yorck wohl scherzte, durch seine Bequemlichkeit. Er war ein sehr begabter und kenntnisreicher Offizier, aber von jenem kontemplativen Gleichmut, der, solange es nicht große und plötzliche Anstrengungen für unmittelbare Zwecke gilt, sich mit der täglichen Mühe nicht gern mehr als eine geistige Motion macht. „Er hat genug über die Marienwerderschen Kleinstädter zu lachen," sagte Yorck. Im Bureau verstand er es vortrefflich, die anderen arbeiten zu lassen, ohne selbst etwas zu tun; nur wenn es einen sogenannten groben Brief an Zivilbehörden, namentlich an die Regierung zu schreiben galt, war er schnell zur Hand; „und dann schreibt er gleich so grob," meinte Yorck, „daß ich es gar nicht brauchen kann, ich muß dergleichen Briefe immer unterschlagen." Unter seinen Adjutanten hatte Yorck vor allen den Hauptmann Seydlitz, der je länger je mehr sein vollstes Vertrauen gewann; neben ihm bis zum Herbst 1809 den Leutnant v. Weyrach, an dessen Stelle zunächst v. Rohr und nach dessen Versetzung zum Prinzen Karl von Mecklenburg, Nov. 1811, Seydlitzens Schwager, der hochbegabte Schack vom Leibinfanterieregiment kam.

Auch seine Familie hatte er endlich wieder bei sich. Es gehört zu den Erlebnissen dieses Hauses — freilich in jenen Zeiten Preußens teilten unzählige, namentlich Offiziersfamilien das gleiche Schicksal —, daß sich die Mutter mit den Kindern auf das äußerste hatte einschränken müssen; eine Freundin des Hauses hat uns von den „fabelhaften Verlegenheiten", namentlich 1807 berichtet; „es sei unbeschreiblich,

wie Frau von Yorck sich habe durchhelfen müssen." Erst mit dem Ausgang des Jahres 1809 sah Yorck sich in der Lage, an die Übersiedelung seiner Familie nach Marienwerder zu denken.

Aus dem wieder beginnenden häuslichen Leben ist uns wenigstens ein Zug überliefert, der denn auch, bezeichnend wie er ist, hier nicht übergangen werden mag.

Die Knaben, der zwölfjährige Heinrich und der sechsjährige Louis, hatten neben des Vaters Zimmer Unterricht; die offene Tür ließ ihn hören, daß die Geschichte von Mucius Scävola, der die Hand ins Feuer streckt, erzählt wurde. Nach der Stunde spricht der Vater mit den Knaben von Mucius Scävola und dessen Heldenmut, und was sie wohl in ähnlichem Falle tun würden. Natürlich meinten sie: dasselbe. So soll es versucht werden. Es wird ein Blatt Papier genommen, zusammengeballt, Heinrich muß die Hand ausstrecken — er würde sich vor dem Vater geschämt haben, es zu weigern, der Papierballen wird darauf gelegt, angezündet, und der Heinrich läßt ihn, so sehr es schmerzt, niederbrennen bis in die Hand. Nun wird Louis noch einmal gefragt; mit Tränen in den Augen bleibt er bei seinem Wort; es wird eine Papierkugel ihm ins Händchen gelegt, angezündet, und auch er hält es ruhig zu Ende. „So muß ich es auch," sagt der Alte, ballt sich seinen Bogen Papier zusammen und macht seinen Buben das römische Experiment gründlichst nach. Freilich ist das Ende von dem Spaß eine tüchtige Brandwunde; und als am andern Morgen der Adjutant kommt, etwas zum Unterschreiben vorzulegen, hat der General die Hand dick verbunden. „Ich kann nicht schreiben, das hat man von den Kindereien mit den Jungen!" und nun erzählt er ihm die Geschichte.

Viertes Kapitel

Die Agonien von 1811

In der Mitte Dezember 1810 reiste Yorck, unzweifelhaft auf eine Weisung von Berlin her, dem Gouverneur von Danzig, General Rapp, einen offiziellen Besuch zu machen, mit seinen Adjutanten nach Danzig. Der Empfang sowohl von seiten Rapps wie der übrigen Generalität war im höchsten Maße auszeichnend.

Der Besuch – Yorck reiste am 17. Dezember wieder ab – war in mehr als einer Hinsicht lehrreich gewesen. Allerdings war die Beflissenheit, dem preußischen General zuvorkommend zu sein, sehr deutlich gezeigt worden; aber ebenso unzweideutig ließ sich erkennen, daß in der Auffassung der Herren dort Preußen einem rheinbündnerischen Gebiete ziemlich ähnlich war. Beachtenswert war die kriegerische Stimmung des Militärs; ein russischer Krieg schien schon oft Gegenstand der Besprechung gewesen zu sein. Um so auffallender waren die Äußerungen Rapps. Über Tafel kam das Gespräch auf die letzten Feldzüge; Rapp sprach von den Verlusten bei Eylau, bei Aspern und Wagram, dort sei unter den alten Soldaten des Kaisers sehr stark aufgeräumt; es sei Zeit, daß der Kaiser ein Ende mache; „glauben Sie mir," fügte er hinzu, „eine Armee mit jungen Generalen und alten Soldaten ist noch einmal so gut als eine Armee mit alten Generalen und jungen Soldaten." Und nach einer Pause: „Übereilt euch nur nicht, ihr Herren Preußen; wir erleben vielleicht noch, daß ihr den größten Teil eurer verlorenen Länder wiederbekommt, entweder so oder so."

Allerdings waren neue Wetter im Anzuge. Seit dem Sommer 1810 war die Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander, jene in Tilsit geschlossene und in Erfurt besiegelte, im Erkalten; es fanden sich immer neue Fragen, in denen sich die Interessen beider Kaiserhöfe trennten, es gab immer größere Mißverständnisse, immer peinlichere Erörterungen; der Ausbruch eines Krieges schien nahe. Was sollte dann aus Preußen werden?

Preußens politische Lage hatte sich seit Napoleons Verschwägerung mit Österreich auf unerhörte Weise verschlimmert; selbst der Wiedereintritt Hardenbergs in den Staatsdienst im Juni 1810 hatte nur da-

zu gedient, die Fesseln, die Preußen banden, sicherer zu machen; „ein finsterer Blick des Kaisers würde genügt haben, ihn vom Amt zu entfernen." Der Staatskanzler war vor allem bemüht, „mit den französischen Autoritäten gut zu stehen" und die schweren Kontributionen von 1807 endlich regelmäßig zu zahlen. Dem Lande wurden die äußersten Anstrengungen zugemutet, um Leistungen zu machen, mit denen man dem Kaiser doch kein Genüge tat. Das Berliner Kabinett durfte sich nicht verhehlen, daß es auf diesem Wege weder in Napoleons Achtung stieg, noch sein Mißtrauen überwand; im geringsten nicht wurde es von ihm größerer Berücksichtigung gewürdigt; kaum daß es von dem, was zwischen Paris und St. Petersburg vor sich ging, auch nur eine Notiz erhielt. Hatte man gehofft, für so viel Unterwürfigkeit durch Antrag eines Bündnisses belohnt zu werden, so mochte man aus dem völligen Schweigen, das Napoleon beobachtete, erkennen, daß er entweder noch tiefere Unterwerfung erwartete oder dem Schicksal Preußens eine völlig andere Wendung zu geben beabsichtige. War nicht im Lauf des letzten Jahres das Königreich Holland, das Herzogtum Oldenburg verschwunden? Waren nicht Stücke des Königreichs Westfalen, waren nicht die alten Hansestädte inkorporiert? „Kleine Staaten," hatte der französische Minister gegen den russischen Gesandten geäußert, „können nicht bestehen, wenn deren Existenz der Politik und den Vorteilen der großen Mächte entgegen ist, welche wie ein reißender Strom alles verschlingen, worauf sie in ihrem Laufe stoßen." Wie, wenn nun Napoleons Politik das Aufhören Preußens forderte? waren nicht Magdeburg, Torgau, Wittenberg an der Elbe, Stettin, Küstrin, Glogau an der Oder, Danzig, Thorn, Warschau an der Weichsel in seiner Gewalt? Durchschnitten nicht die vertragsmäßig zugestandenen Militärstraßen die Monarchie? Auf wessen Beistand konnte man rechnen, wenn es Napoleon angemessen schien, die tiefgedemütigte preußische Monarchie völlig zu kassieren?

Wie nun einmal die Lage des Kabinetts war, durfte es weder sich auf diese äußerste Gefahr zu rüsten versäumen, noch sich weitere Erniedrigungen ersparen, um ihr wo möglich zu entgehen.

In den Verlauf dieser Verhältnisse greift Yorcks Tätigkeit in sehr bezeichnender Weise ein. Es wird keiner weiteren Rechtfertigung be-

dürfen, wenn wir diese Dinge, ihrer geschichtlichen Wichtigkeit entsprechend, eingehender behandeln.

Im Februar 1811 verbreiteten sich Gerüchte von bedrohlichen Rüstungen, die im Großherzogtum Warschau vorgenommen würden, Gerüchte, wie Boyen an Yorck schreibt, „von großen Magazinierungen und starken Truppenaushebungen." Vom Kabinett ward Yorck beauftragt, im tiefsten Geheimnis einen zuverlässigen Mann nach Warschau zu senden, um Näheres zu erkunden; namentlich 1. ob die bis dahin angelegten Magazine bestimmte Zwecke folgern ließen; es scheine gewiß, daß eine französische Kriegskommission die Leitung ihrer Anlage habe; 2. ob die polnischen Aufkäufe von Eisen und Blei, die in Österreich und Schlesien gemacht würden, zu Munition bestimmt seien; 3. ob die bedeutenden Truppenaushebungen, von denen das Gerücht sage, nur Ergänzungen seien oder zur Augmentation der Armee, zur Bildung neuer Korps dienen sollten? Es wurde Yorck überlassen, diesen Aufträgen weitere beizufügen.

Allerdings tat er dies und in einer Weise, welche die ganze Bedeutung der Sachlage auffaßte. Nicht bloß, daß er Fragen über die Stärke der bewaffneten Macht und ihre Verteilung im Großherzogtum, über die Waffendepots, über etwaige militärische Neubauten usw. beifügte, er forderte zugleich Auskunft über die allgemeine Stimmung in Polen, ob es gegründet sei, daß eine russische Partei im Lande und wer deren Oberhaupt sei; ob in dem Fall eines Krieges ein allgemeines Aufgebot vorbereitet werde; er stellte schließlich die Fragen: was für Truppen stehen in Russisch-Polen? und wie viele? wie ist die Lage der Magazine im Russischen? was sagt die allgemeine Stimme über einen neuen Krieg? wie ist die Stimmung der russisch-polnischen Untertanen? ahnet man Verbindung dieser Untertanen mit den Warschauischen? wen zählt man unter die Häupter der Insurrektion?

Das Kabinett hatte auf die russischen Verhältnisse die Aufmerksamkeit zu richten unterlassen. Und doch gab es in dem Großherzogtum derartige Umtriebe, wie sie Yorcks Fragen andeuten. Es wurden russische Truppen an den Grenzen zusammengezogen; es ward russischerseits alles zu einem plötzlichen Angriff auf das Großherzogtum vorbereitet, der im Frühjahr stattfinden, schnell die Weichsel, die Oder

überschreiten sollte. Wußte man in Berlin von diesem Plane? war er, wie französischerseits behauptet worden ist, von Berlin aus angeregt? Wenigstens Yorck hatte keinerlei Kunde darüber.

Er wählte zu jener Sendung nach Polen einen ehemaligen Major v. Kleist, „einen sehr soliden und recht vernünftigen Mann, treu ergebenen Untertan"; er nahm mit ihm persönliche Rücksprache. Die Reise sollte über Thorn die Weichsel aufwärts nach Warschau gehen, von da längs der russischen Grenze durch Bialystock, dann nach der schlesischen Grenze, endlich wo möglich über Posen zurück; Kleist sollte keinerlei Berichte nach Berlin oder Preußen senden, nur im Notfall persönlich Briefe auf dem nächsten schlesischen Postamt abgeben. Zu den in Berlin für diese Reise bewilligten 150 Talern legte Yorck nach Kleists Vorstellungen noch 50 Taler hinzu.

Major v. Kleist war am 3. März abgereist, kehrte gegen Ende des Monats zurück. Trotz der „sehr dringenden Bitten" Yorcks hatte er dem alten Courbière auf dessen ausdrückliche Forderung einige Eröffnungen gemacht, namentlich ihm mitgeteilt, daß warschauische Truppen in sehr bedenklicher Zahl bei Thorn, wenige Meilen von Graudenz entfernt, zusammengezogen seien, ja daß an einen Überfall der Festung Graudenz gedacht werde. „Der Feldmarschall," schreibt Yorck am 28. März nach Berlin, „ist hierdurch so in Alarm gesetzt worden, daß er zu den vehementesten Maßregeln gegriffen hat." Um Graudenz vor einem Überfall von Warschau her zu decken, zog der Feldmarschall den größten Teil der Infanterie der ersten Brigade an sich, befahl eine zur Strandbesetzung kommandierte Batterie nach Graudenz, forderte von der Regierung in Marienwerder schleunigste Verproviantierung der Festung. Maßregeln, die, abgesehen von dem „öffentlichen Embarras", in Widerspruch mit den an Yorck erlassenen königlichen Befehlen standen, „die Ostseeküste en concert mit dem kaiserlich französischen Gouvernement in Danzig zu besetzen." Yorck beeilte sich (28. März), Seydlitz nach Berlin zu senden, um Verhaltungsbefehle zu erbitten; er bemühte sich einstweilen, „des Feldmarschalls Besorgnisse zu temporisieren," ihn zu ruhigeren Mitteln zu bewegen, das Gerücht zu verbreiten, daß die nach Graudenz gezogenen Batterien für die Strandbesetzung bestimmt seien. „Ich wünsche sehnlichst, daß dies mein Benehmen den Intentionen Sr. Majestät ent-

sprochen haben mag; eine Sache, die, da ich ohne alle Ansichten über unsere neuesten politischen Verhältnisse bin, in meiner Lage wahrlich nicht ganz leicht ist. Auch nur ein kleiner Wink könnte die Basis werden, worauf ich bei vorkommenden Fällen meine Ansicht und mein Benehmen begründen könnte. Ich glaube, es war schon früher ein Fehler bei uns, daß ein kommandierender General außer sich von nichts wußte und also bei augenblicklich erforderlichen Entschlüssen unsicher war, daher lieber nichts tat, um beim Handeln nicht verantwortlich zu werden."

Dem Kabinett mußten die Vorgänge von Graudenz um so ungelegener kommen, da sie keineswegs mit den Eröffnungen übereinstimmten, die man soeben an Graf St. Marsan gemacht hatte. „Der König," so hatte Hardenberg zu ihm gesprochen, „ist fest entschlossen, seine Sache nie von der Frankreichs zu trennen und dem Kaiser treu und ganz zugewandt zu bleiben; ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich nicht für halbe Maßregeln bin; der König ist durchaus derselben Meinung, und sein größter Wunsch würde sein, sich auf die innigste Weise mit Frankreich zu verbünden, was alle Leidenschaften und Intrigen schweigen lassen, den Kredit des Gouvernements herstellen, Sicherheit und Zutrauen in der ganzen Monarchie wieder erwecken würde." Der König hatte ausdrücklich geäußert, er wünsche, daß sein Verlangen, Preußens Schicksal unwiderruflich an das Frankreichs zu knüpfen, dem Kaiser mitgeteilt und dessen Intentionen in dieser Hinsicht erkundet würden. „Mit vieler Ungeduld," berichtet St. Marsan ein paar Tage später (5. April), „erwarten der König und seine beiden Minister die Wirkung der von ihnen gemachten Eröffnungen in betreff der Allianz mit Frankreich; der König hat auf entschiedene Weise seine Partei genommen." Und um recht augenscheinlich zu machen, wie man gesonnen sei, hatte man den Fürsten Hatzfeld nach Paris gesandt.

Wenn man sich so rücksichtslos hingebend erklärte, so mochte man wenigstens vor neuen Gewaltschritten sicher zu sein hoffen. „Es sei ihm nicht wahrscheinlich," ließ der König am 1. April an Yorck schreiben, „daß die anhero gemeldete Zusammenziehung warschauischer Truppen eine feindliche Absicht gegen Graudenz zum Grunde haben sollte."

Und doch, „es erschreckten die unablässigen Truppenbewegungen auf Magdeburg zu"; es bestätigten sich die Angaben über Thorn; die dortige Truppenaufstellung belief sich bereits auf 10 000 Mann. Wie hätte man sich auf den Erfolg der Sendung von Hatzfeld verlassen sollen? Man rief, wie Blücher an Yorck in den ersten Apriltagen mitteilte, die Beurlaubten der Berliner Garnison ein; an Yorck kam der Befehl, die Bereisung der Strandwachen noch aufzuschieben, die weitere Disposition für die Truppen zu erwarten; es wurden die Krümper – wenigstens von der pommerschen und brandenburgischen Brigade liegt uns die Angabe vor – eingezogen. Aus Berlin zurückkehrend, überbrachte Seydlitz an Blücher und Bülow in Pommern, an Yorck und Stutterheim in Preußen geheime Instruktionen für den Fall eines wirklichen Angriffes. „Die so ungünstige Lage des preußischen Staates," schreibt Boyen am 4. April, „macht, wie man behauptet, es bis jetzt noch nicht möglich, entschiednere Maßregeln zu nehmen, und man muß also die Entscheidung des wichtigen Augenblickes zum Teil von der Zeit erwarten, obgleich mir nach meiner geringen Privatansicht dieser Moment nicht mehr ferne zu sein scheint."

– Daß zwischen Frankreich und Rußland ein Konflikt drohe, zeigte sich in den beiderseitigen Bewegungen nach dem Warschauischen zu. Fürchtete Napoleon wirklich den zuvorkommenden Angriff Alexanders oder wollte er ihn zu fürchten scheinen, die Anstalten, die im Großherzogtume getroffen wurden, waren von der Art, als wenn man „in jeder Stunde, in jeder Minute" die Invasion der Russen zu gewärtigen habe. Die russischen Rüstungen waren umfassend, vollständig. „Wenn ich angreifen wollte," sagte Kaiser Alexander im Mai zum französischen Gesandten, „seit zwei Monaten bin ich fertig; wer wollte mich hindern?"
Allerdings hatte das Berliner Kabinett keine Gelegenheit versäumt, sich dienstbeflissen zu zeigen. Als Rußland durch den Ukas vom 31. Dez. 1810 das Kontinentalsystem so gut wie aufgab, beeilte sich Preußen, die Aufhebung alles Landverkehrs mit Rußland anzubieten; die Konvention vom 26. April vermehrte die Zahl der den Franzosen zustehenden Militärstraßen durch das preußische Gebiet; freiwillig steigerte man die Maßregeln zur strengsten Überwachung der eng-

lischen Konterbande, „Maßregeln, welche zwei Dritteile der Armee in Anspruch nehmen." Für so viel Unterwürfigkeit hoffte man durch die Annahme der Allianz belohnt zu werden, die man eben jetzt in den dringendsten und unzweideutigsten Ausdrücken durch Fürst Hatzfeld angeboten hatte.

Auf diesen Antrag ließ Napoleon seine Zufriedenheit mit dem guten Willen Preußens aussprechen; aber „es seien keine ernstlichen Gründe zu einem Kriege zwischen Rußland und Frankreich vorhanden." Jene Truppenbewegungen in Westpreußen, jene Einberufungen waren seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen; „sie sind verdächtig, weil sie unnütz sind," ließ er am 30. April an seinen Minister des Auswärtigen schreiben; „wenn Preußen Rüstungen macht, ehe wir uns verständigt haben, so sind sie gegen mich; ich werde das Land besetzen; es ist lächerlich, uns einreden zu wollen, sie seien gegen die Engländer, von denen man keine Landung zu fürchten hat." Sofort wurden französische Agenten nach Schlesien, Pommern, Preußen gesandt, die militärischen Vornahmen Preußens zu beobachten; es wurde in Dresden und Warschau alles so angeordnet, daß die polnische Armee in 24 Stunden an den entscheidenden Punkten vereinigt sein konnte; „man suche den Sinn meiner Befehle zu durchdringen; es muß alles so geordnet sein, daß man nichts verliert, selbst wenn die Russen nach Warschau kommen."

Napoleon mochte der Meinung sein, daß ein russischer Einfall in Polen als Zeichen zum Losbrechen für Preußen beabsichtigt werde; vielleicht daß er einen solchen Anlaß wünschte, um einem Staatswesen ein Ende zu machen, das ihm, je tiefer es sich demütigte, desto unbequemer wurde.

Wenigstens in der Armee erwartete man solche Wendung der Dinge. „Man kann uns alle Tage gleichsam zusammenklappen," sagt Blücher in einem vertraulichen Schreiben an Yorck vom 23. April, „aber wir sind selbst schuld daran ... Möchten die Russen endlich einmal einen klugen Streich machen und die Polen überrennen; das könnte die Sache sehr aufhalten."

Es muß dahingestellt bleiben, ob das Berliner Kabinett von den Absichten Alexanders unterrichtet war; daß es über seine Maßregeln unzulängliche Kunde hatte, ist nicht zweifelhaft. Zu welchem Zweck

stand die russische Macht „seit zwei Monaten fertig" an der Grenze, wenn sie, mit entscheidenden Schritten zögernd, Napoleon die Zeit gönnte, seine Gegenanstalten zu vollenden? oder erwartete Alexander von der Freundschaft des Königs, daß er, durch jene Rüstungen gedrängt sich zu entscheiden, lieber auf Rußland hoffend den Kampf beginnen, als sich noch tiefer denn bisher vor Napoleon demütigen würde?

Der Empfang des Fürsten Hatzfeld in Paris zeigte, wie weit entfernt man noch davon war, vor Napoleons Augen Gnade gefunden zu haben.

Noch war Scharnhorst in des Königs Nähe; er wird es gewesen sein, der jetzt an Gneisenaus Entwürfe erinnerte, seinen Rat einzuholen riet. Ein Schreiben Gneisenaus bezeichnet die Situation: „Die russischen Rüstungen begannen; auf einmal erschienen französische Truppen in größerer Anzahl, als die bestehenden Traktate feststellten, und wichen von den Militärstraßen ab. Dies erfüllte mit Schrecken. Man rief mich, und ich gab meine Ratschläge, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, sogleich die Truppen zusammenzuziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und insurrektionelle Maßregeln vorzubereiten." Gruner eilte (Mitte April) nach Prag; „bekannt mit den einzelnen für die gute Sache bestehenden Verbindungen, suche ich mich mit diesen in Rapport zu setzen, alle débris der früheren Insinuationen zu benutzen und jeden Keim zur neuen, tätigen Selbsthilfe Deutschlands zu wecken; — ich zweifle nicht am Erfolg, besonders da das Ganze unter russischem Schutz und Hilfe steht; — auch Stein will tätig werden und nach Rußland gehen, um dort das Beste Deutschlands mit beraten und lenken zu helfen. Mein Zweck ist, durch Deutschland dazu mitzuwirken, erstlich durch die Bildung der deutschen Legion, zweitens durch die Bildung von Streifpartien im Rücken des Feindes, welche Magazine verderben, Zufuhren abschneiden usw. sollen; drittens Insurrektionen in den unterjochten Ländern zu befördern."

Es ist hier nicht am Ort, die Verzweigung dieser großen und kühnen Pläne, welche in Weimar ihren nächsten Mittelpunkt hatten, zu verfolgen. Durften sie sich auf Preußen Rechnung machen?

In Preußen war seit den vergeblichen Spannungen von 1809 die

Stimmung mehr und mehr erlahmt; mehr und mehr überzeugte sich das „gebildete Publikum", daß die politische Weisheit fortdauernd gutes Einvernehmen mit Frankreich fordere. Es kamen gewisse innere Verhältnisse hinzu, die es mehr als zweifelhaft machten, ob eben jetzt die Zeit zu äußersten Entschließungen sei. Die großen administrativen Maßnahmen, die Hardenberg seit dem vorigen Sommer in rascher Folge angeordnet, hatten Mißverständnisse, Mißstimmungen aller Art geweckt; am wenigsten versöhnten sie, wie die immerhin noch durchgreifenderen und schrofferen Steins, durch die Hinweisung auf ein großes nationales Ziel. Die Berufung der Notabeln im Februar schuf so wenig eine neue Erhebung und Anspannung der Gemüter, daß das Gouvernement vielmehr eine beginnende, wenn man will, reaktionäre Opposition mit ziemlich willkürlichen Mitteln niederschlagen zu müssen glaubte; das halbe Einlenken, das man dann folgen ließ, rechtfertigte die Widersprechenden, ohne sie zu versöhnen. Allerdings war dem Staatskanzler eine Aufgabe geworden, wie sie peinlicher und undankbarer selten einem Staatsmann zugefallen ist. Aber die Art, wie er sie löste, lag ebensosehr in seinem Charakter und seiner Denkweise, wie sie durch die Umstände geboten erscheinen mochte. Jene administrative Gefügigkeit und Beweglichkeit, in der mit oder ohne Konstitution die Staaten des napoleonischen Systems so Außerordentliches leisteten, jene monarchisch-bureaukratische Superiorität nach innen, kraft deren alle Kräfte und Interessen des Volkslebens, gleichsam ungefragt und ohne Rücksicht auf ihr eigenes Recht, als die stets bereiten Mittel für die jeweiligen Zwecke des Staates verwendbar wurden — denn das war es, was man unter Souveränetät zu verstehen sich gewöhnte — wir sagen nicht, daß Hardenberg sie mit so kecker Hast, wie in Bayern, mit so blindem Übermut, wie in Westfalen geschah, erstrebte. Er wünschte, daß man ihm vertraue; und der Ratlosigkeit des tiefgebeugten Volkes blieb nichts übrig, als auf die Arkana einer Staatskunst zu hoffen, die immer noch in Wohlwollen und Zuversicht lächelte. Es war dem Staatskanzler genehm, daß aus der öffentlichen Stimmung jene Heftigkeiten schwanden, die, seiner begütigenden, weltmännischen, diplomatischen Natur an sich schon unbequem, den Voraussetzungen der aufgeklärteren Staatsweisheit am meisten zuwider waren. Das eifrige Bemühen um Napoleons Gunst,

die diplomatische Ostentation völligen Einverständnisses mußte sie endlich ganz irremachen. „Das Unglaubliche geschah," schreibt Gneisenau an Graf Münster, „die Nation gewöhnte sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich."

— Wie war die Lage des Kabinetts peinlich! aber sie wurde es nur um so mehr, je länger man sich mit entgegengesetzten Tendenzen trug. „Man fand," schreibt Gneisenau, „meine Ratschläge zu kühn und führte nur die Hälfte derselben aus; nämlich man glaubte im stillen alles abmachen zu können." Während man sich in aller Stille für gewisse äußerste Fälle rüstete, wandte sich der König — es geschah in der Mitte des Mai — gleichzeitig an Alexander, ihm den Frieden zu empfehlen, an Napoleon, ihm die näheren Bedingungen eines Schutz- und Trutzbündnisses darzubieten.

„Die Neutralität Preußens," heißt es in des Königs Schreiben an Alexander, „würde im Falle eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich eine Schimäre sein; ich würde die Partei ergreifen müssen, die notwendig durch meine Verbindungen und Vereinbarungen mit Frankreich bestimmt wäre." Und in dem Antrage an Napoleon heißt es: „Durch offizielle Mitteilung über die Besorgnis eines nahen Krieges zwischen Frankreich und Rußland beruhigt, würde ich vielleicht in Verlegenheit sein, den an den Grafen St. Marsan gemachten ersten Eröffnungen weiter Folge zu geben, wenn es mir nicht daran läge, noch genauer meine Gedanken auszudrücken über die Mittel, für immer und abgesehen von augenblicklichen politischen Konjunkturen die Bande der Freundschaft und Einigung zu knüpfen, die zu meiner großen Genugtuung schon zwischen Frankreich und mir vorhanden sind."

Wie aber, wenn doch der Krieg ausbrach? wenn Napoleon ein Bündnis versagen wollte, in dem Preußen noch den Schein selbständiger Entschließung bewahrte? wenn er als Herr über Preußen zu schalten gemeint war?

Für diesen Fall wurde der Plan angenommen, welchen Gneisenau angegeben. Man hatte — dank Scharnhorsts unablässigen Bemühungen — eine ungleich größere Armee, als die Konvention von 1808 gestattete; man konnte sofort durch Einberufung der Krümper

ein völlig exerziertes und disziplintertes Heer von 124 000 Mann aufstellen; man hatte in den schlesischen Festungen, in Kolberg, Graudenz, Pillau feste Haltpunkte, auf die man sich stützen konnte. Man war, wenn man zu wollen verstand, stark genug, wenigstens einen mächtigen Kampf zu beginnen, und man durfte gewiß sein, daß einem entschlossenen Anfang die Hilfe nicht fehlen werde. Man hatte, da die Hälfte der Kontribution gezahlt war, die Rückgabe der Festung Glogau zu fordern; und des Königs Schreiben vom 14. Mai — das soeben erwähnte — forderte sie. Wurde sie verweigert, so mußte man entschlossen sein, loszubrechen, sogleich, mit aller Kraft, auf jede Gefahr.

Faßte man einmal den Gedanken, Napoleon gegenüber noch irgendeinen Rechtsanspruch haben und fordern zu können, so war es an der Zeit, den willkürlichen Vertragsverletzungen, die französischerseits geflissentlich gemehrt wurden, entgegenzutreten. Nicht ferner durften die Besatzungen der drei Oderfestungen, die Preußen zu verpflegen hatte, um viele Tausende stärker sein, als die Verträge bestimmten, nicht ferner mußten die französischen Marschkolonnen die vertragsmäßigen Straßen überschreiten, die französischen Besatzungen der Festungen über den vertragsmäßigen Rayon hinausgehen dürfen. Die Kriegsmacht in jeder Provinz mußte in diesem Sinne angewiesen, die Befehlshaber mit Vollmachten, in diesem Sinne sofort und auf jede Gefahr hin zu verfahren, versehen werden.

Man sieht, es war das System, welches man annahm, gleichsam ein Kompromiß der entgegengesetzten Ansichten, und indem es dem Kabinett den entscheidenden Entschluß ersparte, rettete es von den Vorteilen, die eine entschlossene Erhebung gebracht haben würde, wenigstens die Hoffnung, daß sie noch erfolgen werde.

Aber bei Hardenberg, bei dem Könige überwog das Interesse, nicht zum Äußersten zu schreiten. Nicht bloß aus Rücksicht auf die Gefahren des Weges, den man betreten mußte — eines Weges, der nur in dem Maße zum Ziele führen konnte, als man die doch unberechenbare Gewalt der Massen zu entfesseln, nationale Sympathien zu entflammen wagte. Nicht minder bedenklich mochte es erscheinen, mit jenen Vollmachten die allerwichtigsten Entscheidungen sozusagen aus dem Kabinett in die Provinzialkommandos zu übertragen, die Frage

über Krieg und Frieden wenn nicht dem Zufall, so doch der oft sehr undiplomatischen Reizbarkeit der Generale zu überantworten.
Allerdings entwarf man „Vollmachten für die Befehlshaber einer Provinz in außerordentlichen Fällen"; aber man beschränkte, so scheint es, ihre Wirksamkeit auf den Fall wirklichen Angriffes von seiten der Franzosen; und indem man Gefahren dieser Art nur in der Nähe des demnächstigen Kriegstheaters, namentlich nur von Danzig und Thorn aus, möglich erachtete, fertigte man nur für das westpreußische Militärkommando die Vollmacht wirklich aus.
Wir kommen endlich zu Yorck zurück; er war es, dem diese hohen Befugnisse übertragen werden sollten. Scharnhorst hatte ihn dem Könige vorgeschlagen; „erst auf diesem Wege traten sich beide näher, überzeugt, ihre Kräfte gemeinschaftlich dem großen Zweck zu opfern."
Es ist wahrscheinlich, daß das Original jener Vollmacht, die Yorck erhielt, noch jetzt im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt wird; es ist uns nicht zugänglich gewesen, auch keinerlei Abschrift oder Auszug hat sich in den von uns benutzten Papieren vorgefunden. Wir müssen uns bescheiden, wenigstens die wichtigsten Bestimmungen, die sie enthalten, aus ferner mitzuteilenden Aktenstücken kennen zu lernen.
Nach Empfang derselben schrieb Yorck an Scharnhorst (13. Mai): „Die mir von Ew. Hochwohlgeboren durch den Herrn Major von Tippelskirchen übersandte Depesche habe ich gestern den 12. d. M. wohlverschlossen zu erhalten die Ehre gehabt. Es ist und wird gewiß der gegebenen Bestimmung gemäß verfahren werden, und ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, sich zu überzeugen, daß ich den Moment, wo alles in Kraft und Wirkung treten soll, richtig beurteilen und nicht übereilen werde. — Das Vertrauen, so Se. Majestät in mich zu setzen geruhen, ist sehr, sehr groß. Wollte Gott, ich könnte demselben ganz entsprechen. Die Aufgabe ist, ich fühle es, nicht leicht. Guter Wille, die Anstrengung aller meiner Kräfte sind in meiner Gewalt, und ich kann im voraus versichern, daß es hieran nicht fehlen soll. Ob aber beides hinreichend ist, ob mein Wissen und mein Handeln meinem Wollen entsprechen wird, das, mein Herr General, bitte ich Sie, ich beschwöre Sie bei den heiligen Banden, die Sie und mich an das Wohl des Königs und des Vaterlandes knüpfen, genau und nach der

allergrößten Strenge zu prüfen. Mein Herr General, ich verehre den König, ich liebe mein Vaterland, ich achte meine Ehre. Diese Grundsätze machen es mir zur Pflicht, Sie zu bitten, es zu berücksichtigen, daß ich noch nie etwas im Ganzen kommandiert oder dazu mitgewirkt habe. Meine Brigade würde ich auf den Punkt hinführen, wo sie sein soll; ich würde vielleicht auch Hindernisse zweckmäßig zu beseitigen und meinen Entschluß zum Entgegenwirken mit Kraft und Nachdruck zu nehmen wissen und dann wie ein rechtschaffener Soldat stehen oder fallen; das hoffe ich mit Gottes Hilfe zu leisten, und dafür könnte ich auch bürgen. Der mir zu seiner Zeit gewordene Auftrag verlangt viel, viel mehr. Unser unglücklicher Staat ist nicht in der Lage, daß er einen einzigen Fehler eines kommandierenden Generals ertragen könnte; ein unbedeutender kann ihn in den Abgrund stürzen. Die hiesigen Provinzen sind diejenigen, wo der erste Schlag geschehen und wo es erforderlich sein wird, mit der größten Klugheit, Vorsicht und Energie zu handeln. Werde ich das alles leisten können? würde nicht ein im großen Kriege unterrichteter Mann und erfahrener General diesen Forderungen sicherer entsprechen? Es komme als Oberbefehlshaber hieher, wer da wolle, wäre er auch heute noch Major, ich gebe mein Ehrenwort, ich werde unter ihm meine Pflicht tun; ich kenne keine Persönlichkeit, ich kenne und fühle nur für meinen König und für mein Vaterland. Es ist jetzt nicht der Augenblick, zu heucheln; offen und frei gestehe ich Ihnen, ich glaube, ich habe mehr Naturgaben, aufzufassen und auszuführen, als selbst zu entwerfen und zu schaffen. Dies Geständnis kann mich bei Ihnen nicht zurücksetzen. Bedenken Sie, Herr General, daß ich noch gegen die Eifersucht werde kämpfen müssen; ich zweifle an keines Menschen Patriotismus, beschuldige auch niemanden, aber ich kenne die Menschen. Diejenigen, denen der Kopf so wie mir bei der schwierigen Aufgabe schwindeln möchte, werden bei ihrer Übergehung anders denken, und wehe dem Staat, wenn sie auch anders handeln! — Nochmals bitte ich Sie, Herr General, prüfen Sie mich genauer, lassen Sie sich nicht durch eine vielfache gute Meinung, die oft der Zufall leitet, verleiten; meine Fehler würden mir den Fluch und Ihnen den Tadel des Vaterlandes zuziehen. Noch ist es Zeit, sprechen Sie mit dem Könige; ich selbst will, wenn Sie es für gut halten, Se. Majestät bitten, nicht zu gut von mir zu denken. —

Glauben Sie nicht, Herr General, daß die hier gemachten Äußerungen ein Theatercoup sein sollen oder eine politische Vorarbeit. Bei Gott, dem Allwissenden, das ist es nicht; das wäre auch eine niedrige Erbärmlichkeit; ich bedarf beider nicht. Denn bleibt es bei der Bestimmung des Königs, so kann der Fall leicht eintreten, daß ich dem Vertrauen des Königs nicht ganz entsprechen und Fehler machen werde; ich kann, ich werde aber nie die Ehre der Waffen und das Vertrauen des Königs beschimpfen. Nach dem Gefühl der Pflicht und aus reinem Patriotismus habe ich hier ohne Kunst, ohne Schmuck, ohne Absichten mit Ihnen gesprochen. Entscheiden Sie ebenso ohne Rücksicht und ohne freundschaftliche Vorliebe für mich."

Scharnhorst antwortet (23. Mai): „Auf Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 13. dieses habe ich die Ehre zu erwidern, daß der König in Absicht der Qualifikation zu einem Befehlshaber für eine Provinz in außerordentlichen Fällen nur allein zu Ew. usw. ein unbedingtes Zutrauen hat und daß für die übrigen Provinzen, weil er zu keinem andern das Zutrauen hat, die Instruktionen nicht abgegangen sind. Wie kann dies auch anders sein? Sie haben den Ruhm eines Militärs von seltener Entschlossenheit auf der Stelle, eines fähigen, klugen Mannes, der die Menschen und die Welt kennt und mit diesem die richtigsten Ansichten über die Art, wie der Krieg geführt werden muß, verbindet. — Sehr gerne gestehe ich Ihnen zu, daß die unbestimmte Lage, in der wir sind, in der wir nicht wissen, wer unser Freund oder Feind sein wird, Ihre Verhältnisse unendlich schwierig und unangenehm machen wird und daß hierbei nur das Gute ist, daß unser König höchst billig, gerecht und gnädig ist und keine guten Absichten, wenn auch Irrtümer und Unglücksfälle eintreten, verkennt. Wir sind alle in einer unangenehmen Lage, und derjenige, der Aufträge hat, ist darin auf eine mehrfache Art. Diese Darlegung meiner Ansichten bitte ich als ein Zeichen meiner unbedingten Verehrung und meines aufrichtigen Zutrauens anzusehen."

Die Vollmacht blieb in Yorcks Händen — eine Vollmacht, von der er selbst späterhin die denkwürdigen Worte schreibt: „Ew. Königl. Majestät haben meinen Händen eine Vollmacht anvertraut, welche mir einen Teil Allerhöchst Ihrer Königlichen Gewalt in besonderen Fällen übertrug"; — eine Vollmacht, wie er bei einem andern Anlaß sagt,

„über Krieg und Frieden zu entscheiden." Je weniger er von Berlin aus hinreichend über die diplomatische Lage Preußens aufgeklärt wurde, um so behutsamer mochte er sein zu müssen glauben, damit nicht sein Vorgang die schon äußerst gespannte Stimmung der Armee über den Willen des Königs hinausreiße. Empfand er so bitter, wie nur irgendwer die Schmach, das Elend, die Erniedrigung der Monarchie, deren Herrlichkeit die Jahre seiner Jugend erfüllt hatte, so war er am wenigsten weltbürgerlich genug, um jeden Preis den Sturz Napoleons zu erstreben. Sich jetzt in Rußlands Arme werfen, von dem russischen Hochmut die Rettung Preußens hoffen, würde ihm nur als eine andere Form der Erniedrigung erschienen sein; und daß Preußen sich aus eigenen Mitteln schon jetzt retten könne, war, wie er die Dinge ansah, unmöglich.

Fassen wir zunächst Yorcks militärische Lage ins Auge. Durch den Frieden von Tilsit hatte Preußen die Festungen Thorn und Danzig verloren, und Graudenz war fast durch feindliches Gebiet enklaviert, indem unterhalb der Festung das Warschauische Gebiet noch einmal das rechte Ufer der Weichsel berührte. Danzig war zu einem Waffenplatz ersten Ranges gemacht worden; unablässig und in großartigster Weise waren die Werke vermehrt und erweitert, waren Waffen, Munition, Vorräte dort aufgehäuft worden. Unter dem Vorwande, auf einen großartigen Landungsversuch der Engländer — man sprach von 30000 Mann Landungstruppen — gerüstet sein zu müssen, wurde die Besatzung fort und fort vermehrt.

Demgegenüber nun die geringe zerstreut liegende Truppenmacht Yorcks. „Meine Lage," schreibt er im Mai an Blücher, „ist die unangenehmste, in der ein Soldat nur sein kann; ohne einen Boden zu haben, an dem ich mir mein Räsonnement anknüpfen könnte, stehe ich ohne alle hinlängliche Mittel in der Mitte von zwei Armeekorps, die mich, wenn es ihnen beliebt, auseinandersprengen können ... Nach allen Anstalten, die die Polen machen, d. h. auf Befehl von Paris aus, ist ein Krieg gegen Rußland mehr als wahrscheinlich ... Die Polen fürchten für den Augenblick eine Offensive von den Russen; ich denke, diese sind zu dumm, um einen so kühnen und vernünftigen Streich auszuführen. Ohne baldige französische Unterstützung glauben die Polen von den Russen überlaufen zu werden und erwarten

ihr Heil hinter der Oder. Daß die Russen beim Rückzuge das Land zwischen Oder und Weichsel zur Wüste machen müßten, sehen sie nicht ein. Mich deucht, eine Wüste ist eine herrliche Defensive; ich als Russe würde kein Haus stehen lassen; das wäre nicht christlich, aber rein militärisch und im Geiste des großen Napoleon. Dabei geht ein Teil unserer Provinz auch zum Teufel, aber der Teufel hat sie doch auf jeden Fall — davon bin ich, obgleich mit blutendem Herzen, ganz überzeugt — und ich will sie lieber verbrennen, als in der Hand von anderen sehen."

Genauer erörtert Yorck seine Lage in einem Bericht (19. Mai), den er gleich nach Empfang jener Vollmacht an Scharnhorst sandte. Eben jetzt verbreite sich ganz allgemein das Gerücht in Danzig, daß man bei der überhäuften Truppenzahl in der Festung die preußische Nogatinsel belegen wolle. „Bei der französischen Manier, die Gemüter durch vorher ausgesprengte Gerüchte vorzubereiten, bei der ungeheuren Last der Einquartierung, unter der die Stadt wirklich erliegt, ist eine solche Maßregel wirklich nicht ganz unwahrscheinlich, ja sie gewinnt bei mir einen Grad von Gewißheit, wenn ich sie mit dem ängstlichen Treiben des Generals Rapp, die preußischen Truppen von Dirschau zu entfernen, zusammenhalte. In der Regel müßte wohl zur Überschreitung unserer Grenzen — ohne Krieg — eine politische Verhandlung vorhergehen; könnte man aber nicht die Absicht haben, sie hinterher zu machen?" Er bittet, schleunigst neue Verhaltungsbefehle zu senden: „Meine Lage ist dringend; mit nur vier Bataillonen und acht inkompletten Eskadrons bin ich nicht imstande, die Nogatinsel mit Gewalt zu behaupten; im Gegenteil, ich fürchte für die Brücke von Marienburg und die reiche Stadt Elbing als eine Lockspeise, der die Franzosen selten aus dem Wege gehen, wenn ich in meiner jetzigen Dislokation bleibe. Und auf der andern Seite kann wieder eine gänzliche Veränderung meiner Disposition nach Marienburg und Elbing nicht ohne das größte Aufsehen zu erregen bleiben. Ich muß mich daher sicherstellen, wenn ich weder einen politischen noch militärischen Fehler machen will." Er schließt mit der Mitteilung, daß er auf die Nogatinsel ein Polizeikommando unter einem guten Offizier gelegt habe, „was mir in vorkommenden Fällen das Rätsel von Freund und Feind lösen wird."

Auf diese Mitteilungen ließ der König durch Scharnhorst (am 23. Mai) antworten: die politischen Verhältnisse Frankreichs und Preußens ließen eine unerwartete gewaltsame Besetzung der Insel Nogat jetzt weniger als in einer andern Periode seit dem Tilsiter Frieden fürchten und Se. Majestät hielten es daher nicht für nötig, die bereits von Yorck bestimmte Konzentrierung der Regimenter abzuändern und eine neue veränderte Disposition gegen jene Besatzung zu treffen. Von der andern Seite mißbillige der König Yorcks Besorgnisse mitnichten und gebe ihm auf, nach der Insel Nogat noch einige Detachements unter schicklichem Vorwand zu legen, damit keine Besetzung dieser Insel ohne Gewalttätigkeit stattfinden könne.[1] Se. Majestät beziehe sich in dieser Hinsicht auf die früher gegebene Instruktion.

Man sieht wohl, daß sich das Kabinett mit der Hoffnung schmeichelte, die Anträge vom 14. Mai in Paris gern angenommen zu sehen. „Wenn für den Augenblick," entgegnet Yorck an Scharnhorst, „die Lage der hiesigen Provinzen nicht gefährdet ist, so erfordern die ununterbrochenen Rüstungen, die um und neben uns her vorgehen, doch die größte Aufmerksamkeit und die höchstmöglichsten und zirkumspekten Vorsichtsmaßregeln. Die Garnison in Danzig wächst ununterbrochen, und alle Anordnungen zeigen deutlich auf eine Offensive hin; 16 Feldgeschütze sind bereits bespannt, für 19 andere werden die Pferde aufgekauft, ein ebenso starker Transport wird noch erwartet. Im Herzogtum Warschau gehen die Rekrutierungen ununterbrochen fort, die Truppen machen unablässig Bewegungen, bald auf-, bald abwärts der Weichsel; die Absicht läßt sich leicht erraten. Einem allgemeinen Gerücht nach sind 15 bis 20 Tausend Sachsen nach Warschau im Anmarsch; das Wahre davon werden Ew. Hochwohlgeboren am besten wissen. Erfolgt eine Invasion von Westen her, so wird sie plötzlich aufbrechen; mir fehlt es an Kraft, mit drei Bataillons kann ich nicht viel ausrichten. Viele Zeit werde ich auch nicht behalten ... Es ist absolut erforderlich, daß in einer Krisis, wie die gegenwärtige, Einheit in den Geschäften herrscht. Das Kommando der Truppen ist nach der Friedensverfassung unter die Gouverneurs und Brigadegenerale geteilt; für den Moment entstehen hieraus unendliche Nachteile. Das Gouvernement disponiert über alle Kommandos und ver-

[1] Diese Worte waren von dem König selbst unterstrichen.

vielfältigt sie ins Unendliche; diese Kommandos erhalten direkte Instruktionen vom Gouverneur und rapportieren auch direkt an denselben; ich erfahre nur dann und wann aus besonderer Höflichkeit der Offiziere etwas. Ein Viertel der ganzen Kavallerie steht einzeln von Woldenberg in der Neumark bis Soldau in Ostpreußen; alle diese Leute sind verloren" usw.

— Im Anfang Juli kam Fürst Hatzfeld aus Paris zurück, kam Alexanders Antwort auf des Königs Eröffnung vom 16. Mai. Von beiden Seiten auch nicht das Geringste, was Preußens Lage erleichtert hätte.

Alexanders Antwort — vom 30. Juni — war kühl und hochmütig: „Da ich nach fremdem Gut mich nicht gelüsten lasse und keine Vergrößerung nötig habe, so ist kein Anlaß vorauszusetzen, daß ich die Absicht habe, den Frieden zu stören; — meine Maßregeln sind nur aus reiner Vorsicht getroffen, gefordert durch das, was an meiner Seite vor sich geht. Zum Krieg wird es nur kommen, wenn ich angegriffen werde, und dann soll die Partie, welche andere Staaten ergreifen wollen, mich nicht hindern, mich mit Energie zu verteidigen."

Und Hatzfeld brachte aus Paris „als Erfolg seiner Sendung sowie aller Eröffnungen und Erinnerungen nichts mit als allgemeine leere Versicherungen". Von der Rückgabe Glogaus kein Wort, trotzdem daß sie vertragsmäßig schon erfolgt sein mußte.

Und dazu ringsumher alles in Waffen. Russischerseits 182 000 Mann längs der Grenze. Die Truppen im Großherzogtum auf dem Kriegsfuß; dazu, wie Yorck Anfang Juli meldet, „die Nachricht, daß die polnische Miliz aufgeboten werden, Bromberg — also noch ein Punkt an der preußischen Grenze — Besatzung erhalten soll." „Aus Dresden," schreibt Scharnhorst am 16. Juli, „erfährt man, daß die sächsischen Truppen Marschorder gen Polen erhalten haben." Aus Pommern hat Blücher berichtet, daß die Franzosen viel Miene machen, Swinemünde zu besetzen, und ihre Douaniers dorthin dislozieren wollen; „mit guthe soll es nicht geschehen," fügt er in seiner Schreibweise hinzu; aber die Besatzung Stettins ist allmählich auf 17 500 Mann vermehrt, und vertragsmäßig sollen Stettin, Küstrin und Glogau zusammen nur 10 000 Mann Besatzung haben. Nach Danzig hin sind

drei neue Infanterieregimenter im Belauf von 4500 Mann bereits auf der pommerschen Militärstraße, alles, wie Gneisenau im Frühjahre vorausgesagt hatte: die Absicht der Franzosen sei, hatte er gesagt, in die Festungen der Oder so wie nach Danzig viele Truppen nach und nach zu legen, somit Berlin zu umstellen, dann schnell von der Elbe und aus Mecklenburg Truppen nach der Hauptstadt rücken zu lassen, sich der Regierung und des Hofes zu bemächtigen und solchen zu jedem Unterwerfungsakt zu nötigen. „Man glaubte, ich sähe zu schwarz," schreibt er am 17. Juli, — „nur der letzte Akt ist noch nicht begonnen, aber wir dürfen buchstäblich erwarten, daß in der nächsten Stunde uns die Nachricht zukomme, feindliche Truppen seien im Anzuge; es wird dann sehr viel Mut, Einsicht und — Glück dazu gehören, den König zu retten." Besorgnisse, die allgemein verbreitet und wahrlich natürlich genug waren, wenn Hardenberg auch den Bericht Bassanos an Napoleon (er war dem Staatskanzler durch seine geheimen Agenten zugekommen), daß Frankreichs Interesse die Entthronung der Hohenzollern und die Auflösung der Monarchie fordere, völlig geheim halten mochte.

Unter solchen Umständen entwarf der König, wie Hardenberg schreibt, „die Lage der Dinge seiner eigenen sorgfältigen Prüfung; die Gründe für und wider wurden ihm von seinen vertrautesten Dienern vorgelegt, und nun entschied er höchstselbst — ich muß daran erinnern, wie oft und herzlich ich bat, diesen höchst wichtigen und folgenreichen Entschluß ja aus eigener Brust und Überzeugung zu schöpfen — sich auf den Fall des Krieges an Rußland anzuschließen." Durch ein eigenhändiges Schreiben vom 16. Julius gab der König dem russischen Kaiser „die bestimmtesten Zusicherungen über jenen Entschluß".

Nicht daß man sich sofort für Rußland hätte erheben wollen; in jenem Schreiben des Königs waren zugleich „Ratschläge, die auf die möglichste Beibehaltung des Friedens abzielten"; ja, noch immer hoffte man auf endlich günstigeren Entscheid aus Paris!

Aber man mußte sich doch auf das Äußerste gefaßt machen. Auch Hardenberg hatte endlich sich überzeugen lassen; es war das Verdienst der trefflichen Frau von Beguelin, die eben jetzt aus Paris zurückkam und die Berichte ihres Mannes und Krusemarks, welche sie brachte, mit ihren eigenen allseitigen Beobachtungen ergänzen konnte. Ihrer

hinreißenden Beredsamkeit, ihrem edlen Zorn gelang es, des Staatskanzlers Bedenken zu überwinden; er gab ihr sein Wort: „Ich will siegen oder fallen, aber Ihrer Achtung wert sein; von nun an gehe ich dreist darauflos." Auf ihr Dringen wurde Gneisenau von seinem Gute in Schlesien nach Berlin berufen; sie vermittelte die Verständigung beider. „Haben Sie das unmöglich Scheinende geschaffen," schrieb ihr Schlabrendorf (6. Okt. 1811), „so werden Sie es auch zu leiten verstehen, und nur Sie allein; der schöne Bund ist Ihr Werk, und in seinen herrlichen Folgen liegt Ihre süßeste Hoffnung, Ihr besseres Dasein."

So wurde Gneisenaus Rückkehr nach Berlin aufgefaßt. Als Staatsrat im Sackenschen Departement arbeitete er an der Spitze mehrerer Kommissionen; die Briefe an Graf Münster, die in den Lebensbildern mitgeteilt sind, geben Zeugnis von der Fülle und Kraft seiner Tätigkeit: „Ich rede und schreibe im Verein mit dem vortrefflichen Scharnhorst, ich hauche Mut ein, ich gebe die Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind, und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen. Ich dringe darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil ich voraussehe, daß damit seine Entschlüsse kräftiger und rücksichtsloser sein werden und er dann auch nicht durch so viele schlechte Menschen beirrt ist. Gelingt mir das, so haben wir alles gewonnen."

Es würde von höchstem Interesse sein, die eigentümlichen Bewegungen und Schwankungen, welche damals in den höchsten Kreisen stattfanden, das rasche und kühne Drängen auf der einen, das mehr unentschlossene als behutsame Diplomatisieren auf der anderen Seite genauer zu verfolgen. Begnügen wir uns, dasjenige, was aus Yorcks Verhältnissen auf authentische Weise vorliegt, mitzuteilen.

Nach den Meldungen des auf die Nogatinsel kommandierten Leutnants Westpfahl berichtet Yorck am 6. Juli zum Vortrag an den König: „1. Die Verlegung der Truppen aus Danzig nach dem Danziger Werder, der Außen- und Innen-Nehrung wird immer stärker; man nähert sich also unserer Grenze immer mehr, und ich glaube, der Moment des Überschreitens wird nicht mehr fern sein. 2. Seit einigen Tagen sind bei Rothenbude auf der Nogatinsel über 2000 Stück Schlachtvieh nach Danzig getrieben. 3. Nach glaubwürdigen Nach-

richten arbeitet man jetzt in Danzig ununterbrochen an Pontons. 4. Seit einigen Tagen erneuert man geflissentlich das Gerücht, die französischen Truppen würden mit Bewilligung des Königs die Nogatinsel besetzen. Ferner: durch General Rapp und mehrere französische Offiziere verbreitet man in Danzig die Sage, daß ein französisches und preußisches Korps eine Stellung bei Tilsit nehmen wird — das nennen die Franzosen in der Regel, das Volk bearbeiten. Bei Lochstädt sollen sich französische Offiziere verkleidet einfinden, die Arbeiten genau zu untersuchen, auch tiefer ins Land hinein bis gegen Memel Reisen machen." Man werde sich überzeugen, schließt Yorck, daß seine vorgeschlagene Dislokationsveränderung immer notwendiger werde. „Es ist sehr übel, daß ich gar keine Nachrichten erhalten kann, wie es an der russischen Grenze aussieht. Noch muß ich bemerken, daß unsere Briefe in Danzig geöffnet werden sollen. Das Postamt in Berlin würde gut tun, bei Absendung der Briefe von Militär- und Zivilbehörden hierauf zu achten."

Offener äußert er sich darauf gegen Scharnhorst. Scharnhorst sollte unter dem Vorwande häuslicher Angelegenheiten nach Ostpreußen kommen, sich einige Zeit in Dollstädt bei Elbing aufhalten: „Die Hoffnung," schreibt Yorck am 13. Juli, „Ew. Hochwohlgeboren bald zu sprechen, macht mich sehr glücklich, ich habe manches zu sagen, was sich nur mündlich abmachen läßt. Unsere Lage, mein Herr General, wird mit jedem Tage bedenklicher, die meinige ist unter allen gewiß die kritischste. Sollte es hier bald zu ernstlichen Auftritten kommen, so werden Ew. Hochwohlgeboren gewiß die Meinung billigen, daß ich einige fliegende Detachements bilde, die nach Umständen den Feind beobachten und vorzüglich die Kassen, Effekten, militärische Mannschaften usw. rückwärts zusammentreiben, mit einem Wort so lange und so viel Terrain behalten, als möglich ist. . . . Erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich noch eine wichtige Frage Ihrer Beurteilung anheimgebe. Werde ich, wenn das Gewitter plötzlich losbricht, wohl Zeit genug haben, zu allem die erforderlichen Arrangements zu treffen? würde es nicht gut sein, vorläufig die Entwürfe gehörig zu bearbeiten, wozu natürlich notwendig ist, daß ich mit dem Geheimen Staatsrat v. Schön Rücksprache nehme? v. Schön ist ein Mann von Kraft, zu dem ich viel Zutrauen hege; da der König zu diesem Mann

viel Vertrauen hat, so sollte ich glauben, daß die Sache kein Bedenken fände."

Wenigstens das Notwendigste glaubte Yorck schon anordnen zu müssen. Namentlich war das Kommando in Neustadt bei irgendeinem plötzlichen Ereignis in der peinlichsten Lage, da die Entfernung von Marienwerder ungefähr 18 Meilen beträgt. Yorck nahm aus einer Anfrage des Obristen v. Corswant, der jenes Kommando hatte, Veranlassung, ihm ausführlich zu schreiben (10. Juli); er geht alle einzelnen Fälle, die vorkommen könnten, genau durch und zeichnet dem Obristen vor, was er in jedem derselben zu tun haben werde. Er schließt: „Sollte der Fall eintreten, daß ein Truppenkorps unsere Grenze überschreitet, so ist vorauszusehen, daß man auf eine Desarmierung bedacht sein wird. Diesem für das Militär ehrenkränkenden, ja entehrenden Ereignis muß man durch unablässige Wachsamkeit, durch alle ersinnlichen, den Zeitumständen angemessenen, ohne Aufsehen zu erregen möglichen Maßregeln zuvorzukommen suchen. Überleben werden Ew. Hochwohlgeboren gewiß dieses Unglück ebensowenig wie ich, und ich hoffe auch der größte Teil unserer Truppen nicht."

Ähnliche Besorgnisse hatte man in Pommern. Blücher hatte eine Estafette nach Berlin gesandt, gleichzeitig an Scharnhorst geschrieben, daß er wegen der starken Garnison in Stettin Besorgnisse habe. „Aber der Staatskanzler," schreibt Scharnhorst an Yorck am 16. Juli, „glaubt, wir seien jetzt mit Frankreich besser daran wie jemals; indessen erfordert es die Vorsicht, daß wir zu unserer Sicherung alles tun, was nur möglich ist." Er fügt hinzu, daß die Truppenmärsche gegen die Elbe sich vermindern, es scheine aus Frankreich alles nach Spanien zu gehen. Und einige Tage später schreibt er: „Nach allen Nachrichten, die von Paris kommen, ist an keinen Krieg mit Rußland zu denken; alle versichern, daß unser Vernehmen mit Frankreich das beste sei; wir müssen daher unsere Besorgnisse unterdrücken, so sagt mir der Staatskanzler von Hardenberg."

Täuschte man sich wirklich im Kabinett, so war es eine Täuschung weniger Tage. „Große französische Truppenmassen kommen diesseits des Rheins; sie werden zum Teil auf Wagen fortgebracht, marschieren sogar des Nachts bei Fackelschein, und die Dörfer, wodurch

sie ziehen, werden erleuchtet. Die Richtung des Marsches geht nach der Niederelbe, angeblich gegen Dänemark; doch verlassen 12 000 Mann diese Richtung und ziehen nach Magdeburg, wo auch schon Anstalten zu ihrer Aufnahme gemacht sind. Unser König ist noch immer hier und hat noch Zweifel, ob auch das Ungewitter gegen ihn gerichtet sei." So schrieb Gneisenau am 14. August.

Man schien, um endlich klar zu sehen, die Sache zur Entscheidung treiben zu müssen. General Krusemark in Paris ward beauftragt, offiziell die Räumung Glogaus zu fordern. „Wir sind in unserm Recht," schreibt ihm Minister v. Goltz, „es ist endlich Zeit, es förmlich anzuerkennen." Aber General Krusemark berichtete am 13., berichtete am 17. August: „daß er diese Forderung seines Hofes vorzulegen noch verschieben zu müssen geglaubt habe." Und an Yorck ward tags darauf geschrieben: „Die Politik glaubt den Augenblick der Entscheidung noch entfernter und wird in dieser Ansicht dadurch noch bestätigt, daß die Anordnungen zu einer Unternehmung auf Dänemark mit vieler Wahrscheinlichkeit im Fortschreiten bleiben; aber ebenso gewiß ist es, daß die Rüstungen nach Osten auch nicht unterbrochen werden und daß also große Sicherheit aus der obigen mit Lärm angekündigten Expedition nicht hervorgeht." Geflissentlich ward die Meinung verbreitet, daß Napoleon sich gegen Dänemark wenden wolle. „Diese Meinung," schreibt Scharnhorst aus Dollstädt am 24. Aug., „wiegt uns in Berlin in eine gefährliche Ruhe, man tut von außen her alles, uns darin zu bestärken."

Endlich kommen von Petersburg in Antwort auf das Schreiben des Königs vom 16. Juli befriedigende Mitteilungen. Freilich „auf die Ratschläge war nicht hinlänglich und in wesentlichen Punkten gar nicht eingegangen"; aber „wenngleich man noch lange auf bestimmte Nachrichten über das Detail der Entschlüsse des Kaisers warten mußte, so ließ er doch den König in der Hauptsache keineswegs in Ungewißheit". Sofort eilte Hardenberg zu St. Marsan mit neuen dringendsten Vorstellungen: er stellte ihm die „gewaltsame Lage Preußens", die Unmöglichkeit, diese ungeheuren Kosten für die Verpflegung der französischen Besatzungen ferner zu tragen, dar; er erwähnte des allgemeinen Gerüchtes, daß die Auflösung der Monarchie beabsichtigt werde; und der König, so sehr er persönlich jedem solchen Verdacht

fern sei, könne nicht wagen, die Unruhe seiner Völker so gering zu achten, daß er keine Maßregeln zur Verteidigung treffen sollte; eine zu weit getriebene Sicherheit würde unzweifelhaft verdammlich sein, und der Kaiser, dessen Achtung und Freundschaft der König über alles schätze, würde selbst ihn mit Grund tadeln. „Wir rüsten also, weil die Umstände es dem Könige gebieterisch zur Pflicht machen, und weil es besser ist, mit dem Degen in der Hand zu sterben, als mit Schanden zu erliegen. Aber für Frankreich rüsten wir, wenn es in uns einen treuen Bundesgenossen finden will und wenn es aufrichtig unsern freien Beistand diesem Kampf vorzieht, mit dem die Stimme seiner Truppen uns bedroht und der von Seiten des Königs kein anderer als der der äußersten Verzweiflung sein würde. Der Kaiser weiß, daß alle unsere Festungen im Verteidigungszustand sind, oder gleich sein werden, daß wir, wie das Signal gegeben ist, in kürzester Zeit 100000 Mann auf den Beinen haben können." So teilt Hardenberg diese Unterhaltung an Krusemark mit. St. Marsan habe von der Angemessenheit dieser Erklärungen durchdrungen geschienen, gemeint, daß sie geeignet seien, einen günstigen Eindruck auf den hochherzigen Geist des Kaisers zu machen. Er schließt damit, Krusemark zu beauftragen, „daß er die Forderungen wegen Glogau jetzt nicht vorbringe, überhaupt auf Grund dieser Mitteilungen keine Schritte tue, da diese Eröffnungen in seiner offiziellen Stellung leicht einen Charakter der Drohung zu gewinnen scheinen könnten, den sie durchaus nicht haben sollten."

Man erkennt in diesen Äußerungen wohl die Stellung, die das Kabinett einzunehmen versuchte; noch mehr spricht sich dies in den Worten aus, die Hardenberg zum Staatsrat Ribbentrop bei dessen Abreise nach Pommern sprach, wo derselbe unter Blücher die Rüstungen und die politischen Verhältnisse leiten sollte: „Suchen Sie den Krieg so viel als möglich zu vermeiden; wenn er aber nicht zu vermeiden ist, dann wirken Sie auch dahin, daß wir gleich recht tief darin verwickelt werden, weil mit dem Beginn desselben auch von Bonaparte unser Untergang beschlossen ist und wir nur mit Ehren fallen wollen, wenn der Sieg nicht zu erringen ist."

Allerdings waren, wenn man Gneisenaus Mitteilungen liest, die Rüstungen Preußens von der Art, daß ein Äußerstes wohl gewagt

werden konnte; „lähmt uns nicht die Schwäche, so soll die Welt erstaunen, mit welchen Kräften wir auftreten werden," schreibt er Ende Juli an Münster. Und in der Mitte August: „Wenn unser König sich nur entschließen möchte, sogleich jetzt zu seiner Verteidigung die passendsten Mittel anzuwenden, so wären wir wahrlich in einer glänzenden Lage." Endlich am 10. September: „Das von mir vorgeschlagene System gewährt bei der größten Sicherheit die Möglichkeit, zu großen Resultaten zu gelangen, zu Resultaten, die vielleicht das Schicksal des Kontinents entscheiden werden." Er bezeichnet sein System als „einen spanischen Krieg"; es soll dem Kriege „ein insurrektioneller Charakter gegeben, er soll in die Länge gezogen, nicht an Einem Schlachttage in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichtet werden"; ein Verteidigungsplan, „der, indem er uns für langhin gegen Unterjochung schützt, uns zugleich die Mittel darbietet, offensive Bewegungen zu machen." Dazu sind die acht Festungen treffliche Stütz- und Haltpunkte. Die in Schlesien sind so gelegen, daß sie sich gegenseitig soutenieren; bei Spandau ist eine feste Stellung aufgefunden, die die Mittel gewährt, ein großes Truppenkorps mit der größten Sicherheit aufzustellen; es wird dort ein verschanztes Lager von 20 000 Mann eingerichtet. Zugleich wird bei Kolberg in ausgedehntem Maße gearbeitet, Blücher hat die Krümper aus mehreren Bezirken berufen, es sammeln sich deren zu den 7000 Mann Linie 20 000 Mann; täglich sind ihrer mehrere Tausend beim Schanzen beschäftigt. Die Nähe der See, die Verbindung mit Pillau gibt dieser Position doppelte Wichtigkeit, schon sind englische Schiffe auf der Reede mit Waffen und Munition. Dörnberg mit großen Vollmachten vom englischen Gouvernement ist in Kolberg angekommen. Auch bei Graudenz, bei Pillau wird eifrig geschanzt. Schon sind auch die wichtigsten Kommandos verteilt; Yorck — denn Courbière starb am 23. Juli — erhält das Gouvernement in Westpreußen, Blücher hat das in Pommern. Nur noch die genügende Vereinbarung mit Rußland, und Preußen wird losbrechen.

So mochten jene kühneren Ratgeber des Königs die Lage der Verhältnisse auffassen. Aber war das Kabinett so weit in seinen Entschließungen? war die allgemeine Stimmung auf dem Punkt, den ein „spanischer Krieg" voraussetzte?

In beiden Beziehungen bieten die Yorckschen Papiere lehrreiche Aufschlüsse; sie zeigen zugleich, mit wie geschickter Kunst die Napoleonische Politik Preußen umstellte und mit kleinen Schritten die entscheidenden einleitete.

Wir sahen, wie Ende Juli die Maßregeln in Danzig den äußersten Punkt erreicht zu haben schienen. General Rapp ging weiter. Anfang August erschienen auf dem frischen Haff armierte Böte. Man konnte nicht zweifeln, zu was sie bestimmt seien. Es war notwendig, Gegenanstalten zu treffen. „Die vorläufige Armierung von Fahrzeugen," schreibt Yorck am 8. August nach Berlin, „würde insofern gut sein, als es überhaupt gut ist, im voraus solche Veranstaltungen zu treffen, die bei einem plötzlichen und überraschenden Ausbruch des Ungewitters notwendig und nützlich sind ... Inwiefern die Wahrscheinlichkeit zu einem ausbrechenden Gewitter heranrückt, kann man nur in Berlin durch das Vorrücken fremder Truppen nach der Elbe und Oder beurteilen; und dies würde den natürlichen Maßstab zu Maßregeln geben können, die hier sogleich genommen werden müssen, wenn sie nicht zu spät kommen sollen." Von neuem stellt er die Notwendigkeit dar, die Truppen zu konzentrieren. „Ich stehe mit vier Bataillons, die jetzt 50 bis 60 Mann Kranke p. Komp. haben, und mit acht Eskadrons mit zirka 30 Kombattanten per Esk. nebst einer halben reitenden Batterie an beiden Ufern der Weichsel von Neuenburg bis Dirschau und an der Danziger Grenze zerstreut; – mein Repli, die ostpreußische Brigade, 25 bis 30 Meilen rückwärts von mir, die Depots der Brigade in dem offenen Elbing! Rücken die Franzosen mit 6 bis 8000 Mann vor, so müßte ich bis Königsberg davonlaufen, alle meine zerstreut liegenden Kavallerie-Kommandos – von Woldenberg in der Neumark bis Schwetz – in Stich lassen und Gott danken, wenn ich noch aus Elbing die Depots und die Fußbatterie retten kann."

Die bedrohlichen Anzeichen in Danzig mehrten sich. Nachrichten aus Frankfurt a. M., Wesel, Cleve, aus Minden, Hameln, Münster, aus Magdeburg und Warschau, die Scharnhorst am 19. August an Yorck mitteilte, zeigten das mächtige Vorwärtsschieben der französischen Heeresmassen, die riesenhaften Anstrengungen, sich gegen Rußland zum Kriege fertigzumachen. In Modlin, erfuhr man, arbeiteten 16 000, in Zamosc 10 000 Menschen an der schleunigen Befestigung.

„Alle diese Maßregeln," schreibt Yorck an Scharnhorst am 22. August, „zeigen deutlich, daß die Sache nunmehr bald zum Spruch kommen wird; und ich dächte, es wäre jetzt der Zeitpunkt, auch unsererseits ganze und kräftige Vorarbeiten zu machen. Nur ein fester, bestimmter Gang, der deutlich zeigt, daß, wenn wir untergehen sollen, wir diesem Unglück mit Ehre und Anstrengung mutvoll entgegengehen werden, kann uns Achtung und vielleicht auch Konsideration erwerben. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß wir uns jetzt aus dem schleppenden Geschäftsgang herausseten und tätiger wie geschieht zu Werke gingen; man wird wahrlich oft konfuse gemacht und vom wahren Zwecke abgezogen. Die Verstärkung der Magazine in Wilna, die Revue daselbst gewähren einen Trost. Wenn sich doch der heilige Geist mit seiner Erleuchtung über die Russen ergießen und sie zu einer kühnen und gewiß glücklichen Offensive führen möchte; nur hierbei wäre für uns einige Hoffnung." Er fügt hinzu: „Mit der gestrigen Post habe ich Befehl erhalten, alle Krümper und besonders diejenigen, so in den Grenzkreisen befindlich, sofort einzuberufen. Da nun die westpreußische Brigade keine Krümper mehr in den Kantons hat und das Königl. Kriegsdepartement hievon auch unterrichtet sein muß, so scheint mir dieser Königl. Order ein anderer Sinn unterzuliegen." Yorck fügt hinzu, er würde, wenn er nicht die Kosten so umfassender Maßregeln auf eigne Verantwortung zu veranlassen fürchten müsse, sie dahin verstehen, alle streitbaren Kräfte Westpreußens unter die Waffen zu nehmen. Freilich den Geist dazu findet er in dem Lande nicht. Er erinnert Scharnhorst an den Plan, die königlichen Prinzen in die Provinzen gehen zu lassen, sie an die Spitze der allgemeinen Erhebung zu stellen; „je mehr ich über die Sache nachdenke, je absolut notwendiger erscheint sie mir." Er schließt: „Die Anstrengungen der Polen verdienen wahrlich alle Achtung; man bringt unbeschreibliche Opfer. Wie anders ist es bei uns, wo man jeden Rekruten von seiner Grundherrschaft erkämpfen muß, und wo ein elender Egoismus die allein herrschende Leidenschaft ist." Scharnhorsts Antwort vom 23. August bestätigt nur zu sehr Yorcks Ansicht über die öffentliche Stimmung. „In Königsberg ist man hinsichts der Aufstellung der Streitmittel ziemlich lau; ich habe, um mich nicht zu kompromittieren, nichts sagen können; dort wird alles gleich jedem mitgeteilt, was man

nur beiläufig sagt." Nicht einmal Yorcks Hoffnung auf Rußland teilte er. „Die Zusammenziehung bei Wilna hat wenigstens nichts Offensives zur Absicht, wenn sonst die Nachricht wahr ist; Gott gebe, daß dort ein Geist einzieht, wenn es auch nicht der heilige ist."

Nicht bloß die laue Stimmung in der Bevölkerung hemmte Yorcks Tätigkeit. Obschon bereits im vierten Jahre mehrere preußische Festungen französische Garnisonen hatten, gab es in betreff von Überläufern kein Kartell; jetzt wurde die Abschließung eines solchen gefordert. Als nämlich bei Verfolgung von Deserteurs aus Danzig das preußische Gebiet verletzt worden war und darüber seitens des preußischen Residenten in Danzig, des Major v. Vegesack, nach Berlin berichtet wurde, wandte sich St. Marsan am 13. August an Hardenberg mit einem derartigen Antrag. Die überaus verbindliche Antwort vom 15. Aug. lautete dahin, daß der König sofort beschlossen habe, dem General Yorck zu befehlen, sich mit dem Gouverneur von Danzig, General Rapp, ohne Verzug zu verständigen. Aber im Auswärtigen Amt ging man, so scheint es, einen Schritt weiter, und eine Zuschrift des Staatsrats Küster an St. Marsan von demselben Tage (15. Aug.) verpflichtete Preußen in einer Weise, die mehr als bedenklich erscheinen durfte.

Die ersten Mitteilungen hierüber erhielt Yorck aus Danzig von Major Vegesack. Scharnhorst war noch in Dollstädt; auf Yorcks Mitteilung äußerte er (23. Aug.): „In dem Schreiben von Vegesack erkenne ich den Minister Goltz . . . sollte dies nicht eine üble Stimmung der Deutschen in der französischen Garnison gegen uns veranlassen? Nur große politische Zwecke können den Schritt, wie es mir scheint, rechtfertigen." Ausführlicher stellt ein Schreiben Yorcks nach Berlin am 24. August die Sachlage dar: „Durch diese Einmischung des auswärtigen Departements hat nun der Herr Graf v. St. Marsan ein Kartell in Anregung gebracht, das uns nur nachteilig ist. Jede Verhandlung muß vermieden werden; ich kann bei Überschreitung solcher Verhandlungen nicht die Kraft gebrauchen, die man entgegengesetzterseits auf die Behauptung legt, ordne mich also der Willkür unter, werde kompromittiert. Nachgeben unter der Versicherung des guten nachbarlichen Verhältnisses ist das, was ich tun muß. Dazu habe ich auch bereits mit Anstand den ersten Schritt getan, indem ich unter gewissen Bedingun-

gen die Auslieferung versprochen. Ebenso habe ich, um Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, Prinzipien festgestellt, nach welchen die Deserteurs in den Etappenplätzen und auf der Militärstraße behandelt werden sollen. Mein Zweck ist, das rücksichtslose Durchsuchen in den Etappenörtern zu hindern. Der Schein ist, gefällig zu sein und das nachbarliche Einverständnis fester zu knüpfen. Der Grund —; aber auf jeden Fall bleibe ich Herr meiner Handlung. Mit den Vorschlägen zu einer Übereinkunft zur gegenseitigen Auslieferung werde ich den Herrn General Rapp kommen sehen. Auf die ganze Danziger Garnison kann ich mich nicht einlassen; das würde übel auf den Geist der deutschen Truppen und auch unserer alten Landeskinder wirken. Kann ich der Sache jetzt, da Herr St. Marsan dem General Rapp bereits geschrieben, daß ich zu einem abzuschließenden Übereinkommen der Deserteurs-Auslieferung angewiesen bin, nicht mehr ganz ausweichen, so werde ich mein Übereinkommen bloß auf preußische und französische National-Untertanen beschränken." Yorck fügt hinzu: „Die Desertion ist hier sehr stark, doch mehr von Deutschen und Polen, als von Franzosen. Auch ich bin überzeugt, daß die Franzosen des Schlagens müde sind; kommt es aber dazu, so schlägt sich dies Volk gut, denn jeder schlägt sich aus eigenem persönlichen Ehrgefühl und weil er Nationalstolz hat. Leider ist das bei uns nicht der Fall. Unser Rekrutensystem ist falsch; ich habe es oft gesagt und höre nicht auf, es zu sagen." Man hatte noch nicht die allgemeine Wehrpflicht.

In Berlin waren in jener Auslieferungsfrage keineswegs die Gesichtspunkte aufgefaßt worden, die von Yorck und Scharnhorst geltend gemacht wurden; wir werden sofort die peinlichen Verwickelungen kennen lernen, die sich aus der am wenigsten jetzt motivierten Nachgiebigkeit der Berliner Behörden ergaben.

Zunächst dürfen wir es uns nicht versagen, eines Zwischenfalles zu erwähnen, der für die Charakteristik der persönlichen Verhältnisse in der Armee sehr lehrreich ist.

Um die Mitte August erhielt Yorck die Anzeige, daß General Bülow zum Brigadier der westpreußischen Infanterie ernannt sei. Er war außer sich. „Der Friede wird also auch von hier weichen," schrieb er an Scharnhorst; „ich lasse meine alten Kuchenreuter sofort in Stand setzen; denn ich bin wie von meiner Existenz überzeugt, daß Bülow

und ich keine acht Tage zusammen sind, ohne uns bei den Haaren zu haben. Von meinen Fähndrichsjahren an war es bei mir Grundsatz, keine Händel anzufangen, aber sie auch nie abzulehnen und auszuweichen. Mit diesem Vorsatz gehe ich auch jetzt noch allen Unannehmlichkeiten entgegen, die ich im Geist schon kommen sehe, und eben dieser Grundsatz hält mich für den Augenblick auch noch ab, Se. Majestät sogleich um meinen Abschied zu bitten. Sobald die erste Unannehmlichkeit aber abgemacht sein wird und ich am Leben bleibe, so gebe ich mein Ehrenwort, daß ich im Frieden keine Stunde mehr dienen werde. Ew. Hochwohlgeboren können es nicht unbemerkt lassen, wie es für mich wahrlich sehr empfindlich sein muß, immer in so widrige Verhältnisse zu kommen. Bei allen andern nimmt man Rücksichten, nur bei mir nicht. Als die Brigaden formiert wurden, wollte niemand nach Westpreußen, also ich mußte her; – ich wäre herzlich gern nach Frankfurt, nach Neisse oder nach Pommern gegangen; aber jeder wählte, und ich mußte nehmen, was übrigblieb. Hier habe ich mich nun $2^1/_2$ Jahre mit dem alten Courbière gequält; kaum fange ich an, frei zu atmen, so tritt schon wieder ein Mißverhältnis ein. Warum soll ich denn gerade das Stichblatt aller Unannehmlichkeiten sein? Warum nicht Bülow mit Zieten oder Kleist vertauscht? ... Bei Gott und Ehre, ich bin nicht Prätendent, ich will nichts, ich verlange keine besonderen Gnadenbezeugungen; ich will aber auch nicht, daß man mich immer da vorschiebt, wo jedes anderen Behaglichkeit berücksichtigt wird. Wer Bülow und mich kennt, muß absolut voraussehen, daß wir nicht miteinander fertig werden können und daß höchst unangenehme Szenen vorfallen müssen. ... Es komme, wie es wolle, mein Entschluß ist gefaßt; und nur diejenigen, die den König zu dieser Bestimmung gebracht haben, haben sich die Folgen zuzuschreiben."

Scharnhorst antwortet in seiner ruhigen und edlen Art:

„Indem ich Ew. Hochwohlgeboren versichere, weder einen Vorschlag noch Fingerzeig, er sei direkt oder indirekt, zu dieser Versetzung gegeben zu haben, kann ich aber auch nicht umhin, zu bemerken, daß ich, wäre ich in Berlin gewesen und veranlaßt worden, über die Versetzung Bülows einen Vorschlag zu tun, meiner wahrscheinlich zu der jetzigen Versetzung gewesen wäre. Ich hätte gedacht, Sie würden noch am ersten mit Bülow fertig, und submittiert er sich nicht gehörig,

so würde ihm dies zur Last fallen, so müßte er weg. Als ich nach Pommern kam, war mein Plan, eine Versöhnung zu bewirken und dem General Blücher vorzuschlagen, Bülow zum Generalquartiermeister bei sich zu nehmen. Die Versöhnung gelang nur halb; den andern Plan gab ich auf, weil die Ideen, welche ich von Bülow über den Krieg hörte, viel zu systematisch waren, sich nicht zu unserer Lage schickten; und endlich weil Bülow von Kolberg eine so schlechte Meinung hatte. Kurz die Ansichten vom General Blücher, der Geist, in dem er sprach, schickten sich zu unsrer jetzigen, die von Bülow zu unsern ehemaligen Verhältnissen nach meiner Beurteilung. Ew. Hochwohlgeboren meinen, Bülow hätte mit Zieten vertauscht werden können; da aber wahrscheinlich G. (Gneisenau? Graf Götzen?) für die oberschlesische Brigade in gewissen Fällen bestimmt ist, konnte dort Bülow nicht sein. Kleist hätte ich nicht zu Blücher gesetzt; Kleist ist ein braver und gescheuter Mann, aber im Geist der ehemaligen Art Krieg zu führen, der gewöhnlichen Mittel, der Form. — Besser wäre es gewesen, Kleist eine Infanteriebrigade in der westpreußischen Brigade zu geben, aber man hat ihn wohl nicht gern vom Brigadegeneral zum Brigadier machen wollen. Ich setze voraus, daß ich vertraut und offenherzig mit Ew. Hochwohlgeboren reden darf. Glauben Sie ja nicht, daß man in Berlin Ihnen etwas Unangenehmes zu tun sucht, sondern daß im Gegenteil das Bestreben dahin geht, Ihnen Ihre Verhältnisse so angenehm als möglich zu machen. Aber demungeachtet treten doch Verhältnisse ein, wo etwas geschehen muß, was vielleicht nicht ganz nach Ihren Wünschen ist; so wäre es z. B. nicht möglich gewesen, Sie bei der Besetzung der Brigaden nach Pommern zu bringen, dort war Blücher; nach Neisse und Frankfurt Sie zu versetzen, wäre unverantwortlich gewesen, da Sie das Vertrauen hatten, in außerordentlichen Lagen ein Korps selbst kommandieren zu können; und dazu war bei der westpreußischen Brigade Gelegenheit, aber nicht bei den beiden andern. Nach diesen Grundsätzen ist verfahren worden und mußte schlechterdings verfahren werden. Was jetzt die Sache mit Bülow betrifft, so wäre es mir lieb, wenn Bülow außer Aktivität treten wollte, ohne den Abschied zu nehmen. Er ist sehr kränklich und kann dies also um so mehr tun. Bülow ist ein braver und sehr gescheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülows sind eigen, für ihre

Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich. Er würde auf diese oder jene Art immer einen Platz gelegentlich finden; zu dem jetzigen paßt er sich nicht, das ist wahr. — Indem ich nun offen meine Meinung über die Angelegenheit der Versetzung Bülows dargelegt habe, ersuche ich Sie, des Staates und unserer militärischen Ehre, vorzüglich aber der Erhaltung des Königs wegen Ihre Meinungen und Vorsätze bei dem, was zwischen Ihnen und Bülow sich ereignen könnte, zu ändern und nach dem Gesetz gegen Bülow zu verfahren, sobald er sich nicht gehörig nimmt."

Wir finden in Yorcks Papieren keine weitere Bezugnahme auf den beregten Gegenstand; und Scharnhorst hatte sich nicht in ihm getäuscht, wenn er im Interesse des Königs und Vaterlandes von ihm jedes Opfer der Selbstverleugnung erwarten zu dürfen glaubte. Die Lage der öffentlichen Verhältnisse war von der Art, daß es sich bereits um das Äußerste handelte.

Scharnhorst erwartete in Dollstädt den Befehl zu der Reise nach Petersburg. Er wünschte vorher eine Zusammenkunft mit Yorck; sie fand im Amtshause zu Stuhm am 31. August statt. Aus den nächstfolgenden Briefen Yorcks erkennt man, daß er erst bei dieser Unterredung über die Pläne, die Gneisenau und Scharnhorst entworfen hatten, völlig aufgeklärt worden: sichtlich erfaßte er sie mit dem lebhaftesten Eifer. Aber dann mußte man endlich aufhören, ihn so gut wie wehrlos Danzig gegenüber stehen zu lassen; er sah täglich dem Angriff von dorther entgegen.

Er fordert dringend als notwendige Gegenmaßregel die Mobilmachung. „Hundert Inkonvenienzen, die der Friedensetat und ein allerwärts in unzähligen Formen gebundenes Verhältnis mit sich bringen, hindern jede zweckmäßige Maßregel, und es ist unmöglich bei einer Überraschung auch nur einen erträglichen Rückzug zu machen, bei dem man sich noch einigermaßen stemmen und den Feind im Auge behalten könnte. Alles dies wäre durch eine Mobilmachung gehoben. Politischen Einfluß kann sie nicht mehr haben; man spricht schon in jedem Bauernhaus von Krieg; täuschen können wir nicht mehr; auch ist unser Schicksal gewiß schon beschlossen, wir mögen tun, was wir wollen; aber zeigen können wir noch, daß wir mit Ehre untergehen wollen und daß man uns nicht so leichten Kaufs niederdrücken wird."

Yorck entwickelt dann das System von Maßregeln, die zu treffen seien. „Es scheint mir von der größten Wichtigkeit, hier so viel und so lange Terrain zu behaupten, als nur immer möglich ist. Die Mittel dazu sind für den Augenblick noch in unserer Gewalt; aber es ist damit kein Augenblick Zeit mehr zu verlieren. Alles, was an Streitkräften aufgebracht werden kann, muß konzentriert werden; meine Kavallerie ist unbedeutend; sie muß überlegen werden, wenn man von ihr wesentliche Vorteile erwarten will. Vier Piecen reitende Artillerie ist für eine Bewegungsarmee so viel wie nichts; ich muß mehr haben." — „Vor allen Dingen aber Einheit! Sind die Feindseligkeiten schon angegangen, so sind jede Zögerung, jeder Widerspruch, jede falsche Ansicht ebensoviele nicht wieder zu redressierende Schritte zum Untergang. Alle halben Maßregeln sind nicht mehr anwendbar; wer wird jetzt noch einer so leicht zu durchschauenden Maske glauben? Kein Kaufmann in Danzig glaubt ihr mehr, nicht unsere Bauern. Warum also nicht zeigen: ehe wir uns einen Schimpf antun lassen, lieber sämtlich zu Grabe gehen! Das wird uns Respekt bei der Gegenwart, Achtung bei der Nachwelt erhalten, und das muß unser erstes Feldgeschrei sein. Alle Anfragen nach Berlin werden jetzt so weitläuftig, ich bedarf bestimmter Befehle und bitte darum. — Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich dringend, diese meine Ansicht der Dinge Sr. Majestät zu Füßen zu legen und Allerhöchstdieselben zu versichern, daß, wenn ich auch nicht ganz richtig gesprochen haben sollte, ich doch aus dem Herzen gesprochen hätte."

Unmittelbar nach Absendung dieses Schreibens empfing Yorck eine Mitteilung von Boyen (s. d. 29. August) über die bekannte Unterredung zwischen Napoleon und Kurakin am 25. August; zugleich die Genehmigung zur Anlage neuer Verschanzungen bei Graudenz, die Yorck beantragt hatte. Yorck antwortete: „Die mir gegebenen Aufschlüsse bestätigen mich nur um desto mehr in meiner Voraussetzung, daß der erste Schlag uns treffen soll und wird. Die Franzosen sind zu erfahrene Krieger, als daß sie unsere jetzige schlechte Stellung nicht kennen sollten. Wir müssen uns absolut militärisch aufstellen, wir müssen uns schlechterdings nicht auf den ersten Stoß auseinandersprengen lassen. Kurz, es muß gehandelt werden. Ich bitte, ich beschwöre Sie, dahin zu wirken, daß alle Streitkräfte hier vereinigt

werden. — Was soll geschehen, wenn hier der erste Schuß fällt? Meiner Meinung nach müssen die Landeskollegien beim ersten Schuß fortgeschafft werden, niemand muß auf seinem Posten bleiben; wer es tut, ist ein Verräter. Solche wichtige Beschlüsse sind schon jetzt von denen, die dereinst handeln sollen, zu überlegen, damit nicht Überraschung und Unordnung entsteht. Mit einem Wort, es muß jeder und jedes jetzt gleich auf seinem Platze sein."

Die Bewegungen in und um Danzig wurden immer bedrohlicher; „nach den Rapports meiner Grenzkommandos," meldete Yorck (am 6. Sept.) nach Berlin, „rücken die Franzosen des Nachts in ihren Quartieren zusammen, und die Pferde bleiben gesattelt. Wachen, Vedetten und Patrouillen gehen wie im Kriege; so defensiv auch die Maßregel an sich scheint, so ist doch nur zu wahrscheinlich, daß die offensive Absicht hinter ihr verborgen ist, die zu ihrer Zeit zum Vorschein kommen wird."

Indes war die Brigade zum 6. Sept. größtenteils um Marienwerder konzentriert, um unter der Form der üblichen Herbstmanöver in Bereitschaft zu sein. Yorck hatte sich mit Scharnhorst verständigt, sich nicht auf die zur Sicherung allerdings geeignetste Umgegend von Elbing zu konzentrieren, sondern bald à cheval der Weichsel, bald bei Marienwerder und bis Marienburg und Elbing hinab zu manövrieren; „dies," schreibt Scharnhorst am 5. Sept. von Dollstädt aus, „gehört teils zur eignen Sicherheit und hat den Vorteil, daß man in Gefahr in der Folge seine Präkaution ohne Aufsehen nehmen kann."

Freilich gleich beim Beginn des Manövers zeigte sich wieder, wie die hergebrachten Einrichtungen schwerfällig und verderblich seien: „Ein ungeheurer Vorspanntroß hat mich jetzt augenscheinlich überzeugt, wie vielen Schwierigkeiten jede Bewegung von mir unterworfen ist"; er befinde sich, fügt er hinzu, wie auf Vorposten, und in 12 Stunden könne man von Danzig aus mit einem bedeutenden Korps ihm gegenüber an der Brücke von Marienburg stehen; seine Lage erfordere also die größte Beweglichkeit, er müsse seine Stellungen fort und fort zu ändern imstande sein. „Alles das hat aber tausend Inkonvenienzen, von denen man sich vorher, ehe man die Sache zur Ausführung bringen will, gar keinen Begriff machen kann; bald fehlt Vorspann, bald Brot und Fourage; bald dies, bald jenes; das Land und die Sol-

daten werden gleich stark ermüdet, und der Staat hat noch obendrein ungeheure Kosten."

Wie wenig war die hergebrachte Ordnung der Gefahr der Zeiten gewachsen. Es konnte geschehen, daß die betreffenden Behörden in Marienburg und Mewe magazinierten, ohne daß der kommandierende General davon unterrichtet wurde. Yorck war außer sich darüber. „Es wäre von mir unverzeihlich gewesen," schreibt er, „diese Magazine in einem Augenblick zu dulden, wo sich ein bedeutendes Korps, dessen Absichten problematisch sind, an unsern Grenzen sammelt." Er wendet sich direkt an den König: „Unter solchen Umständen, wo Dinge vorgehen, die mir unbegreiflich sind, riskiere ich, meine Ehre ohne Nutzen und Ew. Majestät Gnade und Vertrauen ohne Schuld zu verlieren. Ich ringe nach keiner Gewalt, die meinem Posten nicht zukommt; ich bedarf jedoch der Mittel, die zur Erfüllung meiner Pflichten unumgänglich erforderlich sind, wenn ich wirklich nützen und verantwortlich bleiben soll. Ew. Majestät werden daher Ihren treuen Diener nicht verkennen, wenn ich in tiefster Untertänigkeit die Bitte zu Füßen lege, mich entweder meines Postens und meiner Pflicht zu entbinden, oder mich vertrauensvoll in den Stand zu setzen, diesen Pflichten auch Genüge leisten zu können. Entbinden mich Ew. Majestät meines Postens, so werde ich willig und gerne beim ersten Schuß in ein Grenadierbataillon eintreten und für Ew. Majestät bis auf den letzten Mann fechten; aber das Amt eines Generals ist meinen Schultern zu schwer, wenn mir in einem Augenblicke die Hände gebunden sind, wo die Existenz des Vaterlandes durch den kleinsten Mißgriff verloren gehen kann."

Es war dies Verwaltungswesen nicht der einzige Ärger, den Yorck hatte. Die Dienstbeflissenheit der Berliner Zivilbehörden hatte die Kartellsache mit General Rapp, die Yorck sehr geschickt geleitet hatte, — „ich freue mich," schreibt ihm Scharnhorst (5. Sept.), „daß Sie Klugheit der Verschlagenheit entgegensetzen" — in die unangenehmste Lage gebracht. Yorck beschwerte sich (6. Sept.) auf das bitterste gegen Obrist Hake über die Berliner Anordnungen: „Sie veranlassen ein sehr unangenehmes Durchkreuzen der Ressortverhältnisse, so daß ich beim besten Willen immer auf Hindernisse, Formen und Eifersucht stoße, welche weder der Sache noch der Zeit angemessen sind. So etwas

muß rein militärisch behandelt werden, wenn nicht ein Teil durch den andern kompromittiert werden soll, und wenn man nicht die Folge haben will, daß sich die französischen Generals am Ende ebensowenig aus den Reklamationen der preußischen Generals was machen, wie sie sich bisher aus denen der Zivilbehörden gemacht haben. So weit aber wird es sehr bald kommen, wenn sie sehen, daß ein preußischer Gouverneur auch noch unter die Vormundschaft des Polizeidepartements gesetzt ist und daß seine Anordnungen von den Zivilbehörden kontradiziert werden. Ew. Hochwohlgeboren bitte ich dringend, mir über diese Dinge bestimmte Vorschriften zu verschaffen, da man mir am Ende wohl die Verantwortlichkeit, aber nicht die Mittel läßt, gegen vorhergesehene unangenehme Ereignisse zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen. Ich glaube nicht, daß die Absicht Sr. Majestät ist, im gegenwärtigen Augenblick ein Hofkriegsratssystem einschleichen zu lassen, und ich halte es daher für Pflicht, mich im voraus vor den daraus entstehenden Folgen zu verwahren, — Folgen, über die in der Welt schon sehr viel abgehandelt worden ist. Ich strebe wahrhaftig nicht nach einem ungebührlichen Wirkungskreis, ich verlange nur aus reiner Liebe für das Vaterland und den König, was zur Sache gehört; und sie liegt hier zu klar vor Augen, als daß es eines großen Beweises bedürfte; was ich am Ende allein verantworten muß, will ich auch allein ausführen." Yorck schließt mit einer wiederholten Klage über „den schlechten Geist in der Provinz und die Menge polnisch Gesinnter, wie denn das miteingesandte Schreiben Vegesacks darüber neue Bestätigungen bringe."

Allerdings waren die militärischen Vornahmen, die seit der Berufung von Gneisenau nach Berlin in den preußischen Provinzen getroffen wurden, auf die Voraussetzung gegründet, daß das Kabinett entschlossen sei, die Unabhängigkeit Preußens gegen die immer neuen Demütigungen, die ihm Napoleon zudachte, auf jede Gefahr hin geltend zu machen. Es bedurfte dazu großer und kühner Entschließungen; war man deren nicht gewiß, so konnte das, was man in den letzten Wochen getan, nur Anlaß zu neuen Demütigungen werden. Oder sollte Napoleon die Bauten bei Kolberg, Graudenz, Pillau, Spandau übersehen können? „Man wird," schreibt Scharnhorst an Yorck, „eine Brücke bei Graudenz für eine preußisch-russische Offensivmaßregel

halten, obschon sie nur eine preußische Defensive ist." Er fügt hinzu: „Es ist bei uns eine übliche Sache, daß man durchaus nicht im Geist, sondern immer in der Form handelt."

Dazu kam, daß der Kaiser von Rußland nach den sehr allgemeinen Eröffnungen, mit welchen die preußischen Anträge vom 16. Juli in der letzten Augustwoche beantwortet waren, keinerlei weitere Mitteilungen sandte; noch am 10. Sept. harrte Scharnhorst in Dollstädt des Befehles zur Reise nach Petersburg. Hatte man am Ende des August mit einiger Zuversicht gegen Frankreich zu sprechen begonnen, so mochte man, je länger sich jene russischen Aussichten verzögerten, desto weniger mit Frankreich zu brechen sich entschließen können. Von der Mobilmachung, die Yorck so dringend gefordert, ja die er mit dem Manöver eingeleitet, konnte nicht mehr die Rede sein. Auf die preußischen Eröffnungen vom Ende August hatte der Herzog von Bassano geantwortet: „Der Kaiser erwarte nur die Entgegnung Rußlands auf die Besprechungen mit Fürst Kurakin, um sich mit Preußen zu verständigen." Der König beeilte sich, dem französischen Kaiser zu schreiben: „Die großen Rüstungen Rußlands und Frankreichs, Napoleons Schweigen, die Verzögerung der Rückgabe Glogaus hätten ihn beunruhigen müssen; ohne seiner Pflicht und Ehre zu nahe zu treten, habe er nicht in einer beschämenden Untätigkeit verharren dürfen; jetzt, dem Worte des Kaisers vertrauend, werde er alles, was er zur Mehrung seiner Streitkräfte beschlossen habe, aufheben, wie er denn nur den Wunsch habe, seine Beziehungen mit Frankreich auf einer festen und sichern Grundlage festzustellen."

Jedenfalls bot die Halbheit in der politischen Stellung des Berliner Kabinetts zu viele Schwächen dar, als daß sie die französische Diplomatie nicht hätte benutzen sollen.

Bereits am 19. Sept. überreichte St. Marsan eine Note in betreff der Auslieferung der Danziger Deserteurs. „Es müsse wohl auf einem Mißverständnis beruhen, wenn der General v. Yorck die Auslieferung auf Franzosen beschränken zu müssen glaube, und das Königl. Gouvernement möge den General in der Art anweisen, daß die Bereitwilligkeit des Königs, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, ihre volle Wirkung erhalte."

Wenige Tage, und es kam zu „drohenden Erklärungen", wie Gneise-

nau schreibt; „wir sollen durchaus entwaffnen oder gewärtig sein, daß der Graf von St. Marsan sofort abreise und Davoust einrücke." Noch immer hatte man nichts Bestimmtes aus Petersburg, und wohl mochte Gneisenau in demselben Briefe äußern: „Eine schwache Partie in unserer Politik ist der Kaiser Alexander."

Schon vor längerer Zeit war durch den genau beobachtenden Beguelin aus Paris gemeldet worden, daß Napoleon damit umgehe, Davoust zum Könige von Preußen zu machen. Jetzt trat die Gefahr auf erschreckende Weise näher. St. Marsan, der eine aufrichtige Verehrung für den König hatte, beschwor den Staatskanzler, alle andre Rücksicht hintenanzusetzen und sich den Forderungen Napoleons zu fügen. Und als Hardenberg höflich, aber mit Würde und Festigkeit entgegnete, sprach St. Marsan zu ihm: „Jetzt habe ich als Gesandter meine Pflicht getan; als Mensch kann ich Ihnen nur beistimmen und Sie achten." Man überließ dem Könige die Entscheidung. „Der König," schreibt Boyen am 26. Sept., „hat in den gegenwärtigen Verhältnissen geglaubt, dieser Forderung scheinbar nachgeben zu müssen. Es ist deshalb der Befehl ergangen, bei Spandau und Kolberg die neu angefangenen Schanzarbeiten, die übrigens eigentlich schon fertig waren, einzustellen und auch zum Teil die Krümper zu entlassen. Dies soll indes nur scheinbar ausgeführt werden und diese Leute unter dem Vorwande, daß sie einmal aus ihren Verhältnissen gerissen, in der Heimat keine Beschäftigung finden würden, zu andern Arbeiten als Besserung der Landstraßen usw. verwandt werden, um sie so zusammenzubehalten und jeden Augenblick wieder heranziehen zu können. Für Preußen ist dies zwar noch nicht bestimmt, aber wahrscheinlich wird es auch in einigen Tagen befohlen werden." Yorck sagt in seiner Antwort, nachdem er seine desfallsigen Maßregeln mitgeteilt: „Unsere Lage wird mit jedem Tage peinlicher; von Osten her ist auch nicht viel Heil zu erwarten. Uns wird der erste Schlag treffen, und ich fürchte, sehr hart, wenn nicht unverzüglich ein energisches Unternehmen gegen Polen erfolgt. Allmächtiger Gott, sieht denn der Kaiser Alexander nicht ein, daß unser Untergang den seinen unausbleiblich nach sich zieht!"

Allerdings erfolgte die gleiche Forderung für die östlichen Provinzen sehr bald. In den ersten Oktobertagen, als Yorck noch in Graudenz

war, um die neuen Werke auf den Lubiner Kämpen zu besehen, kam ein französischer Kapitän aus Danzig, um seitens des General Rapp gegen die diesseitigen Rüstungen einzuschreiten. Schon war an Yorck aus Berlin die Weisung (vom 9. Okt.) gesandt: „Wenn ihm das Danziger Gouvernement etwa Zumutungen wegen Einstellung der Arbeiten oder Entlassung der Krümper machen sollte, zu antworten, daß er bestimmt wisse, es sei über diese Dinge zwischen dem preußischen und französischen Gouvernement ein genügendes Arrangement getroffen, weshalb er sich auf Privatanträge nicht einlassen könne." Es wird hinzugefügt, daß er unter jedem nur möglichen Vorwande den angefangenen Arbeiten die möglichste Beschleunigung geben möge.
In ähnlicher Weise hatte Blücher in Kolberg die Arbeiten fortsetzen lassen. Sofort war französischerseits energisch eingeschritten; Blücher ward um den 10. Oktober abberufen, zur Verantwortung nach Berlin geladen; trotz der Rechtfertigung auf die 14 Klagepunkte, die französischerseits gegen ihn erhoben waren, mußte sich der König entschließen, ihn, wie es in der Kabinettsorder heißt, „zu einem politischen Opfer zu bestimmen" und ihn außer Tätigkeit zu setzen. General Tauentzien erhielt statt seiner das Kommando in Pommern.
Auf die Nachricht von Blüchers Abberufung schrieb Yorck: „Die Veränderung des Generalkommando in Pommern wird mehrere nach sich ziehen; wahrscheinlich werden auch Anträge wegen Westpreußen erfolgen; denn man sieht uns hier unerträglich auf die Finger, und an Nachrichten fehlt es unsern Nachbarn nicht; denn der Geist der Offizianten ist erbärmlich, und das Gesetz ist nachsichtig." Er fügt hinzu: „Die Erklärung Rußlands auf die mehr als kraftvolle Unterhaltung des französischen Kaisers mit Kurakin ist sehr sanft und biegsam. ... Wehe uns; die Sachen werden wahrlich nicht besser, und selbst die Waffen der Verzweiflung werden uns beschränkt."
Schon hatte man in Berlin ein weiteres Zugeständnis gemacht. Graf St. Marsan verlangte für seinen Gesandtschaftssekretär Lefebvre, der mehr ein Aufpasser für ihn als sein Untergebener war, Vollmacht, in allen Kantonnements nachzusehen, ob die Schanzarbeiten eingestellt, die Krümper entlassen seien. Obschon der König gemeint war, abschläglich zu bescheiden, erteilte der Minister Graf Goltz „durch ein unglücklich Mißverständnis, ehe er den Willen des Königs wußte,"

den Reisepaß. Demnach schien nichts übrigzubleiben, als am folgenden Tage auch die Allerhöchste Erlaubnis hinzuzufügen. Man mußte sich damit helfen, daß man durch vorauseilende Stafetten die Kommandierenden anwies, „schleunigst alles hinwegräumen zu lassen, was dem usw. Lefebvre Anlaß zu Verdacht und Argwohn geben könnte, auch die zur Arbeit noch versammelten Leute sorgsam zu verbergen und durch persönliche Begleitung den usw. Lefebvre von unangenehmen Beobachtungen freundschaftlichst abzulenken". Auch Yorck erhielt einen solchen Befehl; und als Herr Lefebvre gen Graudenz kam, die Festung zu inspizieren, zeigte ihm Yorck zwei Tage hindurch mit großer Zuvorkommenheit alles, was er sehen sollte.

In jenen Tagen (15. Okt.) schreibt Boyen an Yorck: „Die Besorgnis, daß wir aus zu großer Sehnsucht nach dem Frieden uns werden einschläfern lassen und dabei in Gefahr stehen, das Teuerste und Kostbarste zu verlieren, wächst bei mir mit jedem Tage."

Angeblich hatte durch des Königs Schreiben vom 12. Sept. veranlaßt Napoleon das lebhafte Drängen seines Gesandten in Berlin auf Entwaffnung einstellen lassen[1]; sicherer ist, daß derselbe im Laufe des Oktober zur Verhandlung eines Allianzvertrages mit Preußen bevollmächtigt wurde. Napoleons Antrag war, daß Preußen entweder dem Rheinbunde beiträte oder ein Schutz- und Trutzbündnis „für alle Zeiten und alle Fälle, für jeden Krieg in Europa, zu Wasser wie zu Lande" abschlösse! Freilich, man hatte kein Recht, Besseres zu erwarten.

Sehr zur rechten Zeit kam endlich jetzt von Rußland, nachdem man bereits „sechs Wochen ohne alle Nachricht gewesen", der ersehnte Bescheid; die in Vorschlag gebrachte Konferenz mit Scharnhorst wurde angenommen, und ein Schreiben Alexanders vom 27. September sprach die bestimmtesten Gegenzusicherungen und Annahme des königlichen Entschlusses aus. In gleichem Sinne wurde der russische Gesandte in Berlin Graf Lieven instruiert; sofort bot er die Hand, nach dem Vorschlage des Königs den Abschluß der französischen Allianz durch Überreichung einer Note, in der Preußen zu einer Art Mediation zwischen Frankreich und Rußland aufgefordert wurde, zu hin-

[1] Diese Angabe hat Bignon, X. p. 349; sie wird durch die Akten, die ich einzusehen Gelegenheit gehabt, nicht bestätigt.

dern.[1] Endlich in den letzten Tagen des Oktober lief Bericht vom Obristleutnant von Schöler aus St. Petersburg ein, daß Scharnhorst den Vertrag mit Rußland „wirklich ganz der Absicht entsprechend" abgeschlossen habe und bereits auf der Rückreise sei.

Die Denkschrift Hardenbergs vom 2. Nov., der wir diese Notizen entnehmen und welche die Fragen behandelt, ob Preußen das Bündnis mit Rußland oder mit Frankreich annehmen solle, empfiehlt schließlich insgeheim mit Rußland abzuschließen, mit England und Österreich zu unterhandeln, in der Stille alles weiter vorzubereiten, um den Kampf zu bestehen, einstweilen möglichst dahinzuarbeiten, daß der Friede aufrechterhalten werde, um mit Frankreich die Unterhandlungen fortzusetzen, zur größeren Sicherheit die Residenz nach Schlesien zu verlegen.

Wenige Tage darauf kam Scharnhorst zurück. Seine genaueren Mitteilungen waren wenig befriedigend: der Kaiser wolle allerdings mit seiner Armee bis zur Oder vorrücken, aber weder weiter gehen, noch auch, wenn Napoleon dränge, sich in eine Schlacht einlassen, sondern sich ohne zu fechten nach Rußland zurückziehen. Vergebens hatte Scharnhorst sich bemüht, darzulegen, was Preußen zu leisten imstande sei, und wieviel größer die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sei, wenn man den preußischen Kriegsplan annehme; Alexander beharrte bei seiner Ansicht; nur daß er versprach, dem Könige zwei Divisionen unter Wittgenstein zur Verfügung zu stellen.

Man hat sich nachmals darin gefallen, die preußische Politik dieser schweren Jahre so aufzufassen, als wenn sie in stetem vertraulichen Einvernehmen mit Rußland geleitet worden, als wenn Rußland hochherzig auf die Rettung Preußens bedacht gewesen wäre. Daß das preußische Kabinett die Anlehnung an Rußland suchte, lag in der Natur der Sache. Aber ebenso klar liegt es vor, daß man russischerseits selbst da noch zögerte, fest und sicher für Preußen aufzutreten, als der schon unvermeidliche Bruch mit Napoleon diesen Gebieten ein besonderes Interesse gab. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges 1812 hat Kaiser Alexander den merkwürdigen Ausdruck ge-

[1] Auch Bignon X. p. 334 spricht von diesen Dingen, freilich so als wenn Rußland die angebotene Vermittelung schnöde zurückgewiesen habe. Und mit ihm übereinstimmend Michailowsky-Danilewsky Tom. I. p. 45. Beide mit ausdrücklicher Anführung der Worte Alexanders oder seiner Depeschen, so daß kein Zweifel sein wird, daß sich Rußland gleichzeitig auch so geäußert hat.

braucht: „Er sei im Frühling 1811 schon ebenso fertig gerüstet gewesen; er hätte damals bis an die Elbe vordringen und Preußen zwingen können, mit ihm zu gehen, ohne daß eine hinlängliche französische Rüstung ihn aufzuhalten dagewesen wäre." Seitdem hatte er ruhig zugesehen, daß Napoleon ungeheure Streitmassen gen Osten sammelte, die Festungen der Elbe, Oder und Weichsel überfüllte, Preußen tatsächlich vollkommen in seine Gewalt brachte. Noch weiteres gegen Preußen zu beschließen, konnte Napoleon nur in dem Augenblick ein Interesse haben, wenn er einen Krieg in Rußland selbst führen wollte. Die Hilfeleistung, zu der sich der russische Kaiser erbot, bedeutete nichts weiter, als daß er lieber Preußen als Rußland zum Kriegsschauplatz machen, den Gewaltstoß Napoleons sich an Preußen erst etwas abstumpfen lassen wollte.

Hatte man in Berlin im Frühling 1811 den Krieg wünschen können, jetzt konnte man nur noch versuchen, dem drohenden Konflikt beider Kaiser gegenüber eine Stellung zu gewinnen, um ihn zu hindern. Man näherte sich Österreich[1], das, seit Metternich es leitete, ganz geeignet schien, eine Mittelstellung zu schaffen; man suchte Beziehungen mit dem dänischen Kabinett, das den Krieg zu hindern um so mehr ein Interesse hatte, als Schweden für den Preis von Norwegen in Petersburg wie in Paris seine Allianz anbieten ließ.

Wenn es dennoch zum Kriege kam, so mußte Preußen, falls es nicht mit der Annahme jener französischen Bedingungen einen politischen Selbstmord begehen wollte, sich von Napoleon jeglicher Gewalttat versehen. Man schickte sich an, dann wenigstens mit Ehren zu fallen; und für solchen äußersten Fall war ja einige russische Hilfe verheißen.

Dann war Ost- und Westpreußen von der größten Bedeutung; es lag alles daran, die Militärgewalt hier für den Augenblick der Entscheidung in der Hand eines ebenso treuen wie entschlossenen, ebenso kaltblütigen wie energischen Mannes vereinigt zu haben. Gegen die Mitte November erhielt an General v. Stutterheims Stelle Yorck das Gouvernement von Ostpreußen und Litauen; es war nach des

[1] In einem uns vorliegenden Schreiben vom 23. Nov. ist der nach Wien Gesendete mit einer Chiffer bezeichnet, die wir nicht zu deuten vermögen. Die Sendung von Scharnhorst nach Wien scheint unmittelbar seiner Rückkehr aus Petersburg gefolgt zu sein.

Königs Ausdruck in der Absicht geschehen, „ihm auf eine kein Aufsehen erregende Art das ganze Kommando in Preußen zu übertragen, damit er alle Einleitungen, die ihm notwendig scheinen möchten und die nach dem angenommenen System ausführbar seien, beizeiten treffen könnte."

So hatte Yorck zu jener Vollmacht vom Mai, welche ihm die höchsten Autorisationen anvertraute, das Generalgouvernement von ganz Preußen, das Armeekommando und die Disposition über die Festungen mit eingeschlossen. Eine Stellung von unermeßlicher Wichtigkeit. „Es ist," schreibt Yorck, „keine Kleinigkeit, das fühle ich; denn die Mittel zum Zweck sind sehr beschränkt; Mut und Wille sind indes zwei mächtige Kräfte, und so hoffe ich mit Gott, wenn auch nicht alles, doch manches zu schaffen." Er beantragte, die westpreußische Brigade an General Bülow zu übergeben, selbst nach Königsberg gehen zu dürfen: „Es ist jetzt besser, daß ich für meine Person mich mehr im Zentrum sämtlicher Truppen befinde und von gewissen nachbarlichen Punkten nicht zu entfernt bin." Er erhielt die Weisung, unter dringenden Umständen mit dem nächsten russischen General in Kommunikation zu treten, „so jedoch, daß zuvor die Bestätigung dieses entscheidenden Schrittes von Sr. Majestät einzuholen sei." Russischerseits wurden Truppenmassen nach der preußischen Grenze zu vorgeschoben; zu jener Vollmacht seines Königs, „über Krieg und Frieden zu entscheiden", hatte Yorck einen Befehl des Kaisers in Händen, der ihn befugte, „russische Armeekorps nach seiner Disposition zu gebrauchen."

Kam es zum Äußersten, so mußte man alle Mittel auf den Kampf zu wenden gerüstet sein. Schon im Sommer, als Scharnhorst in Dollstädt weilte, war zwischen ihm und Präsident v. Schön, der die eventuelle Vollmacht als Generalzivilgouverneur in Preußen erhalten hatte, die Frage der allgemeinen Bewaffnung besprochen worden. Scharnhorst hatte Verstärkung der vorhandenen Bataillone und daneben Erhebung der Massen als solcher, eine förmliche spanische Insurrektion gewünscht.[1] Schön war dem mit der größten Entschieden-

[1] „— daß übrigens das Volk dahin gebracht werde, daß jeder einzelne so viele Franzosen totschlage, als er könne; wollten sich dazu als Polizeiwache einzelne verbinden, so wäre dies zugelassen." So der Wortlaut einer authentischen Mitteilung über diese Unterredung.

heit entgegengetreten, hatte eine wirkliche und geordnete Bewaffnung möglichst des ganzen Volkes, „formierte Nationalbataillone neben der Linie" gefordert; und erst nach heißem Streit war Scharnhorst seinen Gründen gewichen, hatte es Schön überlassen, mit Yorck das Notwendige und Heilsame zu verabreden. Die Besprechung beider fand bald nach Yorcks Ankunft in Königsberg statt. Als Schön ins Zimmer trat, empfing ihn Yorck mit den Worten: „Vor allem: sollte unser Plan mißlingen, so überleben wir dies beide nicht." Und in die dargereichte Hand einschlagend, erwiderte Schön: „Verstände sich das nicht schon von selbst, so würden andere dafür sorgen." Dann entwickelte Yorck seinen Kriegsplan, Schön seine Ideen über die Bewaffnung des Volks und die so zu formierenden Bataillone; und Yorck ging auf dieselben vollständig ein, gab ihnen mit der ihm eigenen Sachkunde bestimmtere Fassung. Wieweit im einzelnen diese große Maßregel vorbereitet worden, ist nicht zu ersehen; in einer Denkschrift, die wenige Wochen später geschrieben ist, bringt Yorck die so zu gewinnenden Streitkräfte – „ein Aufbieten des Volks en masse, zweckmäßig organisiert" – bereits in Anschlag. Es sind die ersten praktischen Elemente der späteren Landwehr.

– Das „angenommene System" konnte nicht verfehlen, die Lage Preußens mit jedem Tage peinlicher und unhaltbarer zu machen. Man hatte die Zeit versäumt, wo man die Feindseligkeiten hätte beginnen können; indem man die nächste Gewalttat Napoleons erwartete, um sich dann mit Aufwand aller Kräfte in den Kampf der Verzweiflung zu stürzen, gab man dem furchtbaren Feinde Muße, sich so einzurichten, daß er auch das Gewaltsamste ohne Gefahr wagen konnte. Seine Rüstungen gingen unaufhaltsam weiter; er war nicht mehr gemeint, sich durch irgendwelche Rücksicht auf Preußen hindern zu lassen. In den Weihnachtstagen sandte General Krusemark Depeschen nach Berlin, die dem Überbringer, „wenn nicht Vorsicht und Verschwiegenheit von seiner Seite beobachtet würde, lebensgefährlich werden konnten."
Die Gefahr für Preußen drohte immer näher. Nur um so ängstlicher glaubte der Staatskanzler alles meiden zu müssen, was dem Mißtrauen Napoleons hätte Ursache geben können; als werde er deren

nicht finden, wenn er sie brauchte! Selbst der Antrag Yorcks, die bereits formierten vier Reservekompagnien von Graudenz zu einem vollständig organisierten Bataillon zu erheben, weil sie einen unentbehrlichen Bestandteil der Besatzung ausmachten, wollte man nicht sanktionieren; andere ähnliche Anträge wurden ebenso zurückgewiesen. Der Staatskanzler meinte, er lasse den militärischen Gründen, die obwalteten, alle Gerechtigkeit widerfahren, aber die politischen Verhältnisse gestatteten durchaus nicht, durch neue Zurüstungen oder Arbeiten an den Werken Argwohn zu erregen, um so weniger könnten sie von der Regierung gutgeheißen werden. Dem Staatskanzler schien es schon viel nachgegeben, wenn er gestattete, „daß alles das, was zur Erhaltung des Vorhandenen und woran man sich schon gewöhnt, auch weiter keine Bemerkung dabei gemacht habe, erforderlich sei, wenn nur kein Aufsehen dadurch erregt werde, eingeleitet werden könne."

So lähmte man sich selber, während man zugleich dem Gedanken an einen verzweifelten Kampf noch Raum ließ. Man hatte weder mit Rußland noch mit Frankreich eine sichernde Allianz; und jedes weitere Zögern machte es unmöglicher, nach der einen oder der anderen Seite hin einen freien Entschluß zu fassen.

Begreiflich, daß die noch währende Unsicherheit, welche Stellung Preußen in dem schon unvermeidlichen Zusammenstoß beider Kaiserreiche haben werde, die allerdrückendste Spannung hervorbrachte, eine Spannung, welche den Rest von moralischer Kraft, der noch vorhanden war, aufzehren mußte; „man hat," schreibt Gneisenau, „die Nachgiebigkeit gegen Frankreich offen gezeigt, und das große Publikum glaubt, daß man triftige Motive hierzu haben müsse; diese Überzeugung vermehrt und verstärkt die Gegenpartei, und läßt uns wenige, die wir in andern Grundsätzen sind, im Lichte von Enragés erscheinen, die den Staat in Gefahr des Umsturzes bringen wollen, nur um unsern Haß gegen Frankreich zu befriedigen." Immer lauter wurde das Drängen der großen Zahl jener „Behaglichen," wie Scharnhorst sich in einem Briefe an Yorck ausdrückt, „die er Not habe, in ihre gewöhnliche Karrenstraße zurückzubringen."

Schon zeigten sich auch bedrohlichere Symptome. Unter der katholischen Geistlichkeit und den polnischen Edelleuten in Westpreußen

nahm man seit geraumer Zeit eine sehr bedenkliche Geschäftigkeit wahr. Yorck hielt sich verpflichtet, darüber nach Berlin zu berichten: es verdiene das die größte Aufmerksamkeit um so mehr, als jene in dem Rufe seien, einen geschworenen Haß gegen die preußische Regierung zu hegen, wie sie in dem letzten Kriege bewiesen. Das Komplott schien bereits sehr weit verzweigt; die stete Kommunikation der Leitenden mit dem kommandierenden General und dem Präfekten in Bromberg deuteten darauf hin, was beabsichtigt werde. Yorck hielt sich überzeugt, „daß hier der Ausbruch eines Krieges das Signal zu einer Insurrektion sein werde."

Die Versuche des Berliner Kabinetts, sich mit andern gleich bedrohten Kabinetten zu einer Mittelstellung zu vereinen, gelangen nicht. Scharnhorst fand in Wien freundliche Aufnahme; aber man war weit entfernt, sich auf irgend etwas einlassen zu wollen; wenn Preußen sich an Rußland anschließe, so habe man in Wien durchaus nichts dagegen; aber Österreich selbst werde neutral bleiben und die Dinge abwarten.

Schon waren die Festungen der Elbe, Oder, Weichsel mit napoleonischen Truppen überfüllt; die Polen brannten vor Kampfbegier; man mußte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß Napoleon mit einem Streich gegen den preußischen Staat den neuen Kampf begönne; dann sollte Yorck sich mit den russischen Streitkräften in Verbindung setzen, — und sie standen noch mehrere Märsche entfernt, so daß man erlegen sein mußte, ehe sie den Niemen erreichten. Namentlich auf diesen Punkt hin wurden die Unterhandlungen dringend erneut. Scharnhorst, wie es scheint, führte sie; wenigstens erschien er selbst in Königsberg, Yorck über die Sachlage zu unterrichten und die nötigen Maßregeln zu verabreden. Man hoffte von Alexander jetzt eine weiter gehende Beteiligung zu gewinnen.

Bereits hatte der Herzog von Bassano dem General Krusemark geschrieben: „Der Augenblick, über Preußens Schicksal zu entscheiden, ist endlich gekommen; ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es eine Entscheidung über Leben und Tod Preußens ist. Sie wissen, daß der Kaiser schon zu Tilsit sehr strenge Absichten hatte. Diese Absichten sind noch immer dieselben, und ihre Erfüllung kann nur gehindert werden, wenn Preußen unser Bundesgenosse, und zwar unser ganz

getreuer Bundesgenosse wird. Die Augenblicke sind kostbar und die Umstände sehr ernst."

Plötzlich in den letzten Tagen des Januar (26.) ließ Napoleon die Division Friant von Mecklenburg in Schwedisch-Pommern einbrechen, es besetzen – angeblich, um die ungenügende Seesperre dort zu vervollständigen.

Ein Vorgang, der nicht verfehlen konnte, in Berlin wie in den Provinzen auf das Äußerste zu beunruhigen. In Kolberg kam es zur Sprache, ob man, ohne Befehl von Berlin abzuwarten, die Inseln der Odermündung zu decken eilen solle. Yorck meinte nicht anders, als daß der ihm bezeichnete Augenblick der Entscheidung jetzt da sei. „Die Besitznahme von Schwedisch-Pommern, das Vordringen gegen die Elbe erfordern die tätige Benutzung der noch kurzen disponiblen Zeit und machen eine Kommunikation mit dem noch entfernt stehenden russischen General notwendig. Die darüber erhaltene frühere Weisung habe ich bis jetzt, wo die Umstände nicht dringend waren, noch nicht in Ausübung gebracht. Die Weisung erfordert eine Bestätigung von Ew. Majestät, um nicht in dem politischen System fehlzugreifen. Der Zeitpunkt scheint sich aber zu nähern, und ich bitte Ew. Majestät, sich selbst darüber auszusprechen. Welches auch diese Verhältnisse sein mögen, ein entscheidender Schritt zur Verstärkung ist notwendig; es ist zu viel geschehen, um stehen bleiben zu können, zu wenig, um einen Entschluß durchzusetzen." Dann entwickelt er die militärischen Streitkräfte seines Gouvernements, macht Vorschläge in betreff von Pillau, Graudenz, der Befestigung Königsbergs, erörtert die Disposition seiner Truppen: „Sollte wirklich ein Krieg ausbrechen, woran bei allen unsern Nachbarn nicht mehr Zweifel zu sein scheint, so wird es ein Krieg um unsere Existenz. Es gilt Sein oder Nichtsein, und die Wahl der Mittel muß aufhören, Bedenklichkeiten zu erregen, wenn nur der Zweck dadurch erreicht werden kann. Ein Aufbieten des Volks en masse hindert jedoch die Operationen der Armee, wenn nicht die Masse zweckmäßig organisiert und die Insurrektion bloß in solchen Gegenden eingeleitet wird, wo sie mit den Operationen der Armee in keine unmittelbare Berührung kommt. Für den gegenwärtigen Augenblick wird sich bei Ausbruch des Krieges die Insurrektion ungefähr längs der Warschauischen Grenze von

Osterrode über Ortelsburg, Lötzen bis Goldap erstrecken müssen, von welchem letzten Orte bis zum Niemen man einstweilen Nationalgarden formieren könnte. Eine solche Insurrektion, zweckmäßig geleitet, würde unendlichen Vorteil bringen; der Feind würde ihr bedeutende Korps entgegensetzen müssen, und wir würden nicht wieder das Beispiel erleben, wo einzelne Troßknechte ganze Städte in Kontribution gesetzt haben. Zum Chef einer solchen Insurrektion dürfte Major v. Krauseneck ganz besonders geeignet sein." Dann bittet Yorck, „bei der großen Schwierigkeit des Details und der Notwendigkeit, alles einzelne zu fester und rascher Ordnung zu gestalten, um Ernennung eines Zivilkommissars." Er schließt: „Daß ich es unablässig wiederhole, ich kenne kein anderes Interesse, als das von Ew. Königl. Majestät; ich bin zu allem bereit; ich sterbe jede Todesart mit williger Bereitwilligkeit auf dem Schlachtfelde oder auf jede andere Art. Aber den Willen Ew. Majestät muß ich wissen."

In jenen Tagen (den 6. Februar) kam Kneseбeck auf seiner Reise nach Petersburg durch Königsberg; tief in der Nacht sprach er Yorck; den geheimen Zweck seiner Reise verschwieg er ihm, wie er auch dem Staatskanzler und Scharnhorst ein Geheimnis geblieben war. Als ihm Yorck mitteilte, so berichtet Kneseбeck, daß er eigentlich zwei Weisungen habe, die eine private, den etwa einrückenden Russen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die andere, die ihm offizieller und mehr vom Könige ausgehend erscheine, dahingehend, das Einrücken der Russen möglichst hinzuhalten — so bat ihn Kneseбeck, mit der ersten Weisung bis nach seiner Rückkehr zu zögern. „Yorck erwiderte bloß: verstanden!" schreibt Kneseбeck, „wünschte mir glückliche Reise, und wir schieden."

Man wird es begreiflich finden, daß Yorck sich bei jener Bitte Kneseбecks noch etwas mehr dachte, als dieser mit dem „verstanden" bezeichnet glaubte. Was sollte diese Sendung? was wollte man eigentlich in Berlin? bestand die Leitung des Staates in so hochkritischen Zeiten darin, daß entgegengesetzte Tendenzen nebeneinander herliefen und zugleich Entscheidung gaben? Während Scharnhorst alles darauf gestellt hatte, daß Preußen mit russischem Beistand den Kampf annehme, hatte der Staatskanzler diejenigen Vorbereitungen verboten, welche für jenen Zweck unumgänglich waren; und während

Scharnhorst mit Graf Lieven in Berlin bereits die Projekte zum Vorrücken der Russen über den Niemen verabredete und in diesem Sinne auch Yorck als Vorgesetzter instruierte, kam nun ein ehemaliger Flügeladjutant des Königs, entgegengesetzte Wünsche zu äußern. Derselbe reiste nach Petersburg, wie es scheinen mußte, zu neuen Vermittelungsversuchen in dem Augenblick, wo das Einbrechen in Schwedisch-Pommern eine Mahnung sein konnte, wie völlig vergeblich sie sein würden und wie nahe Preußen bedroht sei. Und wenn nun irgend etwas von Danzig und Thorn, von der russischen Grenze aus geschah, nach welcher von den drei Weisungen, die jetzt vorlagen, sollte dann verfahren werden?

Man begreift es, wenn Yorck nun auch seinerseits sich möglichst unmittelbar an den König zu wenden suchte. Er schrieb an General Köckeritz (7. Februar): „Im festen Vertrauen, daß Ew. Exzellenz mich für einen treuen Diener des Königs halten, daß Sie mich unter die Zahl derjenigen setzen, die keinen anderen Willen, keine anderen Ansichten als den Willen des Königs erkennen und haben, fühle ich mich durch die Zeitumstände in die Notwendigkeit gesetzt, Ew. Exzellenz dringend zu bitten, es unter der Hand bei Sr. Majestät dahin einzuleiten, daß mir alle wichtigen Befehle direkt von Sr. Majestät zukommen, weil ich sonst in manchen Fällen fehlgreifen könnte oder meine Fehlgriffe einen wesentlichen Einfluß auf das wahre Interesse Sr. Majestät haben möchten. Ich bin 90 Meilen von Berlin entfernt, ich weiß nicht bestimmt, was da vorgeht; man sagt aber, daß da verschiedene Meinungen obwalten. Ich beschuldige niemanden, ich gestehe aber aufrichtig, daß in meinem Charakter ein auf Erfahrung gegründetes Mißtrauen gegen die Menschheit überhaupt liegt und daß ich daher mehr als vorsichtig bin. Ich tue diese Bitte an Ew. Exzellenz, weil ich glaube, daß es dem Interesse des Königs vorteilhaft ist, wenn außer uns beiden niemand etwas davon weiß. Sagen Sie, ich bitte Ew. Exzellenz darum, dem Könige unter vier Augen, daß ich für sein Interesse alles zu tun und zu unternehmen imstande und bereit bin, daß ich für seinen Willen auf dem Schafott ebenso ehrenvoll wie auf dem Schlachtfelde zu sterben glaube und bereit bin, daß ich aber nur wissen will und muß, was sein Königlicher Wille ist."

Wie eine Antwort darauf war es, wenn ein Tags darauf eintreffen-

der Brief von Boyen (vom 3. Februar) schloß: „Das Eigentümliche unserer Lage und selbst alle die Schwierigkeiten, welche durchaus erst weggeräumt werden müssen, ehe man behaupten dürfe, ein sicheres und festes System zu haben, erschweren in dieser wichtigen Angelegenheit jedes Privaturteil und erlauben nur den herzlichen Wunsch, daß die Einheit unseres Königsthrones und Vaterlandes in allen vorliegenden Klippen und Stürmen erhalten werden möge."

In der Tat war die Gefahr, von der man im Lauf des Sommers 1811 die Person des Königs und die Existenz des Staates bedroht geglaubt hatte, jetzt im Begriff, loszubrechen. „Vielleicht," sagt General Rapp in seinen Denkwürdigkeiten, „hat der König nie die Gefahr völlig erkannt, in der er schwebte; ich kannte sie in ihrer ganzen Ausdehnung und war darüber sehr beunruhigt; ich beklagte den Fürsten, ich beklagte die Nation; ich wandte den Plan, soviel ich vermochte, ab."

Der König täuschte sich nicht über die Furchtbarkeit der Krisis; er blieb, wie es seine Art war, ruhig und, wenn man so sagen darf, objektiv. General Köckeritz hatte ihm Yorcks Schreiben sofort (12. Febr.) mit dem Bemerken übersandt: „Der Inhalt scheinet mir von solcher Wichtigkeit, daß ich keinen Augenblick anstehe, ihn Ew. Königl. Majestät sofort zu Füßen zu legen." Der König schrieb unter diese Worte: „Vor etwa 10 oder 12 Tagen hat der General Yorck von Mir eine Übersicht unserer politischen Lage erhalten, mit den nötigen Instruktions begleitet. Die Gesinnungen des Generals bürgen Mir dafür, daß er ihnen gemäß wird zu handeln wissen. Man muß auf alles gefaßt sein; denn wir sind nicht Herr der Umstände. Die ganze politische Situation ist ungünstig, und man kann nicht allezeit, wie man will; daher manches kontradiktorisch."

Allerdings hatte man einen schweren Schritt bergab getan. Jene „Einheit des Thrones und des Vaterlandes" mit den Waffen in der Hand zu behaupten, hatte man aufgegeben; man versuchte sie dadurch zu retten, daß man die so oft angetragene Allianz mit Frankreich jetzt um jeden Preis suchte. Eine Kabinettsorder vom 4. Febr. an Yorck von Hardenbergs Hand geschrieben — eben sie ist es, auf die sich die obenangeführten Worte des Königs beziehen — erläutert die Sachlage vollständig. „Der Generalmajor von Scharnhorst hat Sie

mündlich mit gewissen Unterhandlungen bekannt gemacht und mit Ihnen die Maßregeln verabredet, die Sie infolge derselben zu nehmen haben würden, falls von französischer Seite feindselige Schritte gegen uns geschehen sollten. Jetzt mache Ich Ihnen unter der Bedingung der Verschwiegenheit bekannt, daß die Umstände Mich nötigen, mit Beiseitesetzung jener Unterhandlungen eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Die letzten Erklärungen Meinerseits sind vor wenigen Tagen nach Paris abgegangen, und da man über die Hauptpunkte einverstanden ist, so ist es wahrscheinlich, daß der Abschluß bald erfolgen werde. Diesem nach haben Sie abseiten der französischen und polnischen Truppen wohl keinen Angriff zu befürchten, und Ich empfehle Ihnen nunmehr, Ihre Sorgfalt, wie Sie schon bisher getan haben, desto eifriger dahin zu richten, daß das gute Vernehmen mit jenen Truppen erhalten werde. Sollte dennoch gegen alles Vermuten abseiten derselben etwas Feindseliges geschehen, so ist wohl zu unterscheiden, ob es kleine Vorfälle sind, denen durch Protestation oder andere zweckmäßige Schritte abgeholfen werden kann, oder offenbar feindselige Unternehmungen, dahin z. B. von unterzeichneter Allianz und Übereinkunft eine Besetzung des Landes oder des Weichselstromes auf Meinem Territorio, ein gewaltsamer Durchmarsch ganzer Korps außerhalb der bestimmten Militärstraße gehören würden. Sie kennen nunmehr die Verhältnisse und müssen demnach Ihr Benehmen einrichten, damit auf der einen Seite alles mögliche vermieden werde, was Sie stören könnte, auf der andern Seite aber auch, was der Sicherheit des Landes und der Ehre der Truppen zuwider wäre. Nur auf den ganz unwahrscheinlichen Fall offenbarer Feindseligkeiten werden Sie zu ernsten Verteidigungsmaßregeln schreiten, und dann auch nur außer demjenigen, darüber Sie schon längst mit Instruktionen versehen sind, auch die noch ergreifen müssen, welche Folge der obenerwähnten Unterhandlungen sein sollten. Ich verkenne die großen Schwierigkeiten nicht, die Sie in einem solchen Falle zu bekämpfen haben würden, wobei immer alles angewandt werden müßte, daß wir nicht als der angreifende oder provozierende Teil erscheinen, verlasse Mich aber wegen Ihres ganzen Benehmens während der gegenwärtigen kritischen Lage der Sachen auf Ihre Klugheit und Vorsicht. Sobald die Verhältnisse ganz ent-

schieden sind, werde Ich Sie mit weiteren Verhaltungsbefehlen versehen, und füge hier nur noch hinzu, daß Ich den Obersten und Generaladjutanten v. Knesebeck nach Petersburg geschickt habe, um, wenn irgend möglich, auf die Erhaltung des Friedens hinzuwirken, dazu noch nicht alle Hoffnung verloren ist."

Wir haben nicht zu erörtern, wie man in Berlin endlich bis zu dem Punkte gelangte, welchen diese Kabinettsorder bezeichnet; selbst wenn so untergeordnete und kleinliche Einflüsse mitbestimmend waren, wie sie wohl Gneisenau in der ersten Erschütterung des edelsten Schmerzes angeklagt hat, die Fäden des Zusammenhanges, auch des psychologischen, liegen doch tiefer.

Nicht erst die Nachrichten aus Schwedisch-Pommern veranlaßten jenen dringenden Antrag um die Allianz für welchen Preis auch immer. Das Memoire Hardenbergs, welches ihre Notwendigkeit darlegte, wurde am 29. Januar an St. Marsan überreicht, an General Krusemark nach Paris gesandt. Wir sind nicht imstande anzugeben, wieweit der Staatskanzler noch mit den Projekten, die Scharnhorst mit Graf Lieven zu bearbeiten fortfuhr, einverstanden war, und ob jene dringenden Erbietungen in Paris nur eine Maske waren, das schnelle Vorrücken der Russen und die Erhebung Preußens unter ihrer Okkupation zu erleichtern.

Am wenigsten war der König mit diesen Plänen einverstanden. Selbst wenn die Fürchterlichkeiten und Unberechenbarkeiten, die ein allgemeiner Volksaufstand, eine „spanische Insurrektion" mit sich bringen zu müssen schien, seinem Sinn für Stetigkeit und Ordnung weniger zuwider gewesen wären, als sie es waren — die Eindrücke, welche ihm das stumpfe, ja zum Teil widrige Verhalten des Volkes nach dem traurigen Tage von Jena zurückgelassen, hafteten tief in seinem Gemüt, vielleicht um so tiefer, als sie seine Schätzung der Masse und ihrer Art zu bestätigen schienen. Er störte die nicht, welche anders urteilten; er ließ seine Räte nach ihrer Überzeugung handeln, ließ sie gewähren, auch wenn sie nicht übereinstimmten; er unterordnete wohl seine abweichende Meinung, ohne sie aufzugeben; immer noch war ein Zeitpunkt gekommen, der ihm zeigte, daß er recht gehabt.

An dieser Stelle ist es, wo wir auf die Sendung Kneſebecks zurückkommen müssen. Außer Dienst, auf seinem Gute lebend, hatte er, so

lautet seine eigene Erzählung, nicht aufgehört nachzusinnen, wie endlich Napoleons Macht zu brechen sei. Der nahende russische Krieg zeigte ihm die Möglichkeit, gegen den Gewaltigen „zwei Bundesgenossen ins Feld zu führen, denen er erliegen müsse, Raum und Zeit". Er hatte berechnet, wie man den Feind tief und tiefer nach Rußland hineinlocken müsse, um ihn dann endlich seiner eigenen Schwere, dem Klima, dem Mangel erliegen zu machen. Er eilte – es war in den letzten Januartagen – nach Berlin; er fand den Kriegsminister mit dem russischen Gesandten in vertrautester Geschäftigkeit verkehren; er überzeugte sich, daß ein Plan im Werke sei, der seiner Ansicht nach vollkommen verderblich war. Er erbat und erhielt eine geheime Audienz bei dem Könige; ihm teilte er seine Gedanken mit: der König möge sich in die Notwendigkeit fügen, für den Augenblick mit Frankreich gegen Rußland zu kämpfen; auf 20000 Preußen mehr in der Wagschale Frankreichs komme es für jetzt nicht an; nur Festungen müßten Napoleon durchaus nicht mehr eingeräumt und dafür gesorgt werden, daß das preußische Korps möglichst zusammenbleibe und eine selbständige Stellung erhalte, um, wenn das Glück sich wende, zur rechten Zeit umkehren und sich der Fesseln entschlagen zu können, in denen Frankreich jetzt Preußen geknebelt halte. Der König hatte ihn ruhig angehört, erwiderte dann: „Ist mir alles auch wohl schon beigefallen; die Herren hier aber wollen alle das Gegenteil, soll mich gleich mit Rußland vereinigen, sehe aber wohl ein, daß dabei nichts Gutes herauskommen wird; mit Kaiser Alexander will ich auch nicht gern ganz brechen; wissen ja, wie wir miteinander stehen; wird sich schön bedanken, die Franzosen in sein Land zu lassen, wie Sie wollen." Nach weiterer Erörterung entschloß sich der König, Knesebeck nach Petersburg zu senden, „damit er dem Kaiser seine Gedanken vortragen könne."

So die Angaben, die Knesebeck selbst nach langen Jahren niedergeschrieben hat. Sie sind, wie archivalische Forschungen neuester Zeit ergeben haben, in wesentlichen Punkten unrichtig. Die unzulänglichen Erbietungen Rußlands, die nur subsidiäre Hilfe, die England in Aussicht stellte, die ausweichenden Erklärungen, welche Scharnhorst in Wien empfing, nötigten Preußen, den letzten Gedanken an Widerstand gegen die französische Übermacht aufzugeben, und die

verhängnisvollen Folgen der Schritte, die man bisher in diesem Sinne getan, konnte man nur noch zu vermeiden, nur noch zu verzögern hoffen, wenn es nicht zu dem Ausbruch des Krieges kam, dessen erster Akt die völlige Okkupation Preußens durch französische Truppen gewesen wäre. Knesebeck, der dem Könige den Anschluß an Frankreich „auf jede Bedingung" empfohlen hatte, wurde zu der Sendung nach Petersburg bestimmt, deren Zweck war, den Kaiser Alexander zur Erhaltung des Friedens zu bestimmen, als dem einzigen Mittel, wie des Königs Schreiben an den Kaiser vom 31. Jan. sagt, „der Menschheit und Ihrem Freunde unabsehbares Unglück zu ersparen."
Am 6. Februar war Knesebeck in Königsberg. Was immer Yorck von ihm erfahren haben mag, erst vier Tage später erhielt er jene Kabinettsorder vom 4. Februar und mit ihr Kenntnis von der Wendung der Politik, die für den Augenblick nur dazu diente, die schon unendlich peinliche Lage, in der er sich den Besatzungen von Danzig und Thorn gegenüber befand, noch peinlicher zu machen.
Es war notwendig, diesen veränderten Umständen entsprechend namentlich General Bülow und das Festungskommando in Graudenz zu instruieren. An Bülow, der, wegen Elbing auf das Äußerste besorgt, seinen Generalstabschef Kapitän Boyen nach Königsberg gesandt hatte, schrieb Yorck am 13. Februar: „Ew. Hochwohlgeboren kann ich mit der rückkehrenden Gelegenheit des Kapitän Boyen noch nicht mit Bestimmtheit über unsere militärisch-politische Lage schreiben. Ich ersuche Dieselben aber ganz ergebenst, an die Ihrem Kommando untergebenen Truppen in der Art angemessene Weisung zu erlassen, daß die bisher bestandene gute Harmonie mit dem kaiserlich-französischen Generalgouvernement zu Danzig sowie den Warschauischen Behörden möglichst erhalten werde, also über kleine Vorfälle kein gar zu großes Aufheben zu machen, doch aber auch auf der andern Seite nichts zu dulden, wodurch die Ehre der Truppen und die Integrität der Monarchie wirklich gefährdet werden könnte, in welchem letzteren Fall noch alle die Vorschriften in völlige Kraft und Anwendung kommen würden, die ich darüber früher erteilt habe. Übrigens ist zwar eine zu allen Umständen passende und eigentlich schon zu der Ordnung der Armee gehörende Vorsicht nach wie vor anzuwenden, doch muß und braucht dieselbe weder in Ängstlichkeit noch Übereilung auszuarten."

— Der Auftrag an General Kruſemark, das franzöſiſche Bündnis abzuſchließen, konnte um den 8. Februar in Paris ſein; ziemlich zu derſelben Zeit mußte Obriſt v. d. Kneſebeck in Petersburg eingetroffen ſein. Nach demjenigen Bericht über ſeine Miſſion, welchen das preußiſche Kabinett dem franzöſiſchen mitzuteilen Gelegenheit nahm, hatte Kneſebeck vergebliche Verſuche gemacht, Alexander zu nochmaligen Unterhandlungen zu bewegen. Die unzweideutigen Vorbereitungen ruſſiſcherſeits, ſobald irgend die Jahreszeit es geſtatte, über den Niemen zu gehen, zeigten, wie weit es in dem mit Scharnhorſt verabredeten Plan ſchon gediehen ſei. Kneſebecks Sendung mochte den einen der letzte Verſuch, ſich der furchtbaren Unterwerfung an Napoleon zu entreißen, den andern der letzte Verſuch ſcheinen, dem doch unvermeidlichen Kampf der Verzweiflung noch einmal zu entfliehen.

In jenen bangen Tagen ſchrieb Scharnhorſt an Yorck (den 26. Febr.): „Herzlichſt und innigſt danke ich Ihnen für das Andenken, welches Ihr Brief vom 18. d. mir beweiſet. In einer ſo beſtürmten, wankenden Lage, in einer ſolchen finſtern Finſternis der Zukunft, wie die unſrige iſt, kommt jedes Gemüt in Bewegung und wünſcht eine gegenſeitige Mitteilung. Ich erlaube mir indeſſen keine Meinung über unſere politiſchen Schritte. Wir unterliegen einem labyrinthiſchen Gewirre, welches die Zukunft entwickeln wird und welches ebenſoſehr ein Reſultat unſerer beſonderen Lage als anderer Umſtände iſt. Ich habe jetzt keinen andern Wunſch mehr als einen ehrenvollen Tod, wenn das Verhängnis ein Unglück für den Regenten und Staat herbeiführen ſollte."

Man war auf das Äußerſte gefaßt. Des Königs Wagen waren gepackt, die Dienerſchaft angewieſen, ſich zu ſofortiger Abreiſe bereitzuhalten; die Garden in Potsdam hatten Befehl, jeden Augenblick marſchfertig zu ſein.

Noch immer ward in Paris unterhandelt. Napoleon wollte völlige Unterwürfigkeit. Am 26. Februar rückte ein franzöſiſch-ſächſiſches Korps unter Oudinot hart an die märkiſche Grenze, ſo daß Schleſien von den Marken militäriſch getrennt war; zugleich überſchritt die Diviſion Friants die pommerſche Grenze, beſetzte Anklam, Demmin, Swinemünde unter dem Vorwande, daß in den benannten Örtern

Kolonialwaren lägen. „Se. Majestät hoffen," schreibt Boyen am 29. Februar, „bei den angefangenen Negotiationen, daß dies bloß eine militärische, durch ein Mißverständnis herbeigeführte Maßregel sei, und lassen auch in diesem Sinn in Paris und Hamburg Vorstellungen machen. Gott gebe, daß alle die trüben Besorgnisse, welche durch dies Ereignis erweckt werden, nicht begründet sein mögen — vielleicht sind Ew. Hochwohlgeboren von der Vorsehung noch dazu bestimmt, unsere Selbständigkeit zu erhalten. Denn muß man unter diesen Umständen nicht auf das Äußerste gefaßt sein? Mit inniger Ehrerbietung, aber in einer sehr trüben Stimmung verharrt

Boyen."

Und nun kam die Nachricht, daß auch Davoust aus Magdeburg aufgebrochen, ins Preußische eingerückt sei; folgenden Tages die Nachricht, daß er weiter heranmarschiere. Es wurden Offiziere nach Brandenburg geschickt, zu beobachten und Nachricht zu senden. Es wurde ein Kabinettsrat gehalten und beschlossen, bei der Nachricht vom weiteren Vorrücken zum Äußersten zu schreiten. Die Truppen in und um Berlin waren letzter Zeit öfter alarmiert, sie waren in völliger Kriegsbereitschaft; mit einem Teile derselben sollte sich, während der König nach Schlesien eilte, Gneisenau in das feste Lager bei Spandau werfen, Scharnhorst mit den übrigen auf das, wie man wußte, von Truppen entblößte Dresden marschieren, von da durch Böhmen, um Österreich zu kompromittieren, nach Schlesien gehn. Man sieht, ein Plan der Verzweiflung. Mit äußerster Spannung erwartete man den 3. März; um Mittag kam die Meldung aus Brandenburg, daß die Franzosen im Marsch seien.

Jetzt schien der Moment der Entscheidung da. Mit der Abenddämmerung sollte Alarm geschlagen, damit der Würfel geworfen werden. Scharnhorst, Gneisenau eilten nach Hause, die letzten Weisungen zu geben. Der König indes versuchte noch einen Schritt: er hieß Hardenberg und Goltz zu St. Marsan gehen und ihn fragen, was jenes Vorrücken von Magdeburg aus zu bedeuten habe. St. Marsan war in äußerster Verlegenheit; er wußte durchaus nichts über das, was dort geschehen.

Eben jetzt gegen die Abenddämmerung kam der Kabinettskurier aus Paris mit Krusemarks Depeschen: die Allianz war angenommen.

Sogleich sandte Hardenberg an Yorck mit Stafette „im engsten Vertrauen" die Nachricht, „daß ein Allianztraktat zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen worden sei und sofort in Ausführung gebracht werden solle. Da der Kaiser Napoleon indes noch versuchen wolle, den russischen Hof zu friedlichen Gesinnungen zu disponieren, so wünsche derselbe, daß für jetzt von diesem Traktat nicht als von einer förmlichen Allianz gesprochen werden möge." Der Staatskanzler bemerkt, daß man zur Beruhigung des Publikums nur im allgemeinen äußern möge, Frankreich sei mit Preußen vollkommen einverstanden, es handle in der genauesten Übereinkunft mit Preußen. Schließlich weist der Staatskanzler auf die bevorstehenden bedeutenden Durchmärsche hin, für die man im voraus Vorsorge treffen möge.

Gleich nach Empfang dieser Depesche – sie traf am 7. März nachmittags ein– erließ Yorck ein Schreiben an die Regierung von Ostpreußen, datiert vom 3. März, sie in der befohlenen Weise von der Sachlage in Kenntnis zu setzen, sie aufzufordern, zur allgemeinen Beruhigung die weiteren Mitteilungen an die Behörden und Kaufmannschaften zu erlassen.

Die Kunde von dem abgeschlossenen Traktat war bereits in Königsberg verbreitet, und sie war es viel detaillierter, als der Staatskanzler sie dem kommandierenden General zu schreiben gewagt hatte. „Um das Auskommen eines Geheimnisses," schreibt ihm Yorck am 8. März, „nicht auf meine Rechnung kommen zu lassen, sehe ich mich genötigt, Ew. Exzellenz zuvörderst ganz gehorsamst zu bemerken, daß schon gestern abend Privatberichte hier in der Stadt gewesen sind, die von der Ratifikation dieses Traktates Nachricht gegeben und sogar den Feldjäger Gärtner[1] als den Kurier namhaft gemacht haben, der den Traktat von Paris nach Berlin gebracht hat. Als Inhalt des Traktates gibt man hier unter andern an, daß Preußen ein Hilfskorps von 20 000 Mann stelle, daß der Provinz Schlesien in betreff der Durchmärsche einige Begünstigungen zugestanden wären usw." Yorck glaubt auf die bedenklichen Folgen dieser Indiskretion aufmerksam machen zu müssen: „Es kann nicht fehlen, daß diese Nachricht bereits

[1] Derselbe war am 6. Febr. mit Depeschen von Berlin nach Paris gegangen, am 24. Febr. mit dem Allianztraktat von Paris zurückgesandt.

nach Rußland geschickt worden ist, wodurch ich in Hinsicht meiner militärischen Verhältnisse in eine sehr prekäre Lage komme, da ich auf der anderen Seite nicht eher mit Truppenbewegungen vorgehen darf, ehe ich nicht die mir durch Ew. Exzellenz verheißene Instruktion Sr. Majestät des Königs erhalten habe. Vorläufig indes habe ich getan, was sich nach der nunmehr völlig entschiedenen Lage der Dinge so geheim als möglich tun läßt, um wenigstens nicht überrascht zu werden. Ich bitte indes Ew. Exzellenz so ganz gehorsamst als dringend, meine Instruktion so schleunig als möglich zu fördern." Yorck schließt mit der Erinnerung, daß für die Kassen der Regierung und des Oberlandgerichts Litauens (Gumbinnen und Insterburg), für das Litauische Gestüt, für Stadt und Hafen Memel schleunigst Vorsorge zu treffen sei.

Die ersehnten Instruktionen waren in Berlin am 12. März expediert worden, langten am 17. vor Tagesanbruch an. Ihr Eingang lautet: „Es ist Ihnen bereits durch das allgemeine Kriegsdepartement bekannt gemacht worden, daß ein Teil Meiner Armee mobil gemacht werden soll, um der mit der französischen Regierung eingegangenen Verbindung zufolge als Hilfskorps zu der französischen Armee zu stoßen. Zum Oberbefehlshaber dieses Korps habe Ich nach dem Wunsche des Kaisers Napoleon den Generalleutnant v. Grawert ernannt; es ist derselbe von Mir hieher berufen worden, um von Mir seine Instruktion über dies ihm von Mir anvertraute Kommando zu empfangen. Da es Mir aber sehr wichtig ist, das ganze Korps noch einem zweiten General untergeordnet zu wissen, der sich durch seine Kriegserfahrenheit, seine Tätigkeit und seine Anhänglichkeit an Meine Person Mein Vertrauen in einem gleichen Grade erworben hat, so ernenne Ich Sie hiermit zum zweiten Befehlshaber desselben unter dem Oberbefehl des Generalleutnant v. Grawert, in der Überzeugung, daß Sie dieser neuen Bestimmung sich gern unterziehn und Mir in derselben bei eintretenden ernsthaften Vorfällen gewiß bald Gelegenheit geben werden, Ihnen Mein Wohlwollen besonders zu betätigen." Von politischen Weisungen enthält die Instruktion nur folgendes: „Ihre Aufmerksamkeit haben Sie nunmehr besonders auf die russische Grenze zu richten, indem nur von dorther Ihnen Gefahr drohen kann, und es ist nötig, daß Sie sich sogleich mit dem

General Grafen Rapp zu Danzig in Korrespondenz setzen, um dessen Unterstützung zu gewärtigen, wenn die Gefahr wirklich einbrechen sollte. Der feindlichen Übermacht haben Sie in diesem Falle zu weichen und Ihren Rückzug nach der Weichsel zu nehmen." Der König hatte am Schluß eigenhändig hinzugefügt: „Es ist Mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da Mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt ist und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Korps und unter solchen Umständen unumgänglich notwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür Meine Dankbarkeit zu beweisen."

— Erinnere man sich, welchen tiefen und schmerzlichen Eindruck der Abschluß dieser Allianz in denjenigen Kreisen hervorbrachte, auf welche sich bisher alle patriotischen Hoffnungen gerichtet hatten. „Die Vorsehung scheint den angefangenen Gang der großen Weltbegebenheiten vollenden zu wollen," schreibt Scharnhorst an Yorck (7. März); er gab seine bisherige Stellung auf, ging nach Breslau. „Nicht willens," schreibt Gneisenau am 10. März an Münster, „mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungsvertrages gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten." Clausewitz, Boyen, Barner, Chasot, Graf Friedrich Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, viele andere, „denen das Herz zu schwer wurde," folgten Gneisenaus Beispiel; die einen gingen nach Rußland, andere nach Spanien, gegen Napoleon zu kämpfen.

Yorck verstand seine Pflicht als Soldat anders; doppelt jetzt glaubte er dem Könige und dem Vaterlande Treue zu schulden. Das Schwerste, was seinem Stolz und seinem Haß zugemutet werden konnte, den Dienst unter Franzosen und für Napoleon, forderte der König von ihm; er hielt sich verpflichtet, zu gehorsamen. Die Antwort auf des Königs Schreiben vom 12. März, deren uns vorliegendes Konzept auf dem Citissime-Umschlag dieses Schreibens entworfen ist[1], lautet:

„Unter den jetzigen ganz veränderten politischen Verhältnissen lege

[1] Notiz aus Schacks handschriftlichem Tagebuch: 17. März: Gen. York schickt den Kap. Schack mit den unbedingten Vollmachten an Se. Majestät nach Berlin.

ich Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst die Vollmacht wieder zu Füßen, die Allerhöchstdieselben mir für einen besondern Fall anzuvertrauen geruht haben.

„Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, das damals in mich gesetzte große Vertrauen durch seine Ausführung rechtfertigen zu können. Begeistert von meiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an Ew. Königl. Majestät Allerhöchste Person und dem hohen Beruf meiner damaligen Bestimmung, darf ich aber, ohne mein Selbstlob aussprechen zu wollen, kühn behaupten, daß ich meine Pflicht als ein redlicher Mann erfüllt haben würde. Nur immer das Heil Ew. Majestät und das Wohl meines Vaterlandes im Auge habend, gebe ich jetzt mit williger Resignation das Unterpfand eines Vertrauens zurück, was, wie ich aus treuem Herzen wünsche, zum Glück des Staates nicht mehr nötig wird. Mit einer gleichen Resignation folge ich in eine neue weit untergeordnetere Bestimmung, obgleich mich dieselbe nach langen Dienstjahren der Kränkung aussetzt, hinter jeden französischen Brigadegeneral oder hinter jeden rheinbündischen Divisionsgeneral zu treten, wovon mancher der letzteren vielleicht früher als Subaltern unter mir gestanden hat. Die Generale v. Massenbach und v. Kleist teilen mit mir gleiches Schicksal; der frühere Stolz der Armee muß dahinscheiden. Nach der Lage der Provinz hoffte ich, auch hier Gelegenheit zu haben, gegen die Feinde Ew. Majestät fechten und meine Treue mit Blut und Leben besiegeln zu können. Ew. Königl. Majestät haben aber anders beschlossen, und ich folge als treuer Untertan ohne Weigerung, weil eine Weigerung in dem gegenwärtigen Augenblick ein noch größeres Verbrechen, als zu jeder andern Zeit, sein würde." Im hohen Grade merkwürdig ist der weitere Verlauf dieses Schreibens; es spricht sich darin, freilich in sehr zurückgehaltener Weise, Yorcks Meinung über das politische System aus, dem Preußen folgt: „Wo es auf Dienste für Ew. Majestät ankam, habe ich bis jetzt noch nie von meiner Gesundheit gesprochen; erlauben Ew. Majestät mir indes, in diesem Augenblick, zur Sicherstellung meines bisher unbescholtenen Rufes, noch hinzufügen zu dürfen, daß zwei schwere Blessuren und zwei Brüche, die ich im Dienst meines Vaterlandes erhalten, und früheres und späteres Leiden meinen Körper siech gemacht haben und daß ich also auch bei der größten Anstrengung nicht

imstande sein werde, mehr als höchstens eine Kampagne auszuhalten. Nach Ablauf dieser Kampagne tröste ich mich, daß Ew. Majestät meine Dienste mit einer Pension belohnen werden, die ich nicht zur Fristung meines siechen Lebens, sondern nur zur Erziehung meiner vier noch unmündigen Kinder bedarf, welche nach meinem Tode sonst die Hilfe guttätiger Menschen ansprechen müßten."

— Freilich, die Allianz mit Frankreich war geschlossen, die Truppenteile, welche das preußische Hilfskorps bilden sollten, waren bezeichnet und die Befehle zu ihrer Mobilmachung erlassen. Auf Antrag des Marschall Davoust, der in dem bevorstehenden Kriege das erste Armeekorps zu führen bestimmt war, hatte eine königliche Kabinettsorder (vom 16. März) Yorck angewiesen, alle ihm zugehenden Nachrichten von der russischen Grenze dem General Rapp in Danzig mitzuteilen. Yorck selbst hatte, wie er bereits am 17. März nach Berlin meldet, seine volle Aufmerksamkeit auf die Grenze gegen Rußland gerichtet, namentlich die nötigen Dislokationen veranstaltet, „um nicht die Provinz Litauen der Plünderung von einem regellosen Schwarm Kosaken auszusetzen." Ebenso hatte er schon nach der Instruktion vom 12. März und auf einen Wink des General Grafen Lottum „sich mit General Rapp in Kommunikation gesetzt". „Noch ehe General Rapp," fügte er hinzu, „meinen Brief bekommen haben konnte, hat er schon an mich geschrieben.... Die offizielle Korrespondenz habe ich mit dem General Rapp deutsch geführt und ihm alles das mitgeteilt, was mir von der Grenze gemeldet war, sowie ich ihm auch ein ziemlich genaues Verzeichnis der russischen Armee beigefügt habe." Schon am 14. März sind „die wichtigsten Punkte gegen die russische Grenze" nach Yorcks Weisung besetzt, so meldet Präsident Schön aus Gumbinnen, „nur der Weg von Kudullen scheint noch der Beachtung wert. Kudullen ist der russischen Armee genau bekannt, und dort sind Anstalten zum Übergange gemacht. Das Anrücken der russischen Truppen dauert noch fort."
Wie schmerzlich und niederdrückend auch die Wendung der preußischen Politik sein mochte, wenigstens hatte man nun doch einen bestimmten Gang, eine entschiedene Stellung. Oder war auch das nur Täuschung? Yorck erhielt von einem Offizier aus der Umgebung des

Königs ein Schreiben (vom 18. März), das ihn stutzen machte. Es enthielt eine Warnung des Königs vor den vielen falschen Gerüchten, die sich jetzt allerorten verbreiteten und die oft von dem Wahren schwer zu unterscheiden seien; der König glaube nach allen bisherigen offiziellen Berichten, daß es nicht in den Intentionen des russischen Gouvernements liege, aggressiv zu Werke zu gehen, und daß daher auch alle Nachrichten über die Bewegung der russischen Truppen mit besonderer Sorgfalt zu prüfen sein würden. Yorck möge demnach nur verbürgte Nachrichten über das Vorrücken und die Bewegung russischer Truppen an den General Rapp kommunizieren, um die erwähnten Nachteile zu verhüten.

Je sorgfältiger Yorck dies seltsame Schreiben erwog, desto peinlicher empfand er die Zweideutigkeit desselben. Sollte es wirklich so viel bedeuten, als es bedeuten konnte, warum brauchte der König zu solcher Andeutung dann nicht die vertraute Feder des Staatskanzlers? Und wagte man nicht in einem Briefe deutlicher zu sprechen, warum ward dann nicht ein vertrauter Offizier gesandt? Völlig undenkbar war, daß man solche Weisungen ohne sehr bestimmte Absicht gesandt haben sollte. Noch war Knesebeck nicht zurück.[1] Als ein zweitet Anhaltspunkt konnte der noch fortdauernde Aufenthalt des Obristen von Arenschild in Memel erscheinen; Yorck hatte sich in betreff seiner schon früher mit einer Anfrage an Schön gewandt, Schön am 14. März darauf geantwortet: „Den Aufenthalt des Obristen in Memel habe ich mir seither so erklärt, daß der Herzog (von Oldenburg) den russischen Posten selbst nicht traut, diesen Mann also auf die Grenze geschickt hat, um ihm die wahre Lage der Sache zu berichten und Briefe zu befördern... Der Herzog von Oldenburg gilt sonst als großer Freund unsres Hauses und will die Gesetzmäßigkeit selbst sein."

Wenigstens war die Sachlage von der Art, daß Yorck andere und bestimmtere Weisungen fordern zu müssen glaubte, bevor er in der Richtung vorging, die jener Brief zu bezeichnen schien; hatte man wirklich in der Stille ein anderes System, als das offiziell angenommene? oder war ein nochmaliger Wechsel des Einflusses eingetreten? Yorck antwortete auf jenes Schreiben folgendes:

[1] Knesebeck reiste am 4. März von Petersburg ab und kam am Tage vor dem Einmarsch des Marschalls Oudinot (also am 27. März) in Berlin an.

„Ich muß Ihnen freimütig gestehen, daß mich der Inhalt Ihres Schreibens in Verlegenheit setzt. Zwei Kabinettsorders, resp. vom ..... und vom ..... befehlen mir, daß ich mich mit General Rapp in genaue Korrespondenz setzen soll; in zwei Briefen des Obristen von Hake erhalte ich von dem Herrn Staatskanzler die nämliche Anweisung: der Herr General Graf Lottum, der mit besonderem Auftrage von Sr. Majestät dem Könige an den Prinzen Eckmühl gesandt worden, macht mir eine gleiche Aufforderung, und ein äußerst verbindliches Schreiben des General Rapp macht diese Aufforderung direkt an mich. — Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß das erste Benehmen eines preußischen Generals nach einem plötzlich veränderten und bis in den letzten Augenblick der Entscheidung höchst kritisch gewesenen Verhältnisse dem französischen Kaiser und seinen Generalen den Maßstab des Vertrauens für die ganze Folge und dadurch die definitive Entscheidung für das Schicksal des ganzen Staates geben muß. Der erste Eindruck ist der entscheidende; ich bin weder Russe noch Franzose, ich bin noch mehr als Preuße, ich bin ein treuer und unbedingter Diener des Königs; sein Wille und sein Wohl sind allein Gegenstand meiner Handlungen. Ich mußte also die Ansicht fassen, um Offenheit und Vertrauen zu erwecken, Offenheit und Vertrauen zu zeigen. Nach dieser Ansicht, nach zwei Kabinettsorders und den Aufforderungen der ersten Staatsbehörden, mußte ich also kein Bedenken tragen, dem General Rapp eine richtige und verbürgte Übersicht von der militärischen Lage an unsrer Grenze zu geben. Der Zufall gab mir dabei Gelegenheit, die Übersicht mit speziellen Datis begleiten zu können, doch ohne ihm eigentlich etwas Neues zu sagen, indem er dieselben Nachrichten schon durch den französischen Konsul in Memel hatte, von welchem Ort auch die meisten meiner Nachrichten herrühren.... Übrigens war es wohl eine schwierige Aufgabe, einen schmeichelhaften Brief des General Rapp so zu beantworten, daß man nicht als Mann von Charakter wider seine eigene Überzeugung schrieb und doch auch als Diener des Königs so schrieb, wie es das politische System erheischt, welches der Souverän jetzt ergriffen hat. Ew. Hochwohlgeboren Schreiben stellt mir unerwartet eine andere Ansicht dar. Denn ich kann mir das Buchstäbliche wohl nicht als das Wahre denken, da man

von mir wohl glauben kann, daß ich, ohne gelehrtes Studium in der Kriegskunst, mir doch so viel Theorie aus meiner vieljährigen Erfahrung abstrahiert habe, daß ein Vorpostenkommandant sein Handwerk nicht versteht, wenn er durch grundlose oder ununtersuchte Nachrichten unnützerweise das Hauptquartier alarmiert. Als Soldat habe ich nur eine Pflicht, und das ist, zu gehorchen. Die mir gewordenen Befehle sind bestimmt, ich befinde mich ohne höhere Weisung in einem ganz subordinierten Verhältnis, und ein Kriegsgericht würde mich nicht freisprechen, wenn ich ihm bei zwei gegen mich sprechenden Kabinettsorders zur Legitimation meiner entgegengesetzten Handlung Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vorlegte. – Verzeihen daher Ew. Hochwohlgeboren, wenn ich so dringend als ergebenst ersuche, Sr. Majestät submissest vorzutragen, mir dergleichen wichtige Befehle allergnädigst selbst zu erteilen. Ich schmeichle mir, daß ich Sr. Majestät schon hinlänglich Proben meiner Treue gegeben habe, daß ich also auch ferner auf die Fortdauer eines unbedingten Vertrauens Anspruch machen darf, womit ich schon früher begnadigt worden war. Ich muß aber rein ausgesprochene Befehle haben; dann werde ich mich, ohne Se. Majestät oder irgend jemand zu kompromittieren, in allen Zeiten und unter allen Umständen zu finden wissen, ob ich mich nach Wahrheit oder Schein einer Sache ganz oder nur halb hingeben soll."

Man sieht wohl, wohin Yorcks Meinung geht; – aber am 28. März ging das erste Armeekorps unter Marschall Davoust über die Oder, schob in raschen Märschen eine Kavalleriemasse über die Weichsel vor. Konnte man in Berlin noch Nebengedanken haben?

Jene Mahnung wegen der Auswahl von Nachrichten erwies sich als ein Mißverständnis des Flügeladjutanten; eine Kabinettsorder wiederholte die früheren unzweideutigen Weisungen.

Aber unmittelbar darauf folgte ein Schreiben des Staatskanzlers vom 31. März, das durch den Ausdruck „politische Winke" zu weiterem Nachdenken aufforderte. Zunächst wünschte der Staatskanzler Yorck Glück zu seinem Avancement – er wurde Generalleutnant – und zu allem, was er für den König und den Staat beginnen werde: „In unserer gegenwärtigen Lage ist es doppelt Pflicht für den Staatsdiener, jedes ihm mögliche Opfer zu bringen und den

regsten Eifer zu betätigen. Ew. Exzellenz sind darin schon lange mit dem rühmlichsten Eifer vorangegangen." Yorck hatte bereits eine Instruktion vom Könige unter dem 28. März vollzogen erhalten, die wir, da sie rein technischen Inhaltes ist, übergehen durften; der Staatskanzler will ihr, wie er sagt, „nur ein paar politische Winke im Vertrauen beifügen." „Nach der wiederholt und noch ganz neuerlich gegebenen Erklärung des Kaisers Alexander und seines Ministerii will man den Angriff innerhalb der Grenzen des russischen Reiches erwarten; j'attendrai que le premier coup de canon soit tiré sur mon territoire, dieses sind die eigentlichen Worte jener Erklärung. Vermutlich will man den Krieg dadurch mehr nationalisieren und den Angriff desto gehässiger machen." Es sind die Anschauungen, die Knesebeck in dem Bericht über den offiziellen Teil seiner Sendung dargelegt hatte. Nach einer kurzen Erläuterung über das Auskommen der Nachricht von der mit Napoleon abgeschlossenen Allianz — der Kaiser habe nur gewünscht, daß, solange die Unterhandlungen nicht abgebrochen seien, die Allianz nicht textuellement bekannt werde! — schließt der Staatskanzler mit folgender Bemerkung: „Noch scheinen jene Unterhandlungen fortzudauern, obwohl kaum mehr ein günstiger Erfolg davon zu erwarten sein möchte. Indes kann man doch nicht wissen, ob nicht durch das Gewicht, welches der Wiener Hof in die Wagschale legen möchte, etwas bewirkt werden kann." Auch wenn man nicht anders als annehmen kann, daß der Staatskanzler am 31. März, da er diesen Brief schrieb, noch nicht Kunde von dem am 14. März unterzeichneten Allianztraktat zwischen Österreich und Frankreich hatte, bietet derselbe der aufmerksamen Beobachtung sehr auffallende Züge, und es wird schwer, sich den inneren Zusammenhang der Intentionen klarzumachen, die Hardenberg mit der ihm eigenen unübertrefflichen Leichtigkeit hinstellte. Yorck wird nicht unterlassen haben, diese Auffassungen mit dem zu vergleichen, was er sah und hörte. Er wußte, daß Alexanders Hauptquartier bereits nach Wilna verlegt sei; gleichsam unter seinen Augen waren und wurden russischerseits die Maßregeln getroffen, den Niemen bei Maratsch, Grodno und Otila zu überschreiten. Dinge, die eben nicht danach aussahen, als wolle Alexander die Franzosen auf seinem Gebiet erwarten.

Jene politischen Winke konnten also nur bedeuten, daß Yorck – denn vorerst war General Grawert noch nicht eingetroffen – sein Verfahren so einzurichten, seine Maßregel so zu treffen habe, als wenn die Russen den Angriff erwarten wollten. Wir heben nur diese Andeutung aus dem Schreiben hervor, weil sie, wie wir sofort sehen werden, nicht ohne Wirkung geblieben zu sein scheint.

– Preußen krümmte und wand sich unter der furchtbaren Bundesgenossenschaft; jede neue Demütigung steigerte nur das Mißtrauen derer, die sie forderten. Begreiflich, daß Napoleon verfuhr, als versehe er sich von Preußen alles Ärgsten, daß er „die gemeinsame Sache", wie man sie nannte, nur als Handhabe zu weiterer Unterwerfung benutzte. Er ließ sofort über den Allianzvertrag hinaus, um Berlin zu beherrschen, Spandau, um Königsberg, Pillau fordern. „Die beste Art," schrieb er an Berthier, „sich der Ruhe Preußens zu versichern, ist die, daß man es in die Unfähigkeit versetzt, sich zu bewegen, im Fall eines Nachteils oder einer Niederlage auf unsrer Seite."

Zwei Tage nach Eingang jenes Hardenbergischen Schreibens erhielt Yorck ein sehr verbindliches Schreiben vom General Rapp: die ihm von dem Prinzen von Eckmühl soeben übersandte Kopie eines Briefes des Staatsrates v. Hake ergebe als Resultat einer stattgehabten Korrespondenz, daß der König zu wünschen scheine, daß die Werke auf der Nehrungsspitze Pillau gegenüber und das verschanzte Lager bei Lochstädt, da die preußischen Truppen zu ihrer Verteidigung nicht ausreichen dürften, von französischen und verbündeten Truppen besetzt würden; bevor er, fügt Rapp hinzu, in dieser Richtung Vorschläge mache, erlaube er sich, den General Yorck zu fragen, ob es ihm möglich sei, diese Plätze sofort in vollständigen Verteidigungszustand zu setzen und bei dem Übergang der Russen über den Niemen einige Bataillone dorthin zu werfen, „indem diese Position eine so wichtige ist, daß sie den besten Truppen und auserlesenen Offizieren anvertraut werden muß." Könne Yorck das nicht, so werde er selbst sofort einige seiner besten Bataillone über die Frische Nehrung senden.

Wir finden nicht, daß Yorck eine entsprechende Weisung aus Berlin erhalten hatte; die politischen Winke Hardenbergs mußten ihm den

sichern Anhalt geben, General Rapps Anerbieten ebenso höflich abzulehnen.

Mit dem 11. April war das Hauptquartier des ersten französischen Armeekorps (Marschall Davoust) in Thorn; seine Vorhut, bis Soldau und Osterode vorgeschoben, schloß sich der Vorpostenkette an, mit der Yorck bereits die Grenze von Johannisburg bis Tilsit deckte. Durch ein Schreiben an General Grawert, der sich gleichfalls in Thorn befand, ordnete der Marschall eine veränderte Dislokation der unter Yorck stehenden Truppen an, veranlaßt durch die ihm gewordenen Nachrichten von den Truppenbewegungen der Russen, von den an zwei Punkten begonnenen Arbeiten zur Überbrückung des Niemen. Die meisten Anordnungen hatte Yorck bereits selbst getroffen.

Es lag ebensosehr in dem Charakter Yorcks, wie er es für den wichtigsten, aber auch schwierigsten Teil seiner Aufgabe halten mußte, daß er in der unzweifelhaften Unterordnung des preußischen Korps und bei dem schon hervortretenden Eifer der französischen Befehlshaber, dieselbe möglichst zu erweitern, diejenige Selbständigkeit bewahrte und geltend machte, welche die wenigstens im Prinzip noch nicht aufgegebene völkerrechtliche Stellung des preußischen Staates in Anspruch nehmen durfte. Am wenigsten Yorck war der Charakter, der sich benutzen ließ, um Preußen beiläufig zu rheinbündnerischer Nullität hinabzudrücken.

Gleich die Anfänge der traurigen Bundesgenossenschaft gaben ihm Anlaß, in der Rolle aufzutreten, die er im Verlauf derselben mit Meisterschaft durchführte. Der Marschall Davoust hatte für angemessen erachtet, sich mündlich und zum Zweck der weiteren Mitteilung an Yorck über die Stimmungen in dessen Offizierkorps zu äußern und einzelne besonders zu bezeichnen. Yorck nahm Anlaß, darauf in einem Schreiben vom 10. April zu erwidern und in kalt verbindlicher Weise solchen Einmischungen seine Solidarität als kommandierender General entgegenzustellen. Der Marschall erwiderte: er habe mit Vergnügen diesen Ausdruck von Gesinnungen gelesen, welche die eines Soldaten, der sein Vaterland liebe, und eines Mannes von Ehre seien. „Glauben Sie, Herr General," schreibt er, „daß wir unsererseits die glückliche Allianz zu schätzen wissen, die unsere alten Verbindungen hergestellt hat, und daß wir

ebenso erfreut sind, uns unter denselben Fahnen vereinigt zu sehen. Mir werden an meinem Teil die Beziehungen, die hinfort zwischen uns sein werden, nach der Loyalität und Offenheit, die Ihre ersten Schritte bezeichnen, sehr erwünscht sein. Ich hoffe, daß Sie, Herr General, in jener mündlichen Mitteilung über die Stimmung einiger Personen in Ihrer Armee nichts anderes werden gesehen haben, als den Wunsch, Ihnen nichts vorzuenthalten, was Ihnen von Wichtigkeit sein kann. Ich wünsche, annehmen zu dürfen, daß Sie in gleicher Weise gegen mich verfahren werden, wenn Ihnen irgendeine ähnliche Mitteilung, die Sie mir wichtig glauben könnten, zukäme. Das sind Beweise guter Nachbarschaft, für die ich Ihnen sehr erkenntlich sein werde. Ich bin sehr erfreut, daß jene Gerüchte keinerlei Grund haben und daß Ihre Truppen von Ihrem Geiste beseelt sind."

Die ersten Anträge wegen der Nehrung Pillau gegenüber hatte Yorck zurückgewiesen. Am 17. April wiederholte General Rapp seine Vorstellungen: der Prinz von Eckmühl habe ihm Befehl gesandt, die Nehrung zu besetzen und dort Batterien aufzuwerfen, die ihr Feuer mit dem von Pillau kreuzten; er bitte daher Yorck, den Kommandanten von Pillau zu benachrichtigen, daß dessen Posten dort abgelöst werden würde; es werde ihm lieb sein, wenn Yorck die dortigen Batterien armiert lassen wolle usw. Yorck erwiderte zum zweitenmal ablehnend: es müsse wohl ein Irrtum obwalten, da er keinerlei Befehl in dieser Richtung erhalten habe. In einem dritten Schreiben (25. April) äußerte Rapp: er glaube nicht, daß von einem Irrtum die Rede sein könne, da die Befehle des Marschalls ganz ausdrücklich lauteten und den Intentionen des Königs, wie sie in dem Schreiben des Obrist Hake mitgeteilt seien, entsprächen; doch habe er die schon abmarschierten Truppen haltmachen lassen, um die weiteren Befehle des Marschalls abzuwarten; er bitte von neuem, die Geschütze in den Werken zu lassen, es handle sich um gemeinschaftliches Interesse, er hoffe, daß General Grawert es nicht abschlagen werde.

General v. Grawert hatte, ehe dies Schreiben eintraf, den Oberbefehl übernommen (25. April). Er hielt sich verpflichtet, in betreff der Nehrungsspitze nachzugeben. Spandau war bereits am 23. April von den Franzosen besetzt worden.

Am 28. Mai forderte der Marschall Davoust die sofortige Überwei-

sung auch Pillaus an französische Truppen: die Sache sei durch diplomatische Verhandlungen bereits abgemacht und die Dringlichkeit der Umstände gestatte keinen längeren Aufschub. Allerdings wurde in eben diesen Tagen in Dresden diese Forderung an den König gestellt. Grawert glaubte um des Friedens willen nachgeben zu müssen, und die Übernahme geschah in solcher Eile, daß Yorcks Versuch, durch Hinsendung eines des Platzes genau kundigen Offiziers wenigstens die nicht zum Inventarium der Festung gehörigen Waffen und Kriegsvorräte zu retten, vergeblich wurde.

Yorck war nicht mehr in der Stellung, den wachsenden Übergriffen der Franzosen zu wehren; er war nichts mehr als zweiter Befehlshaber eines kleinen Teiles der ungeheuren Heeresmacht, die Ostpreußen überschwemmte.

„Sie haben," heißt es in der Kabinettsorder vom 29. April, „die Geschäfte als Gouverneur von Preußen so vollkommen zu Meiner Zufriedenheit geführt, daß Ich wünschte, Sie Ihnen ferner ganz ungeteilt belassen zu können. Da die jetzigen Verhältnisse selbiges aber nicht gestatten, so sehe Ich Mich veranlaßt, Sie hierdurch aufzufordern, dasjenige, was unmittelbar auf das Armeekommando und auf die Kriegsvorbereitungen Bezug hat, worunter denn allerdings auch die Disposition über die Festungen gehört, dem General Grawert zu überlassen; dagegen verbleiben Ihnen alle inneren Angelegenheiten, als Polizei, Kantonwesen usw. Ich verspreche Mir von Ihrer Anhänglichkeit an Mein Interesse, daß Sie dieser durch die Umstände notwendig gewordenen Beschränkung Ihres bisherigen Wirkungskreises ungeachtet fortfahren werden, das Beste Meines Dienstes nach wie vor mit dem von Ihnen gewohnten Eifer vorzunehmen."

Fünftes Kapitel

Der Anfang des Feldzuges von 1812

Nach großen geschichtlichen Entscheidungen vergißt es sich nur zu bald, aus welchen Lagen, welchen Stimmungen her man zu ihnen gelangte; unwillkürlich betrachtet man den Lauf der Dinge in dem Lichte, den der Erfolg auf sie zurückwirft. Man übersieht dann, welche andere Möglichkeiten zugleich mit in jenen Lagen und Stimmungen gegeben waren, wie sie, als sie Gegenwart waren, die Auffassungen und Entschließungen derer, die zu handeln hatten, bestimmten und beschränkten.

Durch die französische Allianz war Preußen in eine Lage gekommen, die furchtbarer war als völlige Unterwerfung.

Hatte man um alles die „Einheit des Königsthrones und des Vaterlandes" erhalten wollen, so war dieser Gewinn mit Opfern erkauft worden, die das Gewonnene so gut wie wertlos machten, es jeden Augenblick von neuem in Frage stellten. Man konnte zweifelhaft sein, ob Napoleon dem Könige seinen Thron nur gelassen hatte, um durch ihn die maßlosen Erpressungen zu ermöglichen, die selbst Waffengewalt kaum durchzusetzen vermocht haben würde — oder ob er auf diesem Wege mit der letzten materiellen und moralischen Kraft des Landes zugleich die Anhänglichkeit an einen Regenten, um deswillen man so Unerhörtes leisten und dulden mußte, abzutöten hoffte.

Mit jenem Unterwerfungsvertrag — und in der Ausführung ward er rücksichtslos überschritten — blieb dem preußischen Namen keine Hoffnung, keine Ehre, kein Anspruch mehr; die Erniedrigungen, die dieses Königs Regierung in immer wachsender Steigerung gebracht, schienen nun für immer besiegelt. Der leiseste Versuch, sich ihnen zu entziehen, hätte die Auflösung Preußens, die Vernichtung der Dynastie zur Folge gehabt; aber sie ertragen, hieß jene Erniedrigungen als Bedingung einer Existenz hinnehmen, die ehrlos und hoffnungslos war.

Es ist unsere Aufgabe nicht, darzustellen, was namentlich die östlichen Provinzen, die den Krieg von 1807 noch nicht verwunden hatten und denen jetzt auf die schlechte Ernte von 1811 eine noch schlechtere folgte, durch diesen Feldzug gelitten haben, wie die Verpflegung der Hun-

derttausende, die hindurchzogen, und die Requisitionen, welche schonungslos gemacht wurden, sie zerrütteten, wie das militärische Regiment fremder Befehlshaber über Stadt und Land, immer wechselnd, immer tiefer eingreifend, meist eigennützig und brutal, die Gewohnheit bürgerlicher Ordnung verwirrte, ohne daß die Regierung gegen die „Verbündeten" Schutz zu gewähren vermochte.

Wir haben unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Truppenkorps zu wenden, welches dem Allianzvertrage gemäß Preußen zu diesem Feldzuge gestellt hatte.

Es waren für diesen Krieg 21 000 Mann mobil gemacht. Nach einem geheimen Artikel der Konvention vom 27. Februar sollte dieses Kontingent möglichst in demselben Armeekorps vereint sein und vorzugsweise zur Verteidigung der preußischen Provinzen verwandt werden.[1] Durch kaiserlichen Befehl vom 6. Juni wurde das Korps bestimmt, mit der siebenten Division (Grandjean) verbunden das zehnte Armeekorps unter dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, zu bilden. Zwei von den sechs preußischen Kavallerieregimentern, Ulanen und Husaren, wurden gleich anfangs abgetrennt und dem Kavalleriekorps von Murat überwiesen; ein drittes, ein Husarenregiment, ward unter dem Brigadier Obrist Hünerbein der Division Grandjean zugelegt, die zu 16 Bataillonen Bayern, Polen und Westfälingern gar keine Kavallerie hatte. Die 27. Division, wie das preußische Kontingent offiziell genannt werden sollte, bestand somit aus 19 Bataillonen, 16 Schwadronen und $7^1/_2$ Batterien unter General v. Grawert als erstem, General v. Yorck als zweitem Befehlshaber.

Daß sich in diesem Korps für die Sache, für die man ins Feld zog, nicht eben Begeisterung vorfand, war begreiflich.

Doppelt begreiflich, wenn man das Sonst und Jetzt verglich. Was war seit sieben Jahren aus der preußischen Armee geworden, was ihr zugemutet worden? Zuerst jene traurige Heimkehr von 1805; dann folgte den diplomatischen Unglaublichkeiten von 1806 im un-

[1] Die Worte des Traktates vom 24. Februar 1812, Art. III, lauten: Le contingent sera le plus possible réuni dans le même corps d'armée et employé de préférence à la défense des provinces Prussiennes sans que S. M. le roi de Prusse entende par là gêner en rien la disposition militaire de l'armée dans laquelle ses troupes seront employées. Diese Bestimmung der Konvention wurde auch an Yorck erst im Dezember 1812 bei bestimmter Veranlassung vertraulich mitgeteilt.

günstigsten Augenblick der Krieg, und die Planlosigkeit des Ganzen verdarb alles, was im einzelnen geleistet wurde. Gewiß bedurfte die Armee nach solchen Niederlagen einer Säuberung; aber jene Ehrengerichte, was bedeuteten sie anders, als daß jeder preußische Offizier die Präsumtion habe, feig und ehrlos zu sein, bis er freigesprochen war! Diese moralische Prüfung, die schwerste, die der König seinem Offizierkorps auferlegen konnte, ward bestanden. Das ganze Heerwesen ward neu gestaltet. In dem glühenden Verlangen, wider den Todfeind zu kämpfen, durch Sieg oder Tod wider ihn die Ehre der preußischen Waffen und die gebrochene Bedeutung des Vaterlandes herzustellen, begann sich ein preußisches Selbstgefühl zu erneuen; selbst die Verirrungen Schills waren nur ein Zeugnis, daß der alte soldatische Geist des Preußentums mitnichten erstorben sei. Aber die Teilnahme an dem Kampf von 1809 erfolgte nicht; doppelt mächtig und doppelt hochmütig herrschte der verhaßte „Korse". Dennoch ward in der Stille weitergearbeitet, die Wehrkraft Preußens zu erhöhen; — daß es gegen Napoleon galt, gab dem Eifer aller doppelte Spannkraft. Durch das neue System war man dahingekommen, im entscheidenden Moment die Armee mehr als verdreifachen zu können; man hatte Waffen für 150 000 Mann in Vorrat, man hatte die entsprechende Menge Geschütz beschafft, man hatte die acht Festungen, die dem Staat geblieben waren, von neuem in Stand gesetzt und vollständig armiert; man hatte in vier verschanzten Lagern den Streikräften in Schlesien, der Mark, Pommern und Preußen Haltpunkte gegeben für den Fall einer plötzlichen Erhebung. Das Jahr 1811 schien sie bringen zu wollen; jeden Augenblick erwartete die Armee den Aufruf des Königs; es galt zu siegen oder zu fallen.
Statt dessen jene Allianz mit Frankreich, jener Unterwerfungsvertrag! Der Eindruck mußte ein völlig zerrüttender sein.
Dieser Vertrag entriß der kleinen Armee die Hälfte, um diese dem Dienst dessen hinzugeben, gegen den sie herangebildet war. Er verbot dem Könige die Verfügung über seine weiteren Streitmittel; keine Einberufung, keine Dislokation sollte ohne ausdrückliche Erlaubnis der französischen Autoritäten geschehen dürfen. Zugleich erfolgte über den Vertrag hinaus die Okkupation zweier von jenen acht Festungen, die anderer drohte. Das Land bis zu seinen letzten

Grenzen war von den Heeresmassen der „Verbündeten" überschwemmt, die wie Herren schalteten. Der König war nicht mehr Herr im eigenen Lande, im eigenen Heer.
Was sollte es noch? was hieß es noch preußisch? Der Geist, der es neu geschaffen, war gebrochen, die Träger desselben entfernt. In dem Ausscheiden so vieler bewährter Offiziere ward dieser Bruch auch dem letzten Troßknecht anschaulich und begreiflich. „Der gute Geist und die Hoffnungen erstarben auch in jedem einzelnen."
Und nicht das allein. Von jenen Offizieren, die den Abschied gefordert – manche, so Boyen, hatten ihn mit höherem Rang erhalten – gingen viele in russischen Dienst. Yorck meldete nach Berlin, daß deren immer neue mit Pässen vom russischen Gesandten über die Grenze eilten. Freilich ließ der König durch Hake melden, daß er das durchaus verhindert wissen wolle. Aber sie reisten über Österreich. Waren so alle Bande gelöst, daß sie König und Vaterland aufgaben? oder wußte der König darum, forderte er nicht als Ehrenpflicht jedes Preußen, nicht zu dem Feinde Preußens zu stehen? achtete der oberste Kriegsherr die Ehre der eigenen Fahnen nicht mehr? oder gestattete der König den einen, für die zu kämpfen, auf deren Seite er selbst mit Herz und Wunsch war, während er die anderen gut genug hielt, sich seinen offiziellen Verpflichtungen mit Leib oder Leben zu opfern? oder war die Schwäche und Willenlosigkeit an der entscheidenden Stelle so weit, daß man die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen?
Seit man die französische Allianz geschlossen, traten diejenigen Richtungen und Persönlichkeiten wieder in den Vordergrund, welche schon vor 1806 die Vorteile dieser Verbindung empfohlen und seit dem Tilsiter Frieden so lange vergebens gegen die Ideologen und Tugendbündler angekämpft hatten. Ihnen schloß sich die Masse derer an, welche das je Geltende zu übertreiben und zu lobpreisen für loyal halten; die Feigen wie Ehrgeizigen, die Bequemen wie die Neuerer drängten nach, auf den neuen Weg hin. Die gesellschaftliche Einwirkung so vieler berühmter Kriegs- und Staatsmänner der großen Nation, die die Durchmärsche nach Berlin führten, zersetzte die öffentliche Meinung um so mehr, als ihr auch der Widerhalt fehlte, den die nun zerstörten patriotischen Kreise noch gewährt hatten.

Man begann, sich in das Neue hineinzureden und hineinzuleben, über die „große Armee" die heimische, über den Kaiser den König zu vergessen. Man war auf dem rechten rheinbündnerischen Wege.
Und die Armee? Allerdings hatte es zu Anfang — namentlich in Berlin selbst — eine kurze krampfige Zuckung gegeben. Die Armee gehorchte; aber das Ausscheiden so vieler Offiziere mußte wie ein Anfang ihrer Auflösung empfunden werden.
Während die eine Hälfte der preußischen Truppen völlig zerstreut und vereinzelt in den Garnisonen lag, war die andere, die aktive Hälfte, ein kleiner Teil der großen Armee Napoleons, unter dem Befehl eines französischen Marschalls. Als was sollte sie sich noch fühlen?
An ihrer Spitze stand ein General, den Napoleon dazu ausersehen hatte. General v. Grawert schrieb in dem Briefe, mit dem er sich Yorck als dessen Chef empfiehlt (29. März): „Wir können es uns nicht leugnen, daß von dem Benehmen unseres Korps das künftige Schicksal unseres Staates abhängt, sowie, daß diese Gelegenheit, wenn sie mit gehöriger Kraft benutzt wird, den alten preußischen Waffenruhm wiederherstellen und uns von neuem die Achtung der übrigen Mächte sichern kann." Seine ersten Maßregeln in Ostpreußen zeigten, wie seiner Meinung nach dies Benehmen eingerichtet sein müsse; er gab die Nehrungsspitze, er gab Pillau dahin. Nicht bloß, daß er durch Nachgiebigkeiten zu gewinnen suchte: „Er sah," sagte eine Denkschrift Yorcks, „in Napoleon und dessen Handlungen etwas Übermenschliches und in den Feldherrn Davoust und Macdonald die Jünger eines Propheten."
Konnte es wirkungslos bleiben, wenn der Chef des Korps in solchen Anschauungen lebte? War Preußen tatsächlich Napoleon unterworfen und der König sein Vasall, — wie sollte, wenn in dem Geiste des Chefs nicht mehr der Stolz lebte, das doch nicht aufgegebene Recht der Unabhängigkeit Preußens zu behaupten, für Preußen noch anders, als auf rheinbündnerischem Wege Heil erscheinen?
Viele Offiziere, berichtet einer derselben, beklagten, daß das preußische Kontingent nicht gleich den übrigen Kontingenten aufgelöst und unter die verschiedenen Korps der großen Armee verteilt sei; man würde dann doch den Ruhm ihrer Siege geteilt haben. Gab es

noch Preußenstolz, so schien ihm nichts als der Wunsch zu bleiben, durch die höchste Bewährung kriegerischer Tüchtigkeit die Anerkennung derer zu erzwingen, gegen die man sie zu bewähren gehofft hatte. In Ermangelung des Hochgefühls, für den König und für ein Vaterland zu kämpfen, blieb nur die Genugtuung persönlicher Bravour und technischer Geschicklichkeit, die Anerkennung, daß die Preußen gute Soldaten seien.

Berechnete Napoleon diese Wendungen? Während er den Staat Preußen auf das tiefste erniedrigte und so viel wie möglich schwächte, benutzte er in Königsberg, in Insterburg die Gelegenheit, die preußischen Truppen zu loben, ihre Generale, dort Bülow und Zieten, hier Kleist auszuzeichnen.

In Macdonald war dem preußischen Korps ein Chef gegeben, der in vorzüglichem Maß geeignet war, persönlich zu interessieren und zu gewinnen. „Sein ganzes Wesen," schreibt einer der preußischen Offiziere, „verkündigt den Mann von Ehre, von Verstand und von Wohlwollen, sein Anstand hat etwas Vornehmes, militärische Haltung mit geselligem Anstand vereint." Ein anderer nennt ihn einen Mann, „dem der Umgang der feinen Welt tiefe Menschenkenntnis und Feinheit und eben damit eine so schöne Ruhe gegeben hat, daß er jederzeit und überall im Vorteil steht ... gegen jeden preußischen Offizier ist er äußerst artig und zuvorkommend; er zeichnet auch die geringsten merklich aus; das mag auch wohl etwas Politik sein. Oft haben französische Obriste warten müssen, weil er mir oder einem andern Preußen eine Anekdote erzählte." Derselbe Offizier schließt seinen Brief so: „Eins muß ich noch hinzufügen, was ihn mir besonders lieb macht; er begreift, was der preußische Staat für das Wohl der Welt war; er liebt Preußen und bedauert es."

Nicht, als wären die preußischen Offiziere samt und sonders daran gewesen, von des Herzogs Liebenswürdigkeit verführt zu werden oder in Grawerts Anschauungen einzugehen. Um so mehr war es von Bedeutung, daß in Yorck ein völlig unerschütterlicher Halt alles dessen, was hoch gefährdet war, bestand. Vor allem galt es, die Truppen in dem vollen Gefühle, daß sie Preußen und ihres Königs seien, zu erhalten; kein Blick sollte abirren, fremden Beifall zu suchen oder auf fremde Gunst zu warten. Yorck selbst ist nie schroffer nur

preußischer General gewesen. Er wußte wohl, welche Stimmungen sein Verfahren wegen Pillau hervorgerufen; der Kaiser hatte bei Tafel in Königsberg sich sehr ungehalten über ihn geäußert. Yorck war nicht gemeint, das Geringste zu tun, um ihn zu gewinnen. Freilich noch weniger, was scheinen konnte, als blicke auch er bewundernd empor zu den Jüngern des Propheten; auch nicht einen Schritt mehr, als die militärische Kourtoisie forderte, tat er den französischen Marschällen und Generalen entgegen. Kalt und fremd war das Wiedersehen mit General Hogendorp, der nun als französischer Kommandant in demselben Königsberg schaltete, wo er einst als preußischer Leutnant Yorck in die holländische Heimat empfohlen hatte. Dem Marschall Macdonald, als seinem Korpschef, machte Yorck, als er in Königsberg eintraf (7. Juni), seine Aufwartung; er sah ihn vorübergehend in Tilsit wieder; dann während des weiteren Feldzuges seltene Male, „und ich glaube nicht," sagt ein Offizier von Yorcks Umgebung, „daß sie bei den seltenen Gesprächen aus den Formen der Geschäfte und konventionellen Höflichkeit herausgekommen sind."

Yorck sagt in einer späteren Denkschrift von diesem Feldzuge: „ . . . ich mußte ins Feld rücken, in einen Kampf gegen mein Gefühl und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit gegen den stets mir heiligen Willen meines Königs mir Gehorsam gebot. Der erste Teil des Feldzuges von 1812 war sehr niederdrückend für mich; mein Obergeneral hatte ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse als ich."

— Im Mai und Anfang Juni drängten sich die Hunderttausende Napoleons in Ostpreußen zusammen. Die ersten Berührungen der preußischen Truppen mit der großen Armee waren zum Teil peinlicher Art. Als die zwei Schwadronen braune Husaren unter Major v. Thümen in Didlaken bei Insterburg lagen, kamen die Gardedragoner des Kaisers heran, forderten, daß die Preußen ihnen das Dorf räumen sollten; der Vorschlag Thümens, das Dorf nach Maßgabe der beiderseitigen Stärke zu teilen, ward von dem vorausgesandten Adjutanten mit Trotz zurückgewiesen: es sei kaiserliche Garde, die komme, und vor der müsse Platz gemacht, ihnen die Häuser und

Ställe überlassen werden, die Preußen könnten ihre Gäule an die Zäune anbinden. Major Thümen antwortete in seiner stolzen und heftigen Art: „Auch nicht einen Stall der ihm angewiesenen Quartiere werde er jetzt räumen"; er ließ Alarm blasen; er war entschlossen, im Notfall mit Gewalt seinen Platz zu behaupten; er sandte seinen Adjutanten mit dieser Meldung und den nötigen Erläuterungen an den französischen Befehlshaber, und dieser zog es vor, seine sechs Schwadronen vorüberreiten zu lassen.

Am 9. Juni konzentrierten sich die preußischen Truppen bei Labiau; General Grawert, am folgenden Tage auch Yorck gingen dorthin ab. Mit der Nachricht, daß die Kampagne ihren Anfang nehme, ging am 15. der Befehl Macdonalds ein, gen Tilsit vorzurücken. Auf dem Marsch vereinte man sich am 20. mit den aus Schlesien herangeführten Truppen; es war General von Kleist, der sie führte. Wir erwähnten der Parade von Insterburg. Den Preußen gegenüber waren die französischen Truppen in Bataillonskolonnen, zwischen beiden ebenso tief Italiener, Polen, Rheinbündner aufgestellt; die Preußen standen in Linie. Als der Kaiser jene entlangritt, ward er mit dem üblichen vive l'empereur begrüßt; daß die Preußen, als er zu ihnen kam, schwiegen, überraschte ihn sichtlich. Er sagte dem General viel Schmeichelhaftes über die Haltung der Truppen, er wünschte ihren Vorbeimarsch; er ließ einige Gemeine von seiner Grenadiergarde kommen, damit sie sich ansähen, wie vortrefflich die Preußen geschult seien. Die stolzen Garden murrten, wandten sich hinweg; er befahl ihnen hinzusehen: auch das gehöre zum Dienst, sie möchten sich ein Muster daran nehmen. So in Insterburg; wenige Tage darauf war Kleist mit seinen Truppen bei dem Korps; er übernahm den Befehl über die gesamte Infanterie des Korps, dessen Kavallerie bereits unter General Massenbachs Befehl gestellt war.

Am 22. Juni ward unter dem Schutz des Jägerbataillons und einiger Füsiliere, mit denen Major Crammon über die Memel vorausgegangen war, bei Tilsit eine Pontonbrücke gemacht. Yorck übernahm das Kommando der Avantgarde. Er führte sie am 23. Juni über die Brücke. Ein kaiserlicher Ordonnanzoffizier hielt an der Brücke, zeichnete auf, was hier überging.

Am 24. nahm die Avantgarde Quartier bei Piktupöhnen und den

nächstliegenden Dörfern. Man war einen kleinen Marsch von der Grenze; die Säbel wurden geschliffen, die Schußwaffen fertiggemacht. Hier erhielt man als Tagesbefehl des Marschalls folgende Proklamation: „Preußen! Rußland will den Krieg, er hat bereits begonnen. Die große Armee, zu der ihr gehört, sieht euch mit Vergnügen in ihren Reihen; unsre erhabenen Monarchen vertrauen eurer Tapferkeit, sie richten ihre Blicke auf sie, um ihr Beifall zu geben und sie zu belohnen!"

Man lag dort drei Tage, um den Übergang der sämtlichen Truppen des zehnten Armeekorps über die Memel abzuwarten; während das Gros des preußischen Korps über Tilsit folgte, waren die drei Brigaden der Division Grandjean als rechter Flügel weiter stromauf bei Ragnit und bei Georgenburg über die Memel gegangen.

Am 28. Juni war man so weit, vorzurücken. Die Streifpatrouillen der Kosaken hatten die Grenze verlassen. Yorck führte die Avantgarde in der Frühe an die Grenze; dem Dorfe Murdeln, dem ersten russischen gegenüber ward haltgemacht, bis man die Spitzen des Hauptkorps erblickte. Dann ward zum Weitermarsch angetreten. Yorck sprach, was er selten tat, hier zu den Truppen; in kurzen und energischen Worten sagte er ihnen, daß sie jetzt die Grenzen eines Landes, mit dem Preußen bisher in nachbarlicher Freundschaft gelebt, als Feinde überschritten, daß er von ihnen nicht bloß die alte preußische Tapferkeit und den Gehorsam tüchtiger Soldaten, sondern auch die möglichste Schonung des jetzt feindlichen Landes und seiner Einwohner erwarte; er schloß mit einem Hoch auf den König, in das mit Jubel eingestimmt wurde. Napoleons und seiner Truppen hatte er mit keiner Silbe erwähnt.

Der Marsch dieses Tages führte bis Tauroggen, wo sich der größte Teil des Armeekorps vereinigte. Der weitere Marsch nach Rossieny sollte auf Befehl des Marschalls so vor sich gehen, daß die beiden Divisionen in Kolonnen nebeneinander marschierten, zwischen beiden die Bagagen. Ein unerträgliches Marschieren. „Bei jedem Dorf, bei jeder Brücke," so schreibt ein Augenzeuge, „stockte das Ganze, und stundenlang dauerte dies Stocken, bis die zahllosen Wagen wieder in ihrem Zuge waren. Obgleich man die Verminderung des Gepäcks als eine Hauptvervollkommnung der Kriegsführung, die Napoleon

der Welt gelehrt, gepriesen hat, so schleppte doch niemals ein Heer eine solche Menge von Wagen mit sich, als das seinige damals infolge des berühmten Tagesbefehles, in welchem die ‚Könige, Fürsten, Marschälle und Generale' aufgefordert worden, dafür zu sorgen, daß ihre Korps auf 20 Tage Lebensmittel bei sich haben sollten. Obgleich die Märsche nicht übermäßig groß waren, so kamen die letzten Truppen doch immer erst um Mitternacht auf ihre Biwaks. Macdonald mag die Straßen von Katalonien im Sinne gehabt haben, als er diese Anordnung der doppelten Kolonne traf, die hier ihren Zweck, die Kolonnen abzukürzen und stets schlagfertig zu sein, ziemlich verfehlte, der überdem nicht wesentlich sein konnte, da kein Feind in der Nähe war."

Am 1. Juli erreichte man Rossieny, wo das Hauptquartier des Marschalls bis zum 11. blieb. Neben den militärischen Dingen traten hier momentan politische Fragen über das künftige Polen in den Vordergrund. Es kamen zahlreiche Polen, die sich Edelleute nannten, sich bei dem Marschall und den Generalen zu präsentieren und ihre Qualifikation zu Präfekten, Mairen usw. darzulegen. „Voyez ces gueux," sagte Macdonald zu einem preußischen Offizier, „ils n'ont pas la chemise et crient: vive l'indépendance."

General Grawert setzte seine Verbindlichkeiten gegen die Verbündeten fort; er zeigte sich in einer Frage von sehr ernster Bedeutung nachgiebig; er gab seine Beistimmung, daß auch bei dem preußischen Korps eine Prevotalkommission niedergesetzt wurde, „welche über alle Exzesse der Disziplin auf der Stelle aburteilt und die Vollstreckung verfügt." Er sagt in seinem Bericht vom 5. Juli: „Auf diese Weise werden nun die Fälle, wo beim Korps kriegsrechtlich erkannt werden soll, sehr selten werden, und die Kommission, welche ausdrücklich instruiert ist, bei ihren Urteilen die Vorschriften Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich und die darauf Bezug habenden Tagesbefehle des kommandierenden Generals zur Richtschnur zu nehmen, wird sich genötigt sehen, zuweilen von den gelinden Grundsätzen des preußischen Militärgesetzes abzuweichen. Indes werde ich doch möglichst bemüht sein, beides so viel als möglich ist, ohne uns eine nachteilige Unzufriedenheit mit der französischen Behörde zuzuziehen, miteinander vereinigen zu lassen." Yorcks Gegenreden waren vergeblich ge-

wesen; wenigstens tat er dazu, daß diese französische Einrichtung nie zur Anwendung kam. Schon in Rossieny beurteilte ihn Macdonald richtig genug; offen, wie er zu preußischen Offizieren gern war, äußerte er gegen einen derselben, der zu ihm kommandiert war: il est bon militaire, mais je le soupçonne de mauvaise volonté.

Noch immer fand man nichts vom Feinde; höchstens daß polnische Edelleute von Kosaken erzählten, die das Land durchschwärmen sollten. Dann ward auf Befehl des Kaisers eine schleunige Zusammenziehung von Truppen bei Memel befohlen; Yorck erhielt am 10. Juli das Kommando über die dazu bestimmten acht Bataillone, zwei Batterien, zwei Eskadrons Dragoner. Der Grund dieser Verstärkung von Memel war, daß sich das Gros des zehnten Armeekorps mehr und mehr östlich zog, so daß dem Feind Kurland zu einer Diversion von Riga aus offen stand. Zwischen dem 18. und 20. Juli wurde in dem kaiserlichen Hauptquartier eine Schlacht erwartet gegen die im verschanzten Lager bei Drissa an der Düna aufgestellten Russen. Dementsprechend dirigierte Macdonald sein Korps so, daß sein rechter Flügel — die Division Grandjean — über Bauske gen Friedrichsstadt an der Düna vorausging, während das Zentrum, die preußische Division, auf Eckau und Mitau vorgehend, sich gegen Riga wenden sollte.

Während sich der Marschall mit der Division Grandjean auf dem Wege von Friedrichsstadt gen Jacobstadt befand (19. Juli), traf das preußische Korps auf den Feind unter General Lewis bei Eckau und bestand dort ein glänzendes Gefecht. Es war das erste in diesem Kriege; es machte einen sehr guten Eindruck; Macdonald war des Lobes voll. Er hätte gern den Erfolg ausgebeutet; er wollte, daß man dem Feind durch Kühnheit imponieren, ihn bis unter die Kanonen von Riga jagen sollte. „General Grawert liebte es, bei seinen Operationen das Bild einer Raupe zu entwickeln, die auch, so war sein Ausdruck, da sie nur vorn und hinten Füße hat, erst das Hinterteil nachzieht, ehe sie den Kopf wieder vorstreckt." Und so ging man denn langsam und systematisch vor, um, in einem weiten Bogen von Dahlenkirchen an der Düna bis Schlock an der Aamündung hin aufgestellt, dem Feinde jeden Weg nach Kurland hin zu verlegen.

Inzwischen war Yorck am 15. Juli in Memel angekommen, hatte nach einer Weisung des Herzogs von den soeben erst konzentrierten

Truppen zwei starke Detachements landeinwärts und die Küste entlang abgesandt, teils um mit Mitau in Verbindung zu bleiben, teils um die Häfen Libau und Windau zu besetzen. Mit ihm zugleich war in Memel der General Campredon mit dem Auftrage des Kaisers, schleunigst die Befestigung von Memel zu bewerkstelligen. General Campredon forderte, daß Preußen die Arbeiter stelle, bezahle, verpflege, die Baumaterialien liefere. Yorck widersetzte sich diesen Forderungen auf das Entschiedenste; weder ein Befehl seines Königs, noch der mit Frankreich geschlossene Vertrag autorisiere ihn, so ungeheuren Lasten, welche Preußen schon getragen, noch diese neue hinzuzufügen. Die höchst peinlichen Erörterungen wurden durch die anderweitige Verwendung beider Generale abgebrochen.

— General Grawert hatte sich veranlaßt gesehen, von den beiden Detachements, die Yorck ausgesandt, Truppen an sich zu ziehen, um seine weite Aufstellung, welche die Russen von Riga aus bald da, bald dort angriffen, zu verstärken; er hatte zugleich Yorck anheimgegeben, bei solcher Verminderung der ihm zugewiesenen Truppen sich im Bereich des preußischen Korps dahin zu begeben, wo er am nützlichsten sein zu können meine.

Am 28. Juli ging bei Yorck ein Schreiben des Generalchirurgus Dr. Völtzke aus Mitau vom 25. Juli folgenden Inhalts ein: „Vorgestern, als ich Se. Exzellenz (General Grawert) bei Olai zuletzt sah, wurde ich von demselben zu Rate gezogen und fand ihn an einer bedeutenden Abspannung, bei welcher das Gemüt im Spiel ist, leiden, welcher abzuhelfen die Entfernung von Geschäften, wenn auch nur auf kurze Zeit, durchaus nötig ist." Yorck hat diesem Briefe beigeschrieben: „NB. nach der Rheinkampagne ebenso und sechs Wochen lang."

Yorck sandte auf diese Veranlassung den Major v. Möllendorf an den Marschall, um dessen ausdrückliche Befehle zu empfangen. Ein sehr verbindliches Schreiben Macdonalds ergab, daß er bereits am 23. Juli dem General Grawert die Rückberufung Yorcks von einem Kommando, das unter dessen Rang und unter dessen Talenten sei, aufgetragen habe.

Yorck reiste sofort von Memel ab und kam über Libau am Morgen

des 8. Auguſt nach Mitau. Es war tags nach einem Gefecht, das bei der Stellung der preußiſchen Truppen ſehr bedenkliche Folgen hätte haben können.

Yorck eilte, nachdem er in und um Mitau die notwendigſten Anordnungen zur Anlage von Brückenköpfen, Verhauen, Schwimmbarrieren in der Aa uſw. getroffen hatte, in das Hauptquartier nach Peterhof und übernahm am 13. Auguſt das Kommando von Grawert, der ſich nach Mitau begab.

Die militäriſche Lage des preußiſchen Korps vor Riga war in vieler Beziehung bedenklich. Der Marſchall hatte ſich mit der bayriſch-polniſchen Diviſion bis Jacobſtadt hinaufgezogen, etwa 20 Meilen von Mitau, um dem Oudinotſchen Korps zur Seite Wittgenſtein von der Düna hinwegdrängen zu helfen. Die Verbindung zwiſchen Jacobſtadt und der preußiſchen Stellung wurde durch einen Huſarenpoſten von 20 Mann in Friedrichsſtadt gebildet, der rechts und links von den nächſten Truppen 9 Meilen entfernt war; er ward von dem preußiſchen Huſarenregiment (Coſel) geſtellt, das General Grawert an die Diviſion Grandjean abgegeben hatte. Hatte das preußiſche Korps vor Riga die Aufgabe, Kurland vor Unternehmungen von Riga aus zu ſchützen, ſo konnte das nur wirkſam geſchehen, wenn man die Feſtung förmlich umſchloß, förmlich belagerte. Allerdings war der Belagerungstrain im Anzuge; General Campredon, der ihn führte, kam ihm voraus am 17. Auguſt in Mitau an. Auf ſeine Forderung mußte ein Infanteriedetachement dem Train zur Deckung entgegengeſchickt werden, und man war ſo ſchon kaum ſtark genug, die gedehnte Stellung zu decken, die man innehatte. Am 18. ging die Meldung ein, daß der Poſten in Friedrichsſtadt aufgehoben, die Stadt von den Ruſſen beſetzt ſei, Koſaken nach der Aa zu in der rechten Flanke der preußiſchen Stellung ſchwärmten. Um den anrückenden Belagerungstrain vor ihrem Überfall zu ſichern und die Verbindung mit Jacobſtadt herzuſtellen, eilte Yorck, eine mobile Kolonne zu bilden und rechts hinauszuſenden. Aber um dieſe Kolonne zu bilden, mußte man wieder die einzelnen Poſten ſchwächen, auch den von Dahlenkirchen unter Obriſtleutnant von Horn, der, hart an der Düna offen liegend, dem Feuer der feindlichen Kanonenböte zugänglich, im hohen Maße gefährdet ſchien.

Diese Gefahr trat am 22. August wirklich ein. Es waren seit der Mitte des Monats die Streitmittel in Riga durch vier Bataillone und 30 Kanonenböte verstärkt worden; man hatte dort durch Camredons in Friedrichsstadt aufgefangene Depeschen das Nahen des Belagerungstrains erfahren. Man hatte beschlossen, der Einschließung der Festung zuvorzukommen und den Feind hinter die Aa zurückzuwerfen. Man hatte die schwache Stellung bei Dahlenkirchen wohl erkannt; ein gleichzeitiger Angriff auf das Zentrum bei Olai und auf den linken Flügel bei Schlock sollte das Durchbrechen bei Dahlenkirchen erleichtern.

Obristleutnant von Horn hatte nur 8 Füsilier-, 2 Jägerkompagnien und 2 Schwadronen in seiner fast völlig offenen Stellung. Aber der ausdrückliche Befehl des Marschalls lautete, den Posten zu behaupten, und Horn war nicht der Mann, vor einer Gefahr zu erschrecken; der größten zu trotzen, war seine Lust. Als man ihn einst, wie immer, mit der Pfeife im Mund, nah den Kosakenposten entlangreiten sah, meinte einer: der Alte will nur probieren, ob sie mit Pistolen oder Karabinern schießen. Jetzt, unter den Augen der Feinde von Jena, reizte es ihn doppelt, die Herren Franzosen zu lehren, was preußische Bravour sei; Macdonald sagte von ihm: il a toujours le désir de se battre; und ein andermal: gegen Horn sei Bayard nur ein Poltron gewesen.

Horn hatte am 21. August die Ernennung zum Obristen bekommen; er saß noch mit den Kameraden bei der Bowle, als die ersten Schüsse der Vorposten gegen die anrückenden Russen fielen. Sogleich ward aufgesprungen, das Lager alarmiert, mit der Morgendämmerung war alles schlagfertig. Während Obrist Horn nach dem linken Flügel hinausritt, hatte der Feind sich mit Übermacht auf den rechten geworfen; mit einer Feuerlinie von wenigstens 2000 Tirailleurs vor sich zwang er, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, zum Weichen. Horn sandte Befehl an den feststehenden linken Flügel, sich gleichfalls zurückzuziehen; aber „die braven Pommern behaupteten, wohl zur Unzeit, Schritt für Schritt ihr Terrain", so versäumten sie die kurze Frist, sich von dem weichenden rechten Flügel aufnehmen zu lassen; endlich umringt, nach blutigster Gegenwehr, fanden die meisten den Tod oder fielen verwundet in des Feindes Hand.

Das Korps, vor einer vierfachen Übermacht in fester Ordnung weichend, nahm eine Meile hinter Dahlenkirchen bei Blockenkrug an der Missa eine neue Stellung; der Feind wagte nicht, zu verfolgen. Schmerzlicher als der Verlust von Dahlenkirchen war der so vieler Tapferen; allein jenes pommersche Füsilierbataillon hatte 320 Mann, die beiden Jägerkompagnien 125 verloren, im ganzen betrug der Verlust 25 Offiziere und 775 Mann.

Die gleichzeitigen Angriffe auf Olai und Schlock waren gründlichst zurückgewiesen worden. Auch bei Dahlenkirchen hatten die Russen viel verloren; „der größte Verlust aber," heißt es in Yorcks Bericht, „den General Essen nach seiner eigenen Aussage gemacht hat, ist der Tod des Obristleutnants v. Tiedemann. Dieser Mann ist bei diesem Gefecht das Opfer seiner Leidenschaft und seiner politischen Meinung geworden. Schon nach dem Gefecht bot er einem blessierten auf der Erde liegenden Jäger Pardon an, der sich aber bei seinem Anblick wütend erhob und ihn in den Leib schoß, an welcher Wunde er 24 Stunden nachher unter den größten Qualen gestorben ist.[1] Übrigens ist es gut, daß er tot ist; wir werden jetzt mehr Ruhe haben. Er hat sich in der letzten Zeit seines Lebens noch dadurch verächtlich gemacht, daß er unsere Truppen nicht allein oft, doch zum Glück vergeblich zur Desertion aufmunterte, sondern auch am 6. dem Major Crammon in Schlock den schmählichen Antrag gemacht hat, mit seinem Bataillon zu kapitulieren. Einen gleichen Antrag machte er an diesem Tage dem Major v. Goltz und dem Major von Thümen, wurde aber mit gebührender Verachtung zurückgewiesen. Den Überfall auf Friedrichsstadt hat ein Herr v. S... gemacht, der früher im Brandenburger Kürassierregiment gedient hat. Herr von Preußer, der ebenfalls früher in unsern Diensten gestanden hat, ist am 22. bei Dahlenkirchen recht verdientermaßen stark blessiert worden."

Es war durch die Gefechte am 22. August nichts Wesentliches geändert, da Obrist Horn zwei Tage später die verlorene Position wieder in Besitz nahm, ohne daß der Feind sie zu behaupten versuchte. Nachdem so der Ehre genug getan war, erhielt das Detachement eine

[1] Nach einem Briefe, den der Bruder Tiedemanns, welcher gleichfalls in Riga war, an General von Seydlitz nach Erscheinen des Tagebuches von 1812 geschrieben, ist die Erzählung von dem preußischen Jäger nicht der Wahrheit gemäß.

andere Aufstellung, die, indem sie es selbst deckte, zugleich die Straße auf Bauske beherrschte.

— General Grawert hatte bei einer früheren Veranlassung die Erlaubnis des Marschalls erbeten und erhalten, zur Vermeidung unnützen Blutvergießens zwischen den beiderseitigen Vorposten eine Art Demarkationslinie zu verabreden. Yorck hielt es für angemessen, nach jenen Gefechten, die eine so bedeutende Zahl trefflicher Offiziere in Feindeshand hatten geraten lassen, einen Parlamentär nach Riga zu senden, um sich über jene zu erkundigen. Der als solcher abgesandte Major Rudolphi wurde mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen; er brachte außer den erbetenen Nachrichten ein Schreiben des General v. Essen mit, in dem die Auswechselung der Gefangenen angeboten wurde (24. August). In Anlaß dieses Schreibens ward General Massenbach mit dem Stabschef Obrist Röder am 29. abgesandt, um auf dem Wege nach Riga mit General Lewis das Weitere zu besprechen. Man verständigte sich über die Auswechselung, über eine Demarkationslinie der Vorposten. Folgenden Tages meldete General Lewis, daß die genannten Offiziere nicht ausgeliefert werden könnten, weil sie, um Dienst in der russisch-deutschen Legion zu nehmen, abgereist seien, von den übrigen Gefangenen wie von der Demarkationslinie schwieg er ganz. General Yorck war über dies Verfahren sehr indigniert; das pflichtwidrige Übertreten in die Legion zeigte er den Truppen in einem warnenden Parolebefehl an; an General Essen schrieb er: er sehe die ganze Sache für abgebrochen an; es seien Sauvegarden, die dem Baron v. Korff in Boldohnen auf dessen Bitten gegeben worden, als Gefangene abgeführt; er werde bis zu deren Freigebung den Baron als Geisel in Verhaft nehmen. Er fügte noch andere Beschwerden hinzu, deren sofortige Abstellung er forderte. General Essen suchte sich zu entschuldigen, namentlich die Sauvegarden könne er nicht zurückliefern, da sie zur russisch-deutschen Legion abgegangen seien.
Yorck hatte über diese Dinge nach Berlin berichtet. Der König schreibt in einer aus Teplitz 12. Sept. datierten Kabinettsorder, es sei ihm die schnelle Änderung der anfangs von dem russischen General geäußerten Grundsätze der Billigkeit sehr befremdend; die Wegfüh-

rung der Sauvegarden als Gefangene habe ihn auf das äußerste empört. Er billigt Yorcks Verfahren in vollem Maß; er wünscht das Blutvergießen in den täglich aufreibenden Gefechten, die durchaus zwecklos seien, solange die beiderseitigen Truppen in dem bisherigen passiven Verhältnis gegeneinander stehen zu bleiben bestimmt seien, beendet zu sehen; man müsse russischerseits ein so zweckloses Gemetzel in gleicher Weise abgestellt zu sehen wünschen; Yorck werde daher wohltun, die abgebrochene Verhandlung über jene Punkte mit der gehörigen Vorsicht wieder einmal anzuknüpfen. Er empfiehlt Yorck schließlich diese ganze Angelegenheit mit dem Vertrauen, daß derselbe sie mit aller Rücksicht behandeln werde, welche der schwierige Gegenstand erheische.
Der Staatskanzler begleitete dies Schreiben mit einem Briefe vom 15. Sept., in dem es u. a. heißt: „Indem ich Ew. Exzellenz die von Sr. Majestät mir zur Besorgung übermachte K.-O. ergebenst übersende, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Sie meiner vorzüglichsten Hochachtung zu versichern, sowie des lebhaften Vertrauens, welches ich mit so vielen, die Ew. Exzellenz kennen, teile, daß Sie dem großen und mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Zwecke Ihrer gegenwärtigen Bestimmung zur Ehre der preußischen Waffen und zum Nutzen des Vaterlandes vollkommen entsprechen werden. Die Ausführung des Inhaltes des Königl. Kabinettschreibens wird immer die größte Vorsicht erfordern, um alle Mißdeutung zu vermeiden; Ew. Exzellenz werden dazu schon nach Ihrer geprüften Einsicht die besten Mittel erwählen."
Der Achtsamkeit Yorcks durfte es auffallen, daß der Staatskanzler den Gedanken an „Mißdeutungen" anregte; er kannte ja dessen Weise, „politische Winke" zu machen. Aber wie sorgsam auch betrachtet, seine Äußerungen enthielten doch nichts, was irgendeinen sicheren Anhalt gewähren konnte, und der gerade schlichte Sinn des Königlichen Schreibens schloß jeden weiteren Nebengedanken aus.
Seit dem Gefecht von Dahlenkirchen hatte man völlige Ruhe gehabt; man machte für die bevorstehende Belagerung Rigas Schanzkörbe und Faschinen. Das siegreiche Vordringen der großen Armee — am 23. Sept. kam die Nachricht, daß sie am 14. in Moskau eingezogen sei — mußte, so schien es, weitere Folgen nach sich ziehen.
An demselben 23. Sept. erhielt Yorck von seiten des Generals Essen

eine dringende Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft. Yorck antwortete, daß er sich am folgenden Morgen in dem bezeichneten Hause einfinden werde. Er sandte, als er bei seinen Vorposten angelangt war, seinen Adjutanten Seydlitz dem russischen General entgegen, demselben seine Ankunft zu melden. General Essen erfuhr auf dem Wege zu Yorck von Seydlitz die erste Nachricht von der Einnahme und dem Brande Moskaus. Die beiden Generale begrüßten sich mit vieler Höflichkeit, aber das Gespräch blieb bei gleichgültigen Dingen; von irgendwelchem dringenden Anlaß zur Einladung von seiten Essens kam nichts zur Sprache.

Clausewitz, der von diesen Dingen genaue Kunde gehabt hat, sagt: „Das Wesen Yorcks scheint ihm (Essen) imponiert zu haben, denn er hatte nicht den Mut, sich ihm näher zu erklären, und es kam eigentlich nichts zur Sprache.[1]"

Uns liegt das Konzept eines Schreibens von Yorck vor, das, mag es vor oder nach dieser Zusammenkunft geschrieben sein — denn es hat keine Datierung — auffallend ist. Es lautet: „Ew. Majestät haben mir zu befehlen geruht[2], die Unterhandlungen wegen Auswechselung der Gefangenen und wegen Festsetzung einer Demarkation zwischen den Vorposten, welche der Generalgouverneur von Riga, General Essen, auf eine auffallende Weise abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen. Allerhöchstdieselben wollen es mir aber huldreichst verzeihen, wenn ich dagegen vorzustellen wage, daß es mir durch einen Tagesbefehl Sr. Majestät des Kaisers Napoleon, der alle und jede Unterhandlung mit dem Feinde durch untergeordnete Generale auf das strengste untersagt hat, und durch eine auf diesen Tagesbefehl begründete gemessene Vorschrift des Marschall Herzog von Tarent unmöglich gemacht worden ist, von neuem mit dem General Essen zu unterhandeln, wenn ich nicht befürchten soll, in die unangenehmste Verantwortung zu geraten, die zugleich das preußische Korps auf einmal alles des Zutrauens berauben würde, welches es sich durch

[1] Woher Michailowsky-Danilewsky, III p. 149, die Nachricht hat, daß Yorck den General Essen „von seinen Gefühlen des Hasses gegen Napoleon versichert habe", ist schwer zu ersehen. Es gibt in diesem byzantinischen Geschichtswerk viele derartige Merkwürdigkeiten.

[2] Also Antwort auf die Schreiben, die am 15. Sept. aus Berlin abgingen und am 21.—22. in Mitau sein konnten.

sein bisheriges Betragen erworben hat" usw. Man würde glauben dürfen, daß dieser Brief nur geschrieben worden, um gezeigt zu werden, wenn er nicht die Schlußworte hätte: „Ich bitte Ew. Majestät, allergnädigst überzeugt zu sein, daß ich unter allen Umständen mit ruhiger und kalter Besonnenheit handeln und das Interesse Allerhöchst Ihres Dienstes fest und allein im Auge haben werde." Jener Tagesbefehl des Marschalls war bereits vom 11. Sept. Man wird annehmen müssen, daß dieser Brief vor der Einladung Essens (23. Sept.) geschrieben worden, daß Yorck nur seinerseits nicht wieder anknüpfen zu dürfen glaubte, daß er, indem der Gegner die Besprechung so dringend wünschte, die Gelegenheit ergriff, nach den Intentionen des Königs zu verfahren. Es ist bezeichnend für Yorck, daß er in jener Zusammenkunft auch nicht einmal in betreff der Dinge, die der König wünschte, eine entgegenkommende Äußerung tat; wohl weniger, um so nah als möglich an dem Befehle Napoleons zu bleiben, als weil er für angemessen hielt, auf eine Sache zurückzukommen, die russischerseits auf so wenig schickliche Weise behandelt worden war.

— War auch die Verhandlung ohne alles Resultat, so zeigte sich doch, daß Yorck eine Selbständigkeit in Anspruch nahm, die nach der Meinung der französischen Machthaber für Preußen nicht mehr vorhanden sein sollte. Allerdings hatten die preußischen Truppen in diesem großartigen Feldzuge eine sehr untergeordnete Rolle zugeteilt erhalten; aber ihr „Krieg der Brückenköpfe", wie ihn der Marschall spöttelnd zu nennen pflegte, ließ ihnen mehr als ausreichende Entschädigung für den Ruhm, den man auf dem Zuge der großen Armee hätte gewinnen können. Vor allem das Korps war ungemischt und fast ganz beieinander; die Entfernung des Marschalls gab um so mehr Raum, dasselbe nach eigener Art und als eine besondere Armee zu behandeln; man fühlte sich jenen Fusionen völlig fremd, mit denen sonst das napoleonische Heerwesen so gern bei der Hand war. Die kleinen Gefechte, welche geliefert wurden, und der äußerst beschwerliche Dienst in so schwierigem Terrain und so exponierten Stellungen waren eine vortreffliche Schule für Offiziere und Gemeine; und indem man sich in allen diesen Gefahren bewährte, wuchs das Selbstgefühl der Truppen und die Stärke gegenseitiger Zuversicht.

Freilich war Yorck von unerschütterlicher Strenge in allem, was den Dienst und die Zucht betraf. Auch unter den Offizieren fehlte es nicht an solchen, denen, wie es einer ausdrückt, seine Nähe niederdrückend, sein Eisherz abschreckend war; es verstummte in seiner Nähe das Frondieren und Besserwissen; aber nach einer guten Attacke, einem tapferen Gefecht fühlte man den Blick seines Beifalls. Überglücklich, sagt ein anderer, war man, wenn er einmal freundlich mit einem sprach. Auch in den Truppen verstand er das Gefühl für Pflicht und Ehre zu entzünden und zu steigern; er buhlte nie um ihre Gunst, suchte nie zu gewinnen oder an sich zu ziehen; selten, daß er ein aufmunterndes, seltener, daß er ein Wort des Lobes gesprochen hätte. Nur um so sicherer beherrschte er sie. Die abstringierende Kraft seines Wesens und der durchaus preußische Geist, in dem er sie übte, erneuten in diesem Korps zuerst das, was vor allem in der Schlacht von Jena untergegangen zu sein schien. Tage, wie die von Dahlenkirchen, durften als Beweis gelten, welche moralische Kraft in diesen Truppen lebendig war.

Eben darin war Yorcks eigenstes Wesen gegründet; man hatte tausend Geschichten von der eisernen Festigkeit des „alten Isegrimm", von seiner kalten Ruhe, von seinem preußischen Stolz. Und ein Stolz war es doch, sich erzählen zu können, wie er, als ein höherer französischer Offizier gesandt war, in seiner Nähe zu sein, denselben eingeladen habe, die Vorposten zu bereiten, immer näher an die des Feindes hingeritten sei, dann gar in den Bereich der feindlichen Kanonen, die sofort lebhaft zu feuern begonnen; und als der Franzose ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, gefragt habe, ob es nicht besser sei, sich zu entfernen, habe Yorck erwidert: „Ein preußischer Offizier würde solche Frage nicht getan haben," und sei noch eine halbe Stunde unter den Kugeln weitergeritten.

— Das Korps sollte bald Gelegenheit haben, eine ernste Gefahr zu bestehen. Es stand etwa 14 000 Mann stark in seinen Positionen, Olai im Zentrum, Plakan und Dahlenkirchen auf dem rechten, Mitau und Zennhof auf dem linken Flügel. Schon am 20. Sept. kamen Nachrichten, daß sehr bedeutende Verstärkungen aus Finnland in Riga eingetroffen seien. Wenige Tage darauf meldete Obrist von

Hünerbein, der der siebenten Division überwiesen worden war, von Friedrichsstadt aus, daß er mit der Brigade Ricard, die er einstweilen führe, im Falle eines feindlichen Angriffes auf das preußische Korps, demselben zu Hilfe zu marschieren Befehl habe.
Allerdings war immer noch von einer Belagerung Rigas die Rede; es war der große Belagerungstrain bei Bauske in Ruhenthal angekommen, mit ihm holländische und französische Artilleristen, Sappeure von der Insel Elba, Ingenieur- und Artillerieoffiziere; General Campredon war mit der Leitung der Belagerung beauftragt. Aber es war vollkommen klar, daß man den Zeitpunkt, die Belagerung zu unternehmen, versäumt hatte. Es hätte geschehen können, als um die Zeit des Gefechts von Eckau der Feind das verschanzte Lager von Drissa verließ, Murat mit 20 Kavallerieregimentern die Düna überschritt, die große Armee noch nahe genug stand, Oudinot gegen Wittgenstein zu unterstützen. Damals hätte die strategische Einleitung zur Belagerung durch Einschließung Rigas von beiden Seiten her getroffen werden können; und daß sie in Riga erwartet wurde, bewies das Abbrennen der Vorstädte, das Obristleutnant Tiedemann veranlaßte. Aber gerade damals befahl Napoleon, daß das zehnte Korps auf dem linken Dünaufer bleiben sollte. Jetzt war man nicht mehr imstande, das rechte Ufer zu gewinnen; die Festung stand allem Zuzug von Osten her offen; man mußte zufrieden sein, sich diesseits der Düna zu behaupten; und wenn Riga, wie jetzt geschah, bedeutende Verstärkung erhielt, so war man in Gefahr, von dort her über den Haufen gerannt zu werden. In der Tat betrug die Truppenstärke in Riga seit General Steinheils Ankunft über 26000 Mann.
Yorck hatte mit der Nachricht von der Ankunft der finnischen Divisionen dem General Campredon zugleich mitgeteilt, daß er, im Fall er weichen müsse, auf Schönberg an der Eckau, drei Meilen von Friedrichsstadt, zu gehen gedenke. Campredon äußerte, daß in diesem Fall der Artilleriepark von Ruhenthal neun Meilen südwärts nach Linkowo zurückgeschafft werden solle; er schlage Yorck vor, bei Bauske über die Aa zu gehen, wo er, sowie eine halbe Stunde weiter hinab, bei Mesothen, Brücken habe schlagen lassen; er hoffe dadurch mehr Sicherheit für den Park zu gewinnen.
Am 26. Sept. vormittags ging von Obrist Horn die Meldung ein,

daß auf der Dahleninsel eine bedeutende Truppenmacht die Nacht zugebracht habe, — bald darauf die weitere Meldung, daß seine Vorhut in der Nähe von Dahlenkirchen mit großer Übermacht angegriffen und zurückgedrängt sei.

Es war klar, daß der Feind einen Streich ausführen wollte. Es kam darauf an, zur rechten Zeit die zerstreuten Korps zu vereinigen, um dem unzweifelhaft überlegenen Feinde — die Tagesliste des preußischen Korps am 26. Sept. ergab 14 100 Kombattanten — widerstehen zu können. Obrist Horn erhielt Befehl, sich langsam auf Eckau zurückzuziehen, wo er Verstärkung und weitere Befehle erhalten werde. General Kleist ward angewiesen, seine Truppen vor Mitau zwischen der Aa und der Eckau zu sammeln. Das Korps von Olai ließ Yorck um Mitternacht über Garossenkrug (nahe der Aa) gen Eckau abmarschieren. Er selbst blieb mit den ostpreußischen Jägern und Rudolphis westpreußischen Füsilieren, um durch einen Angriff auf die feindlichen Vorposten den Abmarsch zu verdecken.

Die Maßregel gelang vollkommen. Einige finnische Jäger, die man gefangennahm, bestätigten nicht bloß die Anwesenheit der finnischen Divisionen, sondern auch, daß am vorigen Abend die Expedition gen Dahlenkirchen abgegangen sei, diese Nacht andere gegen Mitau und Schlock folgen würden. Sofort wurde Kleist benachrichtigt, das in Schlock stehende Bataillon an sich zu ziehen, alle seine Truppen in die Brückenköpfe an der Eckau zurückzunehmen, ein Bataillon nebst zwei Schwadronen von Zennhof nach Garossenkrug zu senden, um sich mit den Truppen des Zentrums zu vereinigen, im übrigen nach den Umständen zu handeln.

Am Mittag, den 27. Sept., erreichten die Truppen von Olai Eckau; bald nach ihnen kam der rechte Flügel unter Horn, vom Feinde gedrängt, ebenfalls an. Es fand sich hier nirgend eine Stellung, um mit den nun vereinten 12 Bataillonen und 9 Schwadronen dem überlegenen Feinde entgegenzutreten. Überdies war der Feind, während er in der Front durch eine lebhafte Kanonade zu fesseln suchte, bemüht, die linke Flanke der Preußen zu umgehen, um sie so von der Richtung von Ruhenthal abzudrängen. Aber Yorck wich dem Gegner aus und eilte nur um so mehr, gen Bauske zu kommen, wo er General Hünerbein mit einer Brigade der siebenten Division zu

treffen hoffte, dann stark genug, den großen Park in Ruhenthal zu decken. Der Feind folgte der Nachhut bis Carlshof, dann hinderte ihn die eingebrochene Dunkelheit an weiterem Marsch.

Aber in Bauske fand Yorck die Brigade Hünerbein nicht, auch keinerlei Meldung. „Der starke Marsch," sagt ein Augenzeuge, „hatte die Truppen ermüdet, die Aufstellung von Bauske verriet deutlich, daß mehr auf einen Platz zum Ausruhen, als eine Anordnung zum Gefecht gedacht worden war, da dies Biwak bezogen wurde; das Korps sah einer geschlagenen Armee ähnlicher als es gesollt hätte." Die Truppen waren von Olai und von Plackan seit der letzten Mitternacht acht Meilen marschiert. Sie bedurften durchaus einiger Stunden Ruhe, einiger Pflege. Freilich die französischen Kommissarien weigerten sich, die reichgefüllten Magazine zu öffnen; umsonst waren die Bitten, die Drohungen der an sie gesandten Offiziere. Endlich wandte man sich an den kommandierenden General; man weckte ihn aus dem Schlaf, stellte ihm die Sachlage vor; „brauchen Sie, wenn es nicht anders geht, Gewalt," war sein Bescheid. Und es kam bis zur Gewalt; die vor den Magazinen aufgestellten Wachen schossen auf den Leutnant Saucken und seine Dragoner, wurden entwaffnet, die Türen erbrochen; erst gegen Mitternacht begann die Verteilung von Branntwein, Reis, Fourage.

Auch der nächste Morgen (28. Sept.) brachte keinerlei Kunde von General Hünerbein. Kleist stand mit fünf Bataillonen und vier Schwadronen noch in Mitau; der Feind konnte von Olai und Schlock her zu gleicher Zeit mit Übermacht über ihn herfallen. Auch von Kleist kam keine Kunde. Die Stunden vergingen in der unangenehmsten Spannung.

Indes hatte der große Park bei Ruhenthal keineswegs den Rückmarsch angetreten; man hatte verabsäumt, zur rechten Zeit für Bespannung zu sorgen, und nun standen diese Massen schweren Geschützes, die unbehilflichen Mortiere und Vierundzwanzigpfünder noch auf Sattelwagen, ziemlich ohne Ordnung auf offenem Felde[1]; kaum

[1] Die Größe dieses Parks wird verschieden angegeben. Yorck selbst sagt in einer späteren Denkschrift: „Der ganze Belagerungstrain von 110 Kanonen." Mich. Danilewsky, III p. 148, sagt: „130 preußische Geschütze"; allerdings, Beute von 1806.

daß 5000 Tonnen mit Pulver abgeladen und in ein paar Scheunen bei dem Schloß eingebracht waren. Freilich der General Darancey hatte bei der Brücke von Mesothen vier Zwölfpfünder aufgefahren und schien entschlossen, mit seinen Artilleristen das Äußerste zu wagen; indes waren seine Leute, meist Holländer, wie es sehr bald ersichtlich wurde, nicht ebenso streng an den Dienst gewöhnt, daß man ihnen in so außerordentlich schwieriger Lage vertrauen zu können schien; wenigstens einer von diesen, der nachts vor Yorcks Tür Schildwache stand, war auf seinem Posten in so festen Schlaf gesunken, daß ein und der andere Adjutant über ihn stolperte, ohne ihn zu wecken.

Yorck war im äußersten Grade unzufrieden mit seiner Lage; und wahrlich nicht bloß, weil es einmal in seiner Art lag, ebenso schwarz sehend und aufgeregt vor dem Gefecht zu sein, als er, sobald der erste Kanonenschuß gefallen war, kalt und sicher war. Die Dinge lagen hier in der Tat verzweifelt, ohne seine Schuld. Erwartete er, um die Geschütze zu retten, in dieser völlig offenen Stellung den Feind, so war eine wirksame Verteidigung so gut wie undenkbar, das preußische Korps war geopfert; und entschloß er sich, um sein Korps zu retten, die Verteidigung des Parkes denen zu überlassen, die ihn dorthin gebracht, so war damit seine und seiner Truppen militärische Ehre bloßgegeben. Die unglücklichen Kanonen fesselten ihn an Ruhenthal, während alle anderen Rücksichten geboten, rechts abzugehen, um sich an den rechten Flügel des zehnten Korps anzuschließen.

In dieser peinlichen Alternative fragte Yorck mehrere der anwesenden Offiziere um ihre Meinung. Die meisten entschieden sich für die Rettung des Korps; sie konnten geltend machen, daß jene Geschütze nicht preußische seien, ihre Rettung Preußen keinerlei direkten Nutzen bringe, daß für sie diejenigen verantwortlich seien, welche sie in diese Lage gebracht hätten. Nur Graf Brandenburg, der als Rittmeister à la Suite war, sprach kühn und entschieden für das, was die Ehre der preußischen Waffen gebiete; er forderte, daß man nach Ruhenthal marschiere, dort das ganze Korps vereinige und sich bis auf den letzten Mann wehre. Yorck teilte diese Ansicht.

Schon war zu General Kleist die Ordre gesandt, die Brückenköpfe an der Eckau sowie Mitau zu räumen und sich so schnell als möglich an der Aa hinauf mit dem Korps zu vereinen. Die in Bauske kon-

zentrierten Truppen wurden nach Ruhenthal abgeführt; nur die Arrieregarde unter General Massenbach, die auf halbem Wege in Bornsmünde haltmachte, ließ ein Detachement unter Major Eicke in Bauske zurück. Gen Ruhenthal war inzwischen Obristleutnant Lossau gesandt und hatte im Einvernehmen mit General Darancey den mächtigen Artilleriepark zu einer Art Wagenburg zusammengeschoben. Die fünfzig Zwölfpfünder bildeten drei Seiten eines Vierecks, dessen vierte Seite die Mortiere und Vierundzwanzigpfünder, die noch auf ihren Sattelwagen lagen, einnahmen; in den Ecken des Vierecks, sowie auf den Hauptzugängen zu dieser Stellung wurden fünfundzwanzigpfündige Haubitzen aufgestellt. Die bereits in Haufen geordneten Kugeln wurden vor dem Viereck ausgebreitet, dessen Mitte die Munitions- und andere Wagen einnahmen. Rückwärts zu beiden Seiten dieser seltsamen Schanze ordneten sich die Truppen mit ihren Feldbatterien. Tiefer in der Nacht kam noch die Arrieregarde hinzu, die vor der andrängenden Übermacht Bauske nach Anzündung des dortigen Magazins geräumt, sodann auch Bornsmünde verlassen und nur eine Schwadron als Vorposten dort zurückgelassen hatte. Es wurde ein Kommando eine Meile die Aa hinab nach Gräfenthal gesandt, es wurden vier Bataillone und zwei Eskadrons an die Brücke von Mesothen vorgeschoben, um wenigstens den nächsten Übergang über die Aa und den, welcher Kleists Anzug gefährden konnte, zu beobachten.

Die Nacht vom 28. zum 29. Sept. verging ruhig. Mit der Morgendämmerung gingen Detachements zum Rekognoszieren nach allen Richtungen aus. Die gen Bauske gewesen, meldeten, daß der Feind nicht über den Flecken hinaus vorgerückt sei; auch er schien unsicher und lahm in seinen Bewegungen. Was fesselte ihn dort? oder zögerten andere Glieder einer größeren kombinierten Bewegung? Eine andere Rekognoszierung hatte bei Gräfenthal am jenseitigen Aa-Ufer ein starkes feindliches Korps erblickt, man mußte nach der Lage des Orts vermuten, daß dies der rechte Flügel des Korps sei, das man bisher in der Richtung von Bauske hinter sich gehabt.

Gegen 7 Uhr kamen die Spitzen der Kleistschen Kolonne heran. Kleist hatte am Nachmittag Mitau verlassen; freilich ein paar Vierundzwanzigpfünder waren, da die französischen Zivilbeamten zu ihrer Flucht alle Pferde requiriert hatten, nicht zu retten gewesen, sondern

vernagelt in die Aa gestürzt worden. Aber man war ohne sonstige Gefährdung abgezogen und die Nacht durch marschiert.
Yorck hatte fast sein ganzes Korps, 18 Bataillone, 10 Schwadronen, 44 Geschütze beieinander. Eine neue Meldung um 10 Uhr kam von Obrist Hünerbein, kam aus Zerraurt, eine Meile jenseits Bauske. Also endlich war er da; freilich statt der ganzen Brigade hatte er nur drei polnische Bataillone, zwei Schwadronen preußischer Husaren, eine halbe Batterie, aber immerhin für den Augenblick eine willkommene Hilfe. Warum länger den Angriff des Feindes erwarten? warum in einer so unhaltbaren Stellung, in jener entsetzlichen Nähe der Pulverscheunen, wo eine feindliche Granate genügte, das größte Unheil anzurichten? Der Gegner hatte seine Streitkräfte geteilt; die Richtung des einen Korps auf Gräfenthal schien zu bezeichnen, daß es die Verbindung nach Mitau suche, dorther neue Streitkräfte erwarte. Es galt dem zuvorzukommen, sich schleunigst die geteilte Stellung der schon nahen Korps zunutze zu machen, aus der unglücklichsten Defensivstellung zum raschen und kühnen Angriff überzugehen; es galt, sich rasch zwischen sie zu werfen, sie einzeln zu überwältigen.
Und als sollte ein Beweis gegeben werden, wie wünschenswert es sei, aus dieser nahen Gemeinschaft mit den Tapfern des Artillerieparks zu kommen, geschah folgendes. Während der Parole erschien eine Herde Schweine, und die französischen Kanoniere machten Jagd auf sie, so daß, wie ein Augenzeuge erzählt, „uns die Kugeln um die Köpfe flogen"; man machte die französischen Offiziere auf diesen Unfug aufmerksam; sie winkten, sie schrien sich heiser, es half nichts, bis einer derselben sich die Mühe nahm, hinzueilen, um den nächsten Kerl niederzustechen.
Um Mittag wurde aufgebrochen. Der Aafluß bildet zwischen Bauske und Gräfenthal einen westwärts ausspringenden Winkel, an dessen Spitze Mesothen liegt, von beiden Orten je eine Meile entfernt. Yorck eilte auf die Verbindungslinie der beiden Stellungen des Feindes zu. Als Avantgarde gingen 5 Bataillone, 5 Schwadronen, 1 reitende Batterie und Obrist Jeanneret über die Brücke; ihr folgte General von Massenbach mit 4 Bataillonen, 1 Dragonerschwadron, 2 Batterien. Ehe noch Kleist mit seinen 5 Bataillonen, 2 Schwadronen und $1^1/_2$ Batterien an die Reihe des Übergehens kam, ging

Meldung von Gräfenthal ein, daß der Feind dort durch eine Furt herüberkomme. Yorck ließ Kleist sogleich auf der linken Seite der Aa dorthin marschieren. Während Jeanneret eine Meile vorwärts beim Kosackenkrug den Feind faßte und in raschen Stößen warf, war Kleist, schon im Dunkelwerden, eine Meile stromabwärts bei Kaupenhof auf einen zahlreichen Feind gestoßen, hatte mit Bajonettangriff das Dorf gesäubert; aber neue Bataillone standen dahinter; vor einem ersten Angriff weichend, zogen sie Verstärkungen heran. Yorck hatte auf das lebhafte Schießen von jener Richtung her die Reserve unter Obrist Raumer (4 Bataillone und 2 Schwadronen), die bereits über die Aa waren, auf deren rechtem Ufer hinabgesandt; dem Gefecht nah ging Raumer mit drei Bataillonen durch den Fluß; zwar reichte das Wasser bis über die Hüften, aber Major Steinmetz ließ seine Pommern Gewehr und Patrontasche über den Kopf nehmen, und man kam lustig genug hinüber. Damit entsank den Russen der Mut; sie eilten, sich über den Fluß zurückzuziehen. Nur die Dunkelheit hemmte die Verfolgung; man begnügte sich einstweilen mit den 300 Gefangenen, die man gemacht. Freilich war den durchnäßten Burschen die kalte Herbstnacht trotz des Biwakfeuers frostig genug; aber man war des trefflichen Erfolges froh.

Auch Obrist Hünerbein meldete, daß er Bauske in Besitz genommen habe, daß die Straße auf Eckau bis Carlshof frei sei.

Für den folgenden Tag (30. Sept.) wurde, damit man den Feind weiter hinwegschieben könne, Hünerbein gen Mesothen beordert, den Park vor einem Angriff im Rücken des avancierenden Korps von Eckau oder Mitau her zu decken.

Zunächst traf Obrist Jeanneret auf den Feind, der sich sichtlich rechts ab mit dem Korps von Gräfenthal in Verbindung zu setzen suchte. Es gab dort bei Latschenkrug einen schweren Kampf; die ostpreußischen Musketiere und die schlesischen Füsiliere wetteiferten mit Bajonettangriffen; als endlich auch noch ein finnisches Jägerregiment die Übermacht gegen sie verstärkte, war es um sie geschehen, wenn nicht die schlesischen Husaren den Jägern in die Flanke gestürzt wären, sie aufgerollt, sie vernichtet hätten. Und wieder, als sie mit etwa 800 Gefangenen vor sich abritten, brachen feindliche Dragoner und Kosaken so unerwartet aus dem Gebüsche hervor, daß alle verloren

waren, wenn nicht mit der keckſten Raſchheit die Tirailleurs zweier Bataillone, über ein offenes Terrain dahereilend, hinter einem Zaune geborgen, den feindlichen Reitern ein ſo nahes und wirkſames Feuer gegeben hätten, daß ſich nur noch der Reſt dieſer Schwadronen eiligſt davonmachte. So trefflich und ſicher griffen alle Waffen ineinander, jede an rechter Stelle im rechten Augenblick, dann mit vollſter Energie. Nach dieſem Kampf von Latſchenkrug — allein an Gefangenen verlor der Feind 1200 Mann — konnten die beiden ruſſiſchen Korps ihre Verbindung nur noch rückwärts ſuchen.

Denn auch das Korps, das Kleiſt ſich gegenüber gehabt, das Korps von General Lewis, vermochte ſich nicht zu behaupten. Es hatte am Morgen eine neue Stellung, eine Meile unterhalb Gräfenthal bei Sallgalen geſucht, von dort ſeine Vorpoſten in der Richtung von Koſackenkrug vorgeſchoben. Kleiſt war gefolgt, hatte auf dem linken Ufer der Aa ſeine Batterie aufgeführt; die Kugeln ſchlugen in die feindliche Stellung; es bedurfte auf den erſchütterten Feind nur noch eines Stoßes, und Raumer watete wieder die Aa zurück, mit Jeanneret vereint ihn auszuführen. Yorck geſtattete ihn nicht, noch war nicht Meldung da, daß Hünerbein in Meſothen angekommen ſei; und General Steinheil hatte noch Eckau beſetzt; in Mitau war, wie die von dort geflüchteten Rekonvaleſzenten berichteten, am vorigen Abend der Gouverneur General Eſſen mit einem Korps und zahlreichen Kanonenböten eingetroffen. Es war von neuem Gefahr, von Mitau und Eckau her in den Flanken umgangen zu werden. Menſchen und Pferde waren durch die mehrtägigen Strapazen erſchöpft, litten zum Teil Mangel an Lebensmitteln; man mußte die Kräfte ſparen, vielleicht zum zweitenmal Ruhenthal zu retten.

Erſt am Nachmittag überzeugte man ſich, daß der Feind in Mitau haltgemacht habe, daß Hünerbein in Meſothen eingetroffen ſei, gegen Eckau decke. Als nun Jeanneret von neuem gegen Lewis aufbrach, hatte derſelbe ſeine Stellung verlaſſen, ſich auf den Weg von Olai hinter die Garoſſe zurückgezogen.

So ſtand der Feind am Abend des 30. Sept. auf einer Linie von 5 Meilen: in Mitau, Garoſſenkrug und Eckau: Yorck mußte, nachdem er Lewis und Steinheil voneinandergeſchoben, beſorgen, daß ſich Eſſen von Mitau her mit Lewis in Verbindung ſetzte. Dies zu hindern,

schien es notwendig, sich mit der Hauptmacht nach Mitau zu wenden, während Lewis an der Garosse festgehalten, gen Eckau Hünerbein gesandt wurde. Zu dem Ende blieb Jeanneret Lewis gegenüber zurück, den ganzen Tag hindurch zum Teil mit Anstrengung kämpfend, bis am Nachmittag von Eckau her, das Hünerbein heranrückend schon verlassen gefunden hatte, ein Bataillon an der Garosse hinab dem Feind in die Flanke kam. Da wichen die Russen auch von der Garosse, benutzten die folgende Nacht, sich auf Olai und weiter auf Riga zurückzuziehen.

Die auf Mitau bestimmten Truppen fanden, als sie nahten, die Stadt bereits verlassen, die Kanonenböte unter Segel; von dem russischen Gouvernement, das sich in der Zuversicht dauernden Erfolges sogleich wieder in Mitau etabliert hatte, war nichts übrig, als ein offenes Schreiben an Yorck, in dem die 150 russischen Verwundeten, die man zurücklassen mußte, der preußischen Loyalität empfohlen wurden. Yorck schob sofort Truppen über Mitau hinaus auf der Straße von Olai und von Garossenkrug vor.

Am folgenden Tage, am 2. Oktober, sowohl von der Garosse, wie von Mitau aus weitergehend, fand man nur noch einzelne russische Nachzügler.

Man hatte am 3. Oktober das frühere Terrain wieder; die feindliche Unternehmung war vollständig zurückgewiesen; man schätzte den Verlust der Russen wohl auf 5000 Mann; die Zahl der Gefangenen, die sie verloren, betrug nahe an 2500. Die Preußen zählten 1080 Tote, Verwundete und Vermißte. Um den stark mitgenommenen Truppen Ruhe zu gönnen, ließ Yorck sie eine Stellung hinter der Aa und der Eckau einnehmen.

Der Eindruck, den diese Gefechte bei dem Marschall und demnächst in dem kaiserlichen Hauptquartier hervorbrachten, war ein überaus günstiger. Das 24. Bulletin (vom 14. Okt.) sagte: „Man hat noch nicht den offiziellen Bericht von dem glänzenden Gefecht, das dem General Yorck so viele Ehre macht." Wohl durfte Yorck in einer späteren Denkschrift sagen: „Die Schlacht von Bauske am 29. Sept. 1812 und die mit derselben verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit; für mich waren sie von der größten Genugtuung; sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei."

Sechstes Kapitel

Zerwürfnisse und Unterhandlungen

Hatte die schwankende Verwendung des zehnten Korps bisher dessen Tätigkeit gelähmt und den preußischen Truppen eine Stellung gegeben, die sie immer von neuem völlig nutzlos exponierte, so hatten sie sich und den Belagerungspark durch die raschen und glücklichen Anordnungen Yorcks und den unvergleichlichen Mut, mit dem sie gekämpft hatten, gegen einen fast doppelt so starken Feind gerettet, hatten den Russen „die schon als gewiß geglaubte Wiedereinnahme der Provinz Kurland", wie Yorck schreibt, zuschanden gemacht. Daß nur preußische Truppen und daß sie ohne die Weisungen des Marschalls diese glänzenden Erfolge erkämpft, war ein Gewinn mehr. Vor allem das Vertrauen der Truppen zu Yorck, das ebenso groß war wie seine Strenge, war durch einen glänzenden Erfolg vollkommen gerechtfertigt. Zum ersten Male hatten sie unter seiner persönlichen Leitung gekämpft und an dem raschen und straffen Gang des Ganzen wie einzelnen die Meisterhand, die sie leitete, gefühlt. Die Offiziere waren voll Bewunderung, wie klar, sicher, zur Sache jeder Befehl des Generals, wie fest und rechtzeitig jeder Stoß, zugleich wie wohl ausgespart und ohne Vergeudung der Mittel jeder Zug gewesen. „Elegante Gefechte" hat sie einer genannt, ein anderer in ihnen den behutsam zielenden Jäger, der keinen Schuß vergebens fortgibt, wiedererkannt.

Yorck sandte am 3. Oktober mit der Meldung von diesen Gefechten den Major von Wrangel, Flügeladjutanten des Königs, nach Berlin. „Es macht mich unendlich glücklich," heißt es in dem Schreiben Yorcks, „Ew. Majestät die Nachricht von mehreren siegreichen Gefechten und die Bestätigung von dem unbeschreiblichen Mut Ew. Majestät Truppen zu übersenden, durch den sie sich abermals würdig gemacht, Preußen und Ew. Majestät Untertanen zu sein."

Der Schluß desselben Briefes ist durch eine Wendung bemerkenswert, welche den ersten Anfang einer im hohen Maße einflußreichen Reihe von Verwickelungen bezeichnet: „Dem Major v. Wrangel habe ich bei dieser Gelegenheit noch einige mündliche Aufträge an Ew. Majestät erteilt. Erzeigen mir Ew. Majestät die einzige Gnade, seinen Vor-

trag ruhig anzuhören und von mir die Versicherung gnädigst anzunehmen, daß meine Klage gerecht und gegründet ist. Ew. Königl. Majestät Vertrauen ist und wird ewig das Ziel meiner Anstrengungen sein, so wie nichts die Treue und Anhänglichkeit an Ew. Majestät geheiligte Person erschüttern wird und kann."

Yorcks Klagen bezogen sich auf die Verpflegungsverhältnisse. Im Beginn des Feldzuges war der Staatsrat Ribbentrop, der das preußische Korps als Generalkriegskommissar begleitete, ad interim für das ganze zehnte Korps zum ordonnateur en chef ernannt worden; er hatte diese schwierigen Geschäfte auf das rühmlichste verwaltet. Aber allerdings zu nicht geringem Ärger der französischen Kommissarien, die in dem Verpflegungswesen keineswegs nur das Interesse des Dienstes ins Auge zu fassen gewohnt waren. Bereits Ende Juli hatte man für die Provinz Kurland eine französische Administration einzurichten begonnen; zwei Auditeurs vom Staatsrat wurden Intendanten, der eine in Mitau, der andere in Libau, „ein Paar in mancher Hinsicht hoffnungsvolle junge Leute," heißt es in den Aufzeichnungen eines preußischen Offiziers, „die hier in der großen Kunst, eroberte Provinzen zu handhaben, ihr erstes Probestück machten; der Mitauer, Mr. Chambaudoin, spielte die Rolle des Prokonsul mit gehöriger Arroganz und ziemlichem Anstand; nur pflegte er, wenn es bei Mitau unruhig wurde, mit seinen Getreuen die Residence schleunigst zu verlassen, wie denn diese Herren nach der momentanen Besetzung Mitaus durch die Russen erst nach einem sehr ernst drohenden Befehl Yorcks den Mut faßten, in die so gefährliche Stadt zurückzukehren. Der Marschall, der in seinem neuen Hauptquartier an der Aa diese Herren näher kennen lernte, sah ihre wiederholentlichen Abreisen wie das Fallen eines Thermometers an; als am Ende Oktobers wieder einmal ein Ausfall aus Riga gemacht wurde und man im Hauptquartier den Kanonendonner hörte, äußerte er: „Il n'y a pas encore de danger, autrement on verrait arriver les fuyards de Mitau."

Ribbentrop verstand es indes, trotzdem das Verpflegungswesen in verhältnismäßig gutem Gang zu erhalten. In der zweiten Hälfte des Septembers trat ein Wechsel ein. Wenigstens Segur sagt, man habe den Marschall glauben machen, daß die preußische Intendantur das Land furchtbar aussauge, namentlich Vieh aufbringe, um es nach

Preußen zu schaffen, wo die französischen Durchzüge alles erschöpft hätten; und Yorck sei mit diesem Manöver nicht unbekannt. „Macdonald glaubte der Anklage und übertrug die Verwaltung dem Ankläger." So wurde Herr Bergier zum Generalintendanten gemacht.
Von dem an begannen allerlei Mißstände, Unordnungen, Nachlässigkeiten. Anderes kam hinzu. Die gute Jahreszeit war vorüber, die Nächte begannen schon empfindlich kalt zu werden. Die Aussicht, in den Winter hinein meist im Freien zu kampieren, war wenig tröstlich. Dazu blieben, was freilich die Behörden in Berlin anging, die Soldzahlungen aus, und der gute Wille der Kurländer Landleute gegen die Fremden war nicht eben im Zunehmen.

— Macdonald hatte, da die starke Truppenanhäufung in Riga jeden Augenblick neue Gefahren bringen konnte, sich entschlossen, sein Hauptquartier zu den preußischen Truppen zu verlegen und zugleich einen Teil der siebenten Division (sieben Bataillone) zu ihrer Verstärkung zu verwenden, zugleich den Park von Ruhenthal zurückfahren zu lassen. Er gab dem Korps eine neue Aufstellung nach den ziemlich parallelen Linien der Missa, Eckau und Aa.
Die Stellung war, wie Yorck freilich vergebens bemerklich machte, der Sachlage wenig angemessen; unmöglich konnte man erwarten, den Feind durch eine Scheinoffensive zu täuschen, und griff er an, so konnten die Truppen an der Missa, zerstreut wie sie lagen, nicht anders als sich eiligst durch die Linie der Eckau zurückziehen, und ihre mühsam erbauten und in der schon kalten Jahreszeit unentbehrlichen Hüttenlager wurden vom Feinde zerstört; griff gar der Feind von Schlock her in der linken Flanke an, so mußte man unvermeidlich aus der ganzen Stellung weiter zurück. Der Erfolg bestätigte das. Die nicht einmal energischen Angriffe vom 17. und 18. Okt. namentlich in der linken Flanke bestimmten Macdonald, seine Truppen hinter die Eckau zurückzunehmen, hinter der Aa die Reserven aufzustellen; zur Verbindung beider wurden drei Brücken über die Aa geschlagen, die Vorposten auf das rechte Ufer der Eckau gestellt.
Der Rest des Oktobers und die erste Hälfte des Novembers verging ohne bedeutende Vorfälle, aber voll Mühseligkeiten für die Truppen. Der Marschall hatte sein Hauptquartier in Stalgen genommen, wo

anfangs ein westfälisches, später ein preußisches Regiment ihn bewachte.

Macdonald richtete sich auf Stalgen ganz häuslich ein und betrachtete den „Brückenkopfkrieg" mit einer Art ironischer Seelenruhe. Nicht, daß er die Russen als Feinde geringgeachtet hätte; er kannte sie von der Trebbia her; aber die Schwäche der Rigaer Garnison machte ihn völlig sorglos. Und wenn Kanonendonner von den Ufern der Eckau durch die schon entlaubten Wälder dröhnte, so sah er gleichgültig zum Fenster hinaus, als ginge das ihn nichts an. Den Truppen blieb er fremd, er zeigte sich ihnen selten, die meisten wußten nicht wie er heiße, die klügeren nannten ihn Herzog von Terrain. Allerdings war er großer und plötzlicher Anstrengungen fähig, aber er hatte das Kriegsleben satt; und wenn er von seinem schönen Park, seinen großen Schafherden erzählte, so fühlte man der Wärme, mit der er sprach, wohl an, daß er lieber in Ungnade geblieben wäre, des wohlerworbenen Reichtums daheim sich zu erfreuen. Jene prokonsularischen Erpressungen, die andere Marschälle mit so großer Meisterschaft zu üben verstanden, waren ihm völlig fremd; selbst die Weinkeller der reichen kurländischen Edelleute nahm er so wenig in Anspruch, daß seine tägliche Mittagstafel von 18—20 Personen sich mit zwei Flaschen Wein begnügen mußte. Seine Vorliebe für preußische Offiziere war nicht gemindert; er hatte deren stets an seiner Tafel, und er verstand, das frugale Mahl durch den unvergleichlichen Reiz seiner Unterhaltung zu würzen. Und doch empfand er mit feinem Takt, was sie von ihm schied. Als er einst gen Mitau gekommen war und einer der preußischen Offiziere sein Bedauern aussprach, daß er nicht in ihrer Mitte bleiben wolle, antwortete er: „Er wisse recht gut, daß er überall lästig sei, geniere und sich genieren müsse, und daher ziehe er es vor, einsam auf dem Lande zu leben."

Yorck hatte sein Hauptquartier in Mitau. Es war natürlich, daß, seit der Marschall in der Nähe war, die Leitung viel unmittelbarer als früher von ihm ausging; ein Wechsel, der um so weniger angenehm war, als die Dinge seitdem weder sicherer noch glücklicher vonstatten gingen. Auch die seitdem erst eingetretene Gemeinschaft mit bayerischen, polnischen, westfälingschen Truppen konnte nicht eben ein Ersatz sein für die Selbständigkeit, mit der bisher die preußischen

Truppen hatten agieren können. Am meisten durfte besorgt werden, daß sich der Unterschied des preußischen von dem rheinbündnerischen Verhältnis zu Frankreich, das Yorck mit rastloser Eifersucht im Auge behielt, mehr und mehr verschleifen werde. Freilich war der Marschall über die Truppen, die Offiziere, die bisherige Führung des Lobes voll; seinem Lobe, seinen Verbindlichkeiten stand Yorck mit immer gleicher dienstlicher Förmlichkeit gegenüber; am wenigsten war er gemeint, einer Kameradschaftlichkeit, die auch nur den Schein einer Herablassung enthielte, sich seinerseits zugänglich zu zeigen. Oder sollte er, weil der Herzog so liebenswürdig war, die Erniedrigung Preußens minder empfinden? Sollte er in dessen Verbindlichkeiten einen Ersatz sehen für die wachsenden Vernachlässigungen seiner Truppen durch die französische Intendantur? Seit Bergier sie übernommen, gab es immer neue Mißstände, und die Herren Intendanten verwiesen wohl, wenn er sich beschwerte, auf die Nähe der preußischen Grenzen und die dortigen Hilfsmittel. Freilich als Ende Oktober die ersten 7000 Schafpelze zur Verteilung kamen, befahl der Marschall, sie zwischen dem Korps von Yorck und Grandjean gleich zu teilen; aber beide Korps waren an Truppenzahl nichts weniger als gleich. Solche und ähnliche kleine Ärgernisse gab es fort und fort, nur daß der Marschall da noch philosophisch lächelte, wo Yorck nur um so bitterer Preußens Dependenz und seine Unterordnung empfand.

Es konnte nicht fehlen, daß auch andere bemerkten, wie beide gegeneinander standen. Es ist aufbewahrt, daß mancherlei Flüsterungen sich einschlichen, die wenigstens Macdonalds Umgebung nicht ungern hörte. Es war den französischen Herren unerhört, daß sich der General einer Auxiliarmacht in so seltsamer Vornehmheit für sich stellen und etwas Besonderes sein wollte. Freilich vermied Yorck mit äußerster Vorsicht jeden Anlaß zu gerechter Beschwerde; während an der Tafel zu Stalgen frei genug selbst über den Kaiser gesprochen wurde, ward in Yorcks Kreise jedes politische Gespräch gemieden; selbst der Umgang mit den gebildeten Familien Mitaus — sie sahen in den Preußen nicht ihre Feinde — wurde möglichst beschränkt. Kaum im engsten Kreise sprach Yorck so wie er empfand; die Fernstehenden beklagten wohl das dauernde Mißverhältnis mit den französischen Autoritäten, mit dem so liebenswürdigen Marschall insonderheit; und es fehlte

nicht an solchen, welche durch eigene Zuvorkommenheit das wieder gutzumachen beflissen waren, was Yorck ihrer Meinung nach durch angeborne Galligkeit und Widerspenstigkeit verdorben habe.
Yorck hatte nicht eben Grund, mit der Art, wie man von Berlin aus für sein Korps sorgte, zufrieden zu sein; monatelang blieb das Geld zu den Soldzahlungen aus; das Schuhzeug und die Kleidung der Leute ging darauf, und die Nachsendungen blieben aus; schreibt doch Graf Henkel am 31. Okt. an den König: „Das Regiment Nr. 6 ist im buchstäblichen Sinne ohne Hosen." Als ein paar Leute dieses Regiments bei Gelegenheit einer Patrouille aus einem Gehöft einige Leinwand genommen hatten und darüber vorgefordert wurden — es war 15 Grad Kälte — deckten sie stillschweigend ihre Mäntel auf und zeigten ihre nackten Lenden.
Allerdings war man in Berlin sehr mit den Leistungen des Korps zufrieden. Des Königs Flügeladjutant, Graf Henkel, überbrachte am 19. Okt. auf Anlaß der Gefechte von Bauske fünfzig Orden pour le mérite, zahlreiche Ehrenzeichen, für die Verwundeten 3000 Taler, für Yorck und Kleist 4000 und 3000 Tlr., auch ein sehr gnädiges Schreiben des Königs an Yorck vom 18. Okt.: „... Ich eile, Ihnen hierdurch die lebhafteste Freude darüber auszudrücken, daß Meine braven Truppen auch in diesen hartnäckigen Gefechten durch eine musterhafte Tapferkeit wieder den altpreußischen Ruhm bewährt und durch ihre Ausdauer in der Entbehrung mancher Bedürfnisse, sowie durch die edelmütige Behandlung der Gefangenen sich neue Ansprüche auf die hohe Achtung der Waffenbrüder und der Alliierten erworben haben ... Ich nehme gern die Veranlassung, Ihnen die Genugtuung zu gewähren, daß es nur durch Ihre weisen Anordnungen und durch die zweckmäßige Ausführung Ihrer Befehle den braven Truppen möglich werden konnte, gegen einen an Streitmacht so überlegenen Feind den vollständigsten Sieg davonzutragen. Um auf eine glänzende Weise darzutun, wie sehr Ich den Wert der Bestrebungen des Armeekorps anerkenne, verleihe Ich hierdurch Ihnen und dem General v. Kleist den Roten Adlerorden erster Klasse."
Graf Henkel hat in den „Erinnerungen aus meinem Leben" seine Sendung und seinen Empfang bei Yorck ausführlicher erzählt. Sagt er auch in seinem zweiten Reisebericht an den König, daß General

Yorck ihn sehr gütig aufgenommen habe, so ergibt seine Erzählung, daß die Sache eigentlich ganz anders verlief. „Der General empfing mich kalt und trocken. Nachdem ich ihm die Depeschen überreicht, ließ er mich an der Tür stehen und ging ans Fenster, um sie zu lesen. Er schien noch nicht zufrieden, obgleich der König ein eigenhändiges Schreiben hinzugefügt und darin mit den gnädigsten Ausdrücken innigst bedauert hatte, bei den jetzt so erschöpften Kassen nicht mehr schicken zu können, aber gewiß bei günstigeren Verhältnissen daran denken werde, mehr zu tun.[1] Nun war nach seiner Ansicht dieser oder jener mit Belohnungen übergangen oder hatte zu wenig erhalten, und so ging es in ewigem Tadeln und Mäkeln fort. Auf einmal fing er an: „Was wollen Sie eigentlich hier? Was stellen die Herren Adjutanten hier vor?" Antwort: „Des Königs Majestät Wille ist, daß wir das Glück haben sollen, unter Ew. Exzellenz den Krieg führen zu lernen." – „Dem ist nicht so, mein Herr Graf; der König schickt Sie her, zu spionieren, wie die Sachen hier betrieben werden, und Rapports von den Details zu machen, die ich vielleicht nicht berichte." Ich muß gestehen, daß mich diese Ansicht etwas verblüffte, und vielleicht etwas unziemlich antwortete ich: „Zum widrigen Geschäfte eines Spions lassen wir uns nicht gebrauchen." Er machte mir eine Verbeugung und ging hinaus."

So weit Graf Henkel. Freilich war er sehr pikiert; die Berichte, die er nach Berlin sandte – sie sind in eben jenen „Erinnerungen" abgedruckt – zeigen, inwieweit Yorck recht oder unrecht hatte; heißt es doch in dem Schlußbericht vom 5. Januar 1813: „Der General und sein Adjutant wollten nun einmal alles allein unter sich betreiben." Als hätte Yorck in seiner Lage und bei den Möglichkeiten, die ihm vielleicht schon jetzt deutlich vor der Seele standen, anders als allein sich entschließen und handeln sollen! Wenn es des Königs Wille war, sich über ihn durch einen Flügeladjutanten berichten zu lassen, so bestimmte gewiß nicht bloß der Ärger über die Kontrolle des so viel jüngeren Offiziers, sondern und mehr noch die Notwendigkeit, ihr sofort ihre Stelle anzuweisen, Yorcks Benehmen. Er mußte fordern können, des Königs unbedingtes Vertrauen zu besitzen.

[1] Ob noch ein anderes Schreiben des Königs als das vorher angeführte mitgesandt worden? In jenem steht nichts von diesen Dingen.

— Wir haben der Zusammenkunft vom 24. Sept. erwähnt. In Mitau wußte man in den ersten Novembertagen, daß Napoleon am 18. Okt. von Moskau aufgebrochen, daß Wittgenstein, von Steinheil unterstützt, über die Düna vorgedrungen, daß Admiral Tschitschagow von Süden her bis Minsk gekommen sei. Beide standen somit im Rücken Napoleons einander nahe; sie bedrohten die Verbindung der großen Armee mit den Österreichern in Polen, den Preußen in Kurland.

Die ganze Wucht der Katastrophe, welche der Abmarsch aus Moskau bezeichnete, vermochte man freilich in Riga besser zu würdigen. Der Gouverneur General Essen glaubte den Augenblick gekommen, sich mit ausdrücklichen Vorschlägen an Yorck zu wenden. Er schrieb ihm (am 1. Nov.): Napoleon sei gezwungen worden, Moskau zu verlassen, die sogenannte große Armee befinde sich in der Auflösung, sowohl sie wie der Kaiser selbst gingen ihrem völligen Untergang entgegen, da ihnen durch die kombinierten Bewegungen der Armeen von Wittgenstein und Tschitschagow der Rückzug gen Polen schon völlig abgeschnitten sei. Er gründete hierauf den Vorschlag, daß der General Yorck von der französischen Verbindung abfallen, den Marschall Macdonald in Stalgen festnehmen und ihn mit allem Zubehör nach Riga schicken möge.

Yorck sandte (am 5. Nov.) dies Schreiben durch Graf Brandenburg an den König; in seinem Begleitschreiben heißt es: „Ich habe dasselbe unbeantwortet gelassen; doch ist sein Inhalt ein tiefes Geheimnis bei mir geblieben. Über das obengedachte Schreiben selbst erlaube ich mir keine weitere Bemerkung. Ew. Majestät aber werden einem treuen Diener gnädigst verzeihen, wenn er, durch frühere Beispiele besorgt gemacht, es wagt, Dero Aufmerksamkeit auf die Festung Graudenz zu lenken, im Fall die retrograde Bewegung der großen französischen Armee begründet sein sollte, was wohl einige Glaubwürdigkeit zu haben scheint. Schon der Gedanke der Möglichkeit, daß Graudenz durch fremde Truppen besetzt, vielleicht gar überrascht werden könnte, erfüllt mich mit Angst, und ein solcher unersetzlicher Verlust wird bei Ew. Majestät Entschuldigung sein, wenn die Möglichkeit des Falls von mir in Erwähnung gebracht worden ist."

Wenige Tage darauf erfuhr man, daß General v. Essen das Gouvernement verloren habe, General Paulucci sein Nachfolger geworden sei.

– Der Winter trat mit auffallender Plötzlichkeit ein. Es waren jene verhängnisvoll kalten Tage, von denen das bekannte 29. Bulletin den Untergang der großen Armee datiert. Noch am 13. Nov. war die Aa offen; in der folgenden Nacht stieg die Kälte auf 18 Grad, und am andern Morgen hielt das Eis auf allen Wassern; damit war die Bedeutung aller bisherigen Positionen verändert. Von der großen Armee liefen bedenkliche Gerüchte um; man sprach von Rückzug, von großen Verlusten, von dem Hauptquartier in Smolensk. Der Marschall erklärte mehrmals, daß er Nachrichten erwarte, daß er auf seine Berichte von den letzten Gefechten noch ohne Antwort sei.

Der neue Kommandierende in Mitau schien sich durch eine glänzende Unternehmung einführen zu wollen. Russische Truppen kamen zwischen Riga und Friedrichsstadt über das Eis der Düna. Am 13. November ward ein bayerisches Bataillon in Friedrichsstadt überfallen und mit bedeutendem Verlust auf Schönberg zurückgeworfen; andere Detachements drangen auf Wallhof, auf Neugut in der rechten Flanke von Eckau vor; andere besetzten den Wald hinter Olai.

Der Marschall beschloß, die rechts von Eckau vorgeschobenen Korps abzuschneiden und ein für allemal die Gegend zu reinigen (balayer, wie sein Ausdruck war). General Bachelu von der Division Grandjean ward ausersehen, die Führung dieses glänzenden Manövers zu übernehmen. Zu dem Ende ward das in Eckau befindliche Korps, das bisher unter Hünerbein gestanden, ihm überwiesen: zehn meist preußische Bataillone, sechs Schwadronen und eine Batterie sollten bei Dahlenkirchen und Damsdorf an die Düna gehen, sich dann gen Friedrichsstadt ausdehnen und die so abgeschnittenen Russen auffangen. Die Reserve unter Massenbach, vier Bataillone und zwei Schwadronen, sollte gen Eckau nachrücken und in zwei Kolonnen auf Neugut und Wallhof vordringen. Gleichzeitig sollte Yorck von Mitau aus eine Bewegung auf Olai und einen Scheinangriff auf Blockenkrug machen. Der Marschall selbst ging am 15. Nov. nach Eckau, um das Ganze zu leiten.

Es ist ohne Interesse, die Einzelheiten dieses weitläuftig angelegten Manövers vom 16. bis 19. Nov. zu beschreiben. Die aus der Ferne leitende Anordnung stimmte mit dem, was man vorfand, nicht; allerlei sich kreuzende Nachrichten lähmten die Führung der weit

voneinander operierenden einzelnen Truppenteile; überdies hatte der Frost die Natur des Terrains verändert, die festgewordene Düna war kein Abschnitt mehr, und der Feind passierte sie, wo er wollte. Da und dort entkam ein Posten, den man umgangen zu haben meinte; das westfälische Bataillon unter Obrist Pleßmann, die Kolonne von Hünerbein gelangten gar nicht auf die ihnen bezeichneten Punkte. Vergebens ärgerte sich Macdonald in Eckau, schickte Adjutanten über Adjutanten aus, diktierte Befehle über Befehle und sagte zwischendurch zu einem der schreibenden Stabsoffiziere, daß er endlich ebensoviel dummes Zeug auf dem Papier mache, als les autres sur le terrain. Trotz einer Menge einzelner Züge von größter Bravour und keckster Führung mißlang das Ganze, und der Erfolg war nur, daß man Friedrichsstadt wieder besetzte und der Feind nach Riga zurückging. In einem vertraulichen Schreiben an seinen Jugendfreund Bergier äußerte Macdonald: „Die Affäre hätte weit besser ausfallen können, wenn die Anordnungen des General Bachelu nicht so höchst miserabel gewesen wären, mit dessen Betragen ich überhaupt gar nicht zufrieden gewesen bin; auch hat die Dummheit meines Adjutanten Seguier vieles dazu beigetragen. Die Polen schießen einmal, und dann laufen sie zum Teufel. Aber hohe Achtung muß man der Bravour und Ausdauer der preußischen Truppen und der richtigen Einsicht ihrer Offiziere zollen, und meine Achtung vor ihnen steigt mit jedem Tage, sie rufen Hurra: dann sind sie auch dem Feind gleich mit dem Bajonett in den Rippen."

Freilich der Parolebefehl vom 20. Nov. lautete ziemlich anders; da bezeigt der Marschall dem General Bachelu „seine Zufriedenheit über die Talente und die Tätigkeit, die er entwickelt hat", dann wird Massenbach, Horn usw. gelobt; das Ganze schließt mit einem sehr empfindlichen Tadel gegen die Obristen Hünerbein und Pleßmann; ihnen wird empfohlen, künftig ihren Instruktionen nachzukommen. Ja seinen eigenen Adjutanten Seguier, der die Westfälinger hatte führen sollen, sie aber auf den vielfach sich kreuzenden Wegen so führte, daß sie von den sieben Orten, die sie nacheinander berühren sollten, keinen einzigen trafen, dagegen zu Orten kamen, wohin sie nie kommen sollten, ließ er arretieren, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Obrist Hünerbein konnte sich völlig rechtfertigen: zu spät erhaltene Befehle des Marschalls, widersprechende und undeutliche Weisungen Bachelus, endlich Nachrichten, die den Stand der Dinge völlig anders zeigten, als es in jenen Befehlen vorausgesetzt war, erwiesen, daß er vollkommen tadellos war. Und Macdonald nahm keinen Augenblick Anstand, dem gekränkten Offizier die glänzendste Ehrenerklärung zu geben. Auch Seguier wurde wieder zu Gnaden aufgenommen.
Mit Bachelu aber hatte es eine besondere Bewandtnis. Er war ein junger, munterer, schöner Mann, Hausfreund der Prinzeß Pauline, der Schwester des Kaisers, und sollte sich in diesem Feldzug den Grad eines Divisionsgenerals erwerben. Zu dem Ende war ihm in der Division Grandjean die polnisch-westfälische Brigade (6 Bataillons) übergeben worden. Er hatte im Anfang des Krieges Dünaburg erobern sollen, aber die Russen räumten es ohne Kampf. Die siebente Division hatte lange müßig gelegen, müßiger noch der junge General, da eine galante Krankheit ihn übel mitnahm; endlich ließ ihm — denn der Feldzug drohte ohne die gewünschten Lorbeern zu Ende zu gehen — der Marschall sagen: er möge entweder wieder ausgehn oder sich nach Frankreich zurück verfügen. Obschon noch nicht ganz genesen, hatte er ersteres gewählt. So ward ihm denn das Kommando in Eckau übergeben; und was er auch geleistet und nicht geleistet haben mochte, höhere Rücksichten nötigten, den Tagesbefehl so glänzend für ihn, wie es geschehen war, auszustatten.
General Yorck aber hatte jene Übertragung des Oberbefehls in Eckau mit nichts weniger als gleichgültigen Blicken angesehen. Was sollte es bedeuten, daß man ein ganzes Drittel des preußischen Korps einem französischen General überwies? Freilich hatte Obrist Hünerbein geraume Zeit eine nichtpreußische Brigade kommandiert, und am Ende mußte dem Oberbefehlshaber das Recht zustehen, die Kommandos nach seinem Dafürhalten zu verteilen; ob durch die Konvention in betreff derartiger Differenzen etwas festgestellt war oder nicht, war Yorck nicht bekannt, da man in Berlin nicht für gut befunden hatte, ihm die Artikel mitzuteilen. Jedenfalls glaubte er sich verpflichtet, dem Marschall zu zeigen, daß er diese Anordnung auffallend finde; er bat — es geschah dies unmittelbar vor jener Expedition — dem Obristen Hünerbein, der nun ohne Kommando sei, an des erkrankten

Obristen Jeanneret Stelle die Vorposten des linken Flügels zu übertragen. Der Marschall verstand diese Andeutung, erläuterte seine Anordnungen und sprach es namentlich aus, daß sie nur für den Augenblick und wegen der Einheit des militärischen Kommandos in der beabsichtigten Unternehmung getroffen seien.

— Nach jenen Gefechten war das Korps in seine früheren Stellungen zurückgekehrt. Weder die peinliche Kälte und der durch sie veränderte Charakter des Terrains, noch die allem Anschein nach höchst bedeutenden Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz der großen Armee schienen Macdonald zu veränderten Maßnahmen zu bestimmen. Nur befahl er die Räumung des Schlosses Mitau, das bisher als Lazarett verwandt war, um als Kaserne benutzt werden zu können, ließ die Verschanzungen an der Eckau vermehren, verordnete eine vollständige Verpallisadierung von Mitau; die Stadt sollte zu einem Waffenplatz für den Winter gemacht werden.

Die Klagen über die Verpflegung mehrten sich. Schon am 31. Okt. hatte Obrist Hünerbein von Eckau aus an Yorck geschrieben: „Ew. Exzellenz muß ich flehentlich bitten, sich für Verpflegung der mir untergebenen Truppen gnädigst zu verwenden, indem die Not auf das Äußerste gekommen ist; des Herrn Herzogs Exzellenz haben mir befohlen, immer einen sechstägigen Bestand jeder Art von Vivres zu haben, doch nachdem die Truppen schon mehrere Tage gar keinen Branntwein und Gemüse erhalten, ist endlich der Bedarf nur auf vier Tage angekommen. Da der größte Teil der Truppen in Baracken oder unter freiem Himmel liegt, so ist der regelmäßige Genuß des Branntweins ein unerläßliches Erfordernis zu Erhaltung der Gesundheit, und der stattgehabte Mangel desselben hat schon die Folge von Ruhrkranken gehabt. An Fourage mangelt es seit mehreren Tagen gänzlich, und der schlechte Zustand der Pferde wird täglich sichtbarer." Dann in betreff der Feuerung für das bei Eckau liegende Korps: „Wenn ich das Ganze, gering gerechnet, auf fünfzig Kompagnien anschlage, und auf jede Kompagnie täglich einen halben Faden rechne, welches bei der rauhen Witterung, Länge der Nächte und Mangel an Lagerstroh wahrlich nicht zu viel ist, so brauche ich, da zehn der hiesigen Wagen nur einen Faden laden, 250 Fuhren täglich, indem das Holz von übermorgen ab eine Meile weit geholt werden

muß. Bisher habe ich es zum Teil auf eine Entfernung von drei Werste auf dem Rücken hertragen lassen."
Seitdem war mit der wachsenden Kälte die Pflege um so notwendiger, aber mitnichten um so besser geworden. Am 24. Nov. meldete Kleist, daß ein großer Teil seiner Truppen seit mehreren Tagen keine Fourage mehr aus den Magazinen bekomme. Von anderen Truppenteilen gingen ähnliche Klagen ein; selbst Yorcks Hauptquartier hatte keine Fourage erhalten. Es war dies um so auffallender, da auf dem Markt zu Mitau an eben diesem Tage Hafer und Heu zu mäßigen Preisen feil war.
Yorck hielt sich verpflichtet, dem Marschall in sehr höflichen, doch gemessenen Ausdrücken die Klagen der Truppen von neuem vorzustellen und dringend um Abhilfe zu bitten.
Macdonald empfing diesen Brief noch am 25. Nov.; er antwortete weder am nächsten noch an dem folgenden Tage, aber ebensowenig ward Abhilfe geschafft. Nur noch dringender erneuten sich die Klagen der verschiedenen Korps. Es hieß wahrlich zu Unordnungen und Gewaltsamkeiten auffordern, wenn man so den Truppen das Notwendigste vorenthielt. Yorck schrieb zum zweitenmal an den Marschall; nach dem Zeugnis von Seydlitz sagte er in diesem Schreiben: „Daß er diesen Ungebührlichkeiten nicht länger zusehen könne, sowohl wegen der Erhaltung der Truppen als der Pflichten, die er gegen seinen König habe." Doch, fügt Seydlitz hinzu, war der Brief in gewohnter Form und mit der dem Vorgesetzten schuldigen Achtung abgefaßt.
Der Herzog hatte zum Adjutant-Kommandanten den Obristen Terrier, einen Mann, den er selbst wenig achtete und bisher nie zu erheblichen Geschäften verwandt hatte; er nannte ihn „den Lästigen". Dieser war ausersehen, an Yorck ein Antwortschreiben zu überbringen, dessen Inhalt einen völligen Bruch hervorrufen zu müssen schien. Es war in diesem Schreiben gesagt:
„Er, der Marschall, habe die Antwort auf Yorcks Brief verschoben, bis er erst die Berichte von dem Gouverneur für Kurland und der Intendantur erhalten. Diese Berichte seien kurz nach Yorcks zweitem Briefe eingegangen; Obrist Terrier habe Auftrag, sie im Original vorzuzeigen. Sie zeigten 1. des Marschalls Bemühen für die sorg-

fältige und regelmäßige Verpflegung, 2. daß es an Heu und Stroh nie gefehlt habe, 3. daß vom 1. bis 25. Nov. von der preußischen Administration über 33 000 Scheffel Hafer Empfangscheine vorlägen, — viel mehr, als alle preußischen Pferde verzehren konnten.

„Es sei wunderbar, daß die Pferde des Yorckschen Hauptquartiers, so nah den Magazinen Mangel gehabt haben sollten, während der Gouverneur von Kurland versichere, daß sie nie Mangel gelitten hätten; man könne als Tatsache voraussetzen, daß sie immer zuerst versorgt würden.

„Die Truppen anlangend, so habe er die Dragoner Regiment 1 und 2 nach der Expedition vom 21. selbst in ihren Kantonnements in Eckau besucht, und alle hätten erklärt, daß sie mit der Verpflegung für sich und die Pferde zufrieden seien. Er wisse, daß General Bachelu seitdem Mangel gehabt habe; derselbe sei aber sofort autorisiert worden, zu requirieren.

„Das Fleisch anlangend, wisse er nicht, von welchen Punkten her Yorck die Klagen gekommen seien; sie seien falsch und verleumderisch; überdies hätten die Chefs und einige Offiziere der Truppen in Garossen, Stalgen, Annaberg und Eckau, also fast die Hälfte des preußischen Korps, einstimmig am 24. in Gegenwart Yorcks erklärt, daß die Lebensmittel fortwährend gut gewesen seien, besonders das Fleisch.

„Ew. Exzellenz," so fährt das Schreiben fort, „beklagen sich, daß Sie genötigt sind, fast alles zu kaufen. Dies geschieht unzweifelhaft, um das Vergnügen zu haben, Ihre Auslagen nochmals zu berechnen, da sonst hier nichts gemangelt hat, man sich vielmehr über Überfluß und Verschwendung beklagen kann.

„Ich kenne die Anlässe nicht, welche Ew. Exzellenz seit lange erbittert haben gegen den Kaiser, gegen Frankreich, gegen die französischen Generale und gegen die französische Armee. Ich verkenne keine der täglich sich wiederholenden Wendungen, die dahin zielen, die Meinungen irrezumachen und die Entmutigung unter den Führern und Truppen des preußischen Korps zu verbreiten. Aber unzweifelhaft werden sie auf den guten Geist, die Tüchtigkeit und das Ehrgefühl, die die Truppen beleben, ohne Einfluß sein.

„Bisher habe ich alle Mittel der Güte, der Gefälligkeit, der Herablassung gegen die Reizbarkeit und den wenig verhohlenen Haß Ew.

Exzellenz gegen alles, was französisch ist, in Anwendung gebracht; selbst alles, was den Schein einer Superiorität im Kommando haben konnte, beiseite gelassen, mehr als Kamerad, denn als Vorgesetzter gehandelt. Zum Lohn dieser Herablassung glauben Ew. Exzellenz sich erlauben zu dürfen, sich alles Gehorsams zu entschlagen, während Sie dazu das Beispiel geben müßten.

„Ew. Exzellenz wollen sich einmal aller der Befehle erinnern, die Sie den meinigen entgegen in betreff der Verpflegung erlassen haben, indem Sie sich aller Verantwortung gegen Ihren Souverän entschlagen, dessen Interessen Sie schlecht dienen, wenn Sie allen Geist der Eintracht und Harmonie entfernen, der vor Ihrer Ankunft herrschte.

„Ich habe zu viel Freimütigkeit, als daß ich Ihnen nicht mitteilen sollte, daß ich Sr. Majestät dem Kaiser über das Betragen und die Gesinnung des gegenwärtigen Chefs der preußischen Truppen Rechenschaft gebe, die man nicht unterlassen wird, dem Könige vorzulegen; und um die Wahrheit meiner Berichte zu bezeugen, werde ich kein anderes Zeugnis aufrufen, als die Meinung der preußischen Truppen. Und ich muß damit enden, um mich des Ausdrucks Ew. Exzellenz zu bedienen, daß, wenn die Pferde „krepieren", dies nicht aus Hunger, sondern aus Dickleibigkeit (embonpoint) geschehen wird, und ich würde dasselbe von den Leuten hinzufügen, wenn von denen die Rede wäre. Genehmigen Sie, Herr General, die erneute Versicherung meiner hohen Achtung."

Dieser Brief war unterzeichnet „Stalgen, den 27. Nov. 1812 um 9 Uhr abends"; sodann die Adresse A. S. Exc. Mr. le und weiter nichts.

Obrist Terrier erschien am 27. Nov. gegen Mitternacht in Yorcks Quartier, forderte, obschon der General bereits zu Bette war, ihn persönlich zu sprechen. Yorck ließ ihn bitten einzutreten, empfing das Schreiben, las es. Allerdings war es dazu angetan, selbst einen ruhigen Mann auf das Äußerste zu reizen. Obrist Terrier schien nur darum in dem Zimmer zu warten, um die Wirkungen dieser im Übermaß beleidigenden Vorwürfe der Lüge, des Betruges, des Verrates usw. beobachten und möglichst steigern zu können.

Man hatte Yorck doch zu niedrig tariert, wenn man ihn mit einer so plump angelegten Überraschung zu fangen hoffte; er war zu klug, um nicht sofort die Absicht dieser nächtlichen Szene zu durchschauen; er

war zu sehr Herr seiner selbst, um auch nur einen Augenblick zu vergessen, was es galt. Obrist Terrier verlangte eine Antwort. Yorck äußerte: „Sie werde erfolgen, doch sähe er die Sache nicht für so dringend an." Obrist Terrier mochte um den Erfolg besorgt werden; was erwartet worden war, zeigte seine zudringliche Frage: „Was werden Ew. Exzellenz tun?" Yorck antwortete: „Sobald Sie zur Tür hinaus sind, vorläufig ruhig weiterschlafen."

Am wenigsten wird Yorck der Meinung gewesen sein, daß der Marschall mit diesem Brief nur einem augenblicklichen Ärger habe Luft machen wollen. Er durfte sich gestehen, daß er weder dem Kaiser noch dem Marschall je für gut französisch gegolten habe, daß er persönlich beiden als ein wesentliches Hindernis der gewünschten Verschmelzung der preußischen Truppen in die große Armee erscheine; sein neulicher Brief wegen des an Bachelu übertragenen Kommandos war wohl verstanden worden, und daß man bei der wachsenden Gefahr der großen Armee statt seiner lieber einen nachgiebigen oder gar dem Kaiser ergebenen, am liebsten gar keinen preußischen General an der Spitze des Korps gehabt hätte, war sehr klar.

Yorck hatte auf seine Mitteilung der Essenschen Anträge noch keine Antwort aus Berlin. Es waren Privatnachrichten aus Berlin in Mitau angekommen, nach denen Österreich die Sache Napoleons zu verlassen im Begriff stehen sollte. Wie peinlich es sein mochte, über die Absichten des Königs nicht unterrichtet zu sein, es war völlig klar, daß die Haltung, die Yorck bisher behauptet hatte, der politischen Stellung Preußens nichts vergeben, namentlich sie entschieden nicht rheinbündnerischer gemacht hatte, als sie vor dem Feldzug gewesen war. Die gegenwärtige Differenz war wahrscheinlich ein Versuch, das Versäumte schleunigst nachzuholen. Am wenigsten jetzt war der Augenblick, auf Anlaß persönlicher Beleidigungen den Platz zu räumen. Es war offenbar eine wichtige politische Entscheidung, um die es sich handelte, und in dieser war Yorck keinen Augenblick zweifelhaft, nicht vorgreifen zu dürfen; sie durfte nur von dem Könige selbst ausgehen.

Yorck sandte am Morgen des 28. Nov. eine Stafette nach Berlin mit der Meldung des Vorfalles. Denselben Vormittag schrieb er dem Marschall die versprochene Antwort, in der er Punkt für Punkt dessen

Schreiben durchging. Er schrieb unter anderm: er habe nie den Eifer des Marschalls verkannt, den Truppen die notwendigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen; dessenungeachtet wäre der gemeldete Fall buchstäblich wahr, denn die Pferde hätten schon seit mehreren Tagen kein Futter geliefert bekommen. Er bäte daher den Marschall um eine unparteiische Kommission, eine Sache aufzuklären, in der die Angaben so verschieden wären. Er werde inzwischen alle eigenen Requisitionen der Truppen verbieten, unbekümmert um die Folgen, die daraus entstehen könnten. Was den letzten Teil des Briefes beträfe, so berühre er seine persönliche Ehre. Habe er auch durch Verleumdungen das Vertrauen des Marschalls verloren, so sei er doch imstande, sich vor dem Kaiser, vor ihm, vor jedem Tribunal, vor seinem König, ja vor der ganzen Welt zu rechtfertigen. Die Umstände seien ihm günstig genug gewesen, seit Übernahme des Kommandos durch Taten beweisen zu können, welche Anhänglichkeit an die gemeinschaftliche Sache er habe. Wenn der Marschall ihm sage, daß er Reden gehalten, um den Geist des Korps zu verderben, so möge er ihm die Person nennen, die sich durch so schwarze Verleumdung bei ihm ein Verdienst zu machen gesucht. Er verlange keine Nachsicht, wohl aber strenge Gerechtigkeit.

Dieser Brief ward vor Mittag den 28. Nov. nach Stalgen hinausgesandt.

Daß diese Korrespondenz keineswegs als Geheimnis behandelt wurde, ist daraus ersichtlich, daß Graf Henkel bereits folgenden Tages darüber an den König berichtete: „Es sei nicht zu leugnen, daß General v. Yorck bei seinem finsteren und in sich verschlossenen Charakter von Anfang an bis jetzt wenig getan habe, um sich den Marschall, der ihm äußerlich mit Offenheit entgegengekommen sei, und die oberen dort anwesenden französischen Behörden zu Freunden zu machen. Aber ebenso gewiß sei es auch, daß der General immer konsequent in seinen Reden sowohl wie in seinen Handlungen gewesen sei und daß alle Anschuldigungen, welche der Marschall ihm in seinem Briefe mache, auch platthin ohne allen Grund seien, wie dies das ganze Korps bezeugen müsse und könne." So wenig begriff des Königs Berichterstatter die strenge Haltung Yorcks. Nach seiner Meinung, fährt er fort, mache es das einmal so offen gebrochene gute Vernehmen unmöglich, daß

Yorck länger das Kommando behalte, wenn dem Korps nicht unendliche Schikane erwachsen solle. „Hat man vielleicht die Absicht, dem Korps einen französischen General zu geben, so wäre das sehr niederdrückend; oder vermutet man, daß nun als Ältester der General v. Massenbach das Kommando bekommen werde, mit dem man machen könnte, was man Lust hätte, und der immer überflüssig gewesen ist, — das wäre ebenso übel. Der General v. Kleist ist, wenn er das Kommando bekäme, der einzige, der die Sache wieder ins alte Geleise bringen könnte, was zur Erhaltung des Korps doch so unumgänglich notwendig ist; denn er hat von jeher auf einem sehr guten Fuß mit dem Marschall gestanden, ohne sich im geringsten etwas zu vergeben."

Auch in weiterem Kreise verbreitete sich die Kunde von dem Zerwürfnis. Bei den Truppen in Eckau hieß es, der Marschall habe Yorck seines Kommandos entsetzen wollen, Yorck sich dem widersetzt, ihn gefordert. General Bachelu hatte sich, in gleichen Bedrängnissen wie Yorck, zu Requisitionen genötigt gesehen; er beeilte sich, auf jene Nachricht hin, sich von den Regiments- und Bataillonsführern der preußischen und nichtpreußischen Truppen unter seinem Befehl ein auf Ehre und Pflicht ausgestelltes Zeugnis geben zu lassen, daß vom 19. bis 29. Nov. in dem Magazin zu Eckau keine Fourage vorhanden gewesen sei und daß er deshalb den Truppen habe erlauben müssen, gegen Quittung zu requirieren. Dies sandte er dem Marschall ein.

Der Marschall hatte bis zum 30. nicht auf Yorcks Schreiben geantwortet. Dann erfolgten zwei Tagesbefehle, die wahrscheinlich statt der Antwort dienen sollten, jedenfalls geflissentlich neue Kränkungen enthielten. Der eine verordnete, daß hinfort auch die preußische Kavallerie nach den Sätzen des französischen Reglements verpflegt werden, daß einstweilen, da die Magazine in der Tat nicht hinlänglich versorgt seien, bis auf weiteres nur die halben Rationen für die Pferde bestimmt sein sollten, daß jede Art Requisition auf das strengste verboten sei. Unter den Erwägungen stand unter andern folgende: „In Erwägung, daß die großen Bedürfnisse die Transportmittel des Landes übersteigen, daß man diese gemißbraucht hat, daß man aber die Pferde ernähren muß, erwägend die Schwierigkeit des Heran-

schaffens, die so oft verbotenen einzelnen Requisitionen und die Hindernisse, welche man dadurch den Eigentümern in den Weg legt und die sie abhalten, ihre Vorräte nach den Magazinen zu führen, endlich die unüberlegte (non raisonnée) und ohne Veranlassung geschehene Abbrennung des Magazins von Bauske, welches darum nicht wieder hat erneut werden können." Ein schöner Dank für das „glänzende Gefecht" von Ruhenthal; man brauchte sich nur der Vorgänge jener Tage zu erinnern, um zu wissen, daß jenes Magazin nicht bloß angezündet wurde, weil man dank den Anordnungen des Marschalls Bauske dem Feinde räumen mußte, sondern zugleich, um durch jenes Feuer der hart bedrängten Hinterhut den Rückzug einigermaßen zu decken. Jetzt sollten die braven Reiter wohl meinen, daß ihre Pferde halbe Rationen bekämen, weil Yorck in den Tagen von Ruhenthal unüberlegt gehandelt habe.

Ein zweiter Tagesbefehl befahl den Soldaten in Mitau, nicht mehr von ihren Wirten freie Beköstigung zu verlangen, weil mehrere Soldaten ihre Portionen, statt sie den Wirten in Hilfe zu geben, verkauft und dann doch in den Quartieren allerlei gefordert hätten. Freilich mochten einzelne derartige Fälle vorgekommen sein; die Truppen hatten seit Monaten keinen Sold bekommen; aber es war ein sehr verletzendes Urteil gegen die preußische Disziplin, daraus eine allgemeine Maßregel zu motivieren, die im höchsten Grade belästigend war. Nach der französischen Magazineinrichtung waren die Bureaus nur bis 6 Uhr abends offen; wer den Tag über draußen im Dienst gewesen war und nach jener Stunde kam, erhielt nichts mehr — und doch sollte fortan der Soldat sich nicht mehr von seinem Wirt beköstigen lassen, sondern von der Lieferung des Magazins leben.

Endlich aber ergaben die Nachforschungen, daß bei dem Kommandanten in Mitau Klagen, wie sie der Tagesbefehl als Grund angab, gar nicht eingelaufen waren; es mußte sonderbar erscheinen, daß sie immer nur in Stalgen ankamen, sonderbarer freilich, daß, wenn man diese in Stalgen gemachten Anzeigen untersuchte, sie sich in Mitau als unbegründet oder völlig unbekannt erwiesen.

Offenbar fielen die üblen Folgen des Zerwürfnisses zunächst auf die preußischen Truppen. Doch war es sehr wohl zu bemerken, daß der Marschall nicht ohne Absicht gegen die preußischen Offiziere ebenso

gütig und liebenswürdig wie zuvor war; „er scheint absichtlich zeigen zu wollen," schreibt einer derselben, „daß seine Gesinnung gegen uns sich nicht verändert habe."
Yorck sandte am 30. Nov. seinen Adjutanten, Hauptmann v. Schack, nach Berlin, teils um ausführlicher, als durch die schriftlichen Nachrichten hätte geschehen können, den König über die Sachlage zu unterrichten, teils um die ausdrückliche Bitte um ein einstweiliges Niederlegen des Kommandos zu motivieren. Etwas später, am 3. Dez., sandte Yorck den Leutnant Freiherr v. Canitz nach Wilna, wo sich der Herzog von Bassano mit dem diplomatischen Korps befand, — allerdings nicht bloß, um General Krusemark über das Zerwürfnis mit Macdonald aufzuklären, sondern und namentlich, um über die Lage der großen Armee endlich sichere Kunde zu erhalten; denn die russischen und französischen Bulletins erschienen gleich unzuverlässig, und in Stalgen wußte man sichtlich ebenso wenig wie in Mitau.

— Wir haben den Verlauf dieser Dinge — und in der Tat folgten keine weiteren Erörterungen — von Yorcks Standpunkt aus betrachtet. Wir sind nicht in der Lage, nachzuweisen, daß er in dem, wie er sich Macdonalds Benehmen deutete, das Richtige getroffen. Schon Yorcks Umgebung hat sich mit dieser Frage lebhaft beschäftigt. Die einen wußten, daß Obrist Rapatel, früher Adjutant von General Moreau, jetzt in Pauluccis Umgebung in Stalgen gewesen sei, den Marschall aufgefordert habe, die Sache Napoleons zu verlassen; sie meinten, daß bei diesen Gelegenheiten Äußerungen vorgekommen seien, die Macdonalds Mißtrauen gegen Yorck zu raschen Entscheidungen drängten. Andere waren der Meinung, daß ein ausdrücklicher Befehl Napoleons den Marschall veranlaßt habe, Yorck schärfer zu behandeln; der Marschall selbst sei ein viel zu gerader Mann, als daß dies aus ihm selbst kommen könne; so Graf Henkel. Auch auf die seltsame Erscheinung des Obristen Graf Eckesparre, Flügeladjutanten Alexanders, der mit Depeschen an Macdonald bei den Vorposten erschienen war, konnte man aufmerksam machen. Einen andern Zusammenhang deutet Seydlitz an: „Ob gemeine oder gar verräterische Klatschereien und Umtriebe oder ob im fremden Lande verborgene Triebfedern absichtlich eine Disharmonie zwischen dem französischen

Marschall und dem preußischen General hervorzubringen gesucht haben, verlohnt sich nicht mehr zu untersuchen."

Am wenigsten Wahrscheinlichkeit hat die Annahme einer Weisung von Napoleon. Nicht darum, wie wohl gesagt worden, weil es überhaupt an Mitteilungen aus dem kaiserlichen Hauptquartier gefehlt hätte. Die letzten Depeschen waren vom 11. Nov. aus Smolensk. Aber es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß Napoleon nicht einen nur halben Versuch befohlen haben würde, wenn es in seinem Interesse war, Yorck zu entfernen. Von Moskau aus (am 16. Okt.) hatte der Kaiser den Herzog von Bassano beauftragt, in Berlin den Vorschlag zu machen, daß man das Korps vor Riga um 6000 Mann Fußvolk und 1000 Pferde verstärke, damit die Hälfte der Division Grandjean dort fortgezogen werden könne; und der Herzog von Bassano hat in Wilna die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß von seiten des Kaisers nichts an den Marschall gelangt sei, was ihn hätte gegen Yorcks politische Ansichten oder Meinungen mißtrauisch machen können.

Um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt es, daß Macdonald aus eigener Bewegung gehandelt habe. In einem von den Kosaken aufgefangenen Briefe an seinen Freund, den Herzog von Bassano, (vom 10. Dez.) schreibt er: „Die Bombe ist geplatzt mit dem General Yorck; ich habe geglaubt, unter Umständen, wie die Herren vom preußischen Stabe sie bestätigen, ohne sie zurückzuweisen, mehr Festigkeit zeigen zu müssen. Das Korps ist gut, aber man verdirbt es: der Geist ist zum Erstaunen verwandelt; aber einige Gunstbezeigungen und Belohnungen, und ich werde ihn leicht wieder in Stand setzen, wenn nur in jedem Falle die Offiziere, die ich bezeichne, entfernt werden; man wird sich nicht um sie grämen, zwei Drittel des Korps verwünschen sie."[1]

[1] Wenigstens erwähnen müssen wir, daß nach Segur, XII c. 7, Macdonald nach dem Gefecht von Bauske — aber wann, ist nicht angegeben — an Yorck geschrieben haben soll: „Es sei beschämend, daß seine Posten fortwährend angegriffen würden, ohne daß er seinerseits den Feind einmal beunruhigt habe; daß, solange er das Kommando führe, er nur Angriffe zurückgeschlagen habe, ohne ein einziges Mal die Offensive zu ergreifen, obschon seine Offiziere und Truppen vom besten Geiste beseelt seien." Auch Bignon, XI p. 192, bezieht sich auf diesen Brief. Hat ihn Macdonald wirklich geschrieben, so zeigt er nur, wie völlig die Verstimmung seine militärische Einsicht schweigen ließ.

Unzweifelhaft war Macdonald ein im hohen Grade liebenswürdiger und trefflicher Charakter. Aber hatte die Neigung zum Behaglichen und Beschaulichen ihn so lange vom unmittelbaren Eingreifen in die Tätigkeit seines Korps ferngehalten, so versuchte er jetzt in einer Art plötzlicher Aufwallung das Versäumte nachzuholen.
Er würdigte weder den Charakter Yorcks, noch den Geist der preußischen Offiziere und Truppen. Er glaubte, jenen mit einer halben Maßregel hinwegdiplomatisieren, diese mit dem Reizmittel des Eigennutzes und der Eitelkeit ködern zu können. Er bemerkte nicht, wie tief die moralische Niederlage war, die er dort wie hier erlitt, wenn er sich verrechnete. Er bemerkte nicht, daß er nur um so kleinlicher erschien, wenn er nach so vergeblichem Anlauf gegen Yorck sich nicht enthalten konnte, ihn mit unangenehmen Maßregeln zu verletzen.

— Wir haben bereits erwähnt, daß der Gouverneur von Riga, General von Essen, wenige Tage, nachdem er Yorck zum Abfall aufgefordert, seines Amtes enthoben, General Paulucci sein Nachfolger wurde.
Marquis Paulucci war ein geborner Italiener, hatte in sardinischen, französischen und österreichischen Diensten gestanden, dann nach Rußland übergetreten die Kriege gegen die Perser, gegen die Türken mitgemacht. Er gehörte nicht etwa zu jenem Kreise von Männern, die Zorn und Haß gegen Napoleon unter die fremde Fahne geführt hatte. Paulucci würdigte vollkommen die hohe Wichtigkeit, die für Alexander der Abfall des preußischen Korps haben mußte; und er besaß gerade Rührigkeit, Zudringlichkeit und Eitelkeit genug, um von seinen Bemühungen Erfolge zu erwarten, deren Wert und Bedeutung doch durch gar andere Momente bedingt war.
Schon am vierten Tage nach der Ankunft (14. Nov.) sandte er an Yorck ein sehr merkwürdig gehaltenes Schreiben:
„Ehre und Freimütigkeit ist der Charakter des Soldaten. Wir sind beide im Felde erzogen. Die Sprache der Loyalität ist daher die einzige, die uns geziemt. Kommen wir zur Sache. Ew. Exzellenz weiß mehr wie jeder andere, daß Preußen den Krieg wider Willen und gegen sein eigenes Interesse führt. Sie wissen, daß es ihn führt zugunsten des unversöhnlichen Feindes seiner Größe, für seinen Plün-

derer, mit einem Wort, für einen zweiten Attila, der, wie dieser die Geißel des Menschengeschlechtes, nach einander Preußen und die anderen Staaten Europas verwüstend, in unsern Tagen alle Schrekken der Hunnen und Vandalen erneut hat.

„Wäre er dazu gekommen, auch Rußland Gesetze vorzuschreiben, so würde er unfehlbar das Joch über alle Völker, die für ihn kämpften, geworfen haben.

„Glücklicherweise weit entfernt, das zu erreichen, ist dieser der Menschheit so verderbliche Mensch, der Europa mit Wunden, die noch lange bluten werden, bedeckt hat, dem Ziele seiner verhängnisvollen Größe nahe.

„Die beiliegenden Bulletins werden Ihnen seine verzweifelte Lage zeigen. Dieser Umstand setzt Preußen in den Stand, der Schiedsrichter über das Schicksal Europas zu werden, und Sie, der Befreier Ihres Vaterlandes zu sein.

„Zwei Wege zeigen sich Ihnen, zu diesem Ziele zu gelangen. Der erste wäre: die Truppen, die Ew. Exzellenz befehlen, mit den meinigen zu vereinen, Macdonald und die Führer der französischen Partei festzunehmen, vorzurücken, um Ihren König zu befreien. In diesem Falle werde ich Sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. Der zweite wäre: mit Berufung auf die wachsenden Niederlagen der französischen Armee und ihres unaufhaltsamen Rückzuges zu erklären, daß Sie die Grenzen Ihres Vaterlandes decken wollen, Ihre Truppen hinter die Memel zurückzuziehen und sich jede andere Bewegung zu versagen, die man französischerseits nicht unterlassen wird zu fordern und zwar zur Rettung der französischen Armee und zum Verderben Ihres eigenen Vaterlandes.

„Wenn Sie auf diese patriotischen Aussichten eingehen, aber nicht anders, als nach dem freien Entschluß des Königs, Ihres Herrn, handeln wollen, so wollen Ew. Exzellenz diesen Brief an Se. Majestät gelangen lassen, damit derselbe die Gnade habe, zu entscheiden, welchen Weg er in seiner Weisheit seinen Interessen am entsprechendsten hält.

„Sie sehen, daß ich Ihnen nichts vorschlage, was Ihre Ehre bloßstellen könnte. Jeder Verrat ist mir in der Seele zuwider; er brandmarkt zugleich den, welcher ihn vorschlägt, und den, welcher ihn begeht. Überdies im Besitz des in jeder Beziehung besten Namens,

wie Sie sind, berechtigt nichts, von Ew. Exzellenz etwas zu fordern, was Ihrer Pflicht entgegen wäre. Es ist als glühender Freund der Menschheit, daß ich Ihnen meine Ansichten mitteile; es ist im Namen Ihrer Liebe für Ihren König, für den Ruhm, für die politische Freiheit Ihres Vaterlandes, endlich für die Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechtes, daß ich Sie beschwöre, meiner Aufforderung Folge zu geben.

„Die glorreiche Rolle des unsterblichen La Romana ist Ihnen bestimmt. Sie mit Erfolg erfüllend, werden Sie von der Nachwelt in die Reihe der großen Männer gezählt werden, die die Retter ihres Vaterlandes waren.

„In der Hoffnung, mich in der Vorstellung, die ich mir von dem Adel Ihrer Gesinnungen und Ihrer Anhänglichkeit für den König mache, nicht getäuscht zu haben, habe ich die Ehre usw."

Es war kurz vor der Expedition Bachelus, daß Yorck dies Schreiben erhielt. Es waren ziemlich genau dieselben Anerbietungen, die acht Tage vorher Essen gemacht hatte; die schönen Phrasen des Italieners fügten eben nichts Neues hinzu; das einzig Wesentliche war, daß Paulucci in Essens Geleise fuhr, wahrscheinlich also auf Instruktion des Kaisers. Aus Berlin konnte auf die Mitteilungen, die Graf Brandenburg überbracht hatte, noch keine Antwort sein; die Berufung auf den König in Pauluccis Schreiben gab von selbst eine verschiebende Antwort in die Hand. Yorck ließ dem von Paulucci gesandten Offizier durch Seydlitz antworten, er könne dem Parlamentär keine Unterredung gewähren, da sie Verdacht erregen würde; er ließ um Zusendung von Nachrichten über die russische Armee bitten, um sie dem Könige zu schicken; er ließ den Offizier bezeichnen, an dessen Adresse sie, um jeden Verdacht zu vermeiden, abgegeben werden könnten. Einige Tage später schrieb Yorck dem Obristen Rapatel über die „unnützen" Vorpostengefechte: „Diese Plänkeleien erzeugen zwischen den beiderseitigen Truppen eine Erbitterung, die bis dahin nicht stattgehabt hat."

— Nicht den Waffen Rußlands erlag die große Armee. Wenn ihr Rückzug den Gewinn bringen sollte, den er versprach, so war die nächste Bedingung, daß das preußische Korps sich nicht dazu brauchen ließ, seine noch ungeschwächte Kraft für ihre Rettung einzusetzen.

Alexander durfte sich der Mitteilungen erinnern, die ihm Scharnhorst im Oktober 1811 gemacht hatte; hatte er damals Anstand genommen, zum Schutz Preußens auf Maßregeln einzugehen, die ihn über die Verteidigung der russischen Grenzen hinausführten, so hatte die zähe Defensive, für welche er sich damals entschieden, jetzt Wirkungen hervorgebracht, die man in Berlin als Anfang der Rettung Preußens und Europas erkennen mußte. Und sein persönliches Verdienst war es, dem Drängen seiner Umgebungen zum Abschluß eines Friedens, wie ihn Napoleon von Moskau aus angeboten hatte, widerstanden zu haben; er mochte glauben, damit dem Könige eine neue Bürgschaft für die Zusicherungen gegeben zu haben, die er ihm nach Scharnhorsts Sendung wiederholt hatte: daß er jede Feindseligkeit gegen Preußen als Angriff auf Rußland selbst ansehen werde, auch bevor eine ausdrückliche Vereinbarung zwischen beiden Staaten geschlossen sei, und daß sie dann die Waffen nicht anders als nach gemeinsamer Übereinkunft niederlegen würden. Er durfte voraussetzen, daß man sich in Preußen auf eine Wendung der Dinge vorbereitet haben werde, die es dem Könige möglich machte, zu dem politischen System zurückzukehren, das er, dem furchtbaren Druck der napoleonischen Übermacht weichend, hatte aufgeben müssen; daß derselbe jetzt, wo diese Wendung geschehen war, bereit sein werde, auf Rußlands Seite tretend die Rolle zu übernehmen, die der begonnenen Auflösung der feindlichen Kriegsmacht ihre volle Wirkung geben mußte. Er durfte annehmen, daß der Kommandant des preußischen Korps die nötigen Instruktionen haben werde, in dem Moment des Eintretens in diese Rolle, den man nur russischerseits genau ermessen konnte, den Weisungen Folge zu geben, die ihm von dorther kommen würden.

Hatte General Wittgenstein von der Düna her den Rückzug der großen Armee abzuschneiden, so lag alles daran, daß die ihm gegenüberstehenden Marschälle sich nicht plötzlich mit einem Teil des Macdonaldschen Korps verstärkt auf ihn werfen, ihn mit Übermacht zurückdrängen könnten. Dies zu hindern, mochte es geeignet erscheinen, auch Wittgenstein zu Unterhandlungen mit Yorck zu bevollmächtigen; die Beziehungen, die schon im vorigen Jahre zwischen beiden bestanden, konnten diese Unterhandlungen zu erleichtern versprechen.

Von Wittgenstein gesandt, erschien der Generalmajor Fürst Repnin in

Riga (21. Nov.). Vergebens machte Paulucci gegen ihn geltend, daß er selbst bereits angeknüpft habe, daß man doch erst Yorcks Antwort auf das Schreiben vom 14. Nov. abwarten müsse. Der Fürst bestand darauf, seine Depeschen an Yorck befördern zu müssen, es sei des Kaisers Befehl, den der Marquis nicht wagen werde zu mißachten. Paulucci ward durch solche Bedrohungen (il m'a menacé, schreibt er) bewogen, auch Wittgensteins Brief an Yorck zu senden. In diesem Schreiben sagt Wittgenstein, nachdem er die „höllische, den Sturz der legitimen Throne bezweckende" Politik Napoleons geschildert und die Erfolge der russischen Waffen beschrieben hat: „Ich offeriere Ihnen die Mitwirkung meiner Armee zur gemeinschaftlichen Vertreibung der grausamen Bedrücker, welche Preußen genötigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons teilzunehmen; ich schlage Ihnen vor, gemeinschaftlich mit mir Ihrem König seine Gewalt zu restituieren und dann Deutschland von den Schrecken des Barbaren zu befreien; ich habe 50000 Mann tapfere Truppen, die schon einst für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben" usw.

Unmittelbar nach Absendung dieses Briefes traf in Riga ein Schreiben Yorcks an Paulucci ein (Mitau, 20. Nov.):

„Die Freimütigkeit, mit der Ew. Exzellenz die Güte gehabt haben, mich Ihre politischen Ansichten über die gegenwärtige Lage der allgemeinen Angelegenheiten erfahren zu lassen, ist mir ein sehr schmeichelhaftes Zeichen des Vertrauens, das Dieselben in die Loyalität meines Charakters setzen.

„Ich bitte Ew. Exzellenz, sich zu überzeugen, daß ich kein andres Interesse kenne noch je kennen werde, als das meines Königs und meines Vaterlandes. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der durch Erfahrung gereifte Mann nie dies heilige Interesse durch eine selbstwillige oder übereilte Handlung (par une action émancipée ou prématurée) auf das Spiel setzen darf.

„Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte, — die Sache war ausgesprochen und entschieden (la chose était prononcée et décidée). Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommene Muster der Loyalität, des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein."

Der verschmitzte Italiener mochte sehr erstaunt sein, daß sein Brief, so sorgsam mit soldatischer Offenherzigkeit ausgelegt und auf einen ehrlichen alten Haudegen, wie er sich die preußischen Generale denken mochte, berechnet, eine so meisterhaft feine Erwiderung erhielt. Uns liegt der Bericht vor, den er am 26. Nov. an den Kaiser schickte: „Die Verzögerung der Antwort läßt mich glauben, daß er an den König geschrieben hat und daß der König ihn autorisiert, in Verbindung mit mir zu treten, aber daß er nach dem, was er in diesem Briefe sagt, wünscht ausdrücklich zu wissen, was sein Vaterland von dem Bundesgenossen zu erwarten habe, mit dem er sich vereinigt, und er will, daß die Sache ausgesprochen und entschieden sei. Dieser Brief zeigt ziemlich klar, bis zu welchem günstigen Punkt ich die Sache geführt hatte. Aber der unglückliche Brief von Repnin kann alles verderben; denn dies ist dem entgegen, was Yorck in seinem Briefe fordert: Geheimnis und Vorsicht." Demgemäß bittet Paulucci dringend, entweder ihn machen zu lassen oder, wenn des Kaisers Weisheit den Grafen Wittgenstein geeigneter zum Unterhandeln erachtet, diesen damit zu beauftragen. Er bittet demgemäß 1. um eine Instruktion, wie er sich in allen möglichen Fällen zu benehmen habe; 2. um eine Art Vollmacht, mit Yorck oder wen sonst der König beauftragen wird, zu unterhandeln; 3. um einen Brief an den König von seiten des Kaisers, oder, um ihn nicht bloßzustellen, von irgend jemand sonst, dem der König vertraut.

Der Marquis brannte vor Eifersucht, den glänzenden Fang nicht in Wittgensteins Hände kommen zu lassen. Er meldete dem Grafen (28. Nov.) die Sachlage, und daß er dem Kaiser die Alternative vorgeschlagen, einen von beiden allein und ganz mit der Führung der Verhandlungen zu beauftragen: aber Graf Wittgenstein in seiner glorreichen Tätigkeit entferne sich weit und weiter von Riga usw. Er hatte bereits des Kaisers Bewilligung (vom 14. Nov.), daß „einige preußische Individuen, deren antifranzösische Gesinnung sie genötigt habe, ihr Vaterland zu verlassen", zu ihm kommen sollten; er bat nun, so schnell als möglich einige zu schicken, um zu versuchen, von ihnen Vorteil zu ziehen. Er wandte sich mit einem neuen Schreiben an Yorck (1. Dez.), das so verbindlich und zudringlich wie möglich ist: „Der Augenblick sei jetzt gekommen, wo Preußen einen Entschluß fassen

müsse, oder er komme niemals. Er übersende ihm die neuesten Bulletins, die ihm zeigen würden, daß der neue Attila sich in einer verzweifelten Lage befinde, wenn Preußen sich der Rolle, die ihm zukomme, bemächtigen und die erlittenen Beleidigungen rächen wolle. Der einzige Zweck, den der Kaiser ins Auge fasse, sei der, die politische Freiheit der europäischen Nationen zu sichern, namentlich derer, die mit ihm in Grenznachbarschaft seien. Die persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen von Preußen und Rußland und des Kaisers bekannte Loyalität seien genügend, um jede Art von Furcht zu beseitigen, sowohl vor der Anwendung des Übergewichtes, das Rußland in Begriff stehe zu erhalten, als auch vor der Entschiedenheit, seine Verbündeten in dem jedoch nicht denkbaren Fall eines Mißlingens zu stützen." Sodann bietet er an, einen förmlichen Traktat abzuschließen; er bittet dringend, die Maßregeln zu treffen, um eine Konvention abzuschließen, die auf eine ausdrückliche Art die Beziehungen feststelle, in die die beiderseitigen Höfe treten sollen. „Wir sind beide Soldaten, folglich jede diplomatische Feinheit fern von uns, unsere Parole sei, wie Ew. Exzellenz gesagt haben: loyauté et secret." Dann ersucht er Yorck, wenn es ihm irgend bequemer sei, fortan deutsch zu schreiben, da vertraute Personen genug in seiner Umgebung seien, es ihm zu übersetzen. Er schließt: „Mr. le général, le temps presse, chaque moment est précieux."
Darauf berichtet Paulucci dem Kaiser: er habe Yorck möglichst gedrängt; wenn er wenigstens so viel erreiche, daß Yorck sich auf die preußische Grenze zurückziehe, so würde er imstande sein, sich gegen die litauische Grenze hin in Bewegung und mit dem Admiral Tschitschagow in Verbindung zu setzen.

— Es wird angemessen sein, sich die eigentümliche Lage, in der sich Yorck befand, lebhaft zu vergegenwärtigen. Unmittelbar vor der Expedition Bachelus kam ihm Pauluccis erster Antrag, nach deren doch mißglücktem Ausgang der Antrag Wittgensteins, unmittelbar nach dem Briefwechsel mit Macdonald der zweite dringendere Antrag Pauluccis. Yorck konnte sich nicht verbergen, daß für die preußische Politik ein entscheidender Augenblick nahe sei; aber nicht bloß die Entfernung von Berlin, sondern und mehr noch die Schwierigkeiten

eines Entschlusses dort ließen Verzögerungen voraussehen; und vorerst konnte Yorck seine Aufgabe nur darin finden, auch einmal diplomatisch seine Kunst im Hinhalten des Gefechtes zu versuchen. Nicht undeutlich erschien russischerseits die Meinung, daß Preußen sich ohne weiteres in Rußlands Arme stürzen müsse; der russische Hochmut und Lüsternheit, die aus jeder Zeile der Briefe des Marquis sprach, konnte Yorck, wenn es nötig war, nur noch mehr zur Behutsamkeit mahnen. Am wenigsten war er der Meinung, daß Preußen sich von den französischen Ketten losmachen solle, um deren von Rußland zu übernehmen. Seiner feinen Beobachtung entging nicht der Unterschied in der Persönlichkeit derer, die ihm zu unterhandeln anboten. Er mußte es für einen Gewinn halten, nicht auf den Italiener allein angewiesen zu sein, dessen Begier, ihn zu gewinnen, durch die Gefahr, von Wittgenstein überholt zu werden, ausgebeutet werden konnte.
Yorck hatte die Zusammenkunft mit Repnin abgelehnt; er hatte bereits am 26. Nov. an Wittgenstein — nach russischen Auszügen — geantwortet: „Die Sachen stehen noch so, daß ich jetzt mehr denn je gegen meinen König und gegen das Vaterland verpflichtet bin, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Von Kindheit an Militär, habe ich nie Gelegenheit gehabt, die vielfachen Verschlingungen der Politik zu erlernen; allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß, wo es auf eine gänzliche Veränderung der Staatsverhältnisse ankommt, die Schritte der Armee vorher erst mit den Maßregeln im Innern des Landes in Übereinstimmung gesetzt werden müssen." An Paulucci antwortete er auf dessen zweiten Brief (am 5. Dez.) und zwar deutsch: „Ew. Exzellenz sehr verehrliches Schreiben vom 1. Dez. habe ich die Ehre gehabt zu erhalten. Der Inhalt dieses Schreibens ist indes so wichtig, daß es erst einer genauen Beratung und Prüfung bedarf, ehe ich darauf antworten kann. Ich muß daher um eine kleine Frist bitten. Genehmigen Sie" usw.
Desselben Tages (5. Dez.) sandte er Seydlitz nach Berlin.
Wir erwähnten, daß Hauptmann v. Schack, der am 30. Nov. nach Berlin abging, den Auftrag hatte, Yorcks Bitte um einstweilige Niederlegung des Kommandos darzulegen. Schack motivierte dieselbe mit der Unmöglichkeit der Versöhnung zwischen Yorck und Macdonald, mit dem Schaden, der daraus dem Korps erwachsen müsse.

Es liegt klar vor, daß er nicht über die Anerbietungen von Riga aus unterrichtet war. Aber der König und Hardenberg kannten die Essenschen durch Graf Brandenburg; sie erhielten in den Depeschen, die Schack mitbrachte, die von Paulucci und Wittgenstein, sowie Yorcks Antworten auf beide. Was bestimmte Yorck zu jener Bitte?

Es wäre nach Yorcks Art nicht undenkbar, daß die außerordentlich verschürzte und gefährliche Lage, in der er sich befand und die er nicht unterlassen haben wird, sich auf das Dunkelste auszumalen, ihn bestimmte, sich aus einer Stellung hinwegzuwünschen, die nach beiden Seiten hin seinen militärischen Begriffen nur peinlich sein konnte. Ebenso nahe liegt es, aus jener Bitte den Beweis herzuleiten, daß Yorck im entferntesten nicht die Rolle gesucht hat, die ihm zu spielen verhängt war, daß also sein Benehmen Macdonald gegenüber ohne alle Beziehung zu den Möglichkeiten war, die, wenn auch noch ganz entfernt, die Rigaer Verhandlungen zeigten. Aber weder das eine noch das andre scheint für die Würdigung dieses komplizierten Charakters ausreichend; die Situation war zu bedeutend und die ihm wichtigsten Interessen zu sehr bei derselben beteiligt als daß man meinen dürfte, er hätte mit jenem Antrage nichts bezweckt als einfach sich herauszuziehen.

Mit dem innersten Widerstreben hatte er ein Kommando übernommen, in dem sich die ganze tatsächliche Dependenz Preußens darstellte; er hatte es so geführt, daß stets erkennbar wurde, wie Preußen wenigstens sein Recht, ein unabhängiger Staat zu sein, nicht aufgegeben habe, während man französischerseits sich bereits gewöhnt hatte, auch Preußen wie einen Vasallenstaat zu betrachten. Die Differenz mit dem Marschall war nichts anderes als die Krisis dieses Gegensatzes, jene Bitte an den König nichts als eine Frage, ob Preußen sich zu rheinbündnerischer Dependenz bekenne oder nicht. Wenn nicht, so hatte Preußen das Recht, die Verträge vom 24. Febr. 1812 aufhören zu lassen, sobald es seinem Interesse entsprach; es hatte freie Hand, sich diejenigen Verbindungen zu suchen, die ihm angemessen schienen, und die mit den russischen Generalen angeknüpften Beziehungen verletzten weder politische noch moralische Verpflichtungen. In jener Auffassung war es gewesen, daß Yorck dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers vom 11. Sept., welcher jede Verhand-

lung mit dem Feinde untersagte, nicht wie früher, wo das Vertrauen Napoleons noch zu erhalten wichtig schien, Folge gab. Sah der König sein Verhältnis zu Frankreich anders an, so mußte er diese Anknüpfungen verwerfen und Macdonalds Benehmen gegen Yorck billigen; dann aber war die ganze Lage der Verhältnisse so verwandelt, daß Yorck nicht gemeint sein konnte, ein Kommando fortzuführen, welches er in durchaus anderem Geiste übernommen hatte.
Wenn so die Sachlage in den ersten Dezembertagen war, so ist es nach den uns vorliegenden Materialien nicht völlig aufzuklären, warum Yorck auch noch seinen treuen Seydlitz am 5. Dezbr. nach Berlin abgehen ließ. Wenn auch von Riga aus lebhaft gedrängt wurde, so war doch offenbar das Interesse, die Rückkehr des am 3. abgesandten Freiherrn v. Canitz aus Wilna abzuwarten, so groß, daß man gern einen noch wichtigeren Inzidenzfall entdecken möchte, welcher diese Absendung veranlaßte. Leider ist dergleichen nicht zu finden.
Seydlitz, der in seinem Tagebuch dieser Sendung erwähnt, bezeichnet seinen Auftrag folgendermaßen: „Yorck, fest überzeugt, daß Napoleon bei einem möglichen raschen Frieden mit Rußland Preußen am ersten und unbedenklichsten aufopfern werde, schickte den Major v. Seydlitz nach Berlin, die Entschließungen Sr. Majestät zu erbitten."

– Zur Orientierung erinnern wir, daß am 26.–29. Nov. das französische Heer die Beresina passierte, daß das berühmte 29. Bulletin von Molodeschtno vom 3. Dezbr. datiert ist.
Vor Riga hatte man von dem so furchtbaren Gang der Dinge noch keine Ahnung. Man stand bei arger Kälte so untätig als möglich, nur daß dann und wann eine zu dreiste russische Rekognoszierung zurückgewiesen werden mußte. Zwischen Macdonald und Yorck gab es keine weiteren Erörterungen; der Marschall schickte seine Befehle an den Stabschef Obrist Röder und empfing denselben, wenn er einmal nach Stalgen mußte, mit bezeichnender Kälte. „Es ist deutlich zu bemerken," berichtet Graf Henkel am 4. Dezbr. nach Berlin, „daß man den General v. Yorck zu einem falschen Schritt verleiten möchte, weil man sich übereilt hat und nun gern einen valabeln Grund haben

möchte, ihn anzuklagen. Der General tut aber im strengsten Sinne das, was ihm befohlen wird, und bleibt ruhig. Dies ist auch platthin das einzige Mittel, um es grell darzutun, daß bei ihm nur die Pflicht obwaltet, und schließt jeden Grund aus, ihn einer Nichterfüllung derselben zu zeihen. Wie peinlich dem General Yorck diese ganze Situation ist, brauche ich Ew. Majestät wohl nicht erst zu sagen."

Am Morgen des 8. Dezbr. kam Freiherr v. Canitz von Wilna zurück. Er war nach Wilna gekommen, als die ersten jammervollen Trümmer des allgemeinen Unterganges einrückten; mit dem zweiten, dem dritten Tage schwoll mit der Masse die Grausenhaftigkeit. In der Nacht zum 6. Dezbr., erfuhr man, sei der Kaiser gekommen, nach kurzer Besprechung mit dem Herzog von Bassano und dem Gouverneur General Hogendorp weitergeeilt. Am Morgen mußte das diplomatische Korps hinweg. Ein gräßlich wirrer Knäul von verkommenen, halb erfrornen, halb verhungerten Menschen wälzte sich durch die Straßen; seit der Beresina war von der großen Armee nichts als dieser Jammer übrig; c'st fini, il n'y a plus d'armée. „Es ward mir klar," schreibt Canitz in seinem Bericht, und er wird es auch gegen Yorck geäußert haben, „daß es dem General Yorck binnen kurzem sehr gleichgültig sein konnte, ob Macdonald und ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei oder nicht."

Yorck verpflichtete Canitz, über die Lage der Dinge in Wilna mit niemand zu sprechen, außer mit General Kleist und Obrist Röder.

Das preußische Korps zählte am 5. Dezbr. mit Einschluß von etwa 2500 Kranken und Verwundeten noch 17 500 Mann und etwa 3200 Pferde. Es war durchaus in gutem Stande. Aus den Berichten von Canitz war unzweifelhaft, daß die Trümmer der großen Armee militärisch vollkommen nichts mehr zu bedeuten hatten, daß sie für sich weder in Wilna noch hinter dem Niemen auch nur den Versuch zum Widerstande machen konnten, daß Napoleon erst hinter der Elbe und hinter dem Rhein eine neue Armee bilden müsse.

Es war klar, daß unter diesen Verhältnissen, — und die russischen Armeen mußten durch den furchtbaren Winterfeldzug nicht viel weniger mitgenommen sein, — die militärischen Mittel Preußens und in erster Reihe das preußische Korps plötzlich eine ganz ungemeine Bedeutung bekamen. Nur durch sie gedeckt, konnte Napoleon seine zertrümmerte

Macht erneuen; und sagte sich Preußen jetzt von dem Unterwerfungsvertrage los, so kam es nicht mehr um Rettung bettelnd zu Rußland; von Preußen hing es ab, Rußland Halt zu gebieten oder Napoleons Niederlage zu vollenden.

Wie auch der König entscheiden mochte, es war keinerlei Gewinn davon abzusehen, wenn das Korps auf dem nach dem Verlust von Wilna umgangenen Posten in Mitau stehen blieb. Sollte die Allianz mit Napoleon aufrechterhalten werden, so mußte auf die Linie des Niemen zurückgegangen werden; und trat man zu einem russischen Bündnis über, so war es nur um so wichtiger, alle preußischen Streitkräfte möglichst gen Westen zu schaffen.

Yorck sandte an Macdonald die Mitteilung, daß ihm durch einen Offizier, der aus Wilna komme, sichere Kunde von dem Rückzug der großen Armee über Wilna geworden sei, daß demnach das zehnte Korps ganz exponiert stehe, in Gefahr sei, umgangen und abgeschnitten zu werden. Er ließ den Antrag, das zehnte Korps einige Märsche rückwärts in dichte Kantonnements zu vereinigen, durch Obrist Röder, durch General Kleist wiederholen. Der Marschall nahm alle diese Mitteilungen mit Gleichgültigkeit auf.

Nicht als hätte er die Gefahr seiner Lage verkannt. Die letzte Botschaft aus dem kaiserlichen Hauptquartier war am 30. Nov. mit jenem Adjutanten gekommen, welcher Dekorationen der Ehrenlegion für die Gefechte von Bauske gebracht hatte; bei dessen Abreise hatte man eine Schlacht in der Gegend von Minsk erwartet. Der Marschall setzte voraus, daß, wenn seitdem so ungeheure Dinge, wie die russischen Bulletins wollten glauben machen, geschehen wären, entweder der Major-General oder wenigstens der Herzog von Bassano von dem nahen Wilna irgendeine Meldung geschickt haben würde. Freilich, die Gerüchte mehrten sich mit jedem Tage; die Nachrichten Yorcks waren doch sehr bedenklicher Art. Macdonald sandte am 10. Dezbr. einen Brief an den Herzog, in dem er „um Gottes willen" um Nachricht bat: „Von einem Augenblick zum andern harre ich auf Mitteilungen" – einen Brief, den schon die Kosaken auffingen. Er sandte am 12. Dezbr. seinen Stabschef Obrist Terrier aus, „es koste, was es wolle, die große Armee aufzusuchen." Freilich, auch dessen Briefe wurden von den Kosaken aufgefangen.

Einstweilen nahm Macdonald den Schein der sichersten Ruhe an. Er ließ das Herrenhaus in Stalgen mit neuen Tapeten versehen, als gälte es, dasselbe zu den Gesellschaften des Winters einzurichten; er ließ die Arbeiten im Mitauer Schloß beschleunigen, damit es als Kaserne bezogen werden könne; die Sappeurs von Elba setzten Palliſaden und bauten Schanzen, um Mitau völlig fest zu machen. Die Erdhüttenlager der Reserven wurden aufgehoben und die Truppen unter Dach gebracht. Endlich, am 14., erfolgte der Befehl, daß die noch vorgeschobenen Posten in Eckau, Illurt, Jacobstadt zurückgenommen werden und in Mitau und Bauske die Winterquartiere beziehen sollten.

— Es scheint hier der geeignete Platz, eine Notiz einzuflechten, welche geeignet ist, auf die Personen und Verhältnisse ein noch schärferes Licht zu werfen. Yorck sagt in einer späteren an Hardenberg gerichteten Denkschrift nach der Erwähnung der Schlacht von Bauske: „Napoleon bestimmte, daß ich ein eigenes Korps führen sollte, und setzte mir mit dem Offizierkreuz der legion d'honneur eine Dotation von 20000 Frcs. Renten aus; General Krusemark und der Graf St. Marsan werden Ew. Durchlaucht damals die Anzeige davon gemacht haben ... mir wurde die Bekanntmachung davon offiziell durch den Marschall Macdonald." Von Napoleons Absicht, auf Yorck den Befehl eines eigenen Armeekorps zu übertragen, werden wir später das Weitere erwähnen, erwähnen auch, daß Napoleon selbst den Marschallstab als Lockmittel für Yorck zu benutzen gedachte. Jene Dekoration erhielt Yorck eben durch den kaiserlichen Adjutanten, der am 30. in Mitau war; bei der Mittagstafel ward sie ihm überreicht. „Er hat sie nie angelegt; General Kleist, der sie gleichzeitig erhielt, hing sie einer Gipsbüste Napoleons um." Wie wenig verstand Napoleon diese Preußen!

— Mit großer Spannung beobachtete indes Paulucci die Vorgänge in Mitau und Stalgen; durch seine Spione ward er von allem, was vorging, unterrichtet. Am meisten mochte er sich von dem Zerwürfnis zwischen Yorck und Macdonald versprechen; am 6. Dezbr. berichtet er dem Kaiser davon: man sage, Yorck habe sich den Bewegungen widersetzt, die der Marschall befohlen. Er mochte schon die

Wirkungen seines Einflusses darin erkennen: er mochte meinen, daß Yorck schon nicht anders könne, als mit den Franzosen brechen. Er schrieb ihm (7. Dezbr.) einen neuen höchst dringlichen Brief, in Antwort auf den, in welchem Yorck Zeit zum Prüfen und Beraten zu brauchen erklärt hatte: „Gewiß werde Yorck Gründe haben, noch zu zögern; aber er gestehe mit der Freimütigkeit eines Soldaten, daß die Zeit, die Yorck zum Überlegen brauchen wolle, besser zum Handeln verwandt werden würde. Der gegenwärtige Augenblick werde nie wieder kommen, zum Unheil für die, welche ihn nicht zu benutzen verständen. Es handle sich seiner Meinung nach gar nicht mehr um die Frage, ob Preußen mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wolle oder nicht, sondern um eine Maßregel, den Wechsel des Systems so nützlich als möglich zu machen." Der Marquis schließt mit dem Vorschlage einer persönlichen Zusammenkunft, oder wenn Yorck sich zu kompromittieren fürchte, so könne man von beiden Seiten Vertraute schicken; er seinerseits schlage den Grafen Dohna vor, der in Riga unter dem Namen v. Nordenburg, Major der deutschen Legion, anwesend sei; aber wenn Yorck einen andern vorziehe, biete er den General Lewis an.

Yorck wird darauf geachtet haben, daß sich jetzt Graf Dohna bei Paulucci befand; war es Graf Friedrich, der Schwiegersohn von Scharnhorst, oder dessen Bruder Helvetius, in jedem Fall waren die Scharnhorstischen Beziehungen nicht ohne Bedeutung. Yorck antwortete am folgenden Tage (8. Dez.), nachdem er durch Canitz über die Verhältnisse der großen Armee aufgeklärt war:

„Mein Herr General.

Ew. Exzellenz werden durch meine früheren Äußerungen und durch den Grundsatz, welchen ich aufgestellt habe, bereits überzeugt sein, daß ein einzelnes Handeln und Eingreifen in das Allgemeine außerhalb meiner Ansichten und außerhalb meines Charakters liegt. Ich habe meinen vertrautesten Adjutanten nach Berlin geschickt, ich erwarte ihn unverzüglich zurück.

„Verzeihen Ew. Exzellenz, wenn ich über den Augenblick, welchen Sie jetzt für entscheidend halten, anderer Meinung bin. Was könnte in diesem Augenblick ein Korps von 12—13 000 Mann, das sich erst eine Verbindung erringen müßte, für einen großen Einfluß auf die

entfernte Rückzugslinie der großen Armee haben? Nach den meisten Nachrichten ist ein Rückzug hinter den Niemen oder die Weichsel nicht füglich mehr zu hindern. Es würde vielleicht jetzt nichts Erwünschteres geschehen können, als Preußen eine Zweideutigkeit beweisen und es auf diese Weise als Eroberer erdrücken zu können. Ein Schritt von meiner Seite würde den König aus seinen Staaten entfernen, alle Kräfte würden zersplittert werden, es würde kein Vereinigungspunkt mehr statthaben, mit einem Worte, der Staat würde verloren sein.
„Der Zeitpunkt, wo dieser Staat im Ganzen und unter Einem Willen wirken muß, kann, darf und wird nicht verzögert werden.
„Ew. Exzellenz sind ein zu allgemein anerkannter, scharfsehender und helldenkender Staatsmann, als daß ich es wagen dürfte, Sie zu bitten, den wahren Moment von dem scheinbaren abzusondern.
„Eine Unterredung mit Ew. Exzellenz, so sehr ich sie auch wünsche, ist unmöglich; ich werde zu genau beobachtet, man wünscht nichts mehr als einen Beweis gegen mich. Ebenso schwierig ist die Absendung eines Vertrauten. Ich habe nur einen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen in einer so delikaten Sache besitzt, er ist jetzt in Berlin. Auch kann ich, wie ich Ew. Exzellenz schon zu sagen die Ehre gehabt, nichts tun, was nicht in Verbindung mit dem Ganzen steht.
„Der alte Verdacht gegen meine Person ist durch die Verhältnisse bei der Armee wieder erwacht; meine Abberufung vom Korps ist so gut wie bestimmt; ich erwarte nur noch einen Nachfolger."
Nun um so mehr — er hätte ja bei dem Nachfolger von vorn anfangen müssen — versuchte der Marquis von neuem seine Überredungskünste an Yorck. In einem Schreiben vom 11. Dezbr. geht er Punkt für Punkt die Einwendungen Yorcks durch: Napoleon werde Preußen doch zerstören, sobald er könne; er werde wissen, daß, wenn es sich nicht gegen ihn erkläre, dies nicht an dem Willen, sondern an dem Mangel an Tatkraft liege (ce n'est pas faute de volonté, mais manque d'énergie). Er fügte hinzu: er sei nicht imstande, seinen Angriff auf das zehnte Armeekorps länger aufzuschieben, den er in Hoffnung auf die angeknüpften Verhandlungen schon drei Tage verschoben habe; Yorck möge sich an das Schicksal von Piemont, von Venedig erinnern; ihr Untergang sei gewesen, daß sie den rechten Augenblick verkannt; aber leider die Erfahrung diene zu nichts, jeden Tag falle

man in dieselben Fehler, die wie mit logischer Notwendigkeit dann zu denselben Resultaten führen. „Im Namen der Menschheit, im Namen Ihres Vaterlandes, im Namen Ihres eigenen Ruhmes lade ich Sie noch einmal ein, angesichts der Unmöglichkeit, die Befehle aus Berlin zu erwarten, auf Ihre eigene Verantwortlichkeit über die folgenden Vorschläge zu entscheiden. Es ist gewiß, daß, wenn der König von Preußen im Anfang des Krieges sich für Rußland hätte erklären wollen, die Vereinigung aller Truppen zuerst nicht hätte stattfinden können, sondern der König hätte, wie damals die Rede davon war, drei Punkte zur Vereinigung bestimmen müssen, nämlich Schlesien, Pommern, Ostpreußen. Jetzt muß man dieselbe Maßregel treffen. Wenn wir vereint Macdonald geschlagen haben, so würden wir uns mit Wittgenstein verbinden, Napoleon zum Rückzuge auf Warschau zwingen, das Yorcksche Korps wird alle Beurlaubten an sich ziehen, sich mit dem pommerschen Korps zu verbinden suchen; der König wird nach Schlesien gehen und dort, auf die Festungen gestützt, gleichfalls alle Beurlaubten einberufen. Alle diese Kombinationen brechen zusammen, wenn man Napoleon nach Preußen kommen läßt; die Festungen werden von den Franzosen besetzt werden, und die preußischen Truppen werden zerstreut sein, vermengt mit den andern Sklaven des Tyrannen." Der Marquis schließt: wenn Yorck Anstand nehme, sich an die Spitze eines preußisch-russischen Korps zu stellen und Napoleon zu vernichten, so möge er bedenken, daß er jetzt, ihn selbst hindernd, gegen seine Überzeugung und gegen das Interesse des Königs verfahre; er möge sich dann wenigstens auf Memel zurückziehen.

Yorck konnte in diesem detaillierteren Vorschlag den Beirat eines mit den preußischen Verhältnissen Vertrauten nicht verkennen. Es durfte ihm auffallen, daß trotz aller Dringlichkeit keinerlei Andeutungen von dem bereits am 1. Dezbr. in Aussicht gestellten förmlichen Traktat gegeben wurden.

Am 15. erschien der Major Graf Friedrich Dohna bei den Vorposten, brachte ein neues Schreiben Pauluccis, welches u. a. die Nachricht enthielt, daß vom 7.–9. Dezbr. die letzten noch zusammenhaltenden Reste der großen Armee, wenige hundert Mann, bei Wilna vernichtet, die Stadt mit ihren ungeheuren Magazinen besetzt sei.

Es waren endlich Depeschen aus Berlin gekommen, eine Kabinettsorder und ein Schreiben vom Staatskanzler, beide vom 6. Dezbr. Allerdings bezogen sie sich nur erst auf die von Yorck am 28. Novbr. mit Stafette nach Berlin geschickten Meldungen; sie waren zu einer Zeit geschrieben, wo man in Berlin von dem Übergang über die Beresina noch nichts wissen konnte; sie konnten bei so unermeßlich veränderten Verhältnissen nur sehr indirekt für Yorck belehrend sein, nur vorläufig und ungefähr über die Aufnahme, die der mit Schack nach Berlin geschickte Antrag und die Frage, die er enthielt, gefunden haben werde, orientieren.

Yorck durfte aus diesen Depeschen entnehmen, daß man in Berlin, weit entfernt sein Verfahren zu tadeln, darauf gewandt war, auch die kleinste Verlegenheit für das Militärische des Korps, wie sie etwa die früher angeordnete Entfernung des Stabschefs veranlassen konnte, zu vermeiden; nicht minder bedeutend erschien, daß dies aus dem Grunde geschah, weil man noch nicht wissen könne, welche Wendung die diplomatischen Verhandlungen in Wilna nehmen würden. Die Herstellung des guten Vernehmens mit Macdonald sollte „womöglich" gesucht werden, war also offenbar im Zweifelsfalle nicht das Wichtigste. Diese Wendungen mußten um so bedeutender erscheinen, als bei Abfassung jener Schreiben wenigstens die von Graf Brandenburg überbrachten Anträge von Essen bereits in Berlin vorlagen.

Daß Yorck dieses Schreiben so auffaßte, ersieht man aus der Antwort, die er auf Pauluccis Briefe vom 11. und 15. Dezbr. am 16. schrieb. Sie lautet:

„Ich habe Anstand genommen, Ew. Exzellenz auf das sehr verehrliche Schreiben vom 11. dieses zu antworten, weil ich außerstande bin, mich über den Inhalt desselben auszusprechen. Wenn ich der tiefer-schauenden Politik Ew. Exzellenz in vieler Hinsicht völlig Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, wenn ich im Zweck völlig einverstanden mit Hochdenselben bin, so bleiben mir über die Zeit und die Mittel zum Zweck noch manche andere Rücksichten. Es würde zu weitläuftigen Auseinandersetzungen führen, Ew. Exzellenz meine nicht unwichtigen Gegengründe auf das mir gütigst überschickte Memoire aufzustellen; nur eine Bemerkung erlaube ich mir, nämlich: Ew. Exzellenz haben in Ihrem Schreiben nicht darauf geachtet, daß unsre

Festungen in Feindeshand sind, daß Königsberg, Pillau, Danzig starke Besatzungen haben, daß unsre Streitmittel in Schlesien sind, unsre disponible Mannschaft in Preußen also ohne Bewaffnung ist; ferner, daß die Kraftanstrengung der Provinz durch ein Korps unterstützt werden muß, daß dies aber nicht von hier aus geschehen kann.

„Dem in das Ganze tief eindringenden Scharfblicke Ew. Exzellenz muß ich meine Ansicht unterwerfen. Was aber auch Ihr Urteil ist, so hoffe ich von Ew. Exzellenz nicht verkannt zu werden.

„Die Ereignisse bei Wilna vom 7.–9. Dezbr. scheinen keine Resultate zum Rückzuge zu geben. Als bloßer Untergeneral bin ich von der Ausführung von keiner Operation unterrichtet. Sollte ich durch meine Negotiationen eine Bewegung zur Deckung der preußischen Grenzen bewirken können, so würde ich unstreitig einen wichtigen Zweck erreichen. Ich bitte Ew. Exzellenz jedoch, zu bemerken, daß der Marschall Macdonald persönlich sich bei den preußischen Truppen befindet.

„Ich habe nicht, wie es Ew. Exzellenz in Hochdero Schreiben vom gestrigen Dato zu bestimmen die Güte hatten, den Kapitän Schemiakin zur Auswechselung des Kapitän von Trabenfeld auf die Vorposten abschicken können, da ersterer bereits gestern von hier abgereist war. Auch habe ich dieses Schreiben nicht durch den Grafen Dohna an Ew. Exzellenz gelangen lassen können, da die Ankunft des Grafen bei unsern Vorposten und da derselbe bei uns sehr bekannt ist, zu manchen Gerüchten Veranlassung gegeben haben würde, die ich aus vielen wichtigen Gründen absolut vermeiden muß.

„Für die gütigst mitgeteilten Nachrichten über die Bewegung der großen Armee sage ich Ew. Exzellenz den allerverbindlichsten Dank und wünsche ich bald ähnliche Veranlassung."

Paulucci glaubte aus diesem Briefe folgende Schlüsse ziehen zu dürfen (Bericht an den Kaiser vom 17. Dezbr.): einmal, daß Yorck entschlossen sei, nichts zu unternehmen vor der Rückkehr von Seydlitz, sodann, daß er selbst darauf angetragen habe, sich auf die preußische Grenze zurückziehen zu dürfen, ohne daß man jedoch sehe, ob der Befehl zu diesem Rückzuge gegeben sei oder nicht; endlich, daß er die Fortsetzung der Korrespondenz wünsche, woraus man entnehmen könne, daß er aus Berlin eine Antwort erwarte, die seinen Wünschen entspreche.

— Allerdings erwartete Yorck Weisungen aus Berlin. Aber man war dort nicht in der Lage, Entschließungen zu fassen.

Wir haben angedeutet, welche Bedeutung der Gang der Ereignisse eben jetzt den militärischen Kräften Preußens gab. Indem es von der Entscheidung des Berliner Kabinetts abhing, entweder den Erfolgen Rußlands Halt zu gebieten oder die Vernichtung Napoleons zu vollenden, durfte es nach der einen wie andern Seite hin die Bedingungen vorschreiben, von denen es seine Entscheidung abhängig machen wolle. Die staunenswürdige Gunst des Augenblicks drängte diesem Kabinett von neuem die Rolle auf, die es seit dem Reichenbacher Kongreß und dem Baseler Frieden für untergeordnete Vorteile aufgeopfert hatte, le rôle glorieux d'arbitre de la destinée et de la balance de l'Europe, wie es der letzte Staatsmann aus Friedrich des Großen Schule, der letzte Vertreter des ancien système vigoureux de la maison de Brandenbourg genannt hat.

Es ist jüngst von einer Seite her, welche die Mutmaßung archivalischer Kunde für sich hat, behauptet worden, daß sich in der von Napoleon veranlaßten Aufwartung deutscher Fürsten in Dresden im Mai 1812 „gleichsam der Wendepunkt der neueren deutschen Politik" erkennen lasse, daß hier „endlich die alte Eifersucht zwischen Preußen und Österreich völlig verschwunden sei"; daß sich der König mit Herrn v. Metternich vollkommen ausgesprochen und über die Notwendigkeit, „vorkommendenfalls" in aufrichtiger Gemeinsamkeit zu handeln, verständigt habe. In derselben Darstellung wird angegeben, daß Hardenberg im September 1812 mit Metternich über die Frage verhandelt habe, ob man sich nicht über ein gemeinsames Verhalten verständigen wolle für den Fall, daß der Winter ein Unglück für Napoleon herbeiführen sollte, und in welche Lage man geraten würde, wenn ein zweiter Feldzug gegen Rußland notwendig würde. Man sagt von einem eigenhändigen Schreiben des Kaiser Franz an den König im Dezember 1812 und bezieht auf dasselbe die sehr merkwürdige Andeutung Metternichs an Hardenberg in einem Schreiben aus dem Anfange des Wiener Kongresses (22. Okt. 1814), welche also lautet: „Von dem Tage, an dem Se. k. k. Majestät sich entschloß, dem Könige von Preußen zu raten, den edlen Aufschwung (le noble élan) nicht zu hemmen, der ihn gegen Ende des Jahres 1812 dahin

bestimmt hatte, die Mittel vorzubereiten, um die Anstrengungen zu unterstützen, die der Kaiser von Rußland angekündigt hatte, der Unterstützung der Unabhängigkeit Europas zu widmen, — von diesem Tage an konnte der Entschluß Sr. k. k. Majestät, seine Interessen von denen Preußens nicht zu trennen, nicht zweifelhaft sein." Und zur völligen Erläuterung dieser Dinge kann man sich auf die bekannte Äußerung des in die österreichische Politik tief eingeweihten Friedrich v. Genz berufen, der die Erhebung von 1813 ableitet von der „wundervollen Eintracht der Höfe, die im Stillen längst vorbereitet war, deren Bestandteile sich schon längst zueinander gefunden hatten". Nur daß man dabei nicht vergessen darf, daß das Wiener Kabinett in derselben Zeit, wo es in Berlin dem noble élan das Wort geredet haben will, noch eifriger war, nicht bloß wohlberechnete Erbietungen zu fernerem Beistand an den kaiserlichen Schwiegersohn, sondern förmliche Denunziationen über Preußen, über den Geist des Heeres und Volkes wie des Kabinetts an die französische Diplomatie zu machen und unter andern mit dem berüchtigten le roi à côté de son peuple dasjenige zu bezeichnen, was unter allen Möglichkeiten die verderblichste und den persönlichen Gesinnungen Sr. k. k. Majestät am meisten entgegengesetzte sei.

Die Frage, welche dem preußischen Kabinett jetzt zur Entscheidung vorlag, war eine einfache Alternative. Es ist sehr bezeichnend, wie man der ebenso einfachen Antwort auszuweichen suchte.

Allerdings hatte die Kabinettsorder vom 6. Dezbr., sowie Hardenbergs Schreiben von demselben Tage Yorcks Benehmen gegen Macdonald gutgeheißen. Am Tage darauf war Hauptmann Schack nach Berlin gekommen. Er richtete sofort seine Aufträge aus.

Am 8. Dezbr. hatte er eine Konferenz mit dem Major Thile aus der nächsten Umgebung des Königs. Von diesem erfuhr er, daß auf Yorcks erste durch Stafette gemachte Anzeige über die Mißverhältnisse mit dem Marschall und nach einer Konferenz mit dem Grafen St. Marsan der General Kruſemark beauftragt worden sei, Yorck zu vertreten und auch den Marschall aufzufordern, seine Beschuldigungen durch Beweise zu bestätigen. Der Major Thile äußerte, daß der König in Yorcks vorläufige Abberufung nicht einwilligen werde, um so weniger, da diese Abberufung „ein königliches Mißtrauen in

Yorcks geprüfte Denk- und Handlungsweise verraten und den in der Aufwallung durch Persönlichkeit diktierten krassen Beschuldigungen mehr Gewicht in den Augen der Welt geben würde als sie verdienten". In seinen weiteren Besprechungen sowohl mit dem Staatskanzler als mit dem Kriegsminister Obrist Hake setzte Schack nach Yorcks ausdrücklichem Auftrage die Gründe auseinander, die ein einstweiliges Niederlegen des Kommandos zum Besten des preußischen Hilfskorps notwendig erscheinen ließen: eine Näherung zwischen Yorck und dem Marschall sei ganz unmöglich, und ohne diese werde die Lage, wie des Generals, so des Korps, immer höchst prekär bleiben müssen. In gleicher Weise sprach Schack in einer Audienz am 10. Dezbr. zum König. Immer wieder äußerte man die höchste Verwunderung über die Umstimmung in der Handlungsweise des Marschalls, der Yorcks bisher in allen Berichten auf das Vorteilhafteste erwähnt habe. Man fand, daß es notwendig sei, den Erolg der Schritte abzuwarten, die durch General Krusemark eingeleitet waren. Wenn bis zu der Zeit, wo Yorck eine definitive Entscheidung aus Berlin erhalten könne, der Marschall sich aller Gewaltschritte enthalten habe, so werde diesen durch die Negotiationen Krusemarks vorgebeugt worden sein; und hätte sich der Marschall derselben bis dahin bereits bedient, so würde auch die Allerhöchste Bestimmung ihren Zweck nicht mehr erreichen!

Hierauf trug Schack besonders beim Staatskanzler darauf an, seinen General wenigstens auf das schleunigste mit Instruktionen des Verhaltens bei den möglichen Demarchen des Marschalls zu versehen, wenn an die einstweilige Abberufung nicht zu denken wäre. Er erhielt das Versprechen, daß Graf Brandenburg am 13. oder 14. mit diesen abgefertigt werden sollte.

„Am 13. morgens 4 Uhr," so schließt Schack seinen Bericht, „traf Major Seydlitz mit besonderen Aufträgen von Ew. Exzellenz hier ein, von welcher Zeit an ich unterlassen habe, weitere Demarchen zu machen, da mir der Zweck seiner Sendung gänzlich unbekannt ist."

Kapitän Schack übergab diesen Bericht dem Grafen Brandenburg, der allerdings am 13. oder 14. abreisen sollte. Erinnere man sich, daß derselbe vor beinahe sechs Wochen (5. Nov.) von Yorck nach Berlin geschickt worden war mit jenen Essenschen Eröffnungen; erst jetzt, so

schien es, kam man zu einer Ansicht darüber, was man Yorck antworten wollte.

Die Kabinettsorder, die Graf Brandenburg mitnehmen sollte, bezog sich kaum in entfernten Andeutungen auf die Hauptfrage. Sie lautete:

„Durch Hauptmann v. Schack habe Ich Ihre weiteren Berichte über die Differenz mit dem Marschall Herzog von Tarent erhalten und wiederhole, was Ich Ihnen darüber schon gesagt habe. Sie haben recht gehabt, das Wohl und die gute Unterhaltung Meiner Truppen mit Eifer zu vertreten, und Ich fordere dies auch für die Folge von Ihnen, da keine Bedingung den kommandierenden General Meines Hilfstruppenkorps seiner Pflicht gegen Mich und gegen die seiner Fürsorge anvertrauten Truppen entbinden kann. Ich habe Grund, zu besorgen, daß Verleumdungen teil an dem entstandenen Mißverhältnis zwischen Ihnen und dem Marschall haben, und Ich empfehle Ihnen, den Spuren solcher Verrätereien möglichst nachzugehen. Durch Meinen Gesandten in Wilna werden bei des Kaisers Majestät unmittelbar die dringendsten Anträge gemacht, daß weder im Kommando Meines Armeekorps eine Änderung verlangt, noch das Korps selbst zerstückelt werden möge, und Ich erwarte mit Zuversicht, daß beides zugesichert werden wird. Ihnen trage Ich inzwischen auf, in dem Falle, daß eine Forderung an Sie gelangte, die dem nicht entspräche, derselben diese Meine Erklärung entgegenzusetzen und mit Bestimmtheit, wenngleich mit aller Rücksicht, welche Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse erfordert, die Stellung und Vereinzelung Meiner Truppen unter fremde Generale so lange zu verhüten, bis Sie von dem General v. Krusemark unmittelbare Nachrichten vom günstigen Resultat seiner Unterhandlungen, oder im entgegengesetzten Fall von Mir weitere Befehle erhalten. Bei dem glänzenden Mut und der freudigen Aufopferung der Truppen bei allen Gelegenheiten habe Ich desto zuversichtlicher das Verlangen aussprechen können, sie ungetrennt und selbständig fechten zu lassen. Ihnen und Meinen braven Soldaten wird dies ein doppelter Sporn sein, Mein Vertrauen und das des Kaisers, Meines Alliierten, ganz wie bisher zu verdienen."

Dies Schreiben war zu Charlottenburg am 12. Dez. ausgefertigt.

Aber auch am 14. noch nicht ward Graf Brandenburg abgeschickt. Am 15. schien des Zauderns genug; der Staatskanzler fügte der Kabinettsorder ein Begleitschreiben bei, in dem er sagt: ... „Mir ist es sehr unwahrscheinlich, daß man eine Zerstückelung des Korps beabsichtigt, und ich wünsche sehnlichst, daß die Mißverständnisse zwischen Ihnen und dem Herzog von Tarent, der bis auf den letzten Augenblick die vorteilhaftesten Berichte über Ihre Person an den Kaiser abstattete, gründlich zu heben sein möchten. Der Herr Major von Seydlitz wird noch einige Tage hier aufgehalten werden. Mittlerweile wird sich noch manches aufklären. Gestern erhielten wir hier die unerwartete Nachricht, daß der Kaiser Napoleon am 12. abends mit einem kleinen Gefolge durch Glogau nach Dresden und wahrscheinlich von da nach Paris gegangen ist. Aus Wilna haben wir seit dem 29. Nov. gar nichts, und in der Lage der Dinge ist noch viel Rätselhaftes, dessen Aufklärung wir mit Verlangen entgegensehen." Zugleich legte der Staatskanzler „einen Auszug aus der Konvention mit Frankreich" bei, namentlich den früher von uns mitgeteilten Art. III der geheimen Konvention, der allerdings Bestimmungen enthielt, welche Yorck, wenn er sie schon gekannt hätte, in seinen sehr schwierigen Verhältnissen einigen Anhalt hätten geben können.

Aus einem Schreiben des Major v. Thile an Yorck vom 15. Dez., das gleichfalls Graf Brandenburg mitnehmen sollte, ersieht man, daß nähere Nachrichten von der Schlacht an der Beresina noch nicht in Berlin waren, daß Herr v. Montesquiou, der als Kurier Berlin passierte, nur im allgemeinen berichtet und namentlich angegeben hatte, die Russen hätten 3000 Gefangene und 12 Kanonen verloren. Den Berichten, die unter andern ein bayrischer Offizier, der am Tage nach jener Schlacht abgereist war, Berlin passierend gegeben hatte, scheint man keinen Glauben beigemessen zu haben. Doch ward am 16. an die Provinzialbehörden in Preußen der Befehl gesandt für den Fall, wenn das preußische Korps aus Rußland zurückkehren und innerhalb der preußischen Grenzen seine Stellung nehmen sollte, Voranstalten für dessen Verpflegung zu treffen.

Major Seydlitz war eingetroffen; es war wahrlich Großes daran gelegen, endlich Yorck in Kenntnis zu setzen, was er zu tun und zu lassen habe. Aber weil sich täglich neue Momente zwischen die Betrach-

tungen drängten, schien man zu vergessen, daß eben dieselben die Lage Yorcks und seines Korps unermeßlich schwieriger machten. Man verschob von neuem des Grafen Brandenburg Abreise.

Hardenberg schrieb am 17. Dezbr.: „Der Rittmeister Graf v. Brandenburg ist noch aufgehalten worden, weil mittlerweile ein Ereignis eintrat, das in Rücksicht auf Ew. Exzellenz Verhältnisse ebenfalls wichtig ist. Ohne Zweifel sind Sie schon davon unterrichtet, daß der Kaiser Napoleon die Armee verlassen hat und mit einem kleinen Gefolge nach Paris gereist ist. Vorher hat er den General Grafen Narbonne mit einem Schreiben an den König abgefertigt, welches aber noch nicht angekommen ist. Von Dresden aus hat er aber einen zweiten Brief an Se. Majestät abgehen lassen, worin er seine Reise nach Paris meldet, auch daß er dem König von Neapel den Befehl der Armee anvertraut habe, worin er seine stete Zufriedenheit mit den königlichen Truppen bezeugt und die Vermehrung derselben bis auf 30 000 Mann erbittet, um sodann ein besonderes eigenes Armeekorps zu bilden, dessen Kommando, wie der Graf St. Marsan hinzusetzt, ohne Zweifel Ew. Exzellenz anvertraut werden und wodurch allem Zwiste mit französischen Marschällen ein Ende gemacht werden würde. Wir haben bisher jede Vermehrung des Hilfskorps abgelehnt, und noch hat der König keinen bestimmten Entschluß wegen dieser erneuten Forderung gemacht; indes werden vermutlich die Mannschaften, welche an dem rechten Weichselufer befindlich sind, sowie alles, was sonst von Streitkräften dort befindlich ist, benutzt werden, um solche noch auf jeden Fall teils an Ew. Exzellenz Korps anzuschließen, teils die Besatzung von Graudenz dadurch zu verstärken. Außerdem ist es sehr nötig, dafür zu wirken, daß Pillau von unsern Truppen besetzt werde, welches vielleicht von denen unter Ew. Exzellenz Befehl durch eine kluge Einleitung abseiten Ihrer wird geschehen können, wenn Sie über die Memel zurückgehen sollten. Ew. Exzellenz werden von Sr. Majestät dem Könige nächstens bestimmte Befehle erhalten, unterdessen gebe ich mir die Ehre, Sie von dem Vorstehenden unter Vorwissen Sr. Majestät und für Sie allein im engsten Vertrauen zu unterrichten. Ihre Lage gegen den Marschall wird nunmehr dahin verändert, daß vorjetzt alle Besorgnisse wegen Zerstückelung des Korps wegfallen, daß ein übler Eindruck in Absicht

Ihrer Person auf den Kaiser nicht zu fürchten ist, daß der Marschall vermutlich sein Benehmen gegen Ew. Exzellenz ändert und es jetzt notwendiger als je ist, daß Sie Ihrerseits das Opfer bringen, das Ihnen zugefügte Unrecht vorerst mit Mäßigung zu übersehen. Vieles wird sich bald näher aufklären, darüber wir noch im Dunklen sind, und hiernach muß und wird sich unser weiteres Benehmen richten."
Allerdings hatte der Kaiser von Dresden aus geschrieben: „Indem Ich Ew. Majestät in diesem Augenblick bitte, Ihre Truppen zu vermehren, gebe Ich Ihnen zu erkennen, wie groß Mein Vertrauen auf Dero Beharrlichkeit bei dem System ist, das Sie ergriffen haben. Ich habe Grund, während der ganzen Kampagne mit der Art, wie sich Dero Truppen benommen haben, zufrieden zu sein." Napoleon hatte zugleich darauf angetragen, daß der König mit seinen Truppen einen Kordon in Schlesien bilde gegen die russische Invasion. Er ließ mündlich mitteilen, daß er die Absicht habe, Yorck zum Marschall des Reiches zu ernennen. Von Erbietungen, von Aussicht auf Erleichterung, von Entschädigung Preußens für die neuen Opfer, die es bringen sollte, kein Wort.
Es ist nicht zu ersehen, ob Graf Brandenburg am 18. Dezbr. abgefertigt worden; außer den schriftlichen Zusendungen an Yorck erhielt er — so lautet die von ihm selbst für diese Biographie gemachte Mitteilung — von dem Könige den Auftrag, Yorck mündlich zu sagen: es fänden bereits Unterhandlungen mit Österreich statt; doch wurde ihm nicht genauer angegeben, welcher Art dieselben seien.
Seydlitz wurde nach Graf Brandenburg abgefertigt: er verließ in der Nacht zum 21. Dezbr. Berlin. Nach einer mündlichen Überlieferung, die uns als gut verbürgt erzählt worden, habe der König, als Seydlitz sich seine definitiven Befehle an Yorck erbat, geäußert: „Aber nicht über die Schnur hauen"; und als Seydlitz um bestimmtere Weisung gebeten, habe der König erwidert: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hilfsmittel zu finden"; und zum drittenmale habe Seydlitz gefragt: „Ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei, wie man vermuten müsse, der König gebiete, daß Yorck streng bei der Allianz verharre; sein General bitte flehentlich um des Königs Befehle, wie er handeln solle; und der König habe geantwortet: „Nach den Umständen," und habe damit Seydlitz entlassen.

In Seydlitz' Familie ist die Überlieferung, daß der König ihn gewarnt habe, die Franzosen nichts von seiner Mission erfahren zu lassen, es könne ihm den Kopf kosten. In dem Tagebuch von 1812 berichtet Seydlitz, er habe Yorck mitzuteilen gehabt, „daß der König entschlossen sei, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die andern politischen Verhältnisse des Staates nur erst näher aufgeklärt haben würden."[1]

Nur ein allerdings bedeutsames Aktenstück liegt vor, das Seydlitz dem General Yorck zu überbringen erhielt; es ist vom 20. Dezbr. und lautet:

„Aus den abschriftlichen Anlagen gebe Ich Ihnen zu entnehmen, welche Aufträge Ich infolge der neuerlichen Ereignisse dem Generalmajor v. Bülow, dem Kommandierenden von Graudenz Major von Krauseneck und durch Meinen Staatskanzler, Freiherrn von Hardenberg,

[1] Bei der Wichtigkeit der Tatsache, um die es sich hier handelt, mag es gestattet sein, einige Notizen anmerkungsweise beizufügen, um über die Frage, ob Yorck nicht doch irgendwie geheime Instruktionen gehabt oder erhalten habe, zum Abschluß zu kommen. Uns liegen die ausdrücklichen Zeugnisse des Gegenteils vor. Yorck schreibt 1820 in einem Briefe an Schack: „Ich erfahre von allen Seiten, man wisse bestimmt, ich habe geheime Befehle gehabt und sei durch den Tugendbund geleitet worden, so zu handeln, wie ich gehandelt habe." Um dieselbe Zeit begann Seydlitz sein „Tagebuch von 1812" zu schreiben und erbat sich zu dem Zwecke Yorcks Papiere; Yorck mahnte zur äußersten Vorsicht: „Jetzt wird die Sache wahrhaftig übel aufgenommen, und Sie setzen sich unabsehbaren Unannehmlichkeiten aus." Als die Arbeit beendet und zur militärischen Zensur eingereicht war, wurden mehrere Stellen als bedenklich zur Allerhöchsten Entscheidung vorgelegt; unter diesen eine, in der es hieß, daß Yorck bei Übernahme seines Kommandos weder eine öffentliche noch geheime Instruktion erhalten habe, — sie wurde gestrichen auf Grund einer eigenhändigen Bemerkung des Königs, welche so lautet: „Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen für den General Yorck darf keine Erwähnung geschehen." Seydlitz hatte durch General Valentini Yorcks Papiere zurückgesandt; der Anzeige des Empfanges fügt Yorck in einem Schreiben an Valentini (14. März 1823) die Worte hinzu: „Vielleicht, daß durch diese Papiere in der Zukunft einmal bewiesen wird, daß ich aus eigenem Gefühl gehandelt. Jetzt glaubt mancher noch, ich habe geheime Befehle gehabt und sei andrerseits impulsiert worden. Mein Sohn kann dereinst Gebrauch davon machen, wenn man, wie es in der Regel geschieht, meine Handlungen verkümmern will." Demselben General Valentini schreibt Yorck nach dem Erscheinen des Tagebuchs von Seydlitz: er würde es sehr bedauern, wenn Seydlitz sich mit dem Tagebuch Feinde gemacht hätte oder sich Unannehmlichkeiten zuzöge: ich halte es für unmöglich, da niemand im mindesten angegriffen und alles so gestellt ist, als wäre es von einer höheren Leitung ausgegangen.

den Präsidenten der Regierungen von Litauen, Ost- und Westpreußen zu erteilen Mich veranlaßt gefunden habe. Solange Sie mit dem Ihrem Kommando untergebenen Korps außerhalb der diesseitigen Grenzen sich befinden, wird der Generalmajor v. Bülow hiernach alles Erforderliche einleiten und Sie der erhaltenen Anweisung gemäß von den seinerseits getroffenen Verfügungen in fortwährender vollständiger Kenntnis erhalten. Sobald Sie aber demnächst innerhalb der Grenzen Meiner Staaten zurückkehren, übertrage Ich Ihnen die Fürsorge für die Sicherheit der Provinz, und wird der Generalmajor v. Bülow alsdann sich auf die Formation der Reserven an der Weichsel beschränken.

„Auch von dort aus wird er Sie von allen durch ihn getroffenen Anordnungen in steter Kenntnis erhalten. Ein gleiches wird auch Ihrerseits in Beziehung auf den Generalmajor v. Bülow geschehen müssen, damit, wenn höhere Anordnungen des französischen Generalkommandos Sie wieder aus der Provinz abrufen möchten, er in Ihre Verfügungen sofort wieder einzugreifen imstande sein möge."

Nach dem bisher Mitgeteilten wird es ziemlich klar sein, wie man im Kabinett die Lage Preußens auffaßte. Allerdings wünschte man von der furchtbaren Allianz mit Napoleon loszukommen, allerdings glaubte man, daß der günstige Zeitpunkt dazu nahe sei. Man fand in der Aufforderung Napoleons, das Korps Yorcks zu verstärken und in Schlesien einen Truppenkordon aufzustellen, den erwünschten Anlaß, sich in größerer militärischer Stärke zu zeigen, als die bisherigen Verträge mit Napoleon gestatteten. Es ist bis jetzt nicht bekannt, bis zu welchem Grade man sich mit Wien verständigt hatte;[1] vielleicht beabsichtigte man, im Verein mit Österreich und unter dessen Ägide, eine Mediation anzubieten, die für Preußen wahrscheinlich nicht mehr als die endliche Zurückgabe der von den Franzosen besetzten Festungen in Anspruch nehmen sollte; es ist mehr als zweifelhaft, ob man verabredet hatte, was geschehen solle, wenn dieselben nicht angenommen, wenn mit der Antwort gezögert werde, wenn sich Rußland und

[1] Das Wesentliche von diesen Verhandlungen mit Wien hat jüngst Duncker in der Zeitschrift für Preußische Geschichte 1871, VIII, p. 164 mitgeteilt. Das Wiener Kabinett verhielt sich bis Mitte Dezember durchaus ablehnend: Österreich befinde sich Frankreich gegenüber in anderer Stellung als Preußen.

Frankreich auf Kosten Preußens verständigten. Man war weit davon entfernt, die ungeheure Krisis der Machtverhältnisse Europas anders, als nach dem Maße diplomatischer Mittel und nach dem Verhältnis nicht der glorreichen Vergangenheit, sondern der nächsten peinlichen Gegenwart zu berechnen; von dem unerhörten Gottesgericht, das mit Moskau begonnen hatte, an der Beresina vollendet erschien, von der überwältigenden Wirkung auf die Gemüter der Menschen, von den schon sich entzündenden Stimmungen im Heer und Volk, von der ganzen Größe der Situation nahm man so wenig als möglich Notiz; an die Möglichkeit einer nationalen Erhebung glaubte man nicht.
Am wenigsten vielleicht der König. Und er war in Berlin so gut wie in der Gewalt der Franzosen; er gedachte mit dem Wiener Hofe gemeinsame Schritte zu tun; er wollte, „um die volle Freiheit seiner Entschließungen zu erlangen," nach Schlesien gehn, wenn man nicht etwa in Wien meine, daß dadurch die gemeinsamen Absichten verraten würden. Mit diesen Aufträgen eilte Knesebeck (2. Jan.) unter dem Namen eines Kaufmanns Hellwig nach Wien.
General Krusemark ward (31. Dezbr.) beauftragt, auf Napoleons Antrag vom 14. Dezbr. ausweichend zu antworten; indem er die Unzulänglichkeit der Mittel Preußens, die Erschöpfung der Finanzen und des Landes geltend mache, müsse er zugleich mit um so größerer Sorgfalt des Königs Hingebung an das System Napoleons, die Anstrengungen, die Preußen für die gemeinsame Sache zu machen nicht aufhöre, die Notwendigkeit einer schleunigen Erstattung der preußischen Vorschüsse geltend machen. Wenn man ihm Anerbietungen mache zu neuen Verpflichtungen für Preußen, so möge er unterhandeln, aber in keinem Fall irgendeinen Vertrag oder eine Verbindlichkeit ohne ausdrücklichen allerhöchsten Befehl unterzeichnen.
Es ist unsere Aufgabe nicht, das System, welches das Berliner Kabinett annahm, zu erörtern, zu untersuchen, ob und auf wie lange es hätte durchgeführt werden können, da die Festungen der Weichsel, Oder und Elbe in Napoleons Gewalt und hinreichend stark besetzt waren, — zu berechnen, welche Folgen eintraten, wenn es sich als unhaltbar bewies, oder was Preußen zu gewärtigen hatte, wenn Österreich die Initiative der Bedingungen hatte, unter denen es in Wirksamkeit treten sollte. Erinnere man sich, daß Österreich noch in

den Prager Konferenzen im Sommer 1813 für Preußen nur die Elbgrenze in Anspruch genommen hat und daß man damals nah daran war, sich diesem „verderblichen und höchst elenden Frieden" zu unterwerfen.

Es würde töricht sein, zu verkennen, welche Bedeutung für den weiteren Kampf die Entscheidung des Wiener Kabinetts haben mußte; aber das einzige Mittel, nicht von derselben abhängig zu werden, war, daß man nicht auf sie wartete.

Noch eine andere Auffassung der damaligen Lage läßt sich denken. Wir wagen weder zu behaupten, noch zu bestreiten, daß man in Berlin den großen politischen Gedanken ins Auge faßte, den Kontinent von der Alternative einer entweder russischen oder französischen Oberherrlichkeit zu retten; nur daß man, um einen solchen Gedanken als Richtpunkt des weiteren Verfahrens nehmen zu können, sich Österreich in ganz anderer Weise hätte versichern müssen, als bis dahin geschehen und von Berlin aus überhaupt möglich war.

Aber wenn man in Berlin dies System oder ein anderes, wenn man überhaupt ein System hatte und nicht bloß darin die Aufgabe sah, den Entscheidungen die Spitze abzubrechen — warum sandte man dann nicht endlich ausdrückliche, bis ins einzelne artikulierte Weisungen an Yorck? Mußte man sich nicht erinnern, daß, nachdem man sechs Wochen lang jeder bestimmten Äußerung auf die russischen Anträge ausgewichen war, der General mit seinem Korps sich in einiger Verlegenheit über das, was er zu tun und zu lassen habe, befinden konnte? Mußte man nicht einsehen, daß gerade jetzt alles davon abhange, ob jenes Korps dem französischen Befehle weiter Folge leiste oder die so oft und so dringend angebotene Verbindung mit den russischen Truppen vollziehe? Oder, glaubte man noch nicht die Nachrichten, die wenigstens von Königsberg und Gumbinnen her bereits in Berlin sein mußten, so konnten sie doch richtig sein; warum gab man dann Yorck nicht eventuelle Weisungen? Warum vergegenwärtigte man sich nicht alle Möglichkeiten seiner peinlichen Lage? Oder sah man das alles sehr wohl ein, und schob man nur dem General und seiner Verantwortung die Entscheidung zu, die man vielleicht wünschte, aber fürchtete, vielleicht hoffte, um sie im günstigen Falle zu benutzen, aber von sich ablehnte, um im Notfall den General opfern zu können?

Wie man auch über die Sachlage urteilen mag — und wir bescheiden uns, nicht hinreichend die Motive zu erkennen, die in Berlin bestimmend waren — für Yorck erwuchsen aus dem Ausbleiben entschiedener Weisungen Verlegenheiten, die um so größer waren, als er, im strengsten Sinne pflichttreu und gewissenhaft, entfernter davon war, eigenmächtig handeln zu wollen.
Und doch zwang ihn die Gewalt der Ereignisse, nach eigenem Sinn sich zu entschließen und zu handeln.

Die Konvention von Tauroggen

Seit dem 8. Dezbr., seit Canitz aus Wilna zurückgekehrt war, hatte Yorck den Marschall vergebens auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die das zehnte Armeekorps bedrohten. Macdonald, ohne Befehl, ohne direkte Kunde aus dem kaiserlichen Hauptquartier, beharrte in seiner scheinbaren Ruhe, nur daß er das Korps mehr konzentrierte; die Bataillone von Jacobsstadt und Illurt sollten am 18. in Bauske und Salaty (2 Meilen südlicher) eintreffen.

Schon am 16. kamen einzelne versprengte Offiziere vom zweiten Armeekorps (Oudinot) nach Mitau. An 17. empfing Yorck weitere Berichte. Von Ribbentrop aus Tilsit kam eine Stafette, die am 14. abgefertigt war, mit der Nachricht, daß die Reste der großen Armee in entsetzlichem Zustande die preußischen Grenzen überschritten. Von dem Major v. Kall aus der Gegend von Tilsit kam gleiche Meldung mit dem Beifügen, daß bereits von Georgenburg her Kosaken über die Grenze schwärmten und den Einwohnern ihr Vieh wegtrieben. Aus Schawly (halben Weges gen Tilsit) meldete der Kriegskommissar v. Altenstein, es hätten sich bereits bei Rossieny und Worny Kosaken von der Wittgensteinschen Armee gezeigt. Die bezeichnendsten Angaben waren die von dem Major v. Schenk; er schrieb an Yorck: er sei mit Depeschen vom Prinzen von Neufchatel an den Marschall aus Wilna am 12. morgens 3 Uhr abgefertigt worden; am Abend vorher sei das Kaiserliche Hauptquartier aufgebrochen, am 15. in Kowno eingetroffen; das Schreiben, welches er bringe, werde einen schleunigen Abmarsch zur Folge haben; ihm auf dem Fuße folge ein Ordonnanzoffizier des Kaisers, weshalb er nicht über Mitau nach Stalgen zu gehen Zeit habe; er selbst komme von Tilsit, habe über Rossieny wollen, doch da dies bereits von den Russen — man sage 5000 Mann unter einem General Oertel — besetzt gewesen, habe er die Straße verlassen müssen; er sei über Teltsch gegangen.

Diese Nachrichten zeigten, daß man wirklich bereits die Russen im Rücken habe. Yorck entschloß sich, dem Marschall noch einmal die ganze Gefahr, in der man stehe, darzulegen, um ihn zu einer Veränderung der Stellung zu bewegen. Es geschah dies durch ein

Schreiben, das in der Nacht vom 17. zum 18. Dez. abgefertigt wurde.

Ungefähr zugleich mit diesem Schreiben traf Major Schenk bei Macdonald ein. Die Order des Fürsten von Neufchatel, die er überbrachte, war allerdings vom 9. Dez., befahl, daß sich das zehnte Armeekorps hinter den Niemen zurückziehen solle, da die große Armee sich gen Kowno begebe und diesen Punkt als Brückenkopf behaupten werde. Schenk berichtete mündlich von den letzten Zuckungen der Armee, von dem Kampf Wredes und Neys vor Wilna; endlich sei er, da keine Pferde sonst aufzutreiben gewesen, mit General Rapp in dessen Wagen abgefahren über Kowno nach Tilsit; bis über die preußischen Grenzen schon streiften Kosaken; Kosaken bei Rossieny hätten ihn über Teltsch zu gehen gezwungen. „Enfin vous me direz," sagte Macdonald, „que se trouvent des cosaques au bois de Boulogne!" Aber der Ordonnanzoffizier, der wenig später kam, Kowno am 14. verlassen hatte, bestätigte alles.

Sofort antwortete Macdonald auf Yorcks Schreiben; er dankte für dessen Nachrichten: obschon er Befehl habe, so langsam als möglich zu manövrieren, so dürften die preußischen Grenzen doch nicht insultiert werden. Er trug ihm auf, sofort die Bagage auf der Poststraße gen Memel abgehen zu lassen, in Mitau das Gerücht zu verbreiten, daß man sich zwei Tagemärsche zurückziehe, um andern Truppen der großen Armee Platz zu machen; er bitte, den Obrist Röder nach Stalgen zu senden zur Feststellung der Marschroute; er teilte mit, daß er den Posten in Stalgen (das Regiment 2 von Sjöholm II. und eine Eskadron Dragoner) sofort abmarschieren lasse, mit der Weisung, morgen in Janischky weitere Befehle zu erwarten.

Allerdings hatte das Schreiben vom 9. aus Wilna gesagt: der Kaiser befehle, daß Macdonald jene Bewegung nach dem Niemen so langsam als möglich, soweit er nicht durch die Bewegungen des Feindes zum Gegenteil gezwungen werde, machen solle. Aber schon die Depeschen aus Kowno, von Berthier abgesandt, forderten die Beschleunigung des Rückzuges; etwas später folgte die Weisung an Macdonald, er möge nötigenfalls Bagage und Artillerie aufopfern, im schlimmsten Fall die Truppen ihrem eigenen Schicksal überlassen, aber

seine Person zur großen Armee zu retten suchen, die in zwei Kolonnen auf Tilsit und Insterburg marschiere.
Also am 18. Dez. erst erfuhr der Marschall – nicht, daß die große Armee völlig vernichtet sei, denn Berthier sprach von ihr, als sei sie noch – aber wenigstens, daß auch Kowno verlassen, schon in der Hand der Feinde sei; und von Kowno bis Tilsit ist 15 Meilen, von Mitau bis Tilsit 30. Die Verzögerung des Befehls zum Rückzuge war unverzeihlich: „Cet extrême retard peut avoir des conséquences," sagte Macdonald in dem Briefe an Yorck. Gewiß hätte Major Schenk früher kommen können, er hätte nicht mit Rapp nach Tilsit zu gehen, nicht bei seiner Braut, des alten General Baczko Tochter, einen halben Tag zu vertändeln brauchen; der schlaue Husar zog es vor, seine behagliche Seite vorzukehren zuungunsten der Franzosen, statt Anstrengungen und Wagnisse zu machen zu ihren Gunsten. Wer hieß auch die französischen Machthaber voraussetzen, daß die preußischen Offiziere für ihre Sache ein Herz hätten?
Die Absicht des Marschalls war, das Korps in Janischky zu vereinen, dann eine Avantgarde unter General Bachelu dem Feind, den er von Rossieny her in Anmarsch glaubte, entgegenzuwerfen und mit dem Gros des Korps entweder nach Tilsit durchzubrechen oder sich auf Memel zurückzuziehen.
Noch am 18. Dez. wurden die Wagen und die schwere Artillerie unter Bedeckung eines Füsilierbataillons und eines Kavalleriekommandos über Teltsch nach Memel abgesandt. Es setzte sich die Division Grandjean, der die vier Schwadronen Dragoner unter Treskow, ebenso viele Husaren unter Major Cosel und eine reitende Batterie beigegeben waren, in Marsch, im ganzen etwa 5000 Mann und 600 Pferde. Am 19. früh 3 Uhr brach General Massenbach mit 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und 1 reitenden Batterie auf, erreichte am 20. Janischky, vereinte sich dort mit den von Stalgen vorausgeschickten Truppen, so daß er jetzt 3300 Mann Fußvolk, 200 Pferde und 1 reitende Batterie stark war. Macdonald ging mit Massenbach. Yorck sollte zuletzt folgen.
Am Sonntag den 20., mit Einbruch der Dunkelheit, ließ Yorck die Posten von der Eckau zurückgehen; in aller Stille brach das Korps auf, Obrist Hünerbein in der Hinterhut. Der Feind beunruhigte ihn we-

nig. Der Zug war, da man arme und wenig bevölkerte Gegenden zu durchziehen hatte, durch eine große Menge von Fuhrwerk beschwert, in welchem der Bedarf an Lebensmitteln mitgeführt werden mußte; auch von Krankenwagen hatte man eine bedeutende Zahl mit sich. Die Stärke dieses Korps mochte mit den noch erwarteten Truppen Horns 7500 Mann Fußvolk, 300 Husaren, 32 Stück Geschütze sein.
Dieser erste Marsch, ein Nachtmarsch von 4 Meilen bei 24 Grad Kälte, bei Glatteis, dann bei starkem Schneefall, war beschwerlich genug; die kleinste Neigung des Weges hemmte die ganze Kolonne. Die Pferde waren bald stumpf; ein Geschütz hinaufzubringen, mußte man von den andern Geschützen abspannen und vorlegen. So erreichte man um 4 Uhr (21. Dez.) morgens Kalwe, anderthalb Meilen vor Janischky, bezog ein Biwak.
Der Marschall hatte immer noch Zweifel daran, daß die russische Armee bereits so weit vorgedrungen sein sollte, wie die Berichte sagten. Er sandte den Leutnant Saucken aus, sich umzusehen, und, wenn er feindliche Truppen finde, es möge kosten was es wolle, Gefangene mitzubringen. Fünf Meilen vorwärts gen Koltiniani fand man die Vorhut des Feindes, Kosaken und Husaren, jagte sie von dannen, brachte Gefangene ein, welche die Wahrheit jener Berichte bestätigten, angaben, daß ihr Korps gen Teltsch eile, um den Rückzug von Mitau auf Memel, den man vorausgesetzt, zu sperren. Der Marschall gab den Gedanken, das Korps zu vereinigen, auf; um so bald möglich den Niemen zu erreichen, ward jede andere Rücksicht hintenangesetzt. Während Yorck am 21. den Tag über in Kalwe rastete, marschierten Massenbach und einen Marsch vor ihm Grandjean weiter. Den Truppen Yorcks ward durch die Marschorder Macdonalds ein zweiter Nachtmarsch zugemutet. Er war durch tiefen Schnee qualvoller als der erste. Aber in Janischky kam Obrist Horn mit seinen Bataillonen heran; wenigstens zurück war nun niemand weiter. Nach fünf Meilen Marsch am Dienstag gegen Morgen erreichte man Meschkuz.
Der Feind aus Mitau folgte langsam. Obrist Horn übernahm die Hinterhut, er ward nicht gedrängt. Aber von Teltsch her, so ward gemeldet, seien Kosaken im Anzuge; die rechte Flanke des Marsches zu decken, ward Major Steinmetz mit zwei Bataillonen und einigen Husaren gen Kurschany gesandt. Kaum drei Stunden hatten die Er-

schöpften in Meschkuz rasten können. Erst am folgenden Tage erreichten sie Kurschany; auf dem Wege wie in diesem Städtchen selbst hatten sie Angriffe des Feindes abzuwehren; dessen Nähe zwang sie, die nächste Nacht (vom 23. zum 24.) bei unerträglicher Kälte vor dem Tore im Biwak zu liegen; gleich nach Mitternacht ward wieder aufgebrochen.

Yorcks große Kolonne ging indes am 23. bis Schawly, teilte sich dann nach Macdonalds Befehl in zwei Kolonnen, von denen die eine unter Kleist rechts über Kurtowiani und Wenghowa, die andere links unter Yorck über Podubiecz und Kelmy marschieren sollte. Am späten Abend erreichte man Kurtowiani dort, Podubiecz hier.

Am 24. brachen beide Kolonnen in der Frühe auf; es sollte ja fast vier volle Meilen weit bis Wenghowa und Kelmy marschiert werden. Die Gegend ist hier hügelig, voller Hohlwege. Man hatte schon manchen Wagen preisgeben müssen, der zerbrochen, dessen Pferde gefallen waren; jetzt erst, in den von Schnee gefüllten Defileen ward die Not groß; allein bei Kleists Kolonne war die Wagenreihe — denn zu den Kranken von Mitau kamen täglich neue, die Frost und Ermattung niederwarf — beinahe eine Meile lang. Allerdings, die Anstrengungen waren furchtbar; jene Bataillone von Steinmetz, die am 24. nachts 1 Uhr aufgebrochen, kamen am 25. morgens 3 Uhr in Wenghowa an; sie hatten mit dreistündiger Unterbrechung 26 Stunden marschieren müssen, und dann nach vier Stunden Rast ging es weiter nach Koltiniani.

Yorck mit seiner Kolonne hatte nicht mindere Not. „Den ganzen Tag," so erzählt einer, „fast ununterbrochen marschierte unser Regiment und fast bis Mitternacht. Schon am Tage konnte wegen des Glatteises nur sehr langsam marschiert werden, noch viel langsamer und beschwerlicher wurde der Marsch in der Nacht. Viele Soldaten stürzten auf diesem Marsch nieder, teils infolge des glatten Weges, teils vor Müdigkeit, denn schon seit mehreren Tagen hatte keiner schlafen können. Manche marschierten schlafend fort, blieben dann plötzlich auf der Stelle stehn, so daß der Hintermann, der das nicht vermutete, an ihn anprallte und nun meist beide zugleich niederstürzten und mit ihren Bajonetten den Nebenmann oft gefährlich verwundeten." Abends nach 11 Uhr kam man in Kelmy an. Eine Stunde vorher war

Leutnant Rüdiger, der Yorck Befehle vom Marschall aus Koltiniani bringen sollte, wieder abgeritten. Des Marschalls Depesche befahl: bei der Ungewißheit, in welcher Richtung das feindliche Korps des General Wittgenstein marschiere, sollten die beiden Kolonnen Yorck und Kleist sich wieder vereinigen und beide auf Koltiniani marschieren; der Marschall fügte hinzu, daß er jedes partielle Gefecht vermeiden wolle, bis sich das ganze zehnte Korps bei Tauroggen wieder vereinigt und erholt haben würde. Es war die letzte Order vom Marschall, die Yorck erhielt.

Am Weihnachtsmorgen marschierten beide Kolonnen aus, in Krosche erreichte die Spitze von Yorcks Kolonne die Hinterhut von Kleist; zwischen den Truppen beider die lange Wagenkette von Kleist, etwa 600 Fuhrwerke, die Arrieregarde Yorcks drei bis vier Stunden zurück, so zog man gen Koltiniani. Nachmittags gegen vier Uhr, eine Meile vor Koltiniani, in einem engen Tal stieß die Vorhut von Kleists Kolonne auf den Feind, der die beherrschenden Höhen mit überlegener Kavallerie besetzt hatte. Kleist überzeugte sich bei der Rekognoszierung der feindlichen Stellung, daß jeder Angriff auf sie, ungeachtet des noch immer guten Willens der Truppen, bei ihrer physischen Erschöpfung und der Schwierigkeit, die Kolonne taktisch zu entwickeln, ohne alle Hoffnung des Erfolges nur eine Menge Menschen nutzlos aufgeopfert und den Rest aufgelöst haben würde.[1] Zu gleicher Zeit kam von Yorcks Nachhut die Meldung, daß sie und das Trainfuhrwesen von dem Feinde bedrängt werde, daß es die Truppen von Riga unter General Lewis seien, die man hinter sich habe. Yorck sandte Verstärkung rückwärts, eilte mit seiner Kolonne, Kleist zu erreichen; bei dem Vorwerk Kiaukalek vereinte man sich. Man war von Macdonald abgeschnitten.

—Verlassen wir einen Augenblick Yorck und sein Korps, um den Marsch der anderen Korps zu verfolgen.

Macdonald war, wie bemerkt, am 24. in Koltiniani gewesen, hatte dort erfahren, daß schon drei Tage zuvor Kosaken durchgekommen seien, und war deshalb nach einigen Stunden Rast wieder aufgebrochen und mit den zwei Schwadronen Massenbachs bis Schelell vor-

[1] So in Yorcks Bericht für das über ihn bestellte Kriegsgericht.

wärts gegangen, während die Bataillone in und um Koltiniani übernachten sollten; nur 50 Husaren und einige Dragoner unter Leutnant Brederlow blieben bei ihnen. Man fühlte sich in dem Flecken bei der unzweifelhaften Nähe von Kosaken doch nichts weniger als sicher; Leutnant Below und Baron Canitz übernahmen es, mit den Reitern auszuspähen. Gleich die erste Patrouille von drei Dragonern, die ausging, ward angegriffen; nur einer von ihnen kam zurück; sofort alarmierte man die Truppen, der Lärm der Trommeln und Flügelhörner scheuchte die Kosaken; man konnte noch ein paar Stunden ruhen. Vor der Morgendämmerung brach man auf; kaum daß man aus der Stadt war, schlug ein helles Feuer darin auf; man zweifelte nicht, daß es ein Signal sei.

Auf dem Wege gen Schelell kam ein Adjutant Macdonalds hergesprengt, eine Depesche für Yorck abzugeben. Der Kolonnenjäger Schulemann mit fünf Husaren ward abgesandt, sie zu überbringen. Nicht lange, und er kam zurück: starke feindliche Kavallerie stehe in und um Koltiniani, es sei nicht mehr durchzukommen. Dies war am Weihnachtstage vormittags. Es ward — man hatte einstweilen Schelell erreicht — ein zweiter Versuch gemacht, es ward der Rittmeister v. Weiß mit fünfzig Dragonern abgesandt, das Schreiben, es koste was es wolle, an Yorck nach Koltiniani zu bringen. Er traf auf halbem Wege in der Dunkelheit Kosaken, sprengte in sie hinein, warf sie bis Koltiniani, aber statt der Preußen fand er dort den Feind, kehrte mit Verlust mehrerer Leute zurück.

Der Marschall begann um das Schicksal Yorcks besorgt zu werden. Er machte am 26. einen nur kleinen Marsch, und zwar von der großen Straße rechts ab gen Wainuti, die Division Grandjean erreichte vier Meilen östlich Tauroggen, beide nur 5—6 Meilen von Koltiniani. Es wurden alle Mittel versucht, an Yorck Kunde gelangen zu lassen; mehrere Leute aus der Gegend, besonders Juden, wurden mit kleinen Zetteln an Yorck ausgesandt, in denen stand: „Le général York est attendu avec impatience à Tilsit.“ Aber keinerlei Kunde erreichte ihn, kam von ihm. Der Marschall hatte, das bestimmte Rendezvous in Tauroggen aufgebend, sich so weit rechts gehalten, um möglichst bald die große Straße von Tilsit auf Memel zu erreichen und, wie am 27. Dez. von Coadjuten aus geschah, zu besetzen.

Schon hatte der Feind Tilsit. Als die Vorhut der siebenten Division, Treskows Dragoner, zwei Schwadronen schwarze Husaren und die Batterie Graumann am 26. von Tauroggen aufbrachen, fanden sie den Weg gen Tilsit durch die Russen verlegt.

Schon zwei Tage vorher war es unter den jüngeren Offizieren dieser Truppen zu ernsten Erörterungen gekommen. Von ihren Kameraden getrennt, unter französischen Generalen, von Polen, Bayern und Westfälingern umgeben, mochten sie meinen, nach eigenem Entschluß handeln zu müssen. Der treffliche Heyking von den westpreußischen Dragonern ward am Weihnachtstage zu Tettenborn gesandt, kam mit den erwünschtesten Nachrichten zurück.

Aber wie die Führer mit sich reißen? Der eine der vertrauten Offiziere übernahm es, mit dem Kapitän Graumann zu sprechen; „meine Haare sind," so war seine Antwort, „in treuem Dienst grau geworden; fordert nicht von mir, daß ich nach meinem Sinn handle, wenn meine Pflicht gegen den König widerspricht." Ein anderer übernahm es, die Dragonerschwadron Stierns hinüberzuführen, da Stiern doch einmal nicht die Ansicht der Jüngeren teile; schon auf freiem Felde traf der Rittmeister seine Schwadron, fragte, wohin? befahl den Angriff, den man machen zu wollen vorgab, zu unterlassen, zurückzureiten. Die andere Schwadron westpreußischer Dragoner stand unter dem „tollen" Rittmeister Mannstein, einem Soldaten von verwegenstem Mut, mit wahrem Jähzorn auf das Schlagen verpicht; vier Monate lang hatte er vor Riga auf Vorposten gelegen, erklärt, sich mit dem, der ihn abzulösen wagen werde, schießen zu wollen; er geriet in tobende Wut, wenn man ihn erinnerte, daß er 1807 an der Passarge in Gefangenschaft geraten sei, so glänzend seine Gegenwehr gegen die Umringenden gewesen war. Und jetzt mußte man weichen, den Feind hinter sich, nun gar auch vor sich und rechts und links; man war rings umnetzt und eingeschnürt. Mit jedem Tage mehr schwoll dem wilden Reitersmann der Grimm. Eines Morgens kommt einer seiner Kameraden in den Stall, sieht ihn da neben seinen Pferden knieend, hört ihn laut beten: er habe es gegen Gott mit seinen Sünden verdient, daß es ihm übel gehe, und kein Recht zu hoffen, daß er durchkomme zu Weib und Kind; wolle Gott ihm Gnade für Recht angedeihen lassen, so möge er ihm einen ehrlichen

Tod von Feindeshand gönnen; und wenn es ihm nicht so gut werden solle, so wäre es immer noch unverdiente Gnade, wenn er einen Arm oder ein Bein verlöre; ja er wolle Gott danken, wenn er als Krüppel heimkäme, immerhin so als Krüppel, daß ihn hinfort seine Kinder auf einem Wägelchen umherfahren müßten zum Mitleid aller Menschen. „Aber wenn du mich, Herr Gott, läßt gefangen werden" – und nun begann er zu fluchen, Gott und sich zu verwünschen, bis endlich das Degenklappern des Kameraden ihn aufstörte. Derselbe Offizier war es, der jetzt am Abend des Weihnachtstages zu ihm trat, ihm sagte, was im Werk sei. Er hörte ihn ruhig an; dem alten Preußen ging es ins tiefste Herz: „Wenn der König befiehlt, daß ich mit meiner Hand meine Frau und meine sieben Kinder niedersäbeln soll, so tue ich es; aber desertieren kann ich nicht."

Schmerzliche Stunden! Jene Jüngeren erkannten, daß ihr Plan unausführbar sei; edelster Eifer hatte sie vergessen lassen, daß so zu handeln nicht preußisch gewesen wäre. Wenigstens ferneren Kampf gegen die Russen zu meiden, versprachen sie einander.

Aber am 26. standen, wie erwähnt, die Russen auf dem Wege gen Tilsit; ein paar feindliche Jägerbataillone hatten das Dorf Piktupöhnen besetzt, drei Schwadronen Husaren, ein Kosakenpulk, zwei Geschütze hielten zur Seite. Der Befehl Bachelus lautete auf Vordringen gen Tilsit; da half kein Zaudern. Obristleutnant Treskow ließ seine fünf Schwadronen vorgehen; er mochte hoffen, daß der Feind dem Kampf ausweichen würde. Statt dessen sah man, wie er sich formierte; ein Bataillon vorauf, zur rechten die Kavallerie, hinter beiden das zweite Bataillon im Viereck. Während die schwarzen Husaren sich mit den feindlichen Reitern herumschlugen, jagte Mannstein mit seiner Schwadron halbrechts an dem vordern Bataillon vorüber; dem Viereck zur Seite stürzte er sich links einschwenkend auf dasselbe; die Bemannung der Geschütze ward im Laden niedergemetzelt; so wild war der Ansturz auf die dichte Jägermasse, daß die Leute zurückdrängend, übereinanderstürzend, von den Pferden zertreten wurden; die kurz darauf von der andern Seite heranjagende Litauer Schwadron Dreßlers vollendete das Gemetzel; was nicht tot war, ergab sich kriegsgefangen; von seiner Reiterei verlassen, rings umzingelt, ergab sich auch das vordere Bataillon.

In jenem Handgemenge hatte Mannstein den Tod gefunden; man legte den Leichnam auf das erbeutete Geschütz; zur Rechten und Linken die kriegsgefangenen Offiziere, geleitete man ihn zum nächsten Kirchhof, begrub ihn dort.

Die französischen Generale Bachelu und Grandjean waren in wahrhaftem Entzücken über dies Gefecht. Nicht bloß, weil es in so hohem Maße glänzend war; es schien ihnen – denn sie trauten den Preußen nicht mehr, vermieden sie – eine neue Bürgschaft für deren Treue. General Bachelu eilte den Husaren nach, die den fliehenden Feind gen Tilsit verfolgten, die Stadt, die er ohne weiteres verließ, besetzten. Folgenden Tages rückte Bachelu mit der ganzen Avantgarde ein; die schwarzen Husaren folgten den Russen auf dem Wege von Ragnit; noch einmal ward dort (28. Dez.) gekämpft, der überlegene Feind durch das rasche Auffahren der Batterie Graumann und das rechtzeitige Erscheinen der braven Dragoner geworfen.

– Wahrlich, nur vereint brauchten diese tapferen Preußen zu sein, und man hielt am Niemen den Ansturz der Russen auf, warf sie in ihre öde Heimat zurück. Mit steigender Unruhe harrte der Marschall Yorcks. „Er hatte," schreibt einer der preußischen Offiziere seiner Umgebung vom 27., „in Piktupöhnen durch eine Mitteilung des Königs von Neapel den trostlosen Zustand der Armee, die Flucht des Kaisers erfahren; er ahnte es wohl, daß die französische Macht rettungslos gebrochen, daß das Reich in seinen Grundfesten erschüttert sei. Im höchsten Verdruß äußerte er sich über den König von Neapel, der ihm Komplimente und Phrasen schreibe, wo er Vorschriften, Maßregeln und Hilfe von ihm erwartete; und mit tiefem Seufzen rief er, der ungeheuren Katastrophe nachsinnend, mehrmals aus: Une armée si belle! Die stolze Ruhe, mit der er in Stalgen unserem kleinen Kriege zugesehen, war ihm völlig verschwunden, und in verzweifelnder Unruhe rief er öfter: daß er sein ganzes Vermögen, daß er die Hälfte seines Blutes darum geben möchte, wenn er sein Armeekorps vereinigt über den Niemen geführt hätte. Mit großen Versprechungen wurden Boten an den General Yorck ausgesandt; keiner brachte eine Nachricht von ihm. Macdonald vermutete ihn in Murdeln (hart an der Grenze), berechnete auf alle mögliche Art, was für Umstände

seinen Marsch verzögert haben könnten, und hörte jeden gern an, der eine tröstliche Wahrscheinlichkeit aufstellte. So rücksichtslos er in dem aufgeregten Gemütszustande sich über viele Verhältnisse aussprach, so hat doch niemand eine Äußerung gehört, die darauf deutete, daß er den Schritt, den Yorck wirklich getan, für möglich hielt. Wenn der General mit seinen Truppen nur erst zu ihm gestoßen wäre, hielt er das Schlimmste seiner Lage überwunden; dann, sagte er, wolle er mit dem noch schlagfertigen zehnten Armeekorps den Kern der großen Armee bilden. Bei diesem Gedanken erheiterte er sich, und die Erinnerung früherer Siege schien ihn tröstend und stärkend zu erheben."

Am 28. zog er und Massenbachs Korps nach Tilsit, die Truppen Grandjeans quartierten sich in den nächsten Dörfern ein, Bachelu mit den preußischen Schwadronen und der Batterie Graumann stand in Ragnit; mit ihnen in der Stadt zwei polnische Bataillone, vor den Toren ein westfälisches.

Der Marschall hatte in Tilsit dasselbe Haus zum Quartier, wo sein Kaiser vor fünf Jahren den Frieden unterzeichnet hatte, der Preußen vernichtete. Auch General Campredon war dort, beladen mit den Erträgnissen der Kontribution von Kurland. Glücklich hatte er die Kassen bis hier gerettet; aber gleich gefährlich war es, zu bleiben und weiterzureisen, die Pferde wurden tags vier-, fünfmal angespannt und wieder abgespannt, bis endlich der Marschall den Ausweg fand, den preußischen und anderen Truppen den rückständigen Sold zu bezahlen; vielleicht daß damit den empörenden Erpressungen, die Polen und Bayern wetteifernd übten, ein Ende gemacht würde; vielleicht auch, um den preußischen Truppen ein Zeichen seiner Vorsorge zu geben, sie desto sicherer an sich zu ketten.

Macdonald war von der an sich gewiß richtigen Idee ausgegangen, daß das schleunige Erreichen des Niemen das Wichtigste sei, um die gleichfalls erschöpften Russen zurückzuwerfen, die Trümmer der großen Armee zu retten, zu neuen Rüstungen Luft zu bekommen. Er hatte auch nicht einmal den Versuch gemacht, durch einen Marsch rückwärts, durch eine Rekognoszierung mit seiner zahlreichen Kavallerie — mehr bedurfte es nicht — die Verbindung mit Yorck wiederherzustellen; und doch hatte der Niemen ihm nur Wert, wenn er durch die Verbindung mit Yorck stark genug war, ihn zu behaupten. Wir haben

die Äußerung eines preußischen Offiziers angeführt, daß der Marschall an die Möglichkeit dessen, was dann doch eintrat, nicht gedacht habe. Möglich, daß sein Herz diesen Ruhm auf Kosten seines Verstandes verdiente; aber jenes Haus in Tilsit, in dem er wohnte, hätte ihn erinnern können, wie Preußen von Napoleon mißhandelt war und wurde; wenn jener die Ohnmacht Preußens auch nach dem Bündnis vom 24. Febr. mißbraucht hatte, um diesen Staat völlig zu unterjochen, welches Recht hatte dann Frankreich, darauf zu rechnen, daß Preußen nicht trotz desselben Bündnisses vom 24. Febr. die Ohnmacht Napoleons benutzen werde, jenes Joch abzuschütteln? Und wenigstens Yorck hatte dem Marschall nie Anlaß gegeben zu der Hoffnung, als habe er den König über den Kaiser, den Preußenstolz über den Ruhm der französischen Waffengenossenschaft vergessen; am wenigsten Macdonald hatte ein Recht darauf, von Yorck persönliche Hingebung zu erwarten. Wir haben die Befehle Berthiers kennen lernen, aus denen sich richtiger erklärt, warum Macdonald nicht die russischen Posten rückwärts durchbrach, um Yorck zu erreichen; ihm durfte jener „schlimmste Fall" da zu sein scheinen, in dem er die Truppen ihrem Schicksal überlassen sollte, um seine Person zu retten.

— Allerdings — und damit wenden wir uns zu dem, was russischerseits geschah — hatte das Korps Wittgensteins, am 17. Dez. noch etwa in der Stärke von 30 000 Mann, den Befehl, nach dem unteren Niemen zu eilen, um Macdonald abzuschneiden. Nach einigen Rasttagen in der Nähe von Wilna, brach Wittgenstein am 17. Dez. auf, in der Richtung von Wilkomir und Keidani gen Georgenburg am Niemen zu eilen. Außer seiner Avantgarde unter General Schepelow sandte er zwei leichte Korps aus, das eine etwa 4800 Mann stark unter Generalmajor Kutusow, das voraneilte gen Georgenburg; ein zweites, Husaren, Kosaken, Jäger, 1800 Mann unter Generalmajor Diebitsch in der Richtung von Koltiniani. Gleichzeitig war Graf Platow mit seinen 8000 Donischen Kosaken bei Kowno über den Niemen gegangen, ließ an dem linken Ufer hinab einzelne Haufen, so die Tettenborns, streifen.
Während sich so dem Lauf des Niemens parallel zunächst die Detachements von Diebitsch, Kutusow und Tettenborn dem Marsch des

zehnten Armeekorps als Riegel vorgeschoben, war hinter demselben her die Besatzung von Riga aufgebrochen; General Lewis mit mehreren tausend Mann[1] folgte unmittelbar, während der Marquis Paulucci mit 2500 Mann gerades Weges auf Memel marschierte. Wir übergehen die einzelnen Märsche dieses Korps bis zum 24. Dez., wir müssen zuvor die diplomatischen Verhandlungen noch einmal aufnehmen.

Für Paulucci war es ein harter Schlag, als er von Yorck ein Schreiben vom 20. Dez. — ein französisches — empfing, das ihm den Abmarsch der Preußen anzeigte, die Kranken, die er zurücklassen müsse, der russischen Loyalität empfahl. Was sollte der Kaiser sagen, wenn seine Künste ganz zuschanden würden? War es nicht schon ein Zeichen wankender Gnade, daß ihm ein Teil seines Befehles zugunsten des General Lewis genommen war? Nur um so hastiger wurde sein Eifer, Yorck zu gewinnen. Er hatte noch ein letztes Mittel, einen Köder, von dem er hoffte, daß er bei Yorck verfangen werde. Es war ein Brief des Kaisers (vom 6. Dez.) an den Marquis, der zunächst dessen bisherige Verhandlungen gutheißt, dann folgendermaßen fortfährt: „Es wäre möglich, daß General Yorck bei der Rückkehr seines Kuriers aus Berlin den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in betreff der Vorteile zu erfahren, die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede, gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß Ich geneigt sei, mit diesem Fürsten einen Vertrag zu machen, in dem festgestellt würde und Ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat (de ne pas poser les armes tant que je n'aurai pas réussi à obtenir pour la Prusse un agrandissement territorial assez grand pour lui faire reprendre parmi les Puissances de l'Europe la place qu'elle y occupait avant la guerre de 1806)." Der Kaiser autorisiert ihn schließlich, diese Eröffnung dem General Yorck entweder mündlich zu machen, oder wenn es ihm nötig scheine, auch

[1] Michailowsky-Danilewsky, IV, p. 260, gibt 9000 Mann an, Clausewitz, VII, p. 222, spricht von 5000 Mann.

schriftlich, jedoch mit der Mahnung, nicht weiter zu gehen (de ne pas y donner de plus grande latitude).[1]

So schrieb denn Paulucci am 22. Dez. einen neuen Brief, drohend, schmeichelnd, höchst zudringlich. Er beginnt damit, Yorcks letztes Schreiben vom 16. zu beklagen; dieser Brief habe ihm Anlaß gegeben, zu glauben, daß York nur Zeit gewinnen wolle; heute sei nun der letzte Augenblick, den das Schicksal biete, einen angemessenen Entschluß zu fassen. Er geht alle Bedenken Yorcks durch, er legt eine Menge Briefe, Berichte, Nachweise, Bulletins bei, um York in die „absolute Unmöglichkeit" zu versetzen, noch länger an der „brillanten Position" der russischen Armee und an der Wahrscheinlichkeit, daß Macdonalds Korps abgeschnitten werde, zu zweifeln. Er sehe sich nun in die traurige Notwendigkeit versetzt, York so viel wie möglich Schaden zu tun; aber er hoffe noch immer, ein guter Entschluß Yorcks werde seinem Herzen diesen Kummer ersparen. Er sendet ihm den Brief des Kaisers, „auf die Gefahr hin, in einer so delikaten Sache zu offen zu sein." Er überlasse York zu wählen: entweder Vereinigung und Abschluß eines Traktates oder, wenn York das nicht auf sich nehmen wolle, Abschluß einer Konvention, nach der Yorcks Truppen Kantonnements zwischen Libau, Hasenpoth und Goldingen nehmen würden mit dem Versprechen, zwei Monate nicht offensiv gebraucht zu werden; wenn in dieser Zeit zwischen den Regenten kein Traktat zustande gekommen, würde es York freistehen, sich dem nächsten französischen oder preußischen Korps anzuschließen. Durch diese Konvention werde York sein Korps davor retten, denselben Untergang zu finden, dem Macdonald schon nicht mehr entgehen könne. Er beteuert (je vous jure, mon Général, sur tout ce qu'il y a de plus sacré au monde, que je suis intimement persuadé), daß York mit der einen oder der andern Alternative weise und ehrenvoll handle. Schließlich droht er noch einmal mit dem agir vigoureusement, wenn York weiter zaudere, bittet infolge dieses Briefes, den Graf Dohna ihm bringe, sich zu seiner Arrieregarde zu begeben, wo er sich dann mit ihm zu verständigen hoffe.

[1] Diese letzten Worte, die sich ebenso in den von Eckardt, „York und Paulucci", publizierten Papieren p. 98 finden, fehlen nach Duncker p. 776 in der im Geh. Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrten „beglaubigten Abschrift".

Graf Dohna ging mit General Lewis; am 25. Dez. näherte sich, wie schon erwähnt worden, ihre Vorhut der preußischen Kolonne, griff deren Bagage in derselben Zeit an, als Kleist in dem vorderen Teil des Zuges auf Diebitsch stieß.

— Es ist die beiderseitige Lage bereits früher dargestellt worden: die Preußen in meilenlangem Zuge, zwischen Kleist und Yorck die Hunderte von Wagen des Kleistschen Fuhrwesens, die Truppen äußerst erschöpft, tiefer Schnee, schneidende Kälte; der Feind vorn mit überlegener Kavallerie auf beherrschenden Höhen, der Feind hinten, wie man glauben durfte, mit der ganzen Stärke nachrückend, die Monate hindurch das ganze Korps in Schach gehalten hatte.
Nicht, als würde Yorck Bedenken getragen haben, sich durchzuschlagen. Aber wenn er den Marschall wieder erreichte, mußte er dessen Weisungen befolgen, ja falls es demselben nötig schien, bereit sein, das ganze Korps daranzusetzen, um die Trümmer der großen Armee zu decken, den Feind zu hemmen. War das des Königs Interesse? Das Zögern entscheidender Antwort aus Berlin durfte als Beweis gelten, daß man sich dort für Napoleon wenigstens nicht aufzuopfern, nicht um ihn sich das Verdienst seiner Rettung zu erwerben beeifert sei. Es mußten doch endlich Befehle aus Berlin kommen; wenigstens so lange freie Hand gegen Macdonald zu behalten, schien notwendig.
General Diebitsch hatte, als die preußische Kolonne in seinem Bereich war, den Major v. Rönne als Parlamentär an Kleist geschickt; der weitere Weg sei den Preußen durch ein ansehnliches Detachement verlegt, es werde Mittel geben, sich zu verständigen und unnützes Blutvergießen zu vermeiden, er bitte um eine Unterredung mit dem General Kleist. Kleist hatte darauf geantwortet, daß er sich darauf nicht einlassen könne, da nicht er der Kommandierende sei, der General Yorck selbst sei noch zurück, werde am Abend eintreffen.
Dann war Yorck herangekommen; bei dem Vorwerk Kiaukalek wurde eine Stellung in zwei Treffen eingenommen, in derselben biwakiert. Ein zweiter Parlamentär vom General Diebitsch erhielt die Antwort: General Yorck sei bereit, zwischen den Vorpostenketten zu einer Unterredung zu erscheinen.
Bei General Diebitsch befand sich Carl v. Clausewitz, jener hochbe-

gabte preußische Offizier, der, mit vollstem Herzen den kühneren Plänen von Gneisenau und Scharnhorst zugewandt, nach dem traurigen Bündnis mit Frankreich, an der Sache Preußens verzagend, die Heimat verlassen, russischen Dienst genommen hatte. Gegen ihn war wie gegen Chasot und andere, von Berlin aus eine gerichtliche Vorladung erlassen, sich als der Desertion verdächtig zur Verhandlung zu stellen. Zwei Brüder von ihm befanden sich im Yorckschen Korps. In ihm trat, man möchte sagen, ein Repräsentant jener Richtungen, die Napoleon mit dem „Unterwerfungsvertrage" gebrochen zu haben glaubte, unterhandelnd jetzt dem gegenüber, der mit König und Vaterland auch in schwersten Stunden auszuharren für Pflicht gehalten, ein Gegensatz, der, seinem tieferen Wesen nach doch ganz anderer Art, über die Kriegsjahre hinaus gewährt hat und für die innere Geschichte der Armee von großer, noch heute nachwirkender Bedeutung ist. Wir führen diese Umstände an, weil sie nicht ohne Einfluß wie auf die Verhandlungen, so auf Clausewitz' klassische Darstellung derselben, auf die wir uns teilweise beziehen müssen, geblieben sind; sie haben seine Auffassung der Tatsachen und mehr noch seine Urteile über Persönlichkeiten getrübt.

Es war am Weihnachtstage spät am Abend, daß beide Generale sich zwischen den Vorposten trafen. General Diebitsch hatte seine Truppen so verdeckt als möglich aufgestellt, aber er war, wie Clausewitz es ausdrückt, edel genug zu sagen, was er habe und nicht habe; er erklärte Yorck, daß er nicht daran denken könne, den Weg wirklich zu sperren, daß er aber allerdings alles mögliche tun werde, ihm seinen Train, seine Artilleriefahrzeuge und vielleicht einen großen Teil seiner Artillerie abzunehmen. Es war natürlich, daß diese Bemerkungen nicht entscheidend sein konnten. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die gänzliche Vernichtung der großen Armee, und daß die russischen Generale angewiesen seien, bei vorkommenden Fällen die preußischen nicht wie eigentliche Feinde zu behandeln, sondern in Rücksicht auf die früheren freundschaftlichen Beziehungen beider Mächte und die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben nun bald erneut werden würden, mit ihnen jedes freundschaftliche Abkommen zu treffen, welches dieselben wünschen könnten. Diebitsch erklärt demgemäß, daß er bereit sei, mit General Yorck einen Neutralitätsver-

trag einzugehen und zu dem Behuf die militärischen Vorteile, welche er über ihn habe, aufzugeben.

Yorck erklärte sich nicht ganz bestimmt. Er zeigte Neigung zu einem Vertrage solcher Art, daß die Ehre der Waffen auf keine Weise gefährdet werde, aber er glaubte, daß er in diesem Augenblicke als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde. Man verabredete hierauf, daß man die Nacht hindurch nichts unternehmen wolle; am andern Morgen sollte Yorck zuerst eine Rekognoszierung vornehmen, dann rechts abmarschieren auf Lafkowo, als wolle er entweder gen Memel oder Diebitsch in der linken Flanke umgehen; Diebitsch sollte nach Schelell gehen, um dort Yorck den Weg von neuem zu versperren. Zum Schluß der Unterredung äußerte Yorck den Wunsch, man möge ihm doch zu weiteren Unterhandlungen ehemals preußische Offiziere schicken, deren man so viele habe, er habe dann doch mehr Vertrauen.

Clausewitz berichtet, daß er gegen zehn Uhr mit General Diebitsch zurückreitend und auf dessen Befragen, was er von Yorck und dessen eigentlicher Absicht denke, vor Yorcks Verstecktheit gewarnt und die Furcht geäußert habe, daß Yorck die Nacht benutzen werde, die Russen über den Haufen zu werfen und weiterzumarschieren; er habe deshalb die höchste Wachsamkeit empfohlen.

Demgemäß ließ Diebitsch zwei Kosakenregimenter gegen Yorck stehen, ein drittes sich hinter Koltiniani gen Schelell aufstellen, die Husaren und Jäger in den Ort einrücken, aber mit dem Befehl, völlig schlagfertig zu bleiben, die Pferde am Zügel zu behalten. Nicht lange, und man wurde durch Schüsse alarmiert, die nahe fielen. „Wir sprangen von der Streu auf," schreibt Clausewitz, „und ich sagte bei mir selbst, das ist Yorck, der uns von hinten überfällt, du hast ihn gut erraten." Man warf sich auf die Pferde, eilte mit einigen Schwadronen hinaus; vom Feinde war nichts zu sehen; die Schüsse, die man gehört, hatten einem kecken Kavallerieangriff von Schelell her gegolten — es war jener Rittmeister v. Weiß mit den fünfzig Dragonern gewesen, die Massenbach mit den Befehlen des Marschalls an Yorck abgeschickt hatte.

Zu Yorck war indes gegen Morgen Graf Friedrich Dohna mit den Briefen Pauluccis und dem beigelegten Schreiben des Kaisers ge-

kommen. „Ich kam," heißt es in Dohnas Bericht an den Marquis, „mit dem Briefe in einem sehr glücklichen Augenblicke an; er schien auf den General Yorck einen sehr günstigen Eindruck zu machen; er erlaubte mir, den ganzen Tag während des Marsches bei dem Korps und die folgende Nacht bei dem Hauptquartier zu bleiben, wo ich denn Gelegenheit hatte, ganz ausführlich über den Gegenstand des Briefes mit ihm zu sprechen. Er schien geneigt, auf die Bedingungen einzugehen, die Hochdieselben ihm antragen, wünscht aber auch einen Schein der Notwendigkeit für sich zu haben."

Mit jenem Briefe des Kaisers war allerdings für Yorck ein neues Moment gewonnen; es war die erste Sicherheit über die politische Wirkung des Schrittes, zu dem ihn Paulucci schon oft gedrängt hatte. Er durfte voraussetzen, daß der Kaiser die Wege gefunden haben werde, dieselben Eröffnungen dem Könige zukommen zu lassen; die persönliche Befreundung beider Monarchen und die ihm genau bekannten Verabredungen von 1811 durften ihm über die Aufnahme dieser russischen Anträge wenig Zweifel lassen; und das Ausbleiben ausdrücklicher Weisungen aus Berlin sprach am wenigsten zugunsten der französischen Freundschaft. Es mußte zunächst alles daran liegen, das Korps zu erhalten. Versah er sich von Paulucci allerlei List und Übervorteilung, so war es ein Gewinn, gleichzeitig mit Diebitsch verhandelnd, sich auf die früheren Eröffnungen von dessen Chef Wittgenstein beziehen zu können.

Yorck hatte am Morgen des 26. die Kommandeurs der Regimenter berufen; man müsse den Feind durchbrechen, hieß es. Eine Rekognoszierung — die mit Diebitsch verabredete — sollte vorausgehen. Man überzeugte sich, daß die Aufstellung des Feindes den Weg gen Koltiniani sperre. General Diebitsch lud zu einer neuen Besprechung ein; Yorck ritt in Begleitung des Major Brause zu ihm; die Truppen mußten Gewehr im Arm halten. Sie alle fühlten, daß die Wendung der Dinge nahe sei, daß das französische Regiment über sie ein Ende habe.

Dann kam Yorck zurück, ließ rechts abmarschieren in der Richtung von Lafkowo; aber nicht lange, und die Kolonne bog wieder ein auf die Straße von Schelell. Jener Weg war so schlecht, daß es unverantwortlich gewesen wäre, für eine bloße Scheinbewegung Menschen und Pferde zu mißhandeln.

In so veränderter Richtung traf man zuerst auf Kosaken an einer Brücke, Vorposten der in den Dörfern hinter dem Bach gelegenen Regimenter, sie wollten die Preußen nicht durchlassen; umsonst tobte Yorck über die „verwünschten Kosaken"; man war daran, handgemein zu werden. Zur rechten Zeit erschien Graf Dohna, befahl den Vorposten, auf seine Verantwortung den Durchmarsch zu gestatten. Es ergab sich, daß sie unter Dörnberg standen, demselben Dörnberg, den Yorck in den Thüringer Bergen liebgewonnen, der in Lübeck an seiner Seite gekämpft hatte; jetzt war er Chef von Kosaken und Baschkiren. Er eilte zu Yorck; die Preußen rückten hinüber; nicht lange, und haufenweise kamen die Kosaken aus den Quartieren; nun, hieß es, seien sie mit den Preußen Freund; sie mischten sich unter die nächsten Züge, bezeigten in allerlei Zärtlichkeit ihre Freude. Durch die preußische Kolonne hinab verbreitete sich die Jubelnachricht, daß es nun mit der Franzosenfreundschaft ein Ende habe. Wenigstens die Feindseligkeiten mit den Russen hatten ein Ende. Graf Dohna geleitete die Kolonne, und ein Offizier und 20 Kosaken bildete die Spitze derselben. Frohen Mutes ertrug man den mühevollsten Marsch. Durch verschneite Brüche gelangte man abends 9 Uhr gen Bardaschischeck, halben Weges zwischen Koltiniani und Schelell.

Freilich war dem General Diebitsch jene Änderung der Marschrichtung zunächst äußerst peinlich gewesen; voll wachsenden Mißtrauens hatte er Clausewitz gesandt, Aufklärung zu fordern; Yorck zog es vor, nicht persönlich mit diesem zu verhandeln, er beauftragte Dohna damit. Ihm und Dörnberg scheint Yorck sich völlig erschlossen zu haben; wenigstens überzeugte Dohna den mißgestimmten Clausewitz, „daß Yorck es ehrlich meine, daß er aber ein Interesse dabei habe, die Sache noch ein paar Tage zu verschieben, und indes doch nicht wie auf einem Fleck angenagelt stehen könne, daß er sich also gegen die preußische Grenze hinschieben müsse."

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Yorck mit den Verabredungen vom 26. die Sache im wesentlichen für abgemacht ansah. In diesem Sinne war es, daß er den Flügeladjutanten des Königs, Graf Henkel von Donnersmark, am 27. mittags nach Berlin absandte. „Ungewiß," schrieb er, „ob meine Ansichten und mein Benehmen den Allerhöchsten Intentionen Ew. Majestät angemessen sein wird, submittiere

ich meine Person willig und gerne jedem Ausspruch meines erhabenen Monarchen ... Seit zwei Tagen bin ich getrennt von Marschall Macdonald, ich glaube nicht, daß ich wieder zu ihm stoßen kann, und werde ich, im Fall ich auf ein russisches Korps stoße, bemüht sein, alles so zu leiten, daß ich Ew. Majestät Truppen konserviere, die Ehre der Waffen nicht kompromittiert wird und Ew. Königl. Majestät nach einem kurzen Zeitraum eine freie Disposition über das mir anvertraute Korps haben werden. Wohin ich mich von hier aus mit dem Korps wenden werde, kann ich noch nicht bestimmen, da ich das Dekorum beobachten muß" usw. Und zum Schluß: „Ich bin immer noch ohne Leitfaden, weder der Kapitän v. Schack, noch der Major v. Seydlitz sind zu mir gekommen, selbst von der Grenze habe ich seit acht Tagen gar keine Nachricht, meine Lage ist wahrlich sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen; und der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich, über alles übrige bin ich einig mit mir selbst."
Das Yorcksche Korps war am Sonntag den 27. Dez. bis Schelell, am 28. bis Tauroggen gegangen; Diebitsch hielt am 28. vor demselben in Willkischken, das von Tilsit zwei, von Tauroggen drei Meilen entfernt ist; an demselben Montag abend waren Macdonald und Massenbach in Tilsit eingerückt. Yorck konnte geltend machen, auf dem Punkt, den der Marschall zur Vereinigung des ganzen zehnten Korps bestimmt hatte, angekommen zu sein, ohne auch nur einen Vorposten, eine Vedette vorgefunden zu haben; er konnte geltend machen, daß dies Ausbleiben des Marschalls ihm nur als Beweis habe gelten können, daß die andere Hälfte des zehnten Korps bereits unter die Gewalt des Feindes geraten sei, vielleicht das Schicksal der großen Armee geteilt habe. Daß er den 29. in Tauroggen rasten ließ, konnte nach den ungeheuren Anstrengungen — man war in acht Tagen 30 Meilen marschiert — auch vor dem strengsten Richter gerechtfertigt werden.

— Es hat etwas ungemein Peinliches, eine Tat, deren Größe und entscheidende Bedeutung man in der Macht ihrer durchschlagenden

Persönlichkeit zu bewundern gewohnt ist, in die unzähligen Fäden, aus denen sie sich zusammengeschürzt zeigt, zerlegt und damit gleichsam aufgelöst zu sehen. Aber wenn man nicht in den Wirkungen allein den Maßstab der Größe findet, sondern zugleich in der Voraussicht, daß sie und wie sie zu erzielen sind, und in der moralischen Kraft, sie mit dem vollen Bewußtsein auch der eigenen Gefahr, die sie bringen, doch zu wollen, dann gewinnt jene immerhin auflösende Betrachtung den höheren Reiz, in den Umhüllungen von Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten den eigentlichen Lebenspunkt der großen Tatsache, den des Willens zu erkennen.

Nach dem bisher Erzählten konnte es scheinen, als wenn die Umstände die Dinge so fügten, wie Yorck wünschte, als wenn er seinerseits sie nur nicht zu hindern, nur nichts zu tun brauchte, um große Resultate gewissermaßen ohne eigene Verantwortung herbeizuführen. Es trat eine Wendung der Dinge ein, die ihm persönlich die ganze Entscheidung anheimstellte; und mit dem Bewußtsein, über das Schicksal seines Vaterlandes, ja Europas zu entscheiden, entschloß er sich.

Das Schreiben an den König, mit dem Graf Henkel am 27. abreiste, zeigt, wie Yorck bereits mit sich im klaren war, das Korps durch einen Neutralitätsvertrag dem Könige zu erhalten. Nicht er, wohl aber die Russen hatten Anlaß, die Sache zu beschleunigen. Clausewitz war am 28. bis tief in die Nacht bei Yorck gewesen; er wird auf endlichen Abschluß gedrungen, gefordert haben, daß Yorck sein letztes Wort sage. Die Antwort darauf war folgender Entwurf:

„Ich bleibe heute den 29. in Tauroggen stehn, setze morgen den 30. meinen Marsch, ohne beunruhigt zu werden, nach Tilsit fort. Finde ich Tilsit besetzt, finde ich ein Korps in der rechten Flanke, so mich den Weg nach Neustadt (Novo Miasto) zu nehmen verhindert, sind Truppen hinter mir, die mir meinen Marsch beunruhigen könnten, so schließe ich mit dem russischen General die Konvention wie folgt:

1) Das Korps unter meinem Kommando besetzt die Punkte von Tilsit und Memel und den dazwischenliegenden Strich Landes, oder wenn militärische Ansichten dies nicht gestatten, wird mir die Niederung und Memel angewiesen.

2) In diesem neutralen Strich bleibt das Korps inaktiv stehen, und zwar einen solchen Zeitraum, bis ich von Sr. Majestät, dem Könige, meinem Herrn, die erforderlichen Befehle eingeholt habe.
3) Sollte der König mit dieser Konvention nicht zufrieden sein, so bleibt mir ein freier und ungehinderter Marsch dahin, wo es der König bestimmt.

Diese Konvention ist mir früher von dem Generalleutnant Marquis von Paulucci zugestanden, und ich füge nur noch hinzu, daß mir alle etwaigen Traineurs und militärisches Material, was auf der Straße zurückgeblieben sein könnte, zurückgeliefert wird.

Können meine Befehle den General von Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen, so unter seinem Kommando stehn und bei der siebenten Division sich befinden, in diese Konvention mitbegriffen."

Aber an eben jenem Dienstag, den 29. änderte sich die Sachlage.

Am Morgen traf Seydlitz ein. Wir wissen schon, was er aus Berlin brachte: keinerlei bestimmte Weisungen, — auf die vorgelegten russischen Anerbietungen keine Antwort. Indem man in Berlin angedeutet, daß erst, wenn sich andere politische Verhältnisse aufgeklärt, die Politik Preußens sich ändern könne, war bis auf weiteres die schon jetzt eingeleitete militärische Verständigung mit Rußland verworfen; indem des Königs Ausdruck „Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse" eine Solidarität, die nur eben jetzt mit Erfolg gelöst werden konnte, als noch dauernd und damit maßgebend bezeichnete, erschien die schon tatsächliche Trennung von Macdonald als ein Fehler, entschuldbar nur in dem Maße, als man imstande war, ihn wieder gutzumachen. Noch jetzt war das und mit verhältnismäßig geringer Mühe möglich; noch hatte Yorck sich nicht gegen die Russen gebunden; es bedurfte nicht einmal eines schweren Kampfes, um durch ihre Kosakenkette hindurch Tilsit zu erreichen — er wußte, daß Macdonald noch dort sei. Mit welchem Jubel auch unter den Truppen die nahe Aussicht, der französischen Freundschaft los zu sein, begrüßt worden war, Yorck hätte von ihnen wie von sich selbst gefordert, der Pflicht auch noch dies Opfer zu bringen, und er war gewiß, daß sie gehorchten.

Wenn er so verfuhr, so konnte ihn kein Vorwurf treffen, mochten die Folgen von denen verantwortet werden, die über ihn zu verfügen

hatten; er war ja nur der ausführende General; was ausgeführt werden sollte, hatte der König und sein Kabinett zu bedenken.
Aber es war vollkommen klar, was die Wirkung eines solchen Verfahrens sein mußte. Hatte man sich in Berlin gedacht, daß man noch in der Lage sei, einen Mittelweg einzuschlagen, so hatte man nicht gesehen oder nicht sehen wollen, daß Yorck auf eine einfache Alternative gestellt, daß er, dank dem sechswöchentlichen Zögern in Berlin, außerstande sei, noch weiter zu lavieren. Verfuhr er nun nach dem Wortlaut jener Weisungen, so unterwarf er Preußen der Gewalt Napoleons von neuem und für die Dauer, er besiegelte die Erniedrigung seines Vaterlandes.
Wir kennen Yorcks strenge Begriffe von Gehorsam, von militärischer Pflicht. Er hatte bewiesen, in welchem Maße er sich ihnen unterwarf. Doppelt scharf schnitt in sein Gewissen die Alternative ein, die ihm jetzt vorlag. Sie trat an ihn mit allen Reizungen, sich für das zu entscheiden, was das Tiefere und Edlere seiner Natur verwerfen mußte.
Was Ehrgeiz in ihm war, konnte gelockt werden durch den Marschallsstab, den Napoleon verheißen — während gegenüber keinerlei Aussicht stand, wenn nicht etwa die, als Hoch- und Landesverräter zu enden. Und reizte ihn, den Unbemittelten, Reichtum, so banden ihn wahrlich jene 20000 Francs an Napoleons Interesse, und ihn traf keinerlei Vorwurf, wenn er sie nicht darangab.
Wir erinnern an diese Dinge, nicht als meinten wir, daß sie Yorck ebenso in Berücksichtigung gezogen hätte, sondern um die Momente zu bezeichnen, die zur Würdigung dessen, was er dann tat, beachtungswert sind.
Es ist überliefert, daß Seydlitz, der sein vollstes Vertrauen besaß, auch in jenen Stunden ihm treu zur Seite war. Es kam darauf an, noch einmal alles in Erwägung zu ziehen. Es drängten sich die Momente zur Entscheidung für und wider.
Zunächst der Bericht von Seydlitz über Berlin und seine Reise. Vor allem war klar, daß man in Berlin noch nicht daran dachte, einen Schritt zu tun, welcher die Person des Königs sichergestellt und damit einen freien Entschluß desselben möglich gemacht hätte; und doch hätten sich Vorwände genug finden lassen, einstweilen die Residenz

nach Breslau zu verlegen. Auf dem Wege gen Königsberg hatte Seydlitz die furchtbaren Beweise der völligen Auflösung der französischen Armee fort und fort vor Augen gehabt. In Königsberg hatte er General Bülow gesprochen, erfahren, daß er in und bei Graudenz etwa 7000 Mann Reservebataillone formiert hatte; Bülow hatte es Seydlitz abgeschlagen, ihn zum Könige von Neapel zu führen, weil dieser ihn immerfort quäle, die bereits gesammelten Truppen zur französischen Armee stoßen zu lassen. Er hatte ferner Seydlitz mitgeteilt, daß Österreich bereits von den Franzosen mit dem größten Mißtrauen beobachtet werde, daß das Schwarzenbergische Korps infolge von selbständigen Unterhandlungen bereits bis Bialystock zurückgegangen sei.[1] Seydlitz hatte sich dann durch den Landhofmeister von Auerswald dem Könige vorstellen lassen, war überaus gnädig empfangen worden. Murat hatte mit großer Achtung von Yorck und seinem Korps gesprochen, die Zuversicht geäußert, wenn es nur erst heran sei, die Russen, die ebenso erschöpft seien wie die große Armee, nach Wilna zurückzuwerfen, seine Freude geäußert, den General Yorck, von dem er so viel Vorteilhaftes gehört, demnächst an der Spitze eines selbständigen Korps zu sehen. Auch der Prinz von Neufchatel hatte sich sehr günstig über Yorck geäußert, sein Zerwürfnis mit Macdonald der Heftigkeit desselben zugeschrieben; „er sei überzeugt, daß sich beide auf dem nächsten Schlachtfeld als Brüder umarmen würden"; er hatte schließlich Seydlitz geraten, seinen Weg zum Korps über Memel zu nehmen. Seydlitz war dann über die kurische Nehrung gegangen, hatte Memel bereits von Russen besetzt gefunden, war von seiten des Marquis Paulucci für gefangen erklärt worden; es hatte nicht geringe Mühe gekostet, weiterzukommen; Paulucci war entrüstet darüber gewesen, daß Yorck, wie er von dem zur selben Zeit durchreisenden Graf Henkel vernommen, mit Diebitsch abschließen wolle.

Ein gleichzeitig ankommendes Schreiben von Paulucci an Yorck vom 28. Dez. meldete, daß er den Major von Seydlitz habe passieren lassen, daß er jetzt aber auch die Annahme seiner Anträge erwarte: „Die Lage, in der sich Ew. Exzellenz Armee befindet gegen die von

[1] Wir führen dies nach Seydlitz' ausdrücklicher Angabe in seinem Tagebuch an; möglich, daß ein derartiges Gerücht in Königsberg war.

den Generalen Lewis und Diebitsch, die Einnahme von Memel durch mich, ist so, wie ich sie vorausgesagt"; immer noch in der Hoffnung, daß Yorck seine Propositionen annehmen werde, habe er der Garnison von Memel, die, über 700 Mann stark, heut nach Mitau abgeführt werde, zugestanden, vereint und unter ihren Offizieren zu bleiben, um ihre innere Organisation zu behalten. „Ew. Exzellenz haben nur noch eine Stunde Zeit, um sich zu entschließen, und wenn Sie den Wunsch haben sollten, mit mir zu sprechen, so werde ich mich nach dem Punkt hinbegeben, wo Sie wünschen, etwa auf dem halben Wege zwischen unsern Korps."

Also Memel war ohne weiteres übergeben worden, war in der Gewalt der Russen.

Nachmittags traf ein Offizier von den Massenbachschen Truppen bei Yorck ein; es war Wernsdorf, Adjutant von Treskows Dragonern, im Vertrauen jener jüngeren Offiziere, die schon am 25. dem entscheidenden Schritt so nahe gewesen waren. Nicht ohne Hast fragte ihn Yorck nach den Befehlen des Marschalls, die er überbringe. Deren brachte er nicht, wohl aber außer Nachricht von dem glücklichen Gefecht am 26. ein Schreiben, das Fürst Repnin bei den äußersten Vorposten der Dragoner für Yorck hatte abgeben lassen. Es war von Wittgenstein aus Georgenburg vom 27., des Inhalts: er befinde sich in diesem Augenblick mit 50 000 Mann am Ufer des Niemen, bereit, die französische Armee zu verfolgen. Der Kaiser, sein erhabener Herr, kenne nur einen Feind, das sei das französische Gouvernement. Es würde seiner Hochherzigkeit widerstreben, durch Feindseligkeiten der Truppen unter Yorcks Befehl gezwungen zu sein, unter einem andern Titel als dem eines Freundes des Königs dessen Staaten zu besetzen. In diesem Sinne habe er die Proklamation, die er beilege, an die Bewohner Preußens gerichtet; sie, sowie der Tagesbefehl von Keidani, 3./15. Dez., werde die Absichten zeigen, aus denen die Russen in Preußen einrücken. Zur weiteren Vergewisserung beehre er sich die Zurückgabe aller Gefangenen, die seine detachierten Korps bis jetzt in Insterburg und Gumbinnen gemacht hätten, mit ihren Waffen und Bagage anzubieten. Jedoch nehme er sich die Freiheit, um eine kategorische Antwort zu bitten, indem er seine weiteren Maßnahmen danach richten werde usw. Er schließt mit den Worten:

„Endlich und schließlich muß ich Ew. Exzellenz bemerken, daß es heut vielleicht in Ihrer Hand liegt, über die künftigen Interessen des Königs, Ihres Herrn, zu entscheiden."
Und als sollte es nach jeder Richtung hin unzweifelhaft werden, daß der entscheidende Entschluß gefaßt werden müsse, es war gerade jetzt ein wirklicher Bote Macdonalds durchgekommen; er brachte einen Zettel, worauf geschrieben war:
„Le général Yorck est attendu avec impatience à Tilsit. M."
Ein paar unbedeutende deutsche Worte auf der Rückseite mit Bleistift geschrieben, waren von Leutnant Belows Hand. Freilich war der Bote kein Militär, die Form der Weisung nichts weniger als amtlicher Art; aber an ihrer Authentizität konnte kein Zweifel sein.
So nahe stand der Marschall, so klar war seine Weisung, so leicht war es, derselben nachzukommen, daß keinerlei Vorwand übrigblieb, sich ihr zu versagen, keinerlei Mittelweg zwischen Ja und Nein.

— Und war der Erfolg so gewiß, wenn er die Fahne Frankreichs verließ? Es konnte ihm nicht entgangen sein, daß die ungeheure Verfolgung auch die russischen Truppen tief erschöpft hatte, daß sie zu ermatten begann; es konnte ihm durch Dohna und Dörnberg bekannt sein, daß im russischen Hauptquartier eine starke Partei war, die durchaus nicht die preußische Grenze überschritten wissen wollte, und daß Kutusow an deren Spitze stand. Wie dann, wenn man sich mit dem schon Erreichten begnügte, wenn man Wittgenstein Halt gebot? wenn man die Besitzergreifung Memels durch Paulucci — es war sofort verkündet worden, daß die Verwaltung im Namen des Kaisers aller Reußen geführt werde — guthieß?

— Es war um Mittag des 29., als General Diebitsch, ernstlich besorgt um den Ausgang der eingeleiteten Unterhandlungen, Clausewitz mit der Forderung endlicher Entscheidung zu Yorck sandte. Er gab ihm zwei Schreiben mit, von denen er hoffte, daß sie auf Yorck Eindruck machen sollten. Das eine war der früher erwähnte Brief Macdonalds an den Herzog von Bassano vom 10. Dez., in dem der Marschall äußerte, daß die Bombe zwischen ihm und Yorck geplatzt sei — man mochte meinen, daß auch so kleinliche Dinge in einem so großen Mo-

ment zur Entscheidung mitwirken könnten. Das andere Schreiben war von d'Auvray, dem Chef des Wittgensteinschen Generalstabes, an Diebitsch: zunächst Vorwürfe, daß die Sache mit Yorck noch immer nicht zu Ende gebracht sei, dann die Disposition der Wittgensteinschen Armee für die nächsten Tage, aus der sich ergab, daß am 31. Dez. die ganze Streitmasse links vom Niemen, drei Meilen jenseits Tilsit in Schillupischken und Sommerau stehen, den Weg nach Königsberg beherrschen werde. Es war klar, daß Yorck, wenn er dem Befehl des Marschalls folgen wollte, nicht vor dem 30. abends in Tilsit sein konnte, daß das Wittgensteinsche Korps den Paß von Schillupischken und den Eingang in meilenlangen Baumwald, den der Weg nach Königsberg durchschneidet, eher erreichen konnte. Jenes Schreiben enthielt die weitere Weisung, den General Yorck mit diesen Verhältnissen bekannt zu machen und ihm zu erklären, daß, wenn er darauf keine Rücksicht nehmen und sein zweifelhaftes Betragen nicht erledigen wolle, man ihn wie jeden andern feindlichen General behandeln würde, so daß unter keiner Bedingung mehr von einem freundlichen Abkommen die Rede sein könne.

Mit diesen Schreiben und Aufträgen kam Obristleutnant Clausewitz in der Dämmerung in Tauroggen an. Er fand bereits Dohna bei Yorck; beide hatten schon her und hin gesprochen, und Yorck war in äußerst verdrießlicher Stimmung. Als nun Clausewitz eintrat, rief er ihm entgegen: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden." Clausewitz sagte, daß er dem General hierauf nichts erwidern wolle, daß er ihn aber bitte, Licht geben zu lassen, weil er ihm einige Briefe mitzuteilen habe; und da der General noch zu zögern schien, setzte er hinzu: „Ew. Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben?"

Yorck ließ hierauf Licht geben und aus dem Vorzimmer den Chef seines Generalstabes, den Obrist Röder, hereintreten. Die Briefe wur-

den gelesen, dann forderte Yorck Obrist Röder auf, pflichtmäßig seine Meinung zu sagen; dieser antwortete: für den Staat, für das Vaterland könne nichts heilvoller sein, als wenn Yorck mit den Russen abschließe; für ihn persönlich aber sei alles dabei gewagt, deshalb müsse er selbst seinen Entschluß fassen. Nach einem augenblicklichen Nachdenken sagte Yorck: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des General d'Auvray ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Clausewitz erwiderte: „Ich verbürge mich Ew. Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich vom General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe; ob diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Exzellenz wissen, daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat."

Yorck schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen."

Noch war Wernsdorf nicht zurückgeritten. Yorck sagte: „Ich werde die Sache nicht halb tun; ich werde euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ Wernsdorf hereintreten. Ungefähr wie Wallenstein — so erzählt es Clausewitz — sagte er im Zimmer auf und nieder gehend: „Was sagen eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem französischen Bündnis loszukommen, und sagte, so fühle jeder einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern," erwiderte Yorck.

Dann wurde Wernsdorf mit einem Schreiben an Massenbach abgefertigt; Clausewitz und Dohna kehrten zu Diebitsch zurück, der sie in sehr großer Bewegung mit der Frage empfing: „Was bringen Sie?" und als Clausewitz die ersehnte Entscheidung meldete, ihm um den Hals fiel und Freudentränen vergoß. Er ließ — es war gegen Mitternacht — Clausewitz nach Tauroggen zurückreiten, um Yorck zu melden,

daß Diebitsch am Morgen um 8 Uhr auf den preußischen Vorposten in der Poscherunschen Mühle ihn erwarten würde.

Inzwischen hatte Yorck die Offiziere seines Korps versammelt, sie von der gefaßten Entscheidung zu unterrichten. Einer der Mitberufenen[1] hat die Worte der Anrede – „wie sie mir noch erinnerlich sind," ist sein Ausdruck – folgendermaßen aufgezeichnet: „Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Der herzergreifenden Rede Yorcks, fährt derselbe Erzähler fort, folgte ein wahrhaft begeisterter Jubel; es war niemand, der hätte zurückbleiben wollen; man empfand, daß es sich um alles handele. Den ergreifenden Vorgang schloß Yorck mit den Worten: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden."

Am andern Morgen, Mittwoch den 30. Dez., war Diebitsch von Clausewitz und Dohna begleitet, zur rechten Zeit in der Poscherunschen Mühle, Yorck nicht. Man wartete mit wachsender Ungeduld; man begann Argwohn zu schöpfen. Schon in der Nacht gegen Clausewitz hatte Yorck neue Bedenklichkeiten geäußert; man hielt es für möglich, daß die ganze glücklich erreichte Wendung sich wieder zerschlüge. Ich weiß nicht, ob man erwartet hatte, daß Yorck nun, nachdem er sich von den Franzosen losgemacht, sich mit Enthusiasmus auf die Seite der russischen Interessen und Anschauungen stellen und wie jene, die in russischen Dienst getreten waren, in der völligen Hingebung an Rußland auch die Erfüllung seiner vaterländischen Hoffnungen suchen werde. Yorck sah die Dinge doch anders an; vorerst

[1] Herr v. Rieben auf Schildhorn, der früher im Jägerregiment unter Yorck gestanden und 1812 Kapitän im Ostpreußischen Jägerbataillon war.

mußte noch erst der Vertrag abgeschlossen werden, der für Preußen den Gewinn sicherstellte, der für Rußland bereits feststand.
Mehr als eine Stunde hatte man in der Mühle gewartet; da endlich kam York, von Röder und Seydlitz begleitet, sehr gemessen und kalt. In gespannter Stimmung verhandelte man die Artikel, die Seydlitz niederschrieb, nicht ohne scharfe Differenzen bei einzelnen Punkten und immer noch besorgt, daß neue Störungen dem ganzen Werke ein Ende machen könnten. Endlich war die Konvention fertig und unterzeichnet; eine Umarmung der Generale schloß die Szene.
So kam die denkwürdige Konvention in der Poscherunschen Mühle zustande. Sie erklärt (Art. I), daß das preußische Korps den Landstrich des königlichen Territoriums, der zwischen Memel, Tilsit und dem Haff liegt, besetzen soll und daß dieser Landstrich während der preußischen Besatzung als völlig neutral betrachtet wird, mit Vorbehalt des Durchmarsches für russische Truppen auf dem kurischen Wege nach Tilsit und dem Wege von Tilsit nach Königsberg. Sie bestimmt (Art. II), daß das preußische Korps in diesem Gebiet bis zu den eingehenden Befehlen des Königs neutral stehen bleiben wird, sich jedoch verpflichtet, wenn der König den Zurückmarsch zur französischen Armee befehlen sollte, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen. Sie setzt fest (Art. III), daß, wenn der König oder der russische Kaiser die Konvention verwerfen sollte, das Korps auf dem nächsten Wege nach dem Ort hin, den der König befehlen wird, ungehindert marschieren dürfe. Es wird ausbedungen (Art. IV), daß alle preußischen Traineurs sowie alles zurückgebliebene Material zwischen Mitau und Tilsit unbedingt zurückgegeben, den Verpflegungs- und Train-Branchen, die sich von Königsberg und weiter zum Korps begeben wollen, freier Durchmarsch gestattet werden soll. Es wird bestimmt (Art. V), daß, wenn Yorcks Befehle noch den General Massenbach erreichen können, auch die Truppen unter dessen Kommando sowie alle andere preußischen Truppen und dazugehörige Administrativbranchen, die sich dieser Konvention anschließen wollen, mit in dieselbe begriffen sind. Auch sollten (Art. VI) Truppen von dem Kommando Massenbachs, die von den Truppen des General Diebitsch etwa gefangen genommen werden sollten, in die Konvention miteingeschlossen sein. Endlich soll es (Art. VII) dem preußischen Korps

freistehen, seine Verpflegung mit der Provinzialregierung des Landes, selbst wenn der Sitz dieser Regierung von den Russen besetzt wäre, zu regulieren.

— Wir haben uns verpflichtet gehalten, den Abschluß der Konvention nach der ganzen Härte des sittlichen Konfliktes, auf dem derselbe ruht, darzustellen; wir haben es nicht verhehlt, daß Yorck ohne Autorisation, eigenmächtig und wenn nicht gegen die ausdrückliche, so doch gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs handelte. Indem er so, wie er tat, sein Offizierkorps aufrief, suchte er nicht etwa Mitträger seiner Verantwortlichkeit — denn ausdrücklich vorbehielt er sich diese selbst und allein; aber er stellte ihrem Ermessen anheim, sich einer Entscheidung anzuschließen, von der sie wußten, daß es nicht die ihres Königs sei; ihre begeisterte Einstimmung tat kund, daß es einen Punkt gebe, wo die Armee aufhöre, nur zu gehorchen.
Zur weiteren Würdigung Yorcks wird man nicht unterlassen dürfen, mit dem, was er tat, zugleich ins Auge zu fassen, was er nicht tat.
Wir sahen, daß die russischen Anträge von Anfang her mehr als die bloße Trennung Yorcks von den Franzosen, daß sie dessen tätige Teilnahme an dem Kampf gegen Napoleon forderten. Und manchem Zeitgenossen ist es wie eine halbe Maßregel erschienen, daß Yorck nicht, statt sich mit einstweiliger Neutralität zu begnügen, sofort sich mit den Russen vereinte, um sich auf den verhaßten Feind zu stürzen, ihn zu vernichten. Es konnte keine Frage sein, daß ein solcher Schritt unendlich größere Wirkungen versprach; und der Erfolg hätte den doch zweideutigen Schein des Geschehenen glänzend übertüncht; es wäre mit dem weitergreifenden Wagnis jede Gefahr, die dem minderen anhaftete, verschwunden. Und auch einen minder ehrgeizigen und ruhmbegierigen Mann hätte es locken können, durch einen kleinen Schritt weiter auch den ganzen Glanz eines großen Erfolges zu gewinnen, der überdies nur so völlig zu sichern war.
Yorck ist dieses Weges nicht gegangen. Es war in dieser kalten verschlossenen finstren Natur ein Stolz, der jede Eitelkeit ausschloß, eine Schärfe des Pflichtgefühls, die selbst im Überschreiten nur doppelt strenge und gemessen erschien, eine Gewalt der Selbstbeherrschung, die selbst die lockende Gunst eines großen Augenblickes, selbst der

Kitzel des Ruhmes und der Stachel des Hasses auch nicht einen Moment wanken machte.

Er meldete sofort dem König das Geschehene. Wir geben sein Schreiben nach dem eigenhändigen Konzept. Es lautet:

„An Se. Majestät den König. Tauroggen, den 30. Dezember 1812. Durch einen spätern Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der siebenten Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachteilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor v. Diebitsch die Konvention abzuschließen, welche ich Ew. Majestät hiemit alleruntertänigst zu Füßen lege.

„Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsch die Auflösung des ganzen Korps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Untertan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Korps nur geopfert wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hilfe leisten zu können.

„Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchst Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppenkorps, was der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

„Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt. Yorck."

Mit diesem Schreiben sandte Yorck noch am 30. Major Thile nach Berlin.

Die Nachricht vom Abschluß der Konvention wurde den Truppen in und um Tauroggen an demselben Tage mitgeteilt; sie wurde mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen; es war, als wenn der finstere Zauber, in dem man gebannt gewesen, endlich gebrochen würde.

Die nächste und wichtigste Sorge war, die noch in Macdonalds Nähe befindlichen Truppen heranzuziehen. Daß Massenbach, daß sein Offizierkorps und seine Truppen mit Freuden folgen würden, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Noch am 28. Dez. waren die schwarzen Husaren bei Ragnit von Kosaken überfallen worden und hatten sich brav, wenn auch mit schwerem Verlust, geschlagen. Trotzdem wurde unter den französischen Befehlshabern der Verdacht gegen die Preußen, wenigstens gegen Yorck immer deutlicher. Leutnant Below, dem der Marschall das Nachrichtenfach anvertraut, hatte, es war am 29., seine Meldung über die Vergeblichkeit aller seiner Aussendungen gemacht; auf die Landkarte sehend, sprach man über die mutmaßlichen Gründe des Ausbleibens Yorcks her und hin; da stellte sich Grandjean plötzlich vor ihn, fixierte ihn eine Weile, fragte ihn dann deutsch: „Warum die preußischen Posten in Tilsit an der Memel stehen geblieben wären, da doch jetzt polnische dort ständen?" Nur der Marschall schien diesen Verdacht nicht zu teilen; er trug Below auf, Massenbach aufzufordern, daß er am andern Morgen eine Rekognoszierung auf dem Wege nach Insterburg vorschicke.

In Tilsit war Graf Brandenburg angekommen, der mit Depeschen für Yorck aus Berlin gesandt, über Memel nicht mehr hatte durchkommen können. Er hatte die erste ausführliche Nachricht über die vollständige Auflösung der französischen Armee, wie er selbst gesehen, überbracht; und sie hatte auf Macdonald einen erschütternden Eindruck gemacht: „Ce n'est que la Prusse," sagte er bei Tisch, „qui peut nous sauver; où est la grande armée? c'est le Xme corps." Er begann für die großen Geldvorräte, die in mehreren Wagen mitgeführt wurden, besorgt zu werden; er befahl, dem Korps einen Monatssold auszuzahlen, einige tausend Francs dem Lazarett in Tilsit als Vorschuß zu zahlen.

Am 30. gegen Morgen kam Wernsdorf aus Tauroggen zurück; er

brachte an Massenbach Nachricht von dem, was dort geschehen, und das schon erwähnte Schreiben Yorcks; es lautete:
„Ich habe den Stab gebrochen und mit unsern bisherigen Feinden eine Konvention abgeschlossen, nach welcher das mir untergebene Armeekorps bis zur Entscheidung Sr. Majestät des Königs neutral gestellt und dem Vaterlande erhalten wird, während gleichzeitig die Greuel des Krieges von der vaterländischen Provinz entfernt werden. Indem ich auf diese Weise Ew. Exzellenz nichts mehr direkt zu befehlen habe, kann ich es nur Ihrem Ermessen überlassen, welche Schritte Sie zur Erhaltung der Ihrem Befehl untergeordneten Truppen tun wollen, wobei ich noch bemerke, daß Sie sich in allen Ihnen zweifelhaft erscheinenden Fällen auf den Major v. Zielinsky verlassen können, der mit meinen Ansichten vertraut ist."
Massenbach sandte an Yorck sofort eine zustimmende Antwort: „Ew. Exzellenz Schreiben habe ich erhalten und trete sehr willig Ihrem Entschluß bei und bin von den Truppen desselben ganz fest überzeugt, weil ich schon alles habe anwenden müssen, daß nicht schon einzelne Kavalleriedetachements übergegangen sind."
Massenbach hatte die Meinung, demgemäß noch an demselben Abend zu verfahren. Wernsdorf, der zu seinem Regimente nach Ragnit zurückkehrte, setzte die dortigen preußischen Befehlshaber, Treskow und Cosel, über die Sachlage in Kenntnis.
Über die Art der Ausführung war von seiten Massenbachs noch kein Entschluß gefaßt, als sich bereits in der Stadt das Gerücht von dem Abschluß einer Konvention verbreitete und zugleich französische Ingenieure die Ausgänge der Stadt zu barrikadieren begannen.
Die preußischen Offiziere aus Macdonalds Umgebung, Canitz, Below und Rudolphi, fanden sich in Massenbachs Quartier ein, und es entspann sich mit ihm und seinen Adjutanten eine Beratung über die zu ergreifenden Schritte. Die einen rieten, Canitz solle zu Tettenborn eilen, ihn auffordern, Tilsit anzugreifen, damit man während des Angriffs übergehen könne. Andere empfahlen, dem Marschall offen zu sagen, daß man abmarschieren werde, um sich mit Yorck zu vereinigen; er möge sich dem nicht widersetzen, indem man sonst gezwungen sei, ihn gefangen zu nehmen. Während man noch beriet, kam der Rittmeister Fritz Blankenburg, zu melden, daß er vom Marschall zum Kom-

mandanten von Tilsit ernannt sei. Wenn diese Ernennung eines alten Schillschen Offiziers aus der Kolberger Zeit ein Zeichen von Vertrauen sein sollte, so war der Befehl Grandjeans, daß der neue Kommandant die Nacht bei ihm im Vorzimmer bleiben solle, eine desto deutlichere Erinnerung zur Vorsicht.

Hatte Massenbach die Absicht gehabt, in der Nacht abzumarschieren, so zeigte sich das bereits unausführbar. Zuerst von Blankenburg — es mochte 7 Uhr abends sein — erhielt Massenbach die Nachricht, daß 10 Bataillone Polen, je zwei Bataillone Bayern und Westfalen, die eintreffen würden, noch diese Nacht teils in der Stadt, teils bei derselben und am Ufer des Stromes auf angemessenen Alarmplätzen untergebracht werden sollten. Auch von dem Marschall kam demnächst dieselbe Order an Massenbach; da in derselben von den preußischen Truppen in Tilsit gar nicht die Rede war, so konnte man nicht anders als mutmaßen, daß diese Rückberufung der Division Grandjean mit dem in Tauroggen Geschehenen im Zusammenhang stehe. Es ergab sich, daß ein Teil jener Truppen (die Brigade Radzivill) bereits eingetroffen sei; auch war am Stromufer an einigen Stellen polnisches Geschütz aufgefahren, an besonders wichtigen Punkten den preußischen Posten polnische Verstärkung beigefügt. Massenbach ließ dem Marschall melden, daß er auch seine Truppen in Alarmhäusern zusammenrücken und schlagfertig halten werde. Der Marschall billigte diese Anordnung. Noch am Abend waren mehrere preußische Offiziere bei ihm; er äußerte nicht das geringste Mißtrauen.

Der Vorschlag zu jenen Vorsichtsmaßregeln war wahrscheinlich von Grandjean ausgegangen, der unter dem Vorgeben, gegen die Kosaken auf der Hut sein zu müssen, seine Division zusammenzog. Auch General Bachelu war mit seinem Detachement bereits von Ragnit herangezogen; er gab demselben eine solche Dislokation, daß die preußischen Truppen desselben, von Polen und Westfälingern umstellt und durch deren starke Patrouillen überwacht, nicht imstande waren, sich zu sammeln und etwas vorzunehmen.

Die Lage der preußischen Truppen war unter diesen Umständen eine äußerst unangenehme; es war nach Massenbachs Charakter nicht zu erwarten, daß er sich zu einem kühnen Schritt entschließen würde, und wieder, wenn nicht er den Befehl gab, so war zu besorgen, daß

mehr als einer unter den Truppenführern Bedenken tragen würde, auf eigene Verantwortung zu handeln.
Glücklicherweise brachte der frühe Morgen (31. Dez.) Entscheidung. Gegen 5 Uhr kam zu Leutnant Below, bei dem auch Graf Brandenburg die Nacht zubrachte, Kapitän v. Brandenstein aus dem Yorckschen Hauptquartier, geleitet von demselben Boten Belows, der sich mit dem Zettel des Marschalls glücklich nach Tauroggen geschlichen hatte. Er bringe, sagte Brandenstein, den ausdrücklichen Befehl an Massenbach, sich mit seinen Truppen Yorck anzuschließen; aber ob man das noch werde ausführen können, da ja Tilsit von polnischen Truppen besetzt sei? Man konnte ihn darüber beruhigen: wenn nur sein Befehl bestimmt laute, so werde alles gut gehen.
Alle drei eilten sie zu Massenbach, weckten ihn. Der ausdrückliche Befehl Yorcks überhob ihn nicht bloß der Verantwortlichkeit, sondern auch jedes weiteren Bedenkens; er war sehr zufrieden, nun aufbrechen zu müssen. Es waren von Below abends vorher Ordonnanzen von jedem Truppenteil in Massenbachs Quartier bestellt worden; durch sie wurden jetzt die Stabsoffiziere berufen. Bei der Besprechung, die sich da entspann, äußerte Oberst Below sein Bedenken: man werde von den polnischen Kanonen beschossen werden und viel Leute verlieren. Und Sjöholm fragte: ob das, was man jetzt zu tun beginne, mit Wissen und Willen des Königs geschehe. Beiden konnte einfach der Befehl des kommandierenden Generals entgegengehalten werden.
Es wurde der Abmarsch der Truppen zu $8^1/_2$ Uhr angesetzt; die Infanterie sollte in geschlossenen Kolonnen aus der Stadt und über das Eis der Memel gehen, sich jenseits bei dem Brückenkopf sammeln; die Batterie Graumann, von 2 Schwadronen Dragonern gedeckt, sich auf dem Wege von Insterburg zu dem nächsten russischen Posten begeben, die übrige Kavallerie an den nächsten Stellen über das Eis des Stromes gehen. Massenbach selbst setzte ein Schreiben an den Marschall auf, das, so gut es eben gehen wollte, seinen Abmarsch erklärte; mehr noch ihn als Yorck drückte die doch zweideutige Rolle, als Soldat einen Schritt tun zu müssen, den nur das Kabinett ohne Vorwurf hätte tun können.
Der Abmarsch wurde am hellen Morgen bewerkstelligt. Die Husaren und Dragoner, die neben der Stadt übernachtet, gingen ohne wei-

teres ihrer Straße. Graumanns Batterie mit ihren zwei Schwadronen mußten an dem Biwak eines Bataillons Westfalen vorüber; sie verstanden wohl, was der Marsch bedeute, mit Trauer und Hoffnung sahen sie den fröhlichen Preußen nach. Die Bataillone in Tilsit waren rasch gesammelt, über das Eis geführt, ohne das geringste Hindernis zu treffen. Nur ein Adjutant Macdonalds war doch aufmerksam geworden, herausgekommen, ging mit über den Strom, zu sehen, was denn eigentlich im Werk sei. Bald genug sah er es: ihm übergab Massenbach seinen und Yorcks Scheidebrief an den Marschall.
Yorcks Brief lautet:
„Gnädiger Herr. Nach sehr mühseligen Märschen ist mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Exzellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Teil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern konnte, zu verlieren, oder alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Teile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll.
„Die preußischen Truppen werden ein neutrales Korps bilden und sich gegen keinen Teil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten statthaben müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden.
„Ich beeile mich, Ew. Exzellenz von meinem Schritte in Kenntnis zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände (par des circonstances majeures) gezwungen bin.
„Welches auch das Urteil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.
„Indem ich Ihnen, gnädiger Herr, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtung gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Hochachtung zu genehmigen usw."
Das Schreiben Massenbachs lautet:

„Gnädiger Herr. Das Schreiben des General v. Yorck wird Ihnen schon bemerklich gemacht haben, daß mein letzter Schritt mir vorgeschrieben ist und daß ich nichts daran hätte ändern können, weil die Vorsichtsmaßregel, die Ew. Exzellenz diese Nacht ergreifen ließ, mir verdächtig schien, daß Sie mich vielleicht mit Macht zurückhalten oder meine Truppen in dem gegenwärtigen Fall entwaffnen wollten. Ich mußte die Partie, welche ich jetzt genommen habe, ergreifen, um meine Truppen der Konvention anzuschließen, die der kommandierende General unterzeichnet hat und von der er mir diesen Morgen Kunde und Weisung gegeben hat.
„Ew. Exzellenz verzeihen, daß ich nicht selbst gekommen bin, Sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen; es geschah, um mir eine für mein Herz sehr peinliche Begegnung zu ersparen, weil die Empfindungen der Verehrung und Hochachtung für Ew. Exzellenz Person, die ich bis an das Ende meiner Tage bewahren werde, mich gehindert haben würden, meine Pflicht zu erfüllen."

— Macdonald hatte von allen diesen Dingen noch keine Ahnung. Er saß beim Frühstück, als General Bachelu eintrat, sich als soeben angekommen zu melden. Der Marschall fuhr ihn heftig an, daß er erst jetzt mit seiner Brigade eintreffe; er schalt und zankte eine Weile weiter, bis endlich Bachelu zu Worte kam: er sei mit seiner Infanterie zur rechten Zeit auf dem bestimmten Sammelplatz eingetroffen, habe aber vergebens auf die preußische Kavallerie und Artillerie gewartet, habe dann nach einer halben Stunde einen Adjutanten nach dem Dorfe, wo die Artillerie gelegen, hingesandt, um nach der Ursache des Ausbleibens zu fragen; der Kommandierende habe geantwortet, er werde nicht eher ausrücken, als bis das Yorcksche Korps heran sei, das er doch auf keinen Fall im Stich lassen könne.
Der Marschall, der mit äußerster Spannung zugehört hatte, unterbrach den General mit den Worten: „Nun, das gestehe ich, das ist sonderbar: die Kavallerie ist aber doch da?" — „Nicht ein Mann," erwiderte Bachelu.
Der Marschall hatte hierauf kaum den Befehl ausgesprochen, den General Massenbach zu ihm zu bescheiden, als Marion eintrat, jene beiden Schreiben überreichte.

Der Marschall las; er war auf das tiefste erschüttert; er ließ sich von Marion berichten, was er gesehen. Er befahl den sofortigen Aufbruch der Truppen, die ihm noch geblieben waren.
Der Leutnant v. Korff von den Dragonern, der die 32 Mann Stabswache beim Marschall kommandierte, saß an des Herzogs Seite, war Zeuge dieses ganzen Vorganges; er befand sich in der peinlichsten Lage. Der Marschall sprach gegen ihn sein tiefes Bedauern aus, daß die Dinge so gekommen seien: „Die Lage der Sachen ist von der Art, daß Sie nicht bei mir bleiben können; gehen Sie mit Ihrem Kommando über die Memel zurück, wo Sie Ihr Korps und Ihr Regiment wiederfinden werden." Er wiederholte, daß er die Preußen hochschätzen gelernt habe; er trug ihm auf, dem Korps für die ihm während des Feldzuges geleistete treue Unterstützung zu danken, nannte diesen und den, den er besonders grüßen möge; er gab ihm ein reichliches Geschenk für die wackeren Dragoner, die zuletzt noch um ihn gewesen; ihn selbst bat er, ein wertvolles Andenken anzunehmen; tief ergriffen nahm er endlich Abschied: „Es ist möglich, daß sich die Umstände noch ändern — dann sehen wir uns wahrscheinlich bald wieder. Ist es indes nicht der Fall, so sehen wir uns auf dem Felde der Ehre wieder. Leben Sie wohl!"
„Keinem Preußen," so schreibt einer der Offiziere aus Massenbachs Umgebung, „konnte es einfallen, ein Unrecht in dem Schritt zu finden, der uns der fremden Knechtschaft entzog und uns dem Könige und dem Vaterlande wiedergab, das unsrer wohl bedurfte; aber wer den Marschall näher kennen gelernt hat ... den wird ein betrübendes Gefühl anwandeln, daß gerade dieser Mann mit einer bitter gekränkten Empfindung uns verließ, die ihm nicht zu ersparen war, die aber jeder gerade ihm gern erspart hätte."
In wenigen Stunden war der Rest des zehnten Armeekorps — einige tausend Mann Fußvolk — aus Tilsit hinweg, marschierte den Abend und die Nacht hindurch zunächst nach Mehlauken, dann weiter nach Königsberg und Danzig.

— Yorck war desselben Tages, an dem letzten des furchtbaren Jahres 1812, den Truppen Massenbachs von Tauroggen entgegen gen Baubeln marschiert. Als man den preußischen Grenzadler begrüßte, da brach

der Jubel von neuem los, „die tausendstimmigen Hurras schienen kein Ende zu nehmen." Es begann das Gefühl, daß ein unermeßlich folgereicher Schritt geschehen sei, emporschwellend neues Leben und neue Kraft zu entzünden.

Mit demselben Frohlocken empfingen Massenbachs Truppen, als sie auf dem Rückmarsch einen Halt gemacht, die Nachricht von der Konvention. Erneutes Frohlocken, als sie den „Alten", ihren Yorck, zum erstenmale wiedersahen, fest und streng wie sonst — aber fester nun um das Bewußtsein eines großen und kühnen Entschlusses.

Am 1. Januar zog Yorck in Tilsit ein; die Truppen wurden auf beiden Seiten der Memel auf heimischem Gebiet in Kantonnements verlegt; auch in der Bevölkerung begann das Gefühl der Befreiung, der Erhebung zu erwachen. Nach den ersten notwendigsten Anordnungen sandte Yorck den Grafen Brandenburg mit einem zweiten eingehenderen Schreiben nach Berlin. Es lautet nach Yorcks eigenhändigem Konzept:

„Ew. Königlichen Majestät melde ich alleruntertänigst, daß ich nun in weiterer Ausführung der abgeschlossenen Konvention mit dem Grafen von Wittgenstein mit dem ganzen Korps bis auf das Füsilierbataillon v. Borcke, was schon früher mit der großen Bagage über Memel und die kurische Nehrung gezogen war, in und um Tilsit die Kantonnierungsquartiere bezogen habe. Die 6 Bataillons Infanterie, 10 Eskadrons Kavallerie und 2 reitenden Batterien, so unter dem Genralleutnant v. Massenbach mit dem Marschall Macdonald vereint waren, sind alle zum Korps gestoßen. Diese Vereinigung ist mit einer Klugheit eingeleitet und ausgeführt, wie die Geschichte kein Beispiel dieser Art hat. Der Rittmeister Graf v. Brandenburg wird Ew. Majestät das Detail davon mündlich machen. Der Generalleutnant v. Massenbach hat sich so weise und bestimmt dabei benommen, daß es die höchste Achtung verdient.

„Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurteilt werden muß. In der Lage, wo sich das Korps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen wo

nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, so die französischen Generale angeordnet, bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

„Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Untertanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers tragen zu müssen. Solange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Königlichen Majestät gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Majestät zeigen, was von diesem Alliierten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte, die Staaten Ew. Majestät würden das Lösungspfand zum Frieden werden.

„Das Schicksal will es anders. Ew. Königl. Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet.— Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiations, so Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraftvollen und entscheidenden Schritt tun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen.

„Ew. Königl. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine

der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königl. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie

Ew. Majestät

allerunterthänigster und
getreuester Untertan
Yorck.

Tilsit, den 3. Januar 1813."

Drittes Buch

Preußisch oder Russisch?

Das furchtbare Jahr 1812 schloß mit der Konvention von Tauroggen. Wir haben sie ihren Motiven nach dargestellt; es würde über den Bereich unserer biographischen Aufgabe hinausführen, wollten wir in der Summe der Folgen, die sie gehabt, das Maß ihrer Bedeutung nachweisen.

Aber ihre nächsten Wirkungen – sie waren mitnichten zweifellos, es schwankte wochenlang zwischen sichrem Fortgang und völligem Mißlingen – gehören so ganz noch in den Bereich des Persönlichen, daß es uns obliegt, was zu ihrer Erläuterung dient, anzuführen.

So lange als möglich hatte Napoleon die Welt über das furchtbare Schicksal der großen Armee zu täuschen gesucht. Um so erschütternder wirkte die Kunde von ihrem völligen Untergang. In grauenhafter Anschaulichkeit sie bestätigend und überbietend, wälzten sich die jammervollen Reste über die preußische Grenze daher.

Man erinnere sich, was diese Lande in den letzten Jahren gelitten. Nach dem schmachvollen Feldzuge von 1806 war diese Provinz sieben Monate hindurch der Schauplatz der Verheerungen zweier großer Armeen, zweier großer Schlachten, zahlreicher Gefechte. Auch nach dem Frieden blieben die Heere des Siegers monatelang im Lande. Am Schlusse des Jahres war die Bevölkerung um den fünften Teil gemindert. Der Viehstand war vollkommen zerrüttet; bloß an Vieh war ein Kapital von 24 Millionen Talern, zugleich die Düngung für den größten Teil der Wirtschaftsfelder verloren.

Dann folgte neben den ungeheuren Kontributionen, die an Frankreich geleistet werden mußten, die Kontinentalsperre, mit der die Produktenausfuhr des Landes ein Ende hatte; der Preis des Getreides fiel unter die Produktionskosten. Es blieben Landstädte, die der Krieg zerstört, in ihren Trümmern, die verödeten Feldmarken unbestellt liegen, ehemalige Dorfstellen bewuchsen mit Gras und Gestrüpp. Drei Viertel der Güter erlagen 1810 der erfolgten Sequestration der Landschaft. Hatte man den Viehstand mit Mühe wieder auf zwei Drittel des Bestandes von 1807 gebracht, so warf das Mißjahr 1811 den Landmann völlig zurück; ein großer Teil der Felder konnte wegen

Mangel an Aussaat nicht bestellt werden, man mußte das Vieh zum Teil aus Futtermangel schlachten. Und nun folgten die ungeheuren Durchzüge von 1812, die – nach dem Ausdruck einer ständischen Denkschrift – ihre Verpflegung hauptsächlich vom Landmann nahmen, ihm seine Bestände raubten, eine ordentliche Ackerbestellung hinderten und Tausende von Arbeitern, Tausende von Pferden nach Rußland mitnahmen. Etwa 400 000 Mann zogen durch die Provinz, lagen einige Wochen in Kantonnement, mußten von den Wirten beköstigt werden, sollten dann noch für 21 Tage Verpflegung mitnehmen. Sie nahmen endlich, wo und wie sie konnten; außer den vertragsmäßig requirierten Pferden und Wagen wurden in gewaltsamer Weise aus Ostpreußen und Litauen 26 579 Wagen, 79 161 Pferde mitgenommen. So bis auf das Äußerste plünderten diese „Verbündete" das Land, meist mit dem Hohn des Übermutes, mit der Frevellust privilegierter Unterdrücker.

Da kam die Kunde von dem Brande Moskaus, von dem Rückmarsch aus Rußland. „Die Stimmung ist so," schreibt Präsident v. Schön in Gumbinnen am 11. November an den Staatskanzler, „daß nur ein Funke nötig ist, um Flamme zu haben; und die Franzosen fürchten, auf der Retirade erschlagen zu werden; und diese Stimmung ist bei allen Ständen allgemein, ist von Memel bis Johannisburg und ist um so lebhafter, weil niemand mehr glaubt, daß wir nicht imstande wären, den Greueln zu begegnen."

Und nun folgen die Tage der Beresina, die nicht minder furchtbaren von Wilna. Seit dem 10. Dezember flutete all dies unerhörte Elend über die preußische Grenze hinein. „Seit zwei Tagen," berichtet der Oberpräsident v. Auerswald am 18. Dezember nach Berlin, „sind hier größtenteils zu Fuß und auf Bauernschlitten, ausgeplündert, mitunter ohne Hemden und Stiefel, sogar in Weiberkleidern mit erfrornen Gliedern angekommen: 84 Generale, 106 Obristen, 1171 Offiziere; alle Gemeine, die die Provinz in allen Richtungen einzeln und auch truppweise durchziehen, sind größtenteils unbewaffnet." Und drei Tage später: „Nach dem Rapport sind in der Stadt (Königsberg) noch befindlich: 255 Generale, 699 Obristen, 4412 Kapitäns und Leutnants, 26 590 Mann Unteroffiziere und Gemeine, fast alle in erbärmlichem Zustande. Das Angespann der Provinz wird durch die

ungeheure Anzahl von Fuhren, die von allen Seiten her requiriert werden, jetzt völlig zugrunde gerichtet."

Noch suchten Napoleons Diener inmitten des Elends durch Lügen zu täuschen; Daru befahl (14. Dez.), „da verschiedene Kolonnen der großen Armee eine neue Stellung nehmen würden," für vier Kolonnen in jedem Nachtlager je 25 000 Portionen Brot, ebensoviel Reis, ebensoviel Fleisch, und für 5000 Pferde Rationen bereitzuhalten; „wahrscheinlich," fügt der Oberpräsident dieser Mitteilung (am 18. Dez.) bei, „sind nicht 10 000 Mann überhaupt bewaffnet zusammen."

Wird Preußen in dem entsetzlichen Bündnis mit Napoleon bleiben? Werden die Russen die Grenze überschreiten? Werden sie, als Feinde kommend, den Untergang des unglücklichen Landes vollenden?

Da und dort hatten Kosaken die Grenze erreicht, haltgemacht: „Sie hätten nach ihrer Aussage Befehl, die preußische Grenze auf das strengste zu respektieren," ward von Stallupöhnen am 21. Dez. einberichtet. „Es würde," hatte General Lanskoi in Willkowischken geäußert, „das Kutusoffsche Armeekorps durch Preußen ziehen, spätestens am 5. Januar in Königsberg sein; gleich beim Einrücken sollten die Untertanen der russischen Krone zuschwören, und sollte sodann der Marsch bis zu Weichsel fortgesetzt werden; wenn aber ihre zur Rettung des deutschen Reiches entworfenen Pläne durch preußisches Militär vereitelt werden sollten, so würde die gräßlichste Verwüstung in der Provinz diesseits der Weichsel ausgeführt werden."

Am 21. Dezember überschritten die ersten russischen Truppen unter Obrist Tettenborn in der Nähe von Tilsit die preußische Grenze, besetzten die Stadt. Es ward dort ein „Aufruf" des General Graf Wittgenstein an die Preußen, zugleich mit seinem Armeebefehl vom 15. Dez. ausgegeben. Er befahl den Truppen strengste Mannszucht und Achtung des Eigentums; auf die geringste Gewalttat war Todesstrafe gesetzt; er verkündete den Preußen, des Kaisers Heere kämen „nicht als Feinde, nicht als Eroberungssüchtige," sondern als Befreier; das Land werde nach dem Kriege wieder geräumt werden; Preußen möge sich erheben, mit Rußland verbündet seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Das Benehmen der russischen Truppen in Tilsit war musterhaft; „ein gleiches Detachement von französischen Truppen,"

sagt Landrat v. Lynker in seinem Bericht vom 22. Dezember, „hätte Unordnungen in einer Stunde mehr als dieses in der ganzen Zeit, daß es hier steht, gemacht." Die Russen in Tilsit wußten nicht anders, als daß bereits der preußische König mit dem Kaiser verbündet sei; auch Obrist Tettenborn hatte sich geäußert, daß Yorck die Order aus Berlin erhalten habe, sich dem russischen Korps anzuschließen, mit dem Bemerken, daß es ihm sehr leid sein würde, auf das preußische Korps eher zu stoßen, als diese Order angekommen sei.

Schon ward auch des Feldmarschalls Kutusoff „Bekanntmachung" vom 21. Dez. verbreitet; sie verkündete Frieden und Unabhängigkeit: „Se. Majestät der Kaiser bietet diese nebst seinem Beistand allen denjenigen Völkern an, welche bis jetzt hingerissen waren, gegen ihn zu kämpfen, sobald sie Napoleons Sache verlassen, um die zu ergreifen, welche ihr wahres, eigenes Interesse erheischt. Ich fordere diese Völker auf, von den glücklichen Aussichten, welche ihnen die russischen Armeen geöffnet haben, zu vorteilen und sich an dieselben anzuschließen zur Verfolgung eines Feindes, dessen Ohnmacht durch seine eigene Flucht bezeichnet ist." Daneben verkündet diese Bekanntmachung, daß der Kaiser „die Absicht habe, dem Könige von Preußen Beweise seiner Freundschaft zu geben und der Monarchie Friedrichs ihren Glanz und ihre Ausdehnung wiederzugeben."

Begreiflich, daß diese Verkündigungen — und schon am 26. waren Kosaken in Gumbinnen, sie dort von neuem drucken zu lassen, am 27. brachten sie sie mit nach Wehlau — überall die freudigste Hoffnung erweckten. Man sah in den Russen die Befreier und Retter Preußens; man feierte in Tilsit am 23. Dez. den Geburtstag des Kaisers mit lautem Jubel. An den Siegen und der Siegeszuversicht der Russen richtete man sich empor.

Nicht bloß den materiellen Untergang der Napoleonischen Macht hatte man mit Augen gesehen; jedem mußte sich die Überzeugung aufdrängen, daß sie in ihren moralischen Grundlagen vernichtet sei. Die stolzen Marschälle des Kaisers waren bescheiden geworden: „Wir sind eigentlich nicht geschlagen," hatte Davoust, der Peiniger Ostpreußens, in Darkehmen gesagt, „aber das Elend hat uns vernichtet." Der Berichterstatter fügt hinzu: „Würde doch das Eisen geschmiedet, ehe dieser Demutsgeist wegtaut." Der Chef des Geniekorps, General

Chamberliac, äußerte gegen Herrn v. Fahrenheit: „Wir waren alle verrückt durch die Narrheit des Kaisers, der durch Pomp und durch glänzende Siege uns die Meinung einflößte, wir seien zu Weltorganisatoren bestimmt, im Militär sei nur allein Ehre und Fortune zu erlangen; aber wir sind von der Narrheit kuriert; indem wir beides verloren haben, finden wir uns als elende Menschen wieder, die ganz von dem Ziele ihrer Bestimmung gewichen sind." Und das ward in Gegenwart „mehrerer gescheuter Generale" gesagt, die damit übereinstimmten. In der völligen Zersetzung, die das Elend hervorbrachte, traten Dinge an den Tag, die längst vergessen geschienen. „Ich darf es nicht verschweigen," sagt ein Bericht, „daß beim Rückzuge die Menge der Bourbonisten sehr groß und ziemlich laut war, daß man das Wort ‚il est noble, un ancien gentilhomme' häufig hörte; diese Männer waren die ersten, die sehr nach Frankreich eilten und solide sprachen; sie hielten sehr zusammen und unterstützten sich gegenseitig, während die neuen Parvenüs selbst des höchsten Ranges isoliert standen und unter sich nicht einig schienen. Man sprach auch von der Herstellung der alten Regierung, ohne welche kein Friede kommen könne, und ließ vermuten, daß diese Partei im Lande die meisten Anhänger hätte." Unter den Bundestruppen Napoleons, besonders den Unteroffizieren und Gemeinen der rheinbündischen Kontingente, sprach sich der Abscheu gegen die Napoleonische Herrschaft und die Sehnsucht nach der Befreiung des Vaterlandes unverhohlen aus. Am heftigsten war die Wandelung der Stimmung in Polen; „die Polen," heißt es in einem Bericht von der Grenze, „sind sehr betreten, sie verfluchen die Stunde ihrer politischen Existenz, sie sagen geradezu: wir schämen uns, Polen zu sein, wir sind ein Ball, den man aus der einen Hand in die andere wirft, und sehr oft wissen wir nicht einmal, in wessen Hand wir sind."

Auch dem blödesten Auge mußte klar werden, daß jetzt oder nie Preußens Unabhängigkeit zu erneuen sei. Das „Jetzt oder nie" war in jedermanns Seele. Nicht bloß in dem schon befreiten Litauen und Masuren, weiter und immer weiter hin flammten die Herzen hoch auf, den Befreiern entgegen; und nur noch Mitleid fühlte man mit den einst so stolzen, jetzt kläglichst heimziehenden Heerestrümmern, die vor dem nächsten Kosakenschwarm auseinanderstieben mußten.

Nur eine Besorgnis hatte man, die, daß der König über die Lage der Dinge getäuscht und so dahin geführt werden könnte, den unwiederbringlichen Augenblick zu versäumen. Die Autoritäten der Provinz waren bemüht, dem durch volle Darlegung des Sachverhaltes vorzubeugen; er hoffe, sagt Schön in einem Bericht, dadurch zugleich die allgemein herrschende Besorgnis, daß alle schriftlichen Anzeigen und Berichte durch die diesen durchaus widerstreitenden Behauptungen und Erklärungen der französischen Autoritäten zweifelhaft gemacht würden, zu heben; solche Besorgnis aber sei nur zu begründet und erhalte durch Privatbriefe und offizielle Weisungen aus Berlin neue Nahrung; seien doch dorther Anordnungen gekommen für Armeekorps, für eine retirierende Armee, wovon durchaus gar nichts vorhanden sei.

— War so der Gang der Stimmungen, der Hoffnungen und Besorgnisse, so mußte es einen überaus peinlichen Eindruck machen, daß preußische Truppen am 26. Dez. bei Piktupöhnen durch ein allerdings glänzendes Gefecht die von Tilsit aus entgegenkommenden Russen warfen und so dem Marschall Macdonald den Weg nach Preußen hin öffneten. Man wußte, daß Macdonalds Korps wenig gelitten hatte; er machte nun halt in Tilsit, er stellte die Verbindung mit Gumbinnen, mit Königsberg her; fünf frische Bataillone aus Danzig waren schon auf dem Marsch nach dem Pregel. Man war in Sorge, ob die Russen auch jetzt noch vordringen, ob sie stark genug sein würden, 25000 Mann aus den Stellungen von der Memel zum Pregel, vom Pregel zur Weichsel zu drängen. Schon hatte — am 25. Dez. — General Bülow den Befehl an die Behörden Litauens und Ostpreußens gesandt, alle Beurlaubten sofort einzuberufen, von der sonst waffenfähigen und kantonpflichtigen Mannschaft starke Aushebungen — allein im Regierungsbezirk Königsberg 6000 Mann — zu machen, die zum Dienst geeigneten Pferde zu stellen; er hatte die letzten Dezembertage (vom 28. an) zur Ablieferung festgesetzt. Sollten auch diese Rüstungen dazu dienen, dem Vordringen der Russen zu wehren, die verhaßte Macht Napoleons in dem Augenblick ihres Zusammenbrechens zu stützen?

Allerdings — und damit werfen wir den Blick nach der russischen Seite

hinüber – hatten die ungeheueren Leistungen während dieses Kriegsjahres auch die Kraft Rußlands bis auf den Grund erschöpft. In der Umgebung des Kaisers waren die Ansichten über das, was weiter geschehen solle, sehr geteilt. „Einige hoffen," schreibt Stein am 14. November, „daß man nach Vertreibung des Feindes Frieden schließen und Europa seinen eigenen Bewegungen überlassen werde; andere wollen die Vergrößerung des Reiches wenigstens bis an die Weichsel und die Oberherrschaft in der Angelegenheit des Festlandes, noch andere wollen in Europa einen auf Gerechtigkeit und den wahren Vorteil der Völker gegründeten öffentlichen Zustand herstellen; wie sich von selbst versteht, ist diese Partei die schwächste, obwohl ihre Meinung die einzige ist, welche die allgemeine Ruhe sichern kann."
Stein selbst vertrat diese mit der ganzen Energie seines Charakters und seines persönlichen Einflusses; er war unermüdlich, den Kaiser für diese Idee zu entzünden; er zeigte ihm die Hoheit seines Berufes, „an der Spitze der Mächte Europas zu stehen, die erhabene Rolle des Wohltäters und Herstellers der Welt spielen"; er sprach die Hoffnung aus, daß Österreich und Preußen auf ihren wahren Vorteil hören würden, sobald die Annäherung der russischen Heere an ihren Grenzen ihnen Halt und Schutz gegen Napoleons Unterdrückung gebe, und daß sie nicht ferner das ihnen von Gott zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen würden, um ihre Fesseln zu verstärken; er forderte, daß der Kaiser, da nichts den Marsch seiner Heere aufhalten werde, an die Elbe eilend, Preußen zwinge, sich mit Rußland zu vereinigen, Österreich mit fortziehe, den Kriegsschauplatz zwischen Elbe und Rhein aufschlage; er forderte, die deutschen Völker allerorten aufzurufen zum Kampf für ihre Unabhängigkeit. Gedanken, denen sich Alexander im Hochgefühl des bisher Gelungenen mit ganzer Seele zuwandte. Nur wie sie verwirklichen?
Was Rußland aus eigenen Kräften erreichen konnte, schien mit Wilna erreicht. Die Hauptarmee unter Fürst Kutusoff, die beim Beginn des französischen Rückzuges 110000 Mann stark zur Verfolgung aufgebrochen war, zählte bei der Besetzung Wilnas (13. Dez.) nach den höchsten Angaben nur noch 27000 Mann. „Wenn wir," sagte Kutusoff in seinem Berichte an den Kaiser vom 13. Dezember, „ohne anzuhalten, unsere Operationen noch 150 Werst fortgesetzt hätten,

würde die Zerrüttung einen solchen Grad erreicht haben, daß es wahrscheinlich nötig gewesen wäre, die Armee ganz von neuem zu organisieren." Die Anordnungen Kutusoffs zeigten, daß er mit der Säuberung des russischen Gebietes genug getan glaubte; die Hauptarmee bezog Kantonnements in und um Wilna, die Korps von Wittgenstein und Tschitschagoff sollten am rechten Ufer des Niemen haltmachen, nur ihre Avantgarden und Platoffs Kosaken den Feind „bis hart an die Weichsel" verfolgen. Die Armee während des Winters „in einen Achtung gebietenden und Furcht erregenden Zustand" zu versetzen, war Kutusoffs wichtigste Sorge; es schien ihm der Augenblick gekommen, einen ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu schließen. Die meisten russischen Generale teilten diese Ansicht.

Freilich eben jetzt entschied sich der Kaiser, persönlich an die Spitze des Heeres zu treten, persönlich die Leitung der Angelegenheiten in dem Sinn, den Stein vertrat, zu übernehmen. Er verordnete eine neue Aushebung von 80 000 Mann; er veränderte jene Anordnungen Kutusoffs dahin, daß alles, was irgend könne, unausgesetzt dem Feinde folgen solle, „in einer Richtung, welche sowohl innerhalb als außerhalb der russischen Grenzen den Zweck habe, dem Feinde die Verbindung und Vereinigung mit seinen neuen Verstärkungen abzuschneiden."

In der Nacht zum 19. Dez. fuhr er aus Petersburg ab zur Armee.

Aber auch der glühendste Eifer, die höchste Energie hätte für den Augenblick und mit den vorhandenen Mitteln nicht wesentlich mehr zu leisten vermocht, als worauf sich Kutusoff beschränkte. Selbst Wittgenstein, dessen Korps am wenigsten erschöpft und in dessen Hauptquartier man am weitesten von der sonst vorherrschenden Friedensstimmung entfernt war, begnügte sich, Diebitsch, Obrist Kutusoff, Dörnberg die Straße von Mitau nach Tilsit durchkreuzen zu lassen — kleine Streifkorps, mit denen er nicht gemeint sein konnte, einem noch völlig festen Heerkörper von mehr als 20 000 Mann den Weg zu verlegen. Er selbst mit seiner Hauptmacht brach nach mehreren Rasttagen in der Nähe Wilnas erst am 17. Dez. auf, um nach andern drei Rasttagen in Keidani (22.—24. Dez.) in veränderter Richtung auf den Niemen zu marschieren. War er nicht in der Lage, die Rückkehr des Macdonaldschen Korps nach Tilsit zu hindern, mußte er es auf

den südlichen Höhen des Niementales eine Stellung gewinnen lassen, in der die Verbindung mit Königsberg und weiter rückwärts gesichert war, so war der Augenblick zu militärischen Unternehmungen, die Preußen hätten „mitreißen" können, vorüber, und die Wirkungen des furchtbaren Kriegsjahres machten an der preußischen Grenze halt.

Es ist von Interesse, sich diese Verhältnisse völlig klarzumachen. Es würde töricht sein, ersinnen zu wollen, was weiter geschehen wäre, wenn Yorck vorgezogen hätte, mit Macdonald vereint zu bleiben. Aber es ist klar, daß der Entschluß, den er faßte und der den letzten noch festen Heerkörper der großen Armee von mehr als 20 000 Mann auf 6000 Mann reduzierte, mit einem Schlage alles veränderte. Es ist klar, daß damit die schon erlahmende Verfolgung von neuem belebt wurde, der Weichsel, der Oder zueilend die gebundenen Kräfte Preußens zu entfesseln; es ist klar, daß nun erst Alexander sich aus dem engen Bereich des nur russischen Interesses erheben, die Bahnen seiner großen europäischen Politik betreten konnte, deren erste und wesentliche Bedingung die volle und freie Mitwirkung Preußens war.

Schon die Artikel der Konvention hatten, wenn auch in wenig entwickelter Form, diesen Gesichtspunkt fixiert, und es war ein seltsames Mißverstehen der ganzen Sachlage, wenn Graf Wittgenstein wegen des den Preußen zugestandenen Abmarsches nach zwei Monaten, falls der König nicht genehmige, im Begriff war, das ganze Übereinkommen zu kassieren.[1] Mit vollem Recht urteilt Paulucci: „Jamais convention n'a pu être conclu plus à propos pour nous."

Man wird nicht umhin können, anzuerkennen, daß Yorck genau den letzten, aber auch den reifsten Moment für seinen Entschluß ergriffen hatte. Seine Briefe an den König erweisen, daß dies im vollen Bewußtsein aller entscheidenden Momente geschehen ist.

Aber der getane Schritt barg unermeßliche Gefahr. Glückte alles, wie es sollte, so ward erreicht, daß Preußens Schicksal noch einmal auf das Glück der Waffen gestellt, daß um Rettung oder völligen Untergang gekämpft wurde. Wenn aber der Konvention nicht alle Wirkungen folgten, auf die sie berechnet war — wenn der König nicht in

[1] Bericht des Herrn v. . . . aus Gerskullen 1. Januar 1813; „ich war so dreist, für meine Landsleute zu bitten," fügt der Schreiber hinzu.

der Lage war, sich frei zu entscheiden, oder wenn er sich anders entschied — wenn Rußland nicht völlig treu, höchst tätig, ohne Selbstsucht handelte — wenn nicht das ganze Preußen, Heer und Volk, zu der höchsten Spannung aller Kräfte bereit war, wenn nicht dem fliehenden Feind eine lawinenhaft wachsende Erhebung auf dem Fuße folgte —: so war der geschehene Schritt nicht bloß vergeblich, er gefährdete die Person des Königs, er löset Treue und Zucht der Armee, Vertrauen und Gehorsam im Volke; vielleicht nach kurzen wilden Zuckungen brach dann alles zusammen.

Es lag in Yorcks Art, von den schwärzesten Gedanken bestürmt zu werden. Wenn er auch dem Könige seinen Kopf als Opfer geboten, er mußte sich sagen, daß damit die Folgen seines Schrittes nicht mehr zurückzukaufen waren. Und wenn nicht große Erfolge, ein völliges Gelingen rechtfertigte, was er getan, so traf ihn der Fluch alles Unheils, das unvermeidlich hereinbrach; er erschien als ein Verbrecher an seinem Könige, seinem Vaterlande. Das Begonnene durfte nicht mehr mißlingen. In den Augen der Franzosen — denn in dem Augenblick, wo in seiner Hand ihre Rettung lag, hatte er sie völlig in das Elend hinabgestoßen — war sein Name gebrandmarkt;[1] an dem Erfolg hing es, ob die Nachwelt ihn mit jenen verabscheuen oder mit dem geretteten Vaterland in Dankbarkeit bewundern sollte.

Die Konvention war nur ein erster Schritt; es galt, was durch sie nur erst möglich gemacht war, unabweisbar, durchschlagend, zwingende Notwendigkeit werden zu lassen.

Das Nächste und Wichtigste war die völlige Vernichtung dessen, was von der großen Armee noch übrig war. Hinter dem Niemen war der Rückzug, seiner Deckung im Rücken durch das zehnte Armeekorps gewiß, gemächlicher geworden. Wittgenstein mußte den jetzt kleinen Rest dieses Korps — schon war es umstellt, niederwerfen — mußte die weiten Züge der „Retireurs" mit neuem Schrecken aufscheuchen, mußte, so weit und so schnell irgend möglich folgend, preußisches Ge-

[1] Die lange Reihe französischer Brandmarkungen eröffnet der Herzog v. Bassano in seinem die Lage Frankreichs darstellenden Bericht an den Kaiser vom 9. Jan., der am 18. Januar im Senat verlesen und mit dem der Antrag auf die Bewilligung von 300 000 Mann motiviert wurde: „Le général York . . . a trahi tout-à-la-fois son honneur, son général en chef et son roi. Il a fait un pacte de perfidie avec l'ennemi."

biet freimachen. Je rascher und umfassender dies ausgeführt wurde, um so mächtiger brach die Stimme des Heeres, des Volkes hervor, um so mehr ward es dem König zugleich nahegelegt und erleichtert, das politische System zu ändern, das Gewalt und Übermut ihm aufgebürdet hatte; an des Königs Willen dazu, wenn er sich frei äußern konnte, war kein Zweifel. Es war vorauszusetzen, daß er, zuletzt noch durch die Sendung des Grafen Henkel auf das vorbereitet, was jetzt geschehen war, die nötigen Schritte getan haben werde, um seine Person nicht in Feindes Hand Geisel gegen sich selbst, seine Krone und sein Volk sein zu lassen. Sprach er dann das Wort der Entscheidung, so mußte die ganze streitbare Kraft Preußens sofort in größter Ausdehnung einzutreten bereit sein. Es galt also, schleunigst das heimgekehrte Korps wieder instand zu setzen, unter dem Vorwärtseilen der Russen die sonstigen Truppen kriegsbereit zu machen, die Krümper, die Beurlaubten, was irgend sonst dienstfähig war, einzuziehen und fertigzumachen, die streitbare Masse auf das höchstmögliche Maß zu steigern, Pferde, Waffen, Kriegsmaterial jeder Art zu schaffen, alles zu den äußersten Anstrengungen zu begeistern.

— Wir haben erwähnt, daß in den Verhandlungen am Abend vor Abschluß der Konvention (29. Dez.) die Disposition des Wittgensteinschen Korps für die nächsten Tage vorgelegt wurde, daß Yorck sie mit besonderer Aufmerksamkeit prüfte, daß er sie als das eigentlich entscheidende Moment behandelte. In einem desselben Tages übergebenen Schreiben Wittgensteins (vom 27. Dez.) war die Stärke seines Korps auf 50 000 Mann angegeben. Die Dispositionen ergaben, daß bereits am 29. Dez. die Kavallerie Wittgensteins in Schillupischken stehen, am folgenden Tage (30.) das ganze Korps dort sein werde; daß die Donischen Kosaken unter Platoff am 30. in der Nähe von Königsberg sein würden und das Korps von Tschitschagoff links von Platoff in forcierten Märschen gen Königsberg eile. Es liegt Schillupischken auf der Straße von Tilsit nach Königsberg; Macdonald hatte bis Schillupischken drei Meilen zu machen; vor diesem Orte bildet ein Flußübergang einen nicht unbedeutenden Paß, der leicht zu sperren ist; weiterhin führt der Weg durch den meilenlangen Baumwald, der erst vor Tapiau endet.

Als Yorck am Vormittag den 30. Dezember in der Mühle von Poscherun die Konvention abschloß, hatte Macdonald Tilsit und Ragnit noch nicht verlassen. Als am 31. Massenbach mit seinen Truppen aus Tilsit kam und die Nachricht brachte, daß bei seinem Abzuge die nicht preußischen Truppen des Korps, 16 Bataillone und zwei reitende Batterien, noch in Tilsit gestanden, da konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß Macdonald, auch wenn er denselben Vormittag von Tilsit aufbrach, den Paß von Schillupischken und damit die Straße gen Königsberg von dem ganzen Wittgensteinschen Korps gesperrt finden, das Gewehr zu strecken genötigt sein werde.

Yorck verlegte am Neujahrstage sein Hauptquartier nach Tilsit, ließ seine Truppen in Kantonnements zu beiden Seiten der Memel gehen. Kurz vor ihm hatte Diebitsch mit seinem Korps die Stadt verlassen, gen Königsberg zu eilen; den nächsten Tag folgte das Korps von Lewis, angeblich 10 000 Mann, desselben Weges.

Von der Vernichtung Macdonalds verlautete an diesem Tage nichts. Ein Schreiben Wittgensteins an Yorck vom 2. Januar aus Szillen enthielt nichts von den so ersehnten Erfolgen, nur die beiläufige Notiz, daß das russische Hauptquartier hoffentlich in einigen Tagen in Königsberg sein werde.

Begreiflich, daß auch im Korps nach der ungeheuren Aufregung der letzten Tage die plötzliche Untätigkeit die Stimmungen nicht eben hob; hatte man jene große Entscheidung mit Jubel begrüßt — jetzt sah man nach den ebenso großen Wirkungen vergebens aus. Einzelnen begann das Geschehene doch bedenklich, ja zweideutig zu erscheinen; auch an solchen, die noch an der Sache Napoleons hingen, fehlte es nicht völlig. Selbst nach einigen Tagen war man mehr resigniert als freudig entschlossen. „Die Stimmung des Korps," sagt ein Bericht, „ist gut und, was zu loben ist, nicht exaltiert; man verkennt die Aufopferungen nicht, die noch zu machen sind, und scheut sie nicht; das Land muß die Gesinnung teilen und dem ausgeführten Wunsch tätig beitreten, wenn Preußen stehen soll."

Vom Präsidenten v. Schön aus Gumbinnen gesandt, war Graf Lehndorf-Steinorth am 30. Dez. nach Tilsit gekommen, um womöglich Yorck aufzusuchen. Jetzt bei seinem Einzuge in Tilsit begrüßte er ihn, eilte dann mit den ersten Aufträgen Yorcks an Schön zurück nach

Gumbinnen: Yorck bitte dringend, daß Schön, wenn auch nur auf einige Stunden, nach Tilsit komme, um sich wegen Verpflegung und Retablierung des Korps, wegen Aufgebotes der Provinz usw. mit ihm zu verständigen. Schön, der für den Augenblick Gumbinnen nicht verlassen zu dürfen glaubte, sandte den Regierungsrat Schulz, der sein volles Vertrauen verdiente und besaß, mit der Vollmacht unbedingter Repräsentation der litauischen Regierung nach Tilsit.

Um ein vollständiges Bild von der Sachlage, dem Gesichtskreis, den Stimmungen des Augenblicks zu geben, teilen wir die ersten Schreiben, die Schulz an Schön sandte, mit.

„Tilsit, den 3. Januar 13 abends.

Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Wie kann euch das Leben gewonnen sein?

Yorck hat mehr als das Leben eingesetzt. Schon den 29. hat er, noch ehe Seydlitz kam, den Entschluß zur großen Tat gefaßt. Er steht ganz, ganz allein mit seinem freilich nicht ruinierten, aber sehr kleinen Korps. Wie er schon durch Graf v. Lehndorf Ew. H. geäußert hat, bittet er auch jetzt Sie dringendst, wenn auch nur auf einige Stunden, herzukommen, mit ihm den Bund zu schließen, mit ihm wegen der Aufrichtung desselben, wegen eines etwa nötigen Aufgebots der Provinz, wegen hundert anderer Sachen zu verabreden, was die wichtigen Augenblicke fordern. Daß Macdonald vernichtet, davon ist immer noch keine Nachricht. Die russischen Korps sind nicht so stark, als sie ausgegeben werden; heute ging das Lewissche Korps hier durch, es sollte 10000 Mann sein, ich habe zählen lassen, es waren nicht viel über $5\frac{1}{2}$ Tausend. Die russische Armee geht nicht geschwinde vor. Über Österreich weiß er nichts Gewisses. Yorck bedarf Ew. H. Mitwirkung für den Augenblick, aber mehr als das bedarf er Ihrer stützenden Kraft. Die Schweiz ruhte auf drei Säulen, und Yorck ist kein Atlas. Die Stimmung des Korps, soweit ich sie schon kenne, ist nicht so, wie man sie wünschen muß, und Yorck hat wohl recht, daß aus dem Vaterlande rückwärts seine Leute ihm nicht folgen würden, und diesen Fall denkt er sich doch als möglich. Er will daher alle Leidenschaft ausschließen und auch für den Fall eines échec einen Ausweg offen lassen. Yorck wünscht vor allen Dingen möglichst genau zu wissen, wieviel russische Truppen Litauen schon passiert oder noch darin

sind, wo Tschitschagoff und wie stark steht, wo Platoff und wie stark — auch von Königsberg hat er keine Nachricht.

„Gestern war es mein Vorsatz, heute ganz zeitig in Gumbinnen zu sein; Yorck wünschte, daß ich hierbleiben und Sie abwarten möchte. ... Kleist geht morgen früh zum Kaiser nach Wilna; ich habe ihm 600 Rtlr. Reisegeld zusammenbringen müssen ... Sie waren gestern schon bei Siehr angemeldet, ich schrieb daher den anliegenden Brief, um ihn gleich bei der Ankunft an Ew. H. abgeben zu lassen. Der Zettel geht mir ganz von Herzen; die Sache ist so groß, Yorcks Tat in unsern Tagen so selten kühn, und es ist Gottes Wille, daß ich an ihn gekommen bin. Jeder Tropfen mehrt das Meer: so erlauben Sie, daß neben Yorck auch ich Sie noch dringend bitte, schleunig herzukommen.

„P. S. Durch Bergmann ist ein aufgefangener sehr merkwürdiger Brief von Napoleon an Bassano an unsern König befördert. Yorck hat den König gebeten, vor allem seine Person zu salvieren."

Der eingelegte Brief lautet:

„Tilsit, 3. Januar morgens.[1]

Ew. H. werden mein Schreiben von gestern aus Szillen p. Est. noch nicht bekommen haben. Im wesentlichen enthielt es nur folgendes: Wittgenstein hatte sein Hauptquartier in Skaisgirren. Macdonald war gestern leider noch nicht abgeschnitten; es sind seit seinem Abzuge aus Tilsit nur zwei immer nicht sehr bedeutende Arrieregardengefechte gewesen, bei Schillupischken und von Skaisgirren ab nach Mehlauken hin; er geht schnell auf Labiau und 6000 Kosaken ihm nach; sein Geschütz ist noch nicht genommen. Wittgenstein scheint ein vortrefflicher Mann, er hat ausgezeichnete Männer um sich; die Truppen von seinem Korps, die ich gesehen habe, sind Mann und Pferd sehr gut im Stande. Dörnberg und andere seiner Offiziere jammern nur darüber, daß er nicht schneller vorgeht. Darüber jammert auch Yorck und hält das Korps für lange nicht 40 000 Mann stark. Yorck ist in großer Furcht, daß Macdonald schon durch sei. — Das Paulucciſche Korps, angeblich 10 000 Mann, kommandiert jetzt General Lewis, der mir

[1] An der teilweise abgerissenen oberen Seite des Blattes steht: „... e il faut, gestern ist er nicht in Spirits gewesen," offenbar: „Yorck ist heute comme il faut," usw.

nicht besonders gefällt, er kommt heute durch Tilse und stellt sich mit der Avantgarde nach Schilupischken, H.-Q. Jurgaitschen.

„Gottlob, daß Sie hier sind! Yorck hat viel auf die Karte gesetzt; er bedarf Stärkung und Salbung von außen; dieser getane Schritt hat seine ganze Kraft in Anspruch genommen. Ich ging gestern gleich zu ihm; aber nicht wie ein Held, der Europa befreit, wie ein Missetäter, der sein Urteil erwartet, sieht er aus — und einige Offizierscanaillen, die ich gesprochen von seinem Korps, sind immer noch französisch gesinnt, nicht für die braven Russen ... Yorck will 15 000 Rtlr., um sein Korps instand zu setzen. Diese unbedeutende Summe wird ja wohl keine Schwierigkeiten machen; auch ich habe ja 2000 Tlr. parat. Dörnberg, der mir ausnehmend gefällt, schilt wütend auf die Deutschen, wenn sie auch jetzt wieder nichts tun sollten. Er will jedem Haus und Hof verbrennen, damit er nicht mehr Kalbsbraten und roten Wein höher schätze, als Unabhängigkeit und Freiheit. Nicht wie bei Bennigsen scheint im Wittgensteinschen Generalstab viel Ordnung zu herrschen; die Offiziere sind gebildet und zehn und hundertmal so bescheiden als im vorigen Krieg; so heißt es jetzt, man habe einen Kurier von Napoleon an Bassano aufgefangen, worin er Bassano schreibt: Preußen wäre ihm an seiner Stelle immer noch zu wichtig, er müsse und werde es vernichten (diese Sage hat Grund), und so meinen die lieben Moskowiter, unser König habe wohl abfallen müssen von dem treulosen Franzosen."

Auf Wittgensteins Wunsch, einen preußischen Kommissarius fortdauernd bei sich zu haben, ging Schulz am 4. Januar diesem nach; im Augenblick der Abreise schrieb er an Schön: „... Wittgenstein soll heute nach Wehlau kommen. Er wünscht dringend Yorck zu sprechen. Yorck ist zum zweiten und dritten Schritt entschlossen; er bedauert, daß Ew. H. erst den 6. hier eintreffen wollen, er hätte gern so vieles mit Ihnen gesprochen und hat so wenig Augenblicke zu verlieren..." Und am Schlusse des Briefes: „Ich glaube, es ist schon viel dadurch verloren, daß Ew. H. nicht schon mit Yorck gesprochen, und Yorck fühlt sich schmerzlich verlassen. Er hat dem Könige seinen Kopf als verwirkt vorgelegt; er ist entschlossen und groß; es ist mir schmerzlich, von ihm zu gehen."

Man sieht in diesen Briefen den heftigen Wechsel der Stimmungen. Yorck schreibt am 4. Januar an Schön: „Das Korps ist von allem ent-

blößt, und ich bedarf schleuniger Mittel, um dasselbe ebenso schleunig zu retablieren. Auf dem Punkt, auf welchem sich gegenwärtig der Staat befindet, würde ich zwar auch nicht das Außerordentliche scheuen, aber ich wünsche das Ordentliche so lange als möglich seinen Gang gehen zu lassen, oder deutlicher, ich wünsche so lange, als nur irgend möglich, alles durch die Behörden des Landes betreiben zu lassen. Ew. H. beschwöre ich daher, womöglich schon morgen hierherzukommen, übermorgen bin ich vielleicht schon auf dem Marsch nach Königsberg; ich beschwöre Sie als Freund und als Patriot, nicht zu zögern, denn die verlorene Zeit ist nicht wiederzugewinnen. Aber bringen Sie auch, so viel als Sie nur können, die Mittel, die zum Zwecke und zum wahren Wohl des Vaterlandes und des Königs führen. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Preußen seine nötige Unabhängigkeit wieder erlangen kann."

Nach dem Wortlaut der Konvention war der äußerste Punkt des dem Yorckschen Korps bestimmten neutralen Gebietes Labiau; in einem Schreiben an Wittgenstein vom 2. Januar äußerte Yorck nur erst noch den brennenden Wunsch, bald durch Befehle seines Herrn autorisiert zu sein, seine Streitkräfte mit denen Wittgensteins zu vereinen und mit ihnen für dieselbe Sache zu kämpfen; alle seine Sorge sei dahin gewandt, sich darauf zu rüsten, indem er nicht zweifle, daß der König die Partei ergreifen werde, die ebenso seinen Interessen wie seinen persönlichen Empfindungen entspreche."

Und bereits am 4. Januar denkt Yorck daran, trotz der Konvention und bevor des Königs Entscheidung eintreffen kann, gen Königsberg zu gehen? Was bestimmt ihn, „den zweiten Schritt" zu beschleunigen? Die nächsten wichtigen Resultate, die Yorck von dem Vordringen der Russen erwartet hatte, waren nicht erreicht worden.

Macdonald war am 31. Dezember mit dem Rest seines Korps, 16 Bataillone, die noch je 3—400 Mann stark waren, und zwei reitenden Batterien, mittags aus Tilsit aufgebrochen. Das Wittgensteinsche Korps sollte nach den erwähnten Dispositionen schon am 30. Dezember Schillupischken erreicht haben; statt dessen hatte am 30. die Avantgarde unter General Schepeleff erst Sommerau erreicht, das Gros stand einen Marsch rückwärts in Gerskullen. Wäre auch nur am Morgen des 31. auch nur die russische Avantgarde von Sommerau nach

Schillupischken gegangen — nur eine Meile Wegs, so fing sie den erst in der Dunkelheit in den Paß dort kommenden Feind auf, und er war rettungslos verloren. Angeblich infolge einer Namensverwechselung war General Schepeleff von Sommerau am Morgen des 31. nicht nach Schillupischken, sondern nach Spillen gerückt, das eine Meile vorwärts von Sommerau in der Richtung auf Insterburg liegt. Ungehindert zog Macdonald seiner Straße, nur seine Nachhut wurde von russischen Streifparteien belästigt. Am Neujahrstage folgten die Russen auf der tags zuvor verfehlten großen Landstraße; wieder erreichten sie bei Skaisgirren und Mehlauken nur die Nachhut Macdonalds. Dann überließ Wittgenstein seiner Avantgarde und den Kolonnen des Generals Berg, verstärkt durch den größeren Teil der Kosaken des Korps, die unmittelbare Verfolgung über Labiau und Königsberg; er selbst ging mit den übrigen Truppen — den Korps von Kutusoff und Steinheil — über Mehlauken und Wehlau nach Friedland, um, wie er in einem Schreiben an Yorck sagt, seine weitern Bewegungen erst dort, wo er am 5. Jan. zu sein gedenke, nach den Umständen zu bestimmen.[1]

Allerdings sonderbar, daß General Schepeleff, dem, wenn auch nicht 6000 Kosaken, doch wenigstens 2000 Mann Kavallerie zur Verfügung standen, einen Feind, der auch nicht eine Schwadron hatte, nicht zu überholen vermochte. Wenigstens eingeholt wurde die feindliche Kolonne am 2. Jan. nachmittags. Aber Macdonald hatte bereits die sehr gedeckte Stellung bei Labiau hinter der Deine besetzt; er hatte Zeit gehabt, an der Brücke der Vorstadt eine Verschanzung aufzuwerfen, hatte sie mit seinen polnischen Geschützen besetzt. Es konnte nur noch seine Absicht sein, die Verfolgenden möglichst aufzuhalten, um einigen Vorsprung zu gewinnen. Er hatte noch sechs Meilen bis Königsberg; auf dem halben Wege bei Caymen stießen 3000 Mann frische Truppen aus Königsberg zu ihm; so verstärkt, warf er die Verfolger weit genug, um Zeit zum ungestörten Marsch nach Königsberg, zur Räumung der Stadt zu gewinnen.

— In Königsberg war die Nachricht von der Konvention am 1. Januar um Mittag gekommen. Schleunigst ließ General Bülow, was

[1] Schreiben aus Skaisgirren 2. Jan. 1813.

von preußischen Truppen, Rekruten, Depots, Kriegsmaterialien in der Stadt war, aufbrechen; am 2. Jan. war er mit allem hinweg, auf Seitenstraßen in Marsch nach Graudenz.
Von Truppen der großen Armee befanden sich in und um Königsberg außer Tausenden, die ohne Waffen, dienstunfähig oder in Lazaretten waren, etwa 5000 Mann in der Stadt, etwa 8000 Mann zwei Meilen entfernt in Tapiau am Pregel. Auf jene Nachricht waren sogleich alle Vorbereitungen zum Abzuge getroffen worden, noch desselben Abends in aller Stille die erste Kolonne auf der Straße nach Elbing abgezogen. Andere folgten in den folgenden Nächten. Auch die von Tapiau, so viele ihrer nicht zur Aufnahme des zehnten Korps nach Caymen marschiert waren, entfernten sich. Zwischendurch Tag und Nacht die langen Züge von Traineurs, von Wagen mit Kranken, von Dienstwagen usw. Die Stadt war bereits so gut wie geräumt, als am 3. abends Macdonald, seinem Korps voraus, anlangte.
Andern Tages von Vormittag an folgten die Reste des zehnten Korps, Macdonald und Ney empfingen sie am Königstor, führten sie möglichst stille durch die Stadt. Um Mitternacht zogen die letzten Truppen Napoleons zum Brandenburger Tore hinaus, während am entgegengesetzten Ende schon Kosaken, von berittenen Fleischern Königsbergs geführt, einrückten.
Königsberg war befreit. Ein uns vorliegendes Tagebuch sagt lakonisch: „5. Januar. Jubel. Russische Plünderungsszenen." Dem momentanen Unfug ward schnell und energisch gewehrt; die meisten russischen Truppen zogen rasch hindurch, den Franzosen nach.

— Das Nächste und Wichtigste, was Yorck von Wittgenstein erwartet hatte, war gründlich mißlungen. Hätte man Macdonald, wie man gekonnt, abgeschnitten, so wäre jener Rest französischer Truppen bei Königsberg und Tapiau niedergerannt worden; Danzig war von Truppen völlig entblößt, man hätte es sozusagen mit einem Kosakenhurra nehmen können; dann hielt sich auch Thorn nicht länger, dann waren Stettin und Küstrin und das dürftige Reservekorps Augereaus in der Mark die nächsten Stützpunkte der allgemeinen Flucht. Die unselige Versäumnis der letzten Tage hatte das alles zuschanden gemacht. Jetzt hatte der Feind wieder eine gesammelte Macht von

20 000 Mann, den Weg gen Elbing zu sperren. Es war vorauszusehen, daß Wittgenstein, dessen ganzes Korps wahrscheinlich nicht viel stärker war, wennschon er es auf mehr als 60 000 Mann angab, nichts Wesentliches mehr erreichen werde. Freilich ließ Wittgenstein am 6. Januar an Yorck melden: „Das Macdonaldsche Korps, das schon 1200 Mann und drei Kanonen verloren, retiriere nicht auf Pillau, sondern auf Danzig, und er sende bereits von Wehlau aus zwei starke Detachements, eins auf Elbing, ein anderes auf Marienburg voraus, um den Rest des Korps gänzlich abzuschneiden." Dinge, an die man im russischen Hauptquartier selbst am wenigsten glauben mochte. Das Nachhutgefecht bei Brandenburg, einen Marsch jenseits Königsberg, bedeutete nichts; der Versuch Tschernitscheffs, mit einem Teil des Kosakenkorps von Platoff auf der Straße von Wehlau gen Elbing voreilend den Feind zu überholen, führte zu einem Gefecht bei Braunsberg (8. Januar), in dem die Russen den kürzeren zogen. Das endlich befohlene Vorrücken der sogenannten dritten Kolonne unter Admiral Tschitschagoff von angeblich 15 000 Mann — es konnte am 3. Januar ganz in Gumbinnen einquartiert werden — kam zu spät, um den langsamen Abzug der Franzosen stören zu können.

Der Rückzug zur Weichsel konnte dem Feinde nicht mehr streitig gemacht werden. Dort hatte er Danzig; ein Teil jener 20 000 Mann genügte, Danzig gegen einen Überfall zu sichern; die Retireurs konnten sich dorthin wenden, sich ausruhen, die Besatzung vollzählig machen; dann war die Festung stark genug, das ganze Wittgensteinsche Armeekorps zu fesseln. Und noch war auch Pillau in der Flanke von Königsberg in der Gewalt der Franzosen.

Yorck war noch nicht in Tilsit. Er hatte am 4. Januar General Kleist zum Kaiser nach Wilna gesandt, allerdings nicht bloß, um ihn zu begrüßen. An demselben Tage empfing er aus Memel ein Schreiben des dort von Paulucci eingesetzten Kommandanten, Obrist Ekesparre, in welchem derselbe bedauert, den Truppen, die Yorck in Gemäßheit der Konvention nach Memel zu verlegen wünsche, den Eintritt in diese von den Russen genommene Stadt nicht gewähren zu können. Yorck erfuhr zugleich, daß ein Teil des dem Korps zugehörenden Fuhrwesens, das über Memel dirigiert worden war, namentlich 80 Pferde der Feldbäckerei, vollkommen gegen den Wortlaut der Konvention,

dort als Beute festgenommen und bereits auf dem Transport nach Riga sei. Während sich so hier eine Reihe sehr unangenehmer Verwickelungen entspann, war es dank der zugleich schlaffen und ungeschickten Verfolgung den Franzosen möglich geworden, sich in solcher Stärke zu sammeln, daß sie Wittgenstein die Spitze bieten konnten. Was dann, wenn er zurückgeworfen wurde?

Um keinen Preis durfte es dahin kommen. In einem Schreiben Yorcks an Bülow spricht sich seine Auffassung der Sachlage klar aus; leider liegt es uns nur im Auszuge vor. Yorck hatte auf eine erste Mitteilung an Bülow vom 1. Januar noch keine Antwort. Jetzt am 5. Januar äußert er: „Er bedauere, keine Nachrichten von Bülow empfangen zu haben und über dessen Absichten und Kräfte in Zweifel zu sein; diese Kunde sei ihm zu wichtig, um nicht nähere Auskunft über den Inhalt seines Schreibens vom 1. d. M. zu wünschen. Königsberg sei geräumt; er lasse eine starke Rekognoszierung gegen Labiau vorgehen und beabsichtige die Hauptstadt zu besetzen, auch das ganze Korps dort zu vereinigen, um mehr bei der Hand zu sein. Bülow vermute er bei Graudenz, wenigstens wünsche er nach der Besetzung von Königsberg, die Verbindung mit ihm hergestellt zu sehen. Er glaube, daß Wittgenstein, obschon die Besatzung von Riga zu ihm gestoßen, doch nicht mehr sehr stark sei. Es wäre möglich, daß derselbe bei seinen Operationen gegen die untere Weichsel eine Schlappe erleide. Er untersucht die Frage, was er in diesem Falle zu tun haben werde, wenn ihm dann noch keine Befehle des Königs zugegangen seien. Er erwägt, ob das mögliche Zurückwerfen der Russen aus Preußen nicht so ungünstig auf die Stimmung der übrigen Provinzen wirken möchte, daß man alles aufbieten müsse, um dasselbe zu verhindern — ob eine solche Lage der Dinge nicht erfordern möchte, auch noch einen zweiten Schritt zu tun. Man habe den ersten Schritt getan, man sei auch entschlossen, den zweiten zu tun, wenn die persönliche Lage und Zustimmung des Königs ihn erlaube; jetzt oder nie sei der Zeitpunkt zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit des preußischen Staates. Ein vereintes Wirken sei gegenwärtig, in dem so hochwichtigen Augenblick, eine große Hauptsache: sollte etwas über Marienburg oder Marienwerder vordringen, so käme es darauf an, vereint eine Stellung zu nehmen, um das rückliegende Preußen zu decken." Mit dieser Bot-

schaft sandte Yorck den Rittmeister v. Auer von den schwarzen Husaren, Bülows Schwager, dem er zu weiterer mündlicher Erläuterung die vollständige Übersicht seiner Lage sowie der weiter beabsichtigten Schritte gab.

Am 7. Januar ließ Yorck Obrist Below mit den sieben Bataillons seiner Brigade, den schwarzen Husaren und Treskows Dragonern nach Labiau aufbrechen, das am 9. erreicht ward. Er selbst verließ am 8. Januar Tilsit. Er hatte zuvor die gewünschte Zusammenkunft mit Schön.

Yorck kannte Schön genug, um zu wissen, daß, wenn irgend dem getanen Schritt Wirkung und Erfolg gesichert werden sollte, sein Rat und Beistand, seine Entschlossenheit, das Gewicht, das sein Name in der Provinz hatte, nicht zu entbehren sei.

Yorck hatte bereits 1811 mit ihm Maßnahmen besprochen, deren Ausführung jetzt unzweifelhaft eintreten mußte.

Wenn irgendeiner, erkannte Schön die Bedeutung des von Yorck gegebenen Anstoßes, aber auch die Gefahr, die in demselben, plötzlich und fast zufällig, wie er gekommen war, lag. Es war nicht bloß bedenklich, wie man in Berlin schnell genug zu einer andern Position gelangen werde, nicht bloß schwierig, der Stimmung der Provinz einen raschen und praktisch wirksamen Ausdruck zu geben. Die Berichte, die aus Tilsit kamen, schienen zu zeigen, in welchen Schwankungen Yorck selbst sei; ihn auf der Höhe seines eigenen Entschlusses zu halten, mochte, wie Schön seinen Charakter auffaßte, das nächst Dringende sein. Schön schrieb ihm am 4. Januar: „Von Berlin schreibt man mir, der König ist dezidiert, und es werden nur noch Formalitäten wegen Augereau berichtigt. So wäre ja alles in hoher Harmonie, wie der Drang der Umstände (des Fatum) auch geben muß. Ew. Exz. haben das Schicksal beim Schopf genommen, wie jeder große Mann muß. Gott segne Sie. Schelten Sie nicht, daß ich noch nicht bei Ihnen bin. Es ist im Gegenteil gut, daß Graf Brandenburg und Thile mich hier finden. Der König wird die Handlung gerechter und ohne Schein von Vorurteil nun einsehen ... Minister Stein, der mir wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaisers schreibt, macht es mir zur Pflicht, zur Erhaltung der Ordnung beizutragen und nichts dabei zu unterlassen. Das hat auf die Stimmung Einfluß" usw. Am Abend

des 6. Januar kam Schön nach Tilsit. „Er fand Yorck in Absicht der geschlossenen Konvention getrost ... aber in Absicht der Verfolgung der Franzosen von seiten des Wittgensteinschen Korps war er sehr bedenklich; er wollte gern bis Königsberg vorgehen, aber er konnte es damals noch nicht wagen. Schön und Yorck verabredeten, was demnächst als Folge der Konvention in Beziehung auf das Land zu tun sei; sie waren einig, daß man einzelne Aufstände nicht fördern, die Sache nur im Ganzen aufnehmen müsse."

— Inzwischen war Graf Wittgenstein nach Königsberg gegangen. Die Befreiung der Hauptstadt war in der ganzen Provinz als die entscheidende Tatsache begrüßt; nun erst jubelte man den Russen als Befreiern, ihrem Feldherrn als siegreichen Helden entgegen. In Wehlau, wohin er am 5. Januar kam, ward ihm ein Ball gegeben, die Stadt erleuchtet usw. Sein Weg hätte über Friedland auf Elbing geführt; aber eine Deputation der Königsberger erschien in Wehlau, ihn feierlichst zu begrüßen, ihn zum Besuch in die Hauptstadt einzuladen. Er folgte der Einladung; am 6. Januar, Mittwoch, fuhr er durch die erleuchteten, von der jubelnden Menge gefüllten Straßen in das königliche Schloß, wo für ihn Zimmer zugerichtet waren; dort empfingen ihn die höchsten Autoritäten der Stadt und des Landes. Nach kurzer Audienz begab er sich in das festlich geschmückte Schauspielhaus; dort ward er in die Königsloge geführt, mit nicht endenden Vivats begrüßt, denen erwidernd er auf den König ein Hoch ausbrachte. Nach beendetem Theater ging es zum Ballhause; die Pferde seines Wagens wurden ausgespannt, Bürger zogen ihn unter dem Geleit von hundert Fackeln die Straßen entlang. Andere Feste folgten den Donnerstag, am Freitag war große Vorstellung im deutschen Hause, darauf Ball.[1]

Desselben Freitags abends, spät und unbemerkt, kam Yorck, von 50 Husaren begleitet, nach Königsberg.

Er hatte an Auerswald, den Präsidenten der Provinz Ostpreußen,

[1] Diese Notizen sind einem Briefe entnommen, der mitteilt, was ein aus Königsberg nach Tilsit gehender Kurier erzählt hat. Das Wagenziehen wird von jemand, der damals in Königsberg war, in Zweifel gezogen, auch bemerkt, daß der Ball im deutschen Hause auf Graf Siewers' Verlangen gegeben sei.

von Tilsit aus dessen Sohn Rudolph, der Offizier bei den schwarzen Husaren war, „mit mündlichen Aufträgen" vorausgesandt. Er fand ihn mit dem bisher Geschehenen völlig einverstanden; Nachrichten aus Berlin hatte auch Auerswald nicht; über Bülows glücklichen Abmarsch konnte er das Nähere mitteilen; über die später eingetroffenen Krümper und Beurlaubte befragt, gab er an, daß sie von den Russen auseinandergetrieben seien. Auch auf die immer weiter gehenden Übergriffe der russischen Okkupation von Memel wird das Gespräch gekommen sein. Im Verlauf der Unterredung — ob infolge eingehender Erörterung und Verabredung, ist nicht zu ersehen — hat sich Yorck dahin ausgesprochen, daß er den Übergang der Russen über die Oder erwarten wolle.

Dann folgte die Konferenz zwischen Wittgenstein und Yorck. Yorck hatte bereits von Tilsit aus (etwa am 5. Jan.) an Wittgenstein die Erklärung geben lassen, daß er gesonnen sei, im Fall der Not loszuschlagen. Wenn Seydlitz in seinem Tagebuch den Ausdruck gebraucht hat, „daß Yorck sich mit dem die großen Ansichten seines Kaisers völlig erfassenden General Wittgenstein leicht verständigt habe," so würde man darin kaum die Andeutung einer Differenz erkennen, wäre dieselbe nicht anderweitig sehr bestimmt bezeugt. Wittgenstein, so erzählt ein Wohlunterrichteter, wenn auch nicht ausschließlich von dieser Konferenz, Wittgenstein hatte, um sich zu verstärken, mit dem Schein einer Superiorität den General Yorck bald nach abgeschlossenem Waffenstillstand aufgefordert, das preußische Korps gegen die Weichsel vorrücken zu lassen; da dies von Yorck nicht ohne Empfindlichkeit abgelehnt wurde, so versuchte er durch Bitten den preußischen Feldherrn zu vermögen, von der Bedingung der Konvention, bei Tilsit und Memel bis zur Entscheidung des Königs stehen zu bleiben, keinen Gebrauch zu machen, und gestand, daß er selbst vereinigt mit Tschitschagoff sich nicht getraue, die Weichsel gegen die Franzosen zu behaupten." Es ist kein Zweifel, daß eben in dieser Konferenz, der ersten, die beide Generale hatten, die erwähnten Empfindlichkeiten und Bekenntnisse vorkamen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Yorck auf die unzweifelhaft nahe Ankunft der Befehle aus Berlin verwies, bis dahin sich weiterer entscheidender Schritte, den Fall äußerster Not ausgenommen, enthalten zu wollen erklärte; möglich, daß er, da das ihm kon-

ventionsmäßig zustehende Memel noch von Russen besetzt sei, als eine Art Ersatz dafür Königsberg zu bezeichnen vorschlug. Wenigstens wurde sofort Treskows Dragonerregiment herangezogen, dem dann nach und nach die ganze Brigade Belows folgte, um Königsberg und die Umgegend zu besetzen.

Wittgenstein verließ am Tage nach diesen Besprechungen Königsberg, um seinen Truppen zu folgen.

Yorck blieb. Das Gerücht von seiner Ankunft hatte sich bald verbreitet. Schon am Tage nach seiner Ankunft ward ihm eine Feier eigentümlicher Art.

Am Abend des 9. Januar zogen die Studenten der Albertina vom Dom aus am Schloß vorüber nach dem Eingang der Landhofmeisterstraße, in altstudentischer Feierlichkeit dem General Yorck ein Hoch zu bringen. Hans Auerswald war der Sprecher, derselbe, den 1848 in Frankfurt Bubenhände ermordet haben.

Diesem starken und in die Stimmungen mächtig einschlagenden Ausbruch dessen, was die Herzen der preußischen Jugend bewegte — und Yorck würdigte dessen Bedeutung wohl — folgte eine desto schmerzlichere Enttäuschung.

Am 10. Januar kamen Nachrichten aus Berlin. — Die Konvention war verworfen.

Wenigstens den äußeren Verlauf dieser Angelegenheit müssen wir hier erwähnen, um so mehr, da die traditionelle Darstellung desselben unrichtig ist.

Die ersten völlig aufklärenden Nachrichten über die Lage der Kriegsverhältnisse hatte Major Hiller, der am 26. Dez. in Berlin eintraf, gebracht. Anfangs Dezember vom Korps — er war Yorcks Adjutant — abberufen, um den Befehl in der Festung Spandau zu übernehmen, war er nach Yorcks Weisung nicht in der Richtung, die sein Paß vorzeichnete, sondern über Dünaburg und Kowno nach Königsberg gegangen und von dort mit den erwähnten weitern Aufträgen nach Berlin geeilt. Seit den Weihnachtstagen war man somit über die militärischen Verhältnisse so weit orientiert, um zu erkennen, um was es sich jetzt handle.

Graf Henkel, der am 26. Dezember mit der ersten Meldung, die auf den nahen Abschluß der Konvention vorbereiten sollte, abgeschickt wor-

den, traf am 2. Januar mittags in Potsdam ein. „Wie sehr der König," schreibt er in seinen Erinnerungen, „durch meine Nachrichten überrascht wurde, läßt sich denken." Noch desselben Abends sandte ihn der König nach Berlin an den Staatskanzler, um demselben Bericht zu erstatten, mit der weiteren Weisung, dann völlig zurückgezogen in Charlottenburg zu bleiben. Er schrieb, wie er versprochen, an Yorck: „Militärs haben zwar geahndet, daß es dem Korps schwer werden würde durchzukommen und die peinliche Lage gefühlt, in der Ew. Erz. sich befanden. Von dem allen, was beim Korps vermutet wurde, habe ich hier aber noch nichts wahrgenommen. Nur die höchste Behutsamkeit und Vermeidung aller weitern Schritte, bis sich die Begebenheiten weiter entwickeln, wird deshalb den König von einer unfehlbaren Verlegenheit retten können." So die Eindrücke, die Graf Henkel in Berlin und Potsdam empfing.

Mit der Nachricht vom Abschluß der Konvention und mit deren Ausfertigung hatte Yorck am 30. Dezember abends den Major Thile abgesandt. Der Umweg über Gumbinnen, den Thile nehmen mußte, machte es möglich, daß der von Macdonald abgesandte Adjutant vor ihm schon am 4. Januar abends in Berlin ankam; derselbe brachte die Konvention, die Schreiben von Yorck und Massenbach an Macdonald, ein Begleitschreiben des letzteren an den Prinzen von Neufchatel, in dem es von Yorcks Brief hieß, „er erlaube sich keine Bemerkung über denselben, da er die Indignation jedes Mannes von Ehre erwecken werde."

Graf St. Marsan empfing diese Depeschen, als er mit dem Staatskanzler, dem Fürsten Hatzfeld und dem Grafen Narbonne bei dem Marschall Augereau zum Souper war. „Der Baron von Hardenberg," schreibt St. Marsan an den Minister des Auswärtigen, „schien indigniert; er begab sich sogleich zum Könige, der soeben nach Berlin gekommen war."

Nachdem Hardenberg den König gesprochen, kam er — noch vor Mitternacht — zu St. Marsan. Der König — wenigstens erzählte so Hardenberg den französischen Herren — habe auf diese Nachricht ausgerufen: da möchte einen ja der Schlag rühren; er habe beschlossen, den General Yorck abzusetzen, ihn arretieren zu lassen, das Kommando dem General Kleist zu übergeben, die Truppen zurückzuberufen usw.,

er wolle seinen Flügeladjutant, Major v. Natzmer, sofort mit diesen Befehlen absenden.

Am andern Morgen, den 5. Januar mit Tagesanbruch, kam Major Thile an, fuhr sogleich beim Palais des Königs vor. Er fand bereits Major v. Natzmer im Vorzimmer. Er überreichte dem Könige seine Depeschen; er hatte auf der Reise Graf Wittgenstein und Präsident Schön gesprochen, er konnte manches zur Erläuterung der Verhältnisse hinzufügen. Der König schien nicht unzufrieden damit, daß Yorck ein nutzloses Aufopfern der Truppen vermieden habe; aber er war es desto mehr mit der Form, in der derselbe seine Handlungsweise gegen Macdonald zu rechtfertigen suchte, „indem sie gewissermaßen einen politischen Charakter trage, durch den das Gouvernement in seiner augenblicklich wehrlosen Lage kompromittiert werde."

Am Abend desselben Tages (5. Januar), nachdem zwischen St. Marsan und Hardenberg die zu ergreifenden Maßnahmen diplomatisch festgestellt waren, reiste Natzmer ab. Er erhielt ein Schreiben des Königs an den König von Neapel, in dem es unter andern hieß: „Jener Schritt Yorcks habe ebensosehr sein Erstaunen wie seine Indignation erregt; Major Natzmer überbringe an den General Kleist den Befehl, sofort das Kommando des Korps zu übernehmen, Yorck abzusetzen und zu arretieren; er, der König, brauche nicht hinzuzufügen, daß er der Konvention seine Ratifikation verweigere. Was die über die Truppen zu treffenden Anordnungen betreffe, so ständen dieselben nach dem Allianzvertrage dem Kaiser und jetzt dem Könige von Neapel, als Stellvertreter des Kaisers, zu; des Königs von Neapel Majestät wolle deshalb den General Kleist mit seinen Befehlen versehen und dieselben dem Major v. Natzmer bezeichnen."

Natzmer traf am 9. Januar morgens in Elbing ein, ward von Murat, Berthier, Daru und Mortier sehr freundlich empfangen. Nach den nötigen Besprechungen mit den französischen Gewalthabern ging er, desselben Abends noch, von einem Adjutanten Murats begleitet nach dem Dorf Neukirch, dem Hauptquartier Macdonalds, der die Arrieregarde hatte. Er fand ihn in sehr gereizter Stimmung; da es nicht Kriegsgebrauch ist, im Finstern Parlamentäre gegen den Feind zu schicken, so mußte Natzmer die Nacht über bei dem Marschall in einer Bauernstube bleiben. Am andern Morgen marschierte Macdonald ab,

und Natzmer suchte sich die russischen Vorposten. Er fand General Tschaplitz in Frauenburg, der sofort auf seinen Wunsch einen Offizier kommandierte, ihn nach Heilsberg zum kommandierenden General zu begleiten. Zum Grafen Wittgenstein geführt, bat Natzmer um die Erlaubnis, sich zu Yorck begeben zu dürfen; als er auf die Frage nach seinen Aufträgen erklärte, daß er den Befehl habe, Yorck des Kommandos zu entsetzen und dasselbe an General Kleist zu übergeben, versagte Graf Wittgenstein die Erlaubnis zur Weiterreise. Er fügte die Frage hinzu, ob Major v. Natzmer sonst noch etwas auszurichten habe; „er habe, war die Antwort, ein Schreiben seines Königs an den Kaiser Alexander zu überbringen." Dazu gestattete Graf Wittgenstein die Weiterreise natürlich sehr gern; er ließ sofort einen Schlitten vorfahren, in den Major Natzmer mit einem russischen Offizier einstieg und von dannen fuhr. So erzählt Clausewitz. Den richtigen Verlauf der Sache können wir erst später mitteilen.

An demselben Abend des 5. Januar sollte Kapitän v. Schack aus Berlin abreisen, um auf seinen Posten zurückzukehren. Er fuhr mit Natzmer zusammen bis Graudenz; er hatte nur von dem Teil der Sendung desselben Kenntnis, die offiziell bekannt werden sollte; von dessen Aufträgen an den russischen Kaiser wußte er nichts. Am 10. Januar traf Schack, wohl vor Natzmer, in Heilsberg ein, sprach Graf Wittgenstein, erhielt die Erlaubnis zur Weiterreise nach Königsberg.

— In Königsberg hatte man, wie erwähnt worden, an eben diesem Tage von den Entscheidungen in Berlin Kunde erhalten. Unter dem 10. Januar hat Auerswald in seinem Tagebuch bemerkt: „Berliner Posten kamen wieder an, Yorcks Konvention ist nicht genehmigt. Flügeladjutant v. Natzmer soll ihn und Massenbach arretieren, wird aber von den Russen nicht durchgelassen." So mochte man aus Berliner Privatbriefen und durch Meldungen von Frauenburg her erfahren.

Am wenigsten diese Wendung der Dinge wird Yorck erwartet haben. Um so erschütternder traf sie ihn. Nicht militärisch, nur politisch war, was er getan, zu rechtfertigen. Mit 14 000 Mann Preußen hatte er kapituliert, während Macdonald mit halb so starker Macht — Bayern, Westfälingern, Polen — ohne große Mühe das ganze Korps Wittgen-

steins hatte passieren können. Hatte der König die Konvention verworfen, so war, was Yorck getan, gebrandmarkt als Feigheit und Infamie, so war alles verloren, auch die Ehre, seine, seines Korps, die letzte Waffenehre Preußens. Und nun mußte, nach eben dieser unglücklichen Konvention, die Rückkehr des Korps erfolgen: dann zwei Monate schimpflicher Waffenruhe hinter der französischen Linie; er selbst als Arrestant im französischen Hauptquartier abgeliefert, im günstigsten Fall zum Transport nach Berlin!

Oder waren diese ersten Nachrichten übertrieben, unrichtig, deutbar? Wollte man, wie Graf Henkels Schreiben vermuten ließ, in Berlin nur Zeit gewinnen? Am folgenden Vormittag kam Schack an; allerdings ohne Duplikate der Depeschen, die Natzmer zu überbringen erhalten, ohne ausdrückliche Befehle, die Verwerfung der Konvention, die Absetzung Yorcks, den Rückmarsch des Korps betreffend. Aber was er in des Königs Vorzimmer zu Berlin gesehen und gehört, was er von Natzmer selbst erfahren, bestätigte nur zu sehr die Richtigkeit aller jener Nachrichten. Daß Krusemark und Beguelin schleunigst gen Paris gesandt seien, daß Fürst Hatzfeld ihnen folgen solle, schloß allen Zweifel aus. Der König, was auch seine Herzensmeinung sein mochte, war unter der zwingenden Gewalt der Feinde.

Schon begann man in der Stadt von schlechten Nachrichten aus Berlin zu flüstern.

An demselben Montag, 11. Januar, kam General Kleist von seiner Sendung zurück. Er hatte die ehrenvollste Aufnahme gefunden; der Kaiser hatte 500 000 Rubel bar gegen Yorcks Quittung zu den Bedürfnissen des Korps zu zahlen versprochen und nur gewünscht, daß Yorck inaktiv bis zu weiterer Bestimmung des Königs der russischen Armee folgen möge. Großfürst Constantin, der krank im Bette gelegen, hatte Kleist mit den Worten empfangen: „Kleist, Freund oder Feind?" ihn dann umarmt und geküßt; er hatte mitgeteilt, daß auch die Tiroler in Bewegung seien, daß ein Agent von ihnen in Wilna sei, um Unterstützung zu bitten. Auch ein schwedischer Offizier war im Hauptquartier, „um ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen." An Yorck brachte Kleist die schmeichelhaftesten Äußerungen des Kaisers, des Großfürsten, des Feldmarschalls Kutusoff; ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König übergab Kleist an Yorck zu schleu-

niger Beförderung. Noch denselben Abend war Schack mit demselben zurück nach Berlin gesandt.

Aber was ward durch die Erbietungen des Kaisers anders? Yorck konnte sich über seine Lage nicht täuschen. „Das Korps," äußerte er, „wird mir nicht mehr gehorchen; ich werde einen schimpflichen Tod erleiden." Allerdings war Obrist Below, der mit seiner Brigade bereits in Königsberg und Tapiau war, bedenklich, nahm Anstand, von Yorck weiter Befehle anzunehmen. Yorck forderte Kleist auf, das Kommando zu übernehmen. Kleist weigerte sich dessen, da er wenigstens ebenso strafbar als Yorck sei. Und als Yorck erklärte, er werde die Truppen aufmarschieren lassen und vor der Front das Kommando ihm übergeben, erwiderte Kleist: er werde es auch dann refüsieren, und niemand im Korps werde sich finden, der es übernehme.

So entschloß sich Yorck — ein ernster und schwerer Entschluß — den Befehl des Königs zu ignorieren. Noch konnte er sagen, daß er von einem solchen nur gerüchtsweise wisse.

Zur guten Stunde kam endlich Antwort von Bülow. Auerswalds Tagebuch sagt am 12. Januar: „Bülow schließt sich an Yorck an." Es war Rittmeister v. Auer, der diese Antwort auf Yorcks Schreiben vom 5. Januar brachte; er hatte Bülow an dem Tage verlassen, wo er seinem Korps auf das linke Weichselufer nach Neuenburg folgte. Yorck unterrichtete Auer vollständig über die Lage der Verhältnisse, über seine weiteren Absichten; er sandte ihn sofort (13. Januar) zurück und gab ihm folgendes Schreiben an Bülow mit:

„Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demütig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg; wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohltaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen freimachen. Ich werde in kurzem mit 50 000 Mann

bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: hier, Sire, ist Ihre Armee, und hier ist mein alter Kopf; — dem König will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich Yorck nicht richten und verurteilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten.

„Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; sie als ein Geschenk annehmen und erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben.

„Handeln Sie, General, es ist absolut notwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Korps aufgelöst und die Provinz in Insurrektion. Wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen.

Königsberg, 13. Januar 1813.

Yorck."

Allerdings standen die Sachen sehr schlimm. Daß der König die mit der Konvention eingeleitete Wendung nicht sofort ergriff oder ergreifen konnte, brachte Schwankungen und Stockungen, deren Erfolg gar nicht zu berechnen war.

So beherrschte die von Stein vertretene Ansicht die russische Politik bei weitem nicht, daß nicht andern Absichten auch ihr Einfluß gelassen wäre. Und Stein war gerade in diesen wichtigen Tagen nicht in der Nähe des Kaisers; er verließ erst am 5. Januar Petersburg, traf erst am 16. im Hauptquartier ein. So gewiß Stein von großen europäischen Gesichtspunkten aus und für dieselben den Kaiser zu bestimmen gesucht hatte, so natürlich war es, daß man russischerseits schließlich auch diese von russischem Interesse aus auffaßte und deutete. War Steins Ansicht, daß man zum Kampfe für die gute Sache die Völker aufrufen, die Heere zu sich hinüberziehen, die Fürsten nötigenfalls zwingen müsse, so mochte die russische Ansicht in der nächsten Anwen-

dung dieser Prinzipien auf Preußen, wie sie auch ausfiel, immerhin ihren Vorteil ersehen.

Es ist sehr wohl erkennbar, wie in diesem Geiste die russischen Operationen eingeleitet und geleitet wurden. Nur mit Mühe erhielt Wittgenstein die Erlaubnis, über den Niemen, nach Königsberg, bis an die Weichsel zu gehen. Am 12. bis 14. Januar erreichte sein Korps Elbing; es war Admiral Tschitschagoff ebendahin vorgerückt, übernahm dann als älterer General den Oberbefehl — und sofort stand alles an der Weichsel still. Wohl mochte Yorck an Bülow schreiben, er wolle nach der Oder und Elbe ziehen, dem Könige die Möglichkeit eines freien Entschlusses zu schaffen — Wittgenstein hatte „gemessene Order", vor der Entscheidung des Königs keine Bewegung über die Weichsel hinaus machen zu lassen.

Am schärfsten spricht sich diese angedeutete Tendenz in dem gegen Memel innegehaltenen Verfahren aus. Statt Einleitung diene uns der Bericht, den Marquis Paulucci am 8. Januar an den Kaiser sandte: er spricht von der durch General Diebitsch abgeschlossenen Konvention. „Yorck habe als gescheuter Mann sich des Eifers zunutze gemacht, den Diebitsch gezeigt habe, den Ruhm des Abschlusses dieser Konvention für sich zu gewinnen; eigentlich sei die Weichsel Rußlands Grenze, indes fordere die Klugheit für alle Fälle, die noch eintreten könnten, sich auf eine weniger vorteilhafte vorzubereiten. Nach diesem Grundsatze habe er geglaubt, durch die Anordnungen, die er getroffen, es mit Memel allmählich einleiten zu müssen, daß es Teil der russischen Grenze werde, natürlich ohne dem preußischen Hof geradezu Ärgernis zu geben, der bis dahin diese Okkupation und das dabei innegehaltene Verfahren für nichts anders als für eine rein militärische Maßregel ansehen könne."

In diesem Sinne war das Verfahren in Memel. „Die Stadt und ihr Gebiet wird provisorisch im Namen des Kaisers aller Reußen verwaltet," schrieb Paulucci am 4. Januar vor seiner Rückreise in sein Gouvernement an Yorck. Er ließ den Obristen Eksparre als Kommandanten, den Herrn v. Foelkersahm als Intendanten zurück. Die Herren begannen, wie in neu erworbenem Gebiet zu verfahren; sie entbanden die Behörden von ihren bisherigen Verpflichtungen gegen den König, sie belegten die Kassen mit Beschlag, sie zogen alle Ge-

fälle für russische Rechnung ein, sie legten auf die preußischen Schiffe im Hafen Embargo, sie untersagten jede amtliche Kommunikation mit der vorgesetzten Behörde in Gumbinnen; sie verboten, als Regierungsrat Schulz namens der Regierung nach Memel kam, den städtischen Behörden mit demselben in offizielle Beziehung zu treten, „so daß man," schreibt der wackere Schulz an Schön am 12. Januar, „bei dieser Erscheinung in einer preußischen Stadt, rein des Teufels werden möchte."

Yorck hatte nicht aufgehört, in betreff Memels Schritte zu tun, immer vergebens; er hatte noch von Tilsit aus (6. Jan.) einen Protest gegen dieses Verfahren nach Memel gesandt: es sei sowohl gegen die „Bekanntmachung" des Fürsten Kutusoff, wie gegen die ausdrückliche Bestimmung der Konvention; er ließ gleichzeitig durch einen seiner Offiziere bei Graf Wittgenstein Beschwerde führen, sandte noch ein mahnendes Schreiben dazu: Graf Wittgenstein hatte schon am 1. Januar an Paulucci Order gegeben, die in Memel kriegsgefangen gemachte Besatzung zurückzugeben, und der Marquis hatte nicht nötig gefunden, dem Folge zu leisten. Jetzt (9. Jan.) schrieb der Marquis an Yorck in Anlaß jenes Protestes: ob Diebitsch befugt gewesen sei, so die Konvention abzuschließen, wisse er nicht; er werde das von ihm selbst Angeordnete so lange aufrechterhalten, bis Entscheidung vom Kaiser eingelaufen sei, dem die Frage bereits vorliege. Es kam zwischen Obrist Ekesparre und Regierungsrat Schulz zu den heftigsten Erörterungen: „Wir hassen," sagte der Preuße, „die asiatische Apathie nicht minder als die französische Despotie, und das Land, welches die russischen Truppen als Erretter und Befreier empfangen, wird sich feindlich gegen sie erheben." Und Präsident Schön schrieb am 10. Jan. an Yorck: „Er sei willens, die Behörden anzuweisen, ihre Obliegenheiten ohne Rücksicht auf den Obersten Ekesparre zu erfüllen, wenn nicht Yorck in betreff Memels ganz besondere und geheime Verpflichtungen übernommen habe"; worauf Yorck erwidert (11. Januar), „daß dies Verfahren mit Memel entweder eine Schikane des Marquis Paulucci oder ein anderes Vorspiel scheine."

So wenig war Yorck der Richtung gewiß, die Rußland einschlagen werde. Am wenigsten blendeten ihn die Verbindlichkeiten, die ihm von dem russischen Hauptquartier her zuteil wurden. Je peinlicher

und unklarer seine persönliche Stellung dem Könige gegenüber wurde, um so behutsamer war er, irgend etwas zu tun oder zu leiden, was der Unabhängigkeit Preußens, Rußland gegenüber, zu nahe trat. Den ihm nahegelegten Gedanken russischer Fürsprache oder für schlimmste Fälle russischen Dienstes wies er nicht ohne Schroffheit zurück.

Man mochte im russischen Hauptquartier über die Fassung der allerdings sonderbaren Verhältnisse, die sich seit der Konvention ergaben, mit sich selber nicht recht im klaren gewesen sein. Hatte Wittgenstein es mit direkten Befehlen versuchen zu können gemeint, so mußte er selbst bald innewerden, daß dies nicht zum Zweck führe. Von desto größerer Bedeutung war die Form, die jetzt russischerseits dem offiziellen Verkehr mit Yorck gegeben wurde. Am 14. Januar kam Generalleutnant Fürst Dolgoruki, Flügeladjutant des Kaisers, in Königsberg an, der, wie es in dem ihn einführenden Schreiben Kutusoffs vom 10. Januar hieß, „zu dieser Sendung ausersehen sei als die geeignetste Persönlichkeit, sich mit Yorck über die Einrichtungen und Maßregeln zu verständigen, die Zeit und Umstände erfordern könnten." Es ward bemerkt, daß Yorck dem Fürsten sein ganzes Vertrauen schenken könne, wie er das des Kaisers habe, „Yorck werde die Delikatesse des Prinzipes zu würdigen wissen, die diese Sendung sowie die Richtung der besonderen Instruktionen, die der Fürst erhalten, bestimmt hätten." Yorcks sehr verbindlich gehaltenes Antwortschreiben bringt die Ausdrücke: „der König, mein erhabener Herr, mein Vaterland," wiederholentlich an; gewiß nicht ohne Absicht; es fehlte in der russischen Zuschrift jede ausdrückliche Bezugnahme der Art.

Durch den Fürsten Dolgoruki wurde nun förmlich ein wenn man will diplomatischer Verkehr eröffnet: in der Form von Noten wurden ihm die Wünsche oder Beschwerden, die Yorck dem Kaiser vorgetragen wünschte, zugestellt. Gleich die erste am 15. Januar betraf die Angelegenheit Memels. Wir werden sehr bald auf sie zurückkommen.

Yorck selbst hatte, wohl gleich nach seiner Ankunft in Königsberg, die Befugnisse des Generalgouverneurs, wie die Kabinettsorder vom 20. Dezember ihn anwies, wieder übernommen. Freilich von einer Übergabe der Gouvernementsgeschäfte von seiten des Generals von Bülow hatte keine Rede sein können; die geschäftliche Unterbrechung

und Stockung, die so entstand, wurde so gut und so schnell als möglich beseitigt.

In den Tilsiter Besprechungen hatte der Gedanke eines allgemeinen Aufgebotes der Provinz eine bedeutende Stelle gehabt, das Weitere war für Königsberg vorbehalten. Je länger, je mehr hatte sich Yorck von der tiefen Zerrüttung der russischen Kriegsmacht, von der dringenden Notwendigkeit der alleräußersten Anstrengungen Preußens überzeugt. Selbst wenn Rußland die gleiche Raschheit und Energie im Organisieren betätigte, wie Napoleon, so war der Kriegsschauplatz den Quellen der französischen Macht um so viel näher, als er sich von denen Rußlands entfernte. Moskau und Petersburg sind fast doppelt so entfernt von Berlin als Paris. Napoleon konnte mit einem neuen Heer die Elbe erreichen, ehe neue Streitkräfte aus dem weiten, dürftig bevölkerten Rußland den Niemen überschritten, wenn nicht Preußen mit der stärksten Wucht seiner Streitbarkeit, wie sie nur ein Volksaufgebot zu geben vermochte, eintrat. Aber nach den üblen Nachrichten aus Berlin und bei der Art, wie sie im Publikum aufgenommen zu werden schienen, mußte Yorck wenigstens für den Augenblick sich verpflichtet erachten, sich streng innerhalb der formellen Befugnisse zu halten, die ihm als Gouverneur zustanden. Ein allgemeines Aufgebot, bis dahin in Preußen noch nicht versucht, schien am wenigsten von *ihm* jetzt gewagt werden zu dürfen.

Dagegen war das ganze Kantonwesen zur Befugnis des Gouvernements gehörig. Zunächst waren von den durch Bülow aufgebotenen Rekruten und Krümpern noch etwa 9000 zurück; man konnte die Ausschreibungen noch erweitern, man durfte vielleicht auf Zuzug Freiwilliger rechnen. Die bereits begonnene Herstellung des mobilen Korps konnte so in möglichst ordnungsmäßiger Weise zu einer bedeutenden Verstärkung des Korps über dessen ursprünglichen Belauf hinaus geführt werden. Indem die für die mobilen Truppenteile bestimmten Ersatzmannschaften von Bülow aufgenommen und, an die Weichsel zurückgeführt, auch die diesseits der Weichsel vorhandenen Depots abgeführt waren, mußte man die Ergänzung jener Truppenteile ohne Rücksicht auf ihre Kantons aus den gerade eingehenden Krümpern und Rekruten bewerkstelligen; es wurde damit die bisherige Ordnung der Kantonverhältnisse gestört und eine Formations-

weise eingeleitet, die, einfacher und rascher als die bisherige, den Verhältnissen, denen man entgegenging, entsprach. Die zur Ausrüstung nötigen Mittel wurden durch Beihilfe der drei Regierungen des Gouvernements, zum Teil auch durch Yorcks persönlichen Kredit bei der Kaufmannschaft des Landes beschafft.

Vor allem peinlich war es, daß Pillau noch so gut wie in der Gewalt der Franzosen war; aber neben 1800 Mann, meist Polen, waren 600 Mann Preußen dort, der preußische Kommandant, Obristleutnant v. Treskow, hatte neben oder unter dem französischen General Castella seine Stelle; auf den Wällen wehte vertragsmäßig nur die preußische Fahne. Bald nach seiner Ankunft in Königsberg hatte Yorck eine vertrauliche Verbindung mit Pillau angeknüpft; es ergab sich, daß Treskow in aller Stille sich auf das Äußerste vorbereitet, namentlich gegen 800 Bürger und Matrosen für den entscheidenden Augenblick zur Verfügung hatte, daß er bereits General Castella zur Räumung des Platzes aufgefordert hatte, da mit dem Ende des Feldzuges der Grund einer französischen Besetzung wegfällig geworden sei, daß zwischen ihm und Castella, zwischen der preußischen Besatzung und Bevölkerung und den fremden Truppen bereits die äußerste Spannung stattfinde. Nach allem diesen schien es möglich, mit Pillau zu einem raschen Schluß zu gelangen. Am 21. Januar ward ein Offizier mit einem offiziellen Schreiben des General Kleist an den preußischen Kommandanten gesandt, in welchem derselbe aufgefordert wurde, den General Castella zur freiwilligen Räumung des Platzes zu vermögen, wogegen sich General Yorck anheischig mache, der Besatzung freien Abzug nach Danzig, oder wohin sonst gewünscht werde, auszuwirken. Die Verhandlungen hatten nicht den erwarteten raschen Fortgang; es bedurfte einer militärischen Demonstration, die später an ihrer Stelle erwähnt werden wird.

Kleist, nicht Yorck, hatte jenes offizielle Schreiben nach Pillau gesandt. Man mochte von Tag zu Tag hoffen, daß endlich bessere Nachrichten aus Berlin kommen würden. Noch immer zögerten die Russen an der Weichsel; nur die Kosaken überschritten sie, um teils Danzig zu zernieren, teils auf der großen Straße durch die Tucheler Heide vorzugehen. Die russischen Streitkräfte waren nicht bedeutend genug, irgend mehr jenseits der Weichsel zu unternehmen. Sollte nicht alles

in Stocken geraten und dem Feinde Zeit gegeben werden, zwischen Weichsel und Oder sich in Übermacht zu sammeln, so war es notwendig, endlich mit dem preußischen Korps vorzurücken, um Wittgenstein den Rückhalt zu weiterer Bewegung und die Deckung seiner rechten Flanke gegen Danzig zu geben. Am 21. Januar erließ Yorck den Befehl zum allgemeinen Vorrücken; es sollte am 24. — Parole, Losung und Feldgeschrei des Tages war: Roßbach, Friedrich, frei — aus den Kantonnements um Tilsit aufgebrochen werden, in den ersten Februartagen das Korps zwischen Elbing bis Marienburg vereinigt sein.

Man sieht, wie Yorck von jener Stellung, die er mit der Konvention innezuhalten gemeint hatte, weit und weiter gedrängt wurde. Er hatte auf die rasche Vernichtung der Macdonaldschen Truppen gerechnet; Wittgensteins mißlungene Verfolgung zwang ihn, über die Konvention hinaus sofort bis Königsberg vorzugehn. Er hatte auf den Wechsel der Politik in Berlin gerechnet, war mit dieser Zuversicht nach Königsberg vorgerückt; statt dessen ward die Konvention verworfen, er selbst seines Kommandos entsetzt. Er ignorierte die Befehle seines Königs; die Order zum weiteren Vorrücken in die Stellung von Elbing war eine tatsächliche Kriegserklärung. Noch auf ein Drittes hatte er gerechnet, auf eine rasche und kräftige Bewegung in der Armee, im Volk; wird er auch da sich getäuscht haben?

Den mächtigen Schlägen, die der Jahresanfang gemacht, folgten so rasche Wirkungen nicht, wie die hoch aufschwellende Hoffnung erwartet hatte. Zunächst mit übereiltem Eifer den Russen zugewandt, suchte die aufgeregte Stimmung in Yorcks Verfahren den Anlaß zu Mißmut und Besorgnis, an dem sie sich weiter erhitzte. „Yorck hatte den ersten Schritt getan, von ihm wurden auch die ferneren Schritte erwartet, und diese Erwartung stieg noch höher, als er am 8. Januar nach Königsberg kam und wieder die oberste Leitung der auf den Krieg und das Heer sich beziehenden Angelegenheiten der Provinz übernahm. Aber allem, was nicht zu den gewöhnlichen Pflichten seines Dienstes gehörte, schien er nur eine geringe Aufmerksamkeit zu widmen und sich allein mit der Ergänzung des erlittenen Abganges in seinem Heer zu beschäftigen, welches, so vollständig es auch sein mochte, doch seinem bestimmten Umfange nach immer unbedeutend

gegen das wahrscheinliche Bedürfnis war. So vergingen die Tage, und eine bange Besorgnis, die Gunst des vielleicht nie wiederkehrenden Augenblicks zur Wiedererlangung der Selbständigkeit und Freiheit zu verlieren, bemächtigte sich der Gemüter." So vor allem in Königsberg. Nur wenige mochten meinen, daß Yorck schon zu weit gegangen sei. Diese, wie jene hielten sich fern von ihm; und er hatte hier keine gesellige, geschweige denn vertrautere Beziehungen von früher her, er gehörte zu keiner der alten ostpreußischen Familien, deren vielverschlungene Kreise nie enger zusammenhielten, als in so ernster Zeit; er war auf seine amtlichen Verbindungen beschränkt. „Yorck ist sehr verlassen," schreibt Regierungsrat Schulz an Schön, Memel den 18. Januar, „und dies fühlt der bejahrte Mann auf eine schmerzliche Weise; könnten Sie ihm doch stützend und helfend mit Rat und Tat zur Seite stehen"; und tags darauf: „Stände General v. Yorck in Königsberg nur nicht so verlassen da."

Es wurden schon andere peinlichere Sorgen rege. Nicht ohne ernstliche Zweifel musterte man den Kreis der Personen in des Königs nächster Nähe; man kannte sie und ihre Weise aus der Zeit her, da man den Hof in Königsberg gehabt hatte: man erinnerte sich, mit wie heftigen und hartnäckigen Anfeindungen sie die Stein, Schön, Scharnhorst und deren Freunde verfolgt hatten. Man erinnerte sich, daß auch Yorck zu jenem Perponcherschen Klub gehört habe, der damals der Mittelpunkt der trotzig-hämischen Reaktion gewesen sei. Man kannte sehr wohl die in der Mark herrschende und gegen den Staatskanzler ausgesprochene Eifersucht auf die „ostpreußische Schule von Staatsmännern" und daß dort, was seit 1807 im Innern des Staates geschehen war, so angesehen wurde, als hätten sich „die Provinzen gleichsam gegen die Hauptstadt rächen" wollen. Man wußte, daß gegen Schön, Graf Alexander Dohna und andere „Volksmänner" steter Argwohn genährt werde; und gegen das sogenannte Gendarmerieedikt von 1812 war unter andern Gründen der Mißstimmung auch der, daß es — wovon man Beweise zu haben meinte — eine Spionieranstalt gegen die „Volksmänner und Mißvergnügten" geschaffen habe. Von jenen märkischen Umgebungen des Königs erwartete man am wenigsten große, kühne, patriotische Entschließungen, am wenigsten den erhebenden und vorwärts drängenden Einfluß,

dem, wie sich 1808 in Königsberg gezeigt hatte, der König zugänglich war.

Es lebte in diesem ostpreußischen Lande das Selbstgefühl eigener Art und Tüchtigkeit. Es hatte einen alten freien Bauernstand; der Adel des Landes war an die großen Erinnerungen der Ordenszeit und ihrer Kämpfe geknüpft; es hatte an der Königsberger Universität den Mittelpunkt eines hohen geistigen Lebens; ein halbes Jahrhundert hindurch hatte sich die Jugend dieses Landes an Kants Lehre emporgearbeitet, einer Lehre, deren herbe und adelnde Strenge man hier, während Romantik, Naturphilosophie und quietistische Schönseligkeit in den andern deutschen Landen um sich griff, mit dem vollen Gefühl des Vorzuges festhielt.

Diese Provinz hatte, wohin sie seit 1786 zu streben nicht aufgehört, ihre alten ständischen Institutionen in erneuter Tätigkeit, eine Repräsentation, die, wie mangelhaft sie auch war, schon mehr als einmal bewährt hatte, daß sie sich bewußt sei, dem Vaterlande mehr zu schulden als der Herren Stände besondere Gerechtsame und Interessen zu vertreten. Neben dem Adel und den Städten waren seit einigen Jahren auch die Bauern (Kölmer) vertreten. Diese Stände bezeichneten sich als Vertreter der „Nation". Die schweren Zeiten von 1807, die dahin geführt, sie so neu zu ordnen, gaben ihnen mit großen Aufgaben Bedeutung, allgemeine Teilnahme, lebensvolle Entwickelung. In dem vollen Gefühl dessen, was es jetzt galt, traten ständische Deputierte von Ostpreußen, der alte Feldmarschall v. Brünneck an ihrer Spitze, in Königsberg zusammen, berieten und beschlossen am 11. Januar folgende Zuschrift an den König:

„Ew. Königl. Majestät haben bei verschiedenen die innere Organisation des Staates betreffenden Angelegenheiten die Stimme der Nation in ihren Deputierten zu hören anbefohlen, und diese Gnade hat uns wahrlich nicht vergessen machen, daß es für Völker nicht geziemend ist, anders als mit stillem Vertrauen das Lenken der politischen Angelegenheiten von ihrem Regenten zu erwarten.

„Wenn nun aber politische Ereignisse außerordentlicher Art eintreten, wenn wir beängstigt, daß das fremde Heer in seiner Erwartung, einen Alliierten zu finden, getäuscht, an uns Rache nehmen — wohl gar Deutschland seinem Schicksal überlassen, nur eine militärische Grenze

für sich zu erringen trachten möchte – dann scheint es erlaubt, Ew. Königl. Majestät alleruntertänigst zu bitten:

> den Untergang des ruhmwürdigen preußischen Namens zu verhüten und in diesem entscheidenden Augenblick den Entschluß zu fassen, der unserer Überzeugung nach nur allein imstande ist, uns zu retten.

„Wir verkennen es nicht, daß die Ausführung desselben mit Anstrengung verbunden sein muß, aber wir beteuern Ew. Königl. Majestät, daß uns kein Opfer zu groß dünken soll, um die Ehre und das Glück auf unsere Kinder vererben zu lassen, die wir von unsern Vätern empfangen. Wir ersterben" usw.

Graf Klinkowström ward mit diesem Schreiben an den König gesandt. Wenige Tage darauf (17. Januar) beschlossen sie, den Kaiser von Rußland, sobald er auf preußisches Gebiet käme, durch eine Deputation aus ihrer Mitte zu begrüßen und ihm für die schonende Behandlung der Provinz zu danken.

Es wuchs die Ungeduld in allen Kreisen. Je allgemeiner das „Jetzt oder nie" empfunden wurde, desto aufregender wirkte die Unentschiedenheit; im vollsten Drange zu handeln, war man verdammt, untätig zu sein. Von da und dorther kamen Rufe, Fragen, Ratschläge an Auerswald, Schön, Yorck. Bald lief ein Schreiben ein: Danzig habe jetzt 30 000 Mann Besatzung, bedrohe die reichen Magazine in Elbing. Dann wieder: es seien Verstärkungen von Danzig nach Pillau auf dem Marsch. Dann ein Ratschlag, Pillau ohne Bombardement von den Franzosen zu reinigen. „Die Russen bekommen ohne Sturm oder ein heftiges Bombardement wahrscheinlich die Festung nicht ... wenn es irgend zu vermeiden ist, so wäre es gut, die Festung nicht mit russischen Truppen zu besetzen –! –! Sind Preußen vor den Toren, so schlägt im übelsten Fall alles zu, was Preuße in der Stadt und Festung heißt, und wir sind frei." Im vorzüglichen Maß bezeichnend ist ein Schreiben des oft erwähnten Regierungsrat Schulz an Yorck aus Memel den 18. Januar. „Erlauben Ew. Exzellenz mir von neuem so frei als Patriot wieder mit Ihnen sprechen zu dürfen, als ich es schon mehrmals getan habe. Memel und die ganze hiesige Angelegenheit scheint mir nur eine unangenehme Nebensache, deren Beilegung doch bald zu hoffen ist. Die wahre Hauptsache scheint mir

die Retablierung, Triplierung und Quadruplierung der Streitkräfte unter Ew. Exzellenz Befehlen ... Ew. Exz. wanken, leider mit vollem Grund, im Glauben an die Nation und ihre Energie; aber gewiß, es ist daran nicht zu verzweifeln, der Erfolg wird es beweisen, wenn nur schnelle und große Schritte geschehen, welche auch die dumpfe Masse erwecken. Masuren, der südliche Teil der Provinz Litauen, enthält herrliche, wackere Männer in den gemeinen und höheren Ständen, welche bereit sind, für den König und das Vaterland alles daranzusetzen; es kommt nur darauf an, daß Ew. Exz., der Sie jetzt den König und Preußen und die Menschheit repräsentieren, auf diesen kraftvollsten Teil der Provinz einwirken. Im vorigen Sommer, unter den Verheerungen und dem empörenden Benehmen der französischen Armee, habe ich mich in Masuren genau bekannt gemacht und mit dem Herrn v. Fahrenheit auf Angerapp, dem Grafen Lehndorf auf Steinorth (der Ew. Exz. zur Genüge bekannt ist), dem Gutsbesitzer Oberamtmann Bergau in Kopyttken bei Lyck, dem Oberamtmann Stentzler in Stradaunen und dem ehrwürdigen jugendlich alten Superintendenten Gusevius in Lyck auf Leben und Sterben für die Sache der Menschheit und unserer Befreiung von Sklavenketten verbündet. Ich habe heute an alle diese treuen Freunde in Masuren geschrieben und sie beschworen, jetzt oder niemals zu wirken und zu handeln und jetzt, mit welchen Aufopferungen es auch sei, für Kinder und Enkel zu erringen, was, wenn wir die Zeit vorübergehen lassen, unsern Nachkommen vielleicht schon unmöglich sein wird noch zu erfechten. Finden Ew. Exzellenz es nicht unrätlich, auf Masuren Ihren besondern Blick der Achtung und Aufmerksamkeit zu wenden, so hoffe ich, daß durch Gottes Hilfe, durch die treuen Patrioten, die ich Ew. Exz. genannt habe, Masuren außer den Krümpern und Beurlaubten in kurzem ein 2 bis 3000 Streiter aufstellen kann und wird, die, wenn auch anfangs nur kümmerlich bewaffnet, doch einiges wirken und helfen können. Auch den Landrat Lynker in Tilsit und den Oberlandesgerichtsrat Friccius in Königsberg darf ich Ew. Exz. als Männer nennen, die Vertrauen verdienen und bereit sind, mehr zu tun als zu schwatzen."

Man ging alles Ernstes daran, mehr zu tun als zu schwatzen. „Ich habe heute an meine Treuen in Masuren geschrieben", meldet derselbe

Schulz am 18. Jan. auch nach Gumbinnen. Und sein Bruder schreibt vom 21. — „Darf man noch keinen Schritt tun, um außer mit Beurlaubten und Krümpern das Yorcksche Korps zu verstärken? Auch wenn Sie nein sagen, treibe ich doch im stillen auf eigenes Konto. Auf Masuren rechne ich 2 bis 3000 Mann Freiwillige, auf die Tilsitsche Gegend und die Niederungen 1000 Mann ... will's Gott, Herr v. Lynker nimmt auch sein Häuflein und wird so das Kreuz von neuem verdienen; — kommt dann auch ein Präsident auf ewig auf die Festung, so liegt wenig daran, wenn nur deutsche Pferde in drei Monaten das Rheinwasser trinken." Andere gingen schon weiter; Herr v. Gröben auf Plensen, v. Zychlinsky auf Ernstwalde riefen die Stände ihrer Kreise auf, wenn auch in patriotischem Sinn, so doch unbefugt und auf „russische Instanz", wie Auerswalds Tagebuch sagt.

Freilich ließ der Oberpräsident Herrn v. Gröben verhaften, von Gumbinnen aus ward Regierungsrat Schulz aus Memel schnell abberufen, weil er „sich dort verlauten lassen daß er einen Volksaufstand in Masuren organisieren wolle."[1] Aber „die öffentliche Stimme der Nation, ward aus Königsberg nach Berlin berichtet, widerstrebt mit unaufhaltsamer Macht dem politischen System des verehrten Monarchen; die öffentlichen Behörden tun das Ihrige, um groben Ausbrüchen eines lange verhaltenen Rachegefühls, zu welchem sich jetzt die Verzweiflung gesellt, vorzubeugen — ihre Kraft wird endlich doch erlahmen."

In solcher Spannung standen die Verhältnisse, als eine Wendung eintrat, welche dieselbe zunächst nur noch steigerte.

Es ist der Note erwähnt worden, die Yorck am 15. Jan. in betreff Memels geschrieben; am 16. Jan. abends war sie in den Händen des Fürsten Kutusoff. Desselben Tages war Freiherr v. Stein im kaiserlichen Hauptquartiere eingetroffen; er benachrichtigte sofort Präsident Schön, daß er am 19. im Gefolge des Kaisers auf preußisches Gebiet nach Lyck kommen werde. Schön veranlaßte die Herren v. Fahren-

[1] Pertz, Leben Steins, III, S. 307. Der Brief, aus dem diese Notiz entnommen ist, wird von Herrn Pertz, als „wie es scheint von dem Oberpräsidenten an Hardenberg geschrieben" bezeichnet. Nur eine irrige Vorstellung von Auerswalds Charakter und Richtung konnte zu dieser Vermutung führen.

heit und Graf Lehndorf zur Bewillkommnung des Kaisers nach Lyck zu eilen; an Stein sandte er den Major von Plotho mit einem Schreiben, in dem er denselben von jenen Ereignissen in Memel, „die das Land in eine neue und empörende Richtung bringen müßten," mit voller Entrüstung in Kenntnis setzte, ihn bat, dem Kaiser dies anzuzeigen und zu erklären, daß, wenn die Anordnung des Marquis nicht sofort aufgehoben, nicht Genugtuung für dessen Eingriffe in des Königs Majestätsrechte gegeben werde, er genötigt sein werde, das Land gegen die Russen aufzubieten. Er beauftragte zugleich den Major Plotho, Stein von dem zerrütteten Zustand der eingerückten russischen Truppen zu unterrichten und ihm darzulegen, daß, wenn das Land gegen sie aufgeboten würde, sie wohl bald genötigt sein würden, das Land zu räumen.

Am 19. Jan. wurde der Kaiser in Lyck empfangen. Auf die französische Begrüßung des Grafen Lehndorf antwortete er, daß er nicht als Feind dies Land betrete, daß er des Königs Freund sei, daß er gern vergessen werde, was zwischen ihnen vorgefallen sei. Auf Steins Betreiben ward wegen Memels entschieden: alle Anordnungen Pauluccis wurden zurückgenommen.[1]

Fürst Kutusoff teilte in einem Schreiben aus Lyck vom 20. an Yorck diesen Entscheid des Kaisers „auf seine Note" mit als ein Zeugnis „der Zuneigung des Kaisers für den König und dessen brave Truppen." Er fügte hinzu: „Der Kaiser habe mit großer Genugtuung den Wunsch Yorcks vernommen, an den Operationen der kaiserlichen Truppen teilzunehmen. Um diesen Wunsch mit den Rücksichten auszugleichen, welche noch die Lage des Königs fordere, habe er (Kutusoff) den Auftrag, dem General Yorck für den ersten Moment vorzuschlagen, den Bewegungen der Wittgensteinschen Armee in kleinen Märschen nach Elbing hin zu folgen, wodurch zugleich Zeit und Möglichkeit gegeben werde, das Korps zu reorganisieren, die Truppen in dieser harten Jahreszeit zu schonen und vor den Franzosen die Absichten, die man nicht dürfe offenbar werden lassen, zu maskieren. Sobald der König in Sicherheit sei, werde Yorck in die erste Linie

[1] Daß die Russen dessenungeachtet noch Ende März Memel besetzt hielten und dort auf eine Weise verfuhren, welche den preußischen Behörden im hohen Grade zweideutig erschien, mag hier wenigstens erwähnt werden.

rücken und mit Graf Wittgenstein angriffsweise vorgehen, wie denn dieser ihm schon jetzt die nötigen Anweisungen geben werde. Der Kaiser hoffe, daß die preußischen Truppen mit der Wahl, die er gemacht habe, um den Befehl über sie zu führen (pour les commander), zufrieden sein werden. Es werde Baron Stein dies Schreiben übergeben, den der Kaiser mit sehr ausgedehnten Vollmachten nach Königsberg sende, um mit den preußischen Behörden gewisse administrative Maßregeln festzustellen, die die jetzigen Umstände unumgänglich machten, die aber ganz den Interessen des Königs entsprechend sein würden." Eine Nachschrift meldete, daß nicht Baron Stein, sondern ein besonderer Kurier zur größeren Beschleunigung dies Schreiben überbringe.

Yorck erhielt dies Schreiben am Abend des 21. Es zeigte eine allerdings völlig andere Auffassung der Verhältnisse, als sich acht Tage früher in der Sendung des Fürsten Dolgoruki ausgesprochen hatte. Man hatte in dieser die délicatesse des principes wohl so ausdeuten können, daß russischerseits der kommandierende General und Generalgouverneur der Provinz einstweilen als Stellvertreter der Krone für das schon frei gewordene Gebiet des Königs angesehen, daß angenommen wurde, er handle und beschließe in demselben so, wie der König selbst es tun würde, wenn er bereits aufgehört hätte, unter französischem Einfluß unfrei zu sein. Jetzt ward der kommandierende General ohne weiteres unter Befehl eines russischen Generals, die Administration unter einen russischen Bevollmächtigten gestellt; es trat Stein mit kaiserlich-russischer Vollmacht, und wie sich bald ergab, mit einer Machtvollkommenheit auf, welche, immerhin im Interesse der „guten Sache", die Staatssouveränetät Preußens völlig in Frage stellte.

Andererseits mußte man, wie eifersüchtig man auch auf die Selbständigkeit Preußens bedacht sein mochte, anerkennen, daß in der Rückgabe Memels ein Beweis von Loyalität, der nichts zu wünschen übrigließ, gegeben sei; man konnte geltend machen, daß die überdies sehr lockere Unterordnung des preußischen Korps unter Graf Wittgenstein durch den seltsamen Zwischenzustand, in dem man sich befand, geboten und nicht minder wie die Sendung eines russischen Bevollmächtigten eine richtige Konsequenz der Annahme sei, auf die sich der

augenblickliche Zustand diesseits der Weichsel gründete, der Annahme, daß der König unfrei sei. Endlich durfte die Wahl des Freiherrn v. Stein die letzten Bedenken schwinden machen und um so mehr für eine Sicherstellung der Zukunft Preußens gelten, als dessen Einfluß auf den Kaiser ebenso bekannt, wie bewährt war.[1]

Auch Yorck hat die Verhältnisse so aufgefaßt. Was die Zivilbehörden bei ihrer Verantwortlichkeit nicht unternehmen durften, konnte nun unter dem rechtfertigenden Zwange der russischen Forderungen rasch und entschieden durchgeführt werden. Jene umfassenden Pläne Schöns, die Stände der Provinz zu berufen, sie den Willen des Landes aussprechen, eine allgemeine Bewaffnung dem Könige darbringen zu lassen — jetzt war der Augenblick gekommen, sie zu verwirklichen. Und Stein hatte seinen Weg über Gumbinnen genommen, hatte mit Schön verabredet, wie weiter zu verfahren sei.

Die Vollmacht Steins — wahrscheinlich von ihm selbst entworfen — war auf eine Auffassung der Verhältnisse gegründet, welche der Wirklichkeit doch keineswegs entsprach; sie verkannte, daß in der großen Bewegung, welche Preußen ergriffen, das wiedererwachte preußische Selbstgefühl bei weitem der mächtigste Faktor war. Nicht bloß, daß in jener Vollmacht der russische Kaiser gebot, die Kriegs- und Geldmittel der Provinz „zur Unterstützung seiner Unternehmungen gegen die französischen Heere" in Tätigkeit zu setzen; der Kaiser beauftragte seinen Bevollmächtigten mit der Leitung der Provinzialbehörden, mit der Sorge darüber, daß die öffentlichen Einkünfte mit Treue verwaltet und jenem Zwecke gemäß verwandt würden; er wies ihn an, sich derjenigen Agenten zu bedienen, welche ihm, wie der Wortlaut der Vollmacht ist, „die geeignetsten scheinen werden, um Unsere Absichten zu vollziehen, diejenigen, welche er für unfähig oder böswillig halten wird, zu entfernen, die Verdächtigen aber überwachen und verhaften zu lassen."

Bereits Schön hatte sich gegen dies exorbitante Schriftstück auf das entschiedenste ausgesprochen, sich unbedingt geweigert, von der Voll-

[1] Ich will bemerken, daß am 21. mittags Leutnant v. Werner von den litauischen Dragonern, der auf Urlaub in Lyck war, vom Kaiser mit einem geheimen Schreiben, adressiert: „Pour mon cher frère le Roi de Prusse", und mit mündlichen Aufträgen abgeschickt wurde. Wahrscheinlich überbrachte er die Nachricht von der großen Vollmacht, die der Kaiser an Stein gegeben.

macht, wie Stein forderte, offizielle Kenntnis zu nehmen, vielmehr Stein zu bestimmen gesucht, sie unter keinen Umständen bekannt werden zu lassen, weil jede preußische Autorität dann feindlich gegen ihn auftreten müßte.

Am Freitag, 22. Januar abends, kam Stein nach Königsberg. Von den drei höchstgestellten Personen ward er in durchaus entgegenkommender Weise empfangen. Der Oberpräsident v. Auerswald hatte von dem Geist und dem Willen Steins die höchste Meinung; er hatte vollen Glauben an ihn und begrüßte ihn als den Retter Preußens. Graf Alexander Dohna, der Präses des ständischen Komitees, hatte mit Stein schon früher in vielfacher und naher Beziehung gestanden. Auch Yorck ging bereitwillig auf die Vorschläge ein, die Stein nach der Verabredung mit Schön machte.

Allerdings legte Stein seine Vollmacht vor, aber man durfte sie in seinen Händen vollkommen unbedenklich finden, da er sie nur dazu verwenden werde, für die peinlichsten Fälle die preußischen Autoritäten ihrer Verantwortlichkeit zu entheben.

Gleich der Art schien die Berufung eines Landtags. In einem noch vom 22. Jan. datierten Schreiben forderte Stein „zufolge der ihm erteilten Vollmacht" Auerswald als Landhofmeister auf, zum 5. Febr. „einen Generallandtag auszuschreiben, um mit den Ostpreußischen, Litauischen und diesseits der Weichsel belegenen Herren Ständen über die Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr zu beratschlagen und einen Entschluß zu fassen."

Freilich nur dem Könige stand es zu, einen Generallandtag zu berufen, und von dem westpreußischen Gebiete diesseits der Weichsel war der Marienburgische Kreis bisher gar nicht, der Marienwerdersche nur in gewissen Fragen mit den Königsberger Landtagen in Beziehung. Im vollsten Vertrauen zu Stein ging Auerswald über diese Bedenken hinweg. Bereits am folgenden Tage (23. Jan.) wurden die erforderlichen Wahlausschreiben an die Regierungen, Landräte usw. erlassen.[1]

[1] Um Mißverständnissen vorzubeugen, mag hier bemerkt werden, daß Auerswald nur noch den Titel Oberpräsident führte, da die Einrichtung der Oberpräsidien seit zwei Jahren aufgehoben war; er war Präsident der ostpreußischen Regierung und königlicher Kommissar (Landhofmeister) für die Stände von Ostpreußen und Litauen.

Aber kaum, daß man sich über jenen ersten und wichtigsten Schritt verständigt hatte, trat Stein mit weiteren Anordnungen hervor, die nur zu deutlich zeigten, daß er seine Stellung völlig anders auffaßte, als man erwartet hatte. Bereits am 23. Jan. ließ er sich den Kassenabschluß übergeben, befahl die Lazarettnachweisungen unmittelbar an ihn einzusenden, forderte von Dohna, daß das ständische Komitee am nächsten Tage zusammentreten und ein Papiergeld zu machen beschließen solle. Begreiflich, daß diese und ähnliche Einmischungen in die innere Verwaltung zu dem lebhaftesten Widerspruch Anlaß gaben, den Stein nach seiner Art mit um so größerer Schroffheit zur Seite warf. Als jener Herr v. Gröben gefangen eingebracht wurde, ward seine Freilassung „sehr gebieterisch" gefordert; daß sie nicht gewährt, daß Gröben den Gerichten überwiesen wurde, konnte die böse Stimmung nur noch steigern.

Schon äußerte Stein sich gegen jeden, der es hören wollte, daß Auerswald nur ein Hemmschuh für die gute Sache sei. Von ihm wie von Yorck forderte er, daß sie jede dienstliche Verbindung mit Berlin abbrechen sollten; er machte gegen sie seine Vollmacht nach ihrem vollen Wortlaut geltend, daß Ost- und Westpreußen von den russischen Truppen besetzt, und was sich hier an Kriegs- und Geldmitteln vorfinde, zur Unterstützung der russischen Unternehmungen anzuwenden sei. Er forderte demgemäß, daß Yorck und Bülow sofort auf die Franzosen losschlagen sollten, und — seinen eigenen späteren Äußerungen nach — ging er so weit, mit Anwendung von Waffengewalt zu drohen.

Wuchs so auf eine wahrhaft verhängnisvolle Weise zwischen denjenigen Männern, an deren fester Eintracht das Gelingen der großen Sache hing, der Hader mit jedem Tag, so kam eben jetzt eine Entscheidung, die die Schwierigkeiten nach allen Seiten hin auf das peinlichste steigerte.

Die Berliner Zeitungen vom 19. Januar — sie langten am 24. Januar in Königsberg an — brachten die königlichen Befehle, die Major Natzmer hatte überbringen sollen, zur öffentlichen Kunde: der König habe bei der unerwarteten Nachricht von der Kapitulation des Yorckschen Korps den höchsten Unwillen empfunden und, seinem Bündnis mit Frankreich getreu, nicht allein die Konvention nicht ratifiziert, sondern auch sofort verfügt, 1. daß dem General Yorck das Kommando

der preußischen Truppen abgenommen und dem General Kleist übertragen; 2. General Yorck sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werde; 3. der General Massenbach, welcher sich der Kapitulation angeschlossen habe, gleichfalls suspendiert und zur Untersuchung gezogen, endlich 4. die Truppen selbst nach dem Inhalte des mit Frankreich abgeschlossenen Traktates zur alleinigen Disposition des Kaisers Napoleon oder seines Stellvertreters des Königs von Neapel verbleiben sollten. „Es ist," so lautet der Schluß, „Sr. Majestät sehr schmerzlich gewesen, daß ein Corps d'Armée, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Tapferkeit und Treue gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente untätig geworden ist. Se. Majestät haben den Fürsten v. Hatzfeld nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Alliierten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nötige Aufklärung vorzulegen."

Nicht bloß, daß so die Gerüchte, die vor vierzehn Tagen die Gemüter beunruhigt hatten, bestätigt und in die weitesten Kreise verbreitet wurden; durch diese Veröffentlichung war die ganze Lage der Verhältnisse in eine Alternative gestellt, deren Entscheidung, wie sie auch fallen mochte, nur unheilvoll werden konnte. Was half es, daß man sich von der Unfreiheit des Königs zu überzeugen gesucht hatte; wenn man in Berlin in drei Wochen tiefster Erschütterung der französischen Macht nicht den Moment hatte finden können, dem Könige die Freiheit des Willens zu schaffen, auf die alle Rechnung gestellt war, so blieb nicht eben viel Aussicht, daß er je eintreten werde. In Anlaß der Sendung von Natzmer hatte Yorck an Bülow schreiben können, er wolle mit 50 000 Mann nach Berlin ziehen, den König freizumachen; wären die Beziehungen zu Rußland so geblieben, wie sie in der Sendung des Fürsten Dolgoruki aufgefaßt waren, so hätte solches Äußerste, es hätte ein Aufgebot des Landes, ein Entfesseln aller Kräfte gewagt werden dürfen, in der vollen Gewißheit, daß es im rein preußischen Interesse geschähe. Jetzt war das Land offiziell unter russischer Autorität; sowohl die Vollmacht Steins, wie sein persönliches Verhalten, ließ keinen Zweifel, daß Rußland sein Protektorat der Befreiung Europas damit beginne, die Streitkräfte Preußens für jene zunächst russischen oder doch europäischen Interessen in Anspruch zu nehmen. War bisher das Streben der Yorck, Schön, Auerswald, Dohna gerade

gegen diese von Stein mit Leidenschaftlichkeit vertretene Tendenz gerichtet gewesen, hatten sie geltend machen dürfen, daß bei der Unzulänglichkeit der russischen Streitkräfte Preußen mit ganzer und vollentwickelter Kraft, wie sie nur der Wille des Königs wecken könne und dürfe, eintreten und demgemäß eine völlig gleiche Stelle neben Rußland in Anspruch nehmen müsse, so war mit jener Veröffentlichung vom 19. Januar diese Auffassung nicht mehr zu halten; es war entweder Steins Forderung gerechtfertigt, jede offizielle Verbindung mit Berlin abzubrechen und sich ganz der russischen Leitung anzuvertrauen — und dann mochte man der französischen Herrschaft frei werden, aber man blieb nicht preußisch, man wurde russisch — oder man gab alles, was bisher gewagt und gehofft war, dahin und mochte Gott danken, wenn nach den Vorgängen der letzten Wochen dem Staate Preußen noch ein Scheindasein gelassen wurde und wenn es gelang, mit Hilfe des Yorckschen Korps die Insurrektion der Provinz, die unvermeidlich war, niederzuhalten.

Es liegen von Yorck keine unmittelbaren Äußerungen aus diesen Tagen vor. Ohne alle Frage waren sie für ihn die schwersten in dieser schweren Zeit. Gerade an ihn, der die Pflicht militärischer Unterordnung so schroff und positiv als möglich zu fassen gewohnt war, der selbst in der Zeit der tiefsten Demütigung das preußische Selbstgefühl zu behaupten und geltend zu machen gewußt hatte, der durch die Konvention die Bewegung der Gemüter wenn nicht hervorgebracht, doch auf ein bestimmtes Ziel gewandt und gleichsam gerechtfertigt hatte — gerade an ihn zunächst und persönlich wandte sich die ganze Marter der verhängnisvollen Entscheidung.

Am 24. Januar war die unselige Zeitung nach Königsberg gekommen. Schon am folgenden Tage sprach sich „allgemeines Mißvergnügen", wie ein Tagebuch jener Zeit sagt, in der Stadt aus. Die bittere Stimmung schwoll mächtig an. Sollte man sich ohne weiteres Rußland in die Arme werfen? oder erwarten, wohin die Berliner Politik das Land noch bringen werde? Noch peinlicher mußte die Lage des Korps, jedes einzelnen Offiziers werden; war der General Yorck nicht in offener Rebellion, wenn er weiter den Befehl führte? durfte man ihm ferner noch gehorchen? — Der wackere Kommandant v. Treskow in Pillau schickte am 25. Januar an Yorck und Kleist zugleich seine

Botschaft, da er nicht wisse, wer nun eigentlich das Generalkommando führe.

Auch nach anderen Richtungen hin konnten jene Veröffentlichungen nicht anders als hemmend und niederdrückend wirken. Nach Steins Forderung hatte Auerswald am 23. einen Landtag ausgeschrieben, wie es verfassungsmäßig nur auf Befehl des Königs geschehen durfte; die Verhältnisse schienen die Fiktion zu gestatten, daß einstweilen die Autorität des Kaisers eintreten dürfe für die des allerdings unter französischer Gewalt stehenden Königs; und hatte man die Zuversicht, daß der König selbst nichts sehnlicher wünsche, als der Sache Napoleons den Rücken zu kehren, so hatte der Umstand, daß nach der nicht zu ihrem Ziel gelangten Sendung von Natzmer zwei Wochen vergingen, ohne daß weitere Befehle kamen, als Beweis dafür gelten dürfen, wie man in Berlin selbst die Politik betrachtete, die man zu machen scheinen mußte. So hatte man denken können; jetzt zeigte sich ein völlig anderes Sachverhältnis; preußische Autoritäten, in des Königs Eid und Pflicht, wie sehr sie Patrioten und für die Erhebung Preußens begeistert waren, durften nicht mehr tun oder gestatten, als sich durch die russische Okkupation und den tatsächlichen Zwang, den sie ausüben konnte, rechtfertigen ließ. In der Tat lief eine Erklärung der westpreußischen Regierung (vom 25. Jan.) ein: daß es nach den bestehenden Verfügungen nicht in ihrer Befugnis liege, generallandtägliche Verbindungen zu veranstalten. Die Präsidenten Wißmann von Marienwerder und Schön von Gumbinnen, die Stein nach Königsberg hatte einladen lassen, hatten schon vor Eingang dieses Schreibens darauf aufmerksam gemacht, daß niemandem außer dem Könige die Berufung eines Generallandtages zustehe, daß jedoch dem Freiherrn v. Stein nicht versagt werden könne, wenn derselbe die Versammlung einiger Deputierten zu einer Beratung verlange und daß es sich nach den künftigen Beschlüssen und den derzeitigen Verhältnissen finden werde, welchen Anteil die Behörden an deren Ausführung nehmen könnten. Auerswald, als Landhofmeister, beeilte sich, in diesem Sinne die geschehene Berufung zu modifizieren; die schon erlassenen Wahlausschreiben wurden durch ein Ausschreiben vom 25. Januar dahin verändert, „daß nicht ein Landtag, sondern bloß eine Versammlung der Deputierten der Stände stattfinden

werde, um die Eröffnungen zu vernehmen und darüber zu beraten, welche der Bevollmächtigte Sr. Majestät des Kaisers von Rußland machen wird."

Es war ein mittlerer Weg, den man einschlug; ohne die große Sache völlig aufzugeben oder ihr gar entgegenzutreten, wahrte man die Prärogative der Krone, und schonte man das Gewissen derer, welche dem Könige, auch wenn sie seine Wege beklagen mußten, treu und gewärtig zu sein für ihre erste Pflicht hielten.

In ungleich schwierigerer Lage war Yorck. Freilich lag es immer noch als Ausflucht nahe, daß er erst einen direkten Befehl des Königs erwarten müsse. Aber was sollte das jetzt noch nützen? wohin sollte das endlich führen? Blieb der König in der Gewalt der Franzosen, so war, mochte man das Volk Preußens insurgieren, so viel man wollte, die Wehrkraft Preußens gebunden, und daß ohne deren volle und ganze Mitwirkung Rußland nichts ausrichten könne, war nur zu klar. Yorck mußte sich sagen, daß dem System des Königs länger widerstreben, nur Unheil schaffen könne — aber allerdings auch, daß sein Rücktritt jetzt „die Auflösung des Korps, die Insurrektion der Provinz", unberechenbares Unheil zur Folge haben müsse.

Man begreift, daß er schwankte. Am Sonntag war jene Zeitung gekommen; der Montag, der Dienstag verging ohne Entschluß. Im Laufe des Montags kam Auer aus Neustettin von Bülow gesandt. Er überbrachte die Nachricht, daß Bülow höchst eindringlich an den König geschrieben habe, um ihn zu einem kräftigen Entschluß zu bewegen, daß General Borstell in Kolberg im Vertrauen und völlig einverstanden sei.

Waren schon die Mitteilungen Auers — und auch von der Stimmung in Pommern berichtete er Hocherfreuliches — befriedigend und ermutigend, so brachte der nächste Abend (26.) eine Nachricht, die nach der Lage der Verhältnisse als entscheidend angesehen werden durfte. Major Thile, den Yorck am 30. Dez. nach Berlin gesandt, kam jetzt als Kurier von dort her. Er war am 21. abgereist; er hatte die mündliche Meldung zu überbringen, daß der König unverzüglich von Potsdam nach Breslau abreisen werde, wie denn diese Abreise auch am 22. morgens erfolgte.

Die Bedeutung dieser Nachricht wurde noch durch die weiteren Tat-

sachen, die Major Thile berichten konnte, erhöht. Er teilte mit, daß, infolge sehr bestimmter Nachrichten, in der Nacht vom 17. bis 18. Januar ein Überfall der königlichen Residenz erwartet worden sei und daß sich die Befehlshaber der dortigen Truppen veranlaßt gesehen hätten, sie ausrücken zu lassen, um einen erwarteten Gewaltstreich gegen die Person des Königs abzuwehren. Von besonderem Gewicht war, daß Thile, obschon bei seiner Abreise aus Berlin bekannt war, daß der Befehl der Übergabe des Kommandos an Kleist nicht zur Ausführung gekommen sei, nicht bloß keine weiteren Aufträge in dieser Beziehung erhalten hatte, sondern ausdrücklich angewiesen war, an Yorck, nicht an Kleist seine Meldung zu machen. Übrigens hatte Thile dieselbe Meldung bereits an Borstell und Bülow zu machen gehabt, er hatte Befehl, dieselbe auch dem Kaiser Alexander zu überbringen.

Wenn Auerswald in seinem Tagebuche bemerkt hat: „Major Thile bringe die Genehmigung des Königs zu allem, was Yorck getan und hier geschehen," so ist das freilich bei weitem zu viel gesagt, aber es bezeichnet den ganzen Eindruck und die Erhebung der Stimmung, die diese Botschaft hervorbrachte.

Zunächst veranlaßte Yorck seinen treuen Genossen Kleist, mit Thile in das kaiserliche Hauptquartier zu reisen, um wegen der weiteren Bewegungen des Yorckschen Korps gegen die Oder und ihrer Verbindung mit dem Wittgensteinschen Korps Rücksprache zu nehmen. Schon jetzt ward ein kühneres Projekt eingeleitet; Major Schill von den Husaren sollte mit seiner Eskadron ohne weiteres und auf eigene Hand nach der Oder zu marschieren; man hoffte, daß sein Name und die Erinnerung an seinen Bruder auf Feind und Freund plötzlich eine große Wirkung üben, daß sich um jenen Kern sehr bald ein neues Schillsches Freikorps sammeln werde. Am 31. Januar ward ihm die Order zum ungesäumten Vorrücken nach Schwedt an der Oder ausgefertigt.

Sodann wurde in Antwort auf jenen Berliner Zeitungsartikel in der Königsberger Zeitung Nr. 12 folgende Erklärung erlassen:

„Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. M. soll der Major und Flügel-Adjutant v. Natzmer an den Herrn General-Major v. Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den

Befehl zu überbringen, mir das Commando des Königlichen Armeecorps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen.

„Der Herr v. Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn General-Major v. Kleist noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die anderen Functionen nach den Bestimmungen der Cabinettsordre vom 20. Decbr. v. J. ferner auszuüben, als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein officielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Königsberg, den 27. Januar 1813.

v. York,
Königlich Preußischer General-Lieutenant,
General-Gouverneur und commandirender General
des Armeecorps in Preußen."

Als diese Anzeige in der Königsberger Zeitung erschien (28. Januar), war bereits die Abreise des Königs nach Breslau allgemein bekannt, bekannt auch, daß die Königl. Familie ebendahin abgegangen sei, daß der Staatskanzler dahin folgen werde, daß in Berlin eine Oberregierungs-Kommission von fünf Mitgliedern unter dem Vorsitz des Ministers Grafen v. d. Goltz zurückbleibe mit sehr ausgedehnten Vollmachten.

Wie überall in der Monarchie, so namentlich auch in Königsberg, ward diese Reise des Königs mit der größten Freude begrüßt; man sah in ihr den ersten und entscheidenden Schritt von der französischen Allianz hinweg.

Aber damit zugleich schien die russische Okkupation den Charakter ändern zu müssen, welchen Steins Eifer ihr zu geben gesucht hatte. Der König war nicht mehr unfrei. Der letzte Vorwand, die russische Vollmacht in Anwendung zu bringen, war dahin; ihr ferner Anwendung geben hieß eben diejenigen Absichten, mit denen man sie rechtfertigte, Lügen strafen.

Mochte der König, falls er noch schwankte, durch den lauten Zuruf seines Volkes in allen Ständen, in der Zuversicht, das hohe Ziel zu erreichen, gestärkt, in dem Entschluß, mit Rußland vereint weiterzu-

kämpfen, erleichtert werden – durch die „Administration für russische Zwecke", durch Rücksichtslosigkeiten gegen die preußischen Autoritäten und die ihnen obliegenden Pflichten ward am wenigsten zum Ziele gewirkt.

Nicht so faßte Stein die Lage der Dinge auf. Der Charakter des unvergleichlichen Mannes steht zu hoch, als daß es seiner würdig erachtet werden könnte, alles, was er irgend getan und wie er es getan, eben nur zu bewundern. Man ehrt ihn mehr, wenn man auch in seinen Rücksichtslosigkeiten und Heftigkeiten, auch in seinen Irrtümern immer wieder dieselbe Wahrhaftigkeit und Seelenlauterkeit, dieselbe tiefquellende und zornmächtige Ursprünglichkeit erkennt, die ihn über den gewöhnlichen Dunstkreis staatsmännischer Kunst und Mittel, über die politischen Charaktere seiner und vielleicht aller Zeit fast einsam emporragen lassen.

Auf den Sturz Napoleons war die ganze Kraft seines Geistes gewandt. Hinter den Fersen des aus Rußland Fliehenden sah er die Flammen des Volkshasses, der Volkserhebung emporschlagen. Dem sofort Form, Leitung, Wirkung zu geben, schien ihm der hohe Beruf aller Gutgesinnten. Er begriff nicht, wie man da noch sich an kleinliche Rücksichten und konventionelle Formen binden, wie man sich durch armselige Bedenken, durch Vorfragen, ehe man zu den Waffen greife, oder Vorsorge, wie es nach dem Siege werden solle, hemmen lassen könne. Am wenigsten begriff er, wie preußische Patrioten noch jetzt zaudern, mißtrauen, auf allerlei Majestätsrechte, Staatscourtoisie und besondere preußische Eigenartigkeiten erpicht sein mochten. So wenig er sich, als er, mit seiner Vollmacht in der Hand, die Zügel der Verwaltung fest und energisch ergriff, durch Auerswalds Einrede, Yorcks Bedenken und Dohnas strenge Loyalität hatte stören lassen, ebensowenig nahm er jetzt auf die Zeitungsartikel, und was sie Ängstliches oder Beruhigendes brachten, und ob man ein wenig mehr fürchten müsse oder hoffen dürfe, Rücksicht. Er befahl die Aufhebung der Kontinentalsperre und aller den Handel und die Ausfuhr betreffenden Erlasse seit dem Tilsiter Frieden; er befahl die Geltung des russischen Papiergeldes nach einem Zwangskurs, und als die Behörden Einsprache taten, darauf hinwiesen, daß soeben in Berlin die Emission von 10 Millionen Talern Tresorscheinen publiziert sei, er-

klärten, wenigstens die Genehmigung der obersten Staatsbehörden einholen zu müssen, wies er, wie jene Einrede, als dem Drange der Umstände und dem Zweck des Krieges nicht entsprechend, so diese Berufung an die eines selbständigen, freien Entschlusses noch nicht fähigen Behörden zurück; er forderte, daß die Verordnung noch desselben Tages veröffentlicht werde.

Der Zwiespalt zwischen Stein und den drei preußischen Männern wuchs fort und fort. „Stein, sehr gebieterisch, selbst gegen Yorck", heißt es im Auerswaldschen Tagebuch am 28. Januar. — Wieviel auch Yorck, gar sehr gegen seine sonstige Art, „um der guten Sache willen" hinnahm, er zog sich so viel als möglich von Stein zurück. Nicht minder hart ward von Stein der hochherzige Dohna angelassen, der, so sehr er Stein schätzte, sich nicht bergen konnte, daß dessen Verfahren den guten Geist im Volke lähmen müsse. Die ganze Schale seines Zornes endlich goß Stein über Auerswald aus, der, solang es irgend noch mit Ehren möglich war, Geduld übte, dann endlich jede weitere Verhandlung mit Stein weigerte. Mit so großen Hoffnungen und vor allem seitens jener drei Männer mit so vollem Vertrauen Stein bei seiner Ankunft begrüßt worden war, vor Ablauf der zweiten Woche seiner Wirksamkeit in Königsberg stand er so gut wie isoliert da.

In wenigen Tagen sollte die ständische Versammlung zusammentreten. Wie vortrefflich auch die allgemeine Stimmung war, gar manchem schien doch zu allen andern Bedenklichkeiten die Form jener ständischen Versammlung, auf eine russische Vollmacht hin, die Untertanenpflicht zu gefährden. In Graudenz ließ der kommandierende Major Krauseneck, als er die Wahl eines Abgeordneten erfahren, dessen Abreise untersagen; dem bereits Abgereisten sandte der Magistrat der Stadt die Bitte nach, sich so weit auf nichts einzulassen, als dadurch die Lage des Ortes in ein nachteiliges Verhältnis gesetzt werden könne.

Unter solchen Schwierigkeiten konnte nur, wenn die leitenden Personen im völligen Einverständnis und mit der Zuversicht, des rechten Weges voranzuschreiten, handelten, ein günstiges Resultat erzielt werden. Statt dessen war jetzt voller und offenkundiger Zwiespalt. Noch im letzten Moment drohte alles zu scheitern.

Die Leitung der ständischen Versammlung stand dem Landhofmeister als Königl. Kommissarius zu. Genötigt, das Zimmer zu hüten, übertrug Auerswald dem Geheimen Justizrat v. Brandt, dem Direktor des ständischen Komitees, seine Stellvertretung in der Versammlung, indem er zugleich (1. Februar) Anzeige davon an Stein machen ließ. Stein nahm davon keine Notiz. Er forderte vielmehr Schön auf, „sofort nach Königsberg zu kommen, um die Leitung der ständischen Versammlung zu übernehmen; die eingegangenen Nachrichten würden seine etwanigen Bedenken dabei entfernen." Am 3. Februar kam Schön.

„Nach meiner Ankunft in Königsberg," so erzählt Schön, „sprach ich zuerst den Oberpräsidenten; dieser teilte mir die Differenzen und sonstigen Szenen mit, welche er mit Stein gehabt hatte, und schloß damit, daß er keinen Teil an den Steinschen Operationen nehmen könne, weil diese für die große Sache nur verderblich sein könnten. Yorck war aufgeregt gegen Stein, nannte ihn einen verbrannten Kopf, der alles gegen sich aufrege und dadurch die Stimme des Landes und dessen Teilnahme an dem großen Schritte, den er durch die Kapitulation gemacht habe, schwäche. Dohna, das Haupt der Stände, klagte bitter über Steins Unklarheit und über die Heftigkeit seiner Zumutungen, doch war ihm dieser noch am nächsten geblieben. Stein selbst fand ich in hoher Spannung, scheltend und tobend auf alle Autoritäten in Königsberg."

Schon hatte zur Mehrung der allgemeinen Verwirrung und Mißstimmung Herr v. Brandt Auerswald ersucht, ihn, da Schön zur Leitung der Versammlung berufen sei, derselben zu entbinden. Nur auf das Interesse der Sache gewandt, war Schön keinen Augenblick zweifelhaft, den ihm von Stein zugedachten Auftrag zurückzuweisen; er habe, berichtet er einige Tage später an den Staatskanzler, sich nicht veranlaßt gefunden, „sich in die ständischen Angelegenheiten, die nicht zu seinem officio gehörten, zu mischen." Er versicherte Auerswald, „daß er nicht eigentlich zu dem in Rede stehenden Geschäft von Stein beauftragt sei," worauf an Herrn v. Brandt geantwortet wurde (4. Febr.), daß dem von ihm geäußerten Wunsch nicht Folge gegeben werden könne.

Inzwischen wandte Stein sich mit demselben Auftrage an Yorck. „Des

Kaisers Majestät," so lautet sein Schreiben, „haben Ihre Gesinnungen gegen Preußen und seinen König in Allerhöchstihrer Proklamation d. d. 6./18. Januar deutlich ausgesprochen; sie sind Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Staates und des Glanzes des Thrones. Diese großmütige Erklärung hat die Herzen aller Bewohner dieses Landes mit Dankbarkeit und Ehrfurcht erfüllt; überall wurde die Majestät des Kaisers mit lautem Jubel, die russischen Heere als Brüder und Befreier empfangen, und der brennende Wunsch, mit ihnen gegen den Menschenverderber und seine Räuberbanden zu kämpfen, brach allgemein und laut aus. Nichts hindert jetzt die Erfüllung dieses Wunsches. Das Land ist bis an die Ufer der Spree frei, der König ist für seine Person gesichert, Klugheit, Ehre, Vaterlandsliebe, Rache gebieten, keine Zeit zu verlieren, den Volkskrieg aufzurufen, die Waffen zu ergreifen und jede Kraft anzuspannen, um die Fesseln des frechen Unterdrückers zu brechen und die erlittene Schmach mit Blut seiner verruchten Banden abzuwaschen. Des Kaisers Majestät haben mich in der unter dem 6./18. Januar erteilten Vollmacht zu beauftragen geruht, diese Volksbewaffnungen auf die verfassungsmäßige Art zu veranlassen. Die Stände von Litauen, Ostpreußen und Westpreußen sind auf den 5. d. M. von des Herrn Landhofmeister v. Auerswald Exzellenz zusammenberufen. Die Leitung ihrer Beratung, damit sie zu einem zweckmäßigen weisen Resultat führen, kann von niemand vollkommner geschehen, als von Ew. Exzellenz, die durch Ihren kräftigen und weisen Entschluß die Flucht des Feindes beschleunigt und dem Könige und Vaterlande ein Korps tapferer Männer zum Kampf für Freiheit und Ehre aufbewahrt haben; Se. Majestät der Kaiser erwarten daher, daß Ew. Exzellenz diese Leitung übernehmen und die Verhandlungen zu einem erwünschten Resultat bringen werden."

Es war der Tag vor dem Beginn der Versammlung; es lag alles daran, die heillos verworrenen Verhältnisse zu schlichten. Schön unterzog sich dieser mühevollen Aufgabe. Den am tiefsten gekränkten Auerswald durfte er für den Augenblick zur Seite lassen, da er, krank wie er war, nicht unmittelbar hervorzutreten hatte; er wußte, daß dessen edle und milde Natur durch die Größe der Sache, der es galt, versöhnt werden würde. Dohna hatte erklärt, unbedingt mit Schön gehen zu wollen, und die Überzeugung ausgesprochen, daß sie beide

vereint Stein von zeitwidrigen Forderungen abhalten würden. Yorck endlich schien zu sehr, auch persönlich zu sehr dabei beteiligt, durch die ständische Versammlung dem, was er begonnen, Wirkung und Nachdruck gegeben zu sehen, als daß von ihm eine hartnäckige Weigerung gegen jeden Vermittlungsversuch hätte erwartet werden können. Nach langem Widerstreben und mit erklärtem Widerwillen verstand er sich dazu, mit Schön zu Stein zu gehen, um über die am morgenden Tage stattfindende Eröffnung zu verhandeln.

Das Gespräch hatte anfangs einen ruhigen Gang; von jenem Ansinnen Steins an Yorck, die Leitung der ständischen Versammlung zu übernehmen, scheint nur obenhin die Rede gewesen zu sein; möglich, daß Stein den Gedanken hingeworfen hat, selbst zu präsidieren; nur das kann gemeint sein, wenn Yorck in einem spätern Briefe sagt, er habe erklärt, sich von allem zurückziehen zu wollen, wenn Stein in der Versammlung erscheine. Man war einen bedeutenden Schritt weiter, wenn sich Stein darin fügte, daß für Vorsitz und Leitung der Versammlung bereits ordnungsmäßig durch den an Brandt gegebenen Auftrag gesorgt sei.

Es kam zu einer zweiten schwierigeren Frage. Allerdings hatte Stein die Ausschreibung eines Generallandtags gefordert, „um über Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr zu beraten und Beschluß zu fassen." Aber die Ausschreibung selbst hatte als Zweck der Versammlung nur bezeichnet: „Eröffnungen zu vernehmen und darüber zu beraten, die der Bevollmächtigte des Kaisers machen werde." Es bedurfte sonach, da verfassungsmäßig nur über das beraten werden konnte, wozu berufen war, einer Vorlage von seiten Steins an die Versammlung. Statt dessen forderte Stein, daß Yorck die Versammlung mit einer Ansprache über den eigentlichen Zweck der Berufung eröffnen sollte. Als Yorck dies ablehnte, weil die Berufung ja auf Steins Verlangen erfolgt sei und man allgemein Eröffnungen von ihm erwarte, als auch Schön dieser Ansicht mit Entschiedenheit beistimmte, wurde das Gespräch von seiten Steins so bitter und heftig, und namentlich für Yorck — er warf ihm vor, mit seiner Kapitulation etwas angefangen zu haben und jetzt nicht hinausführen zu wollen — so beleidigend, daß Yorck plötzlich von seinem Stuhle aufstand und ohne weiteres das Zimmer verließ. In Königsberg ist in jenen Tagen

erzählt und geglaubt worden, daß Stein selbst mit Anwendung von Waffengewalt gedroht und daß Yorck geantwortet habe: „So werde ich Generalmarsch schlagen lassen, und Ew. Exzellenz mögen sehen, wo hier Ihre Russen bleiben werden."

Schön war mit dem Bemerken, daß er nach einiger Zeit wiederkommen werde, Yorck gefolgt. „Bald nachdem ich," so erzählt Schön weiter, „in meiner Wohnung angekommen war, trat Yorck in mein Zimmer; ich sah es ihm an, daß in seinem Innern ein großer Kampf stattfand. Er klagte zuerst sein Schicksal an, daß, nachdem ein großer Moment für ihn einzutreten schiene, er vom Schicksal jetzt, durch die Unvernunft Steins, zurückgeschleudert würde. Stein habe die Sache jetzt dahin gebracht, daß kein guter Ausgang für ihn abzusehen sei. Erkläre sich das Land nicht laut und entschieden für das, was er durch seine Kapitulation angefangen habe, dann müsse der König ihn verlassen. Stein habe durch seine russische Vollmacht und durch seine darauf gestützten unüberlegten Forderungen schon viel verdorben, und indem er sich jetzt weigere, zu den auf sein Verlangen versammelten Ständen eine Ansprache zu richten, könne unser Vorhaben kein gutes Ende nehmen. Ihm bleibe jetzt nichts anderes übrig, als, da er einer schimpflichen Behandlung sich nicht aussetzen könne, sogleich heimlich nach England zu gehen, und ich möge ihm, da ich in dem Lande bekannt sei, Empfehlungen dahin geben. Ich suchte Yorck zu beruhigen, aber die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen, und nur mit Mühe erlangte ich Aufschub bis dahin, daß ich mit Stein wieder gesprochen hätte."

Dann ging Schön zu Stein; er fand ihn aufgeregt, aber doch schon gefaßter. Er stellte ihm die Wichtigkeit des Momentes, die Erhabenheit des Zweckes, um den es sich handle, vor; er legte ihm ans Herz, was auf dem Spiele stehe, wenn nicht jeder die Hand biete zum Gelingen. Yorck könne ohne Aufforderung des Landes nicht hervortreten, zumal da er nach den Zeitungen als formell abgesetzter General dastehe; kein Diener des Königs könne, da der König sich noch nicht erklärt habe, die Initiative ergreifen. Von Stein erwarte man es, Stein sei als Bevollmächtigter des Kaisers mit einem preußischen deutschen Herzen dazu berufen. Wohl suchte Stein die von ihm gemachten Äußerungen zu rechtfertigen; als aber Schön zuletzt den großen Moment und den Ruf des Vaterlandes mit Wärme heraus-

hob, forderte, daß jeder an seinem Teil seine Persönlichkeit dafür einsetze, da konnte die edle Natur Steins nicht widerstehen, er entschloß sich, die erwartete Eröffnung für die Stände an Herrn v. Brandt zu senden. Er war tief erschüttert; er forderte Schön auf, ihm in die Feder zu diktieren. Er schrieb:

„Ew. Hochwohlgeboren als dem Stellvertreter des Herrn Landhofmeister v. Auerswald Exzellenz bei der morgenden Konferenz der ständischen Versammlung, wird es aus meinem Schreiben an den Herrn Landhofmeister über diesen Gegenstand bekannt sein, daß ich diese Versammlung veranlaßt habe, um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes anheimzugeben.

„Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren, dieses den versammelten Herren Ständen mitzuteilen, deren Anerbieten und Vorschläge verfassungsmäßig zu leiten und solche denen geordneten Behörden vorzulegen.

Königsberg, den 4. Februar 1813.

(gez.) Stein."

Noch ein schwerer Schritt war unvermeidlich. Steins fernere Anwesenheit in Königsberg hätte der Nachempfindung des kaum beschwichtigten Haders neue Ärgernisse und Zerwürfnisse hinzugefügt. Andererseits „die Glorie, Preußen bewaffnet, Landwehr und Landsturm errichtet, und dem Gang der europäischen Angelegenheiten einen anderen Weg angewiesen zu haben, stand vor ihm, und er sollte darauf Verzicht leisten." Der Kampf in ihm war groß, aber sein herrlicher Geist siegte. „Niemals," fügt Schön hinzu, „ist er mir größer als in diesem Moment der Resignation erschienen."

In einem Bericht vom 5. Februar bat er schließend den Kaiser um die Erlaubnis, „persönlich seine weiteren Darlegungen machen zu dürfen." So hart rangen diese gewaltigen Charaktere widereinander. Aber allen galt das Vaterland über alles. Wie sehr sie auch nach entschiedenem Streit einander grollten und abgewandt blieben, um des Vaterlandes willen mußten sie miteinander gehen und sich gegenseitig zu ertragen lernen.

Auch Yorck besuchte Stein, und sie schieden in Frieden voneinander. Tags darauf, am 7. Februar, verließ Stein Königsberg; die russische Vollmacht hatte ein Ende.

Zweites Kapitel

Die Gründung der Landwehr

Um die Tätigkeit der denkwürdigen ständischen Versammlung und Yorcks Auftreten in derselben zu würdigen, ist es nötig, sich die Lage der Verhältnisse, soweit sie von Königsberg aus übersehen werden konnte, zu vergegenwärtigen.

Die letzte Mitteilung, die Yorck vom Könige erhalten, war die von der bevorstehenden Abreise des Hofes nach Breslau, die am 26. Januar Major Thile überbracht hatte; aus Breslau war noch keinerlei Nachricht eingetroffen. Auf die Adresse ständischer Deputierten vom 11. Januar, die sich längst in des Königs Hand befand, war noch keine Antwort erfolgt. Wohl aber kamen von der Regierungskommission in Berlin an die preußischen Behörden Mahnungen, die nichts Gutes verhießen; der Minister Graf Goltz ließ an Auerswald, wie dieser es in seinem Tagebuch bezeichnet, „viel Lächerliches über unsere politischen Verhältnisse sagen und vor russischen Umtrieben warnen." Hatte in den letzten Januartagen General Bülows ausdrückliche Weisung veranlaßt, daß von Graudenz aus gewisse Militäreffekten, die Yorck für sein Korps wünschte, übersandt wurden, so kam jetzt aus der Festung die Nachricht, daß Graf Brandenburg durchreisend eine Kabinettsorder vom 28. Januar überbracht hat, welche in Antwort auf eine Anfrage des Kommandanten befehle, dem Yorckschen Korps, solange es in der Lage sei, in die es die abgeschlossene Konvention versetzt habe, weder Waffen noch andere Kriegsbedürfnisse verabfolgen zu lassen. In Zuschriften des Kriegsdepartements, auch von Breslau aus, wurde immer noch General Bülow als mit den Geschäften des Generalgouvernements für Preußen beauftragt angesehen; wie denn auf eine ausdrückliche Anfrage desselben vom 31. Januar noch am 13. Februar der König in einer Kabinettsorder erklärte, daß er sich für jetzt noch enthalten müsse, über die Betreibung der Gouvernementsgeschäfte in Königsberg etwas zu bestimmen.

So blieb Yorck fort und fort in der peinlichsten Ungewißheit und ohne alle maßgebende Weisung. Öffentlich und offiziell blieb über ihn alles das verhängt und in Geltung, was die Zeitungen am 19. Januar veröffentlicht hatten; nur daß Major Thile unmittelbar an ihn selbst

die Meldung von des Königs Abreise zu überbringen gehabt, war ein Zeichen, aber auch das einzige, daß der König ihn nicht so, wie es jene Bekanntmachungen erscheinen ließen, als einen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit verfallenen Verbrecher betrachte.

Über die Stimmung der anderen Provinzen konnte kein Zweifel sein. Die Mitteilungen Bülows und Borstells aus Pommern lauteten durchaus erfreulich. Aus der Mark waren um den 23. Januar mehrere angesehene Männer nach Königsberg gekommen. Zwei von ihnen, Major Rühle v. Lilienstern und Rother, der spätere Minister, waren von Stägemann zu dieser Reise veranlaßt, jener, um die Verhältnisse der russischen und französischen Streitkräfte möglichst genau zu rekognoszieren, dieser, um die materiellen Hilfsmittel der tief zerrütteten Provinz zu erkunden und die Stimmung zu beobachten. Von anderer Bedeutung war es, wenn Alexander v. d. Marwitz und Graf Schulenburg-Kehnert in Königsberg und bei Stein erschienen. Es ist nicht klar, ob und in welchem Umfange sie von märkischen Mitständen beauftragt waren; aber der ältere Bruder des Herrn v. d. Marwitz war jener aus der Nationalpräsentation von 1811 her bekannte Vertreter der „Friderizianischen Verfassung" gegen die Neuerungen und Irrlehren der „westfälischen, ostpreußischen und fränkischen Schule", gegen Stein, Schön und Hardenberg. Daß sie jetzt kamen, konnte dafür gelten, daß sich zum großen Werk der Befreiung des Vaterlandes diejenigen Richtungen zu versöhnen eilten, die sich bisher am schroffsten entgegengestanden hatten. Nach mündlicher Überlieferung waren die Herren aus der Mark namentlich beflissen, sich über die Pläne zur allgemeinen Bewaffnung des Landes zu unterrichten; sie kamen endlich zu der Frage, was man tun werde, wenn der König die Anträge und Beschlüsse der Provinz nicht genehmige, sich nicht zum Kampf gegen Napoleon entschließe; und als ihnen die Antwort geworden: daß man auch dann gehorsamen werde, seien sie, so heißt es, anscheinend nicht befriedigt von dannen gereist.[1]

[1] In dem „Nachlaß von v. d. Marwitz", I, S. 337, heißt es: „Mein Bruder Alexander ... hatte mitgewirkt, daß die Provinz Preußen sich für Rußland und den General York erklärte und ihre Landwehr errichtete." Alexander v. d. Marwitz war damals 25 Jahr alt und Referendar bei der Regierung in Potsdam, „nachdem er schon 1809 einen Staatsratsposten ausgeschlagen hatte (!!), um mit Schill zu ziehen"; so erzählt wenigstens der Bruder.

Eine Mobilmachung der gesamten preußischen Armee war noch nicht förmlich angeordnet; Napoleons Antrag, daß Preußen sein traktatenmäßiges Kontingent auf 30 000 Mann erhöhen möge, gab, da man auf den möglichen Ausfall des schon mobilen Korps hinweisen durfte, den Vorwand, alle Augmentationen heranzuziehen, so daß man Ende Januar außer dem Yorckschen Korps 34 000 Mann unter den Waffen rechnen konnte, von denen die kleinere Hälfte (11 Batt., 16 Eskadr.) von Neustettin bis Kolberg hin, die größere (16 Batt., 38 Eskadr.) in Schlesien stand.

Von den russischen Heeren nahte sich die Hauptarmee unter Kutusoff der Weichsel, erreichte am 5. Februar Plock. Kleinere Korps waren weiter südwärts auf dem Marsch nach Warschau. Das Korps von Tschitschagoff war in der Mitte des Januar von Elbing südwärts marschiert, lag jetzt belagernd vor Thorn; das Kosakenkorps von Platoff war aufgelöst und an die übrigen Korps verteilt; Graf Wittgenstein war mit dem Anfang Februar über die Weichsel gegangen und kantonierte von Dirschau bis Preußisch-Stargard, indem sich etwa zwei Drittel seines Korps allmählich nach Danzig zogen, um die Festung einzuschließen. Nur die Kosaken streiften weit voraus, am 5. Febr. waren sie in der Nähe von Landsberg an der Warthe, während Seitenschwärme durch das Netzebruch hin die Verbindung mit dem Korps vor Thorn erhielten und die Franzosen, die noch in Posen ihr Hauptquartier hatten, belästigten.

Yorcks Korps, jetzt wieder auf den vollen Bestand von 20 000 Mann gebracht, war seit dem 23. Januar auf dem Marsch westwärts, erreichte am 6. Februar Elbing. Nur Major Schill mit seiner Eskadron Husaren war über die Weichsel vorausgeeilt und stand am 6. Februar in der Nähe von Conitz.

Noch war die kleine Festung Pillau in französischer Gewalt. Die früher erwähnten Unterhandlungen hatten zu keinem Ergebnis geführt, und des General Kleist Sendung in das kaiserliche Hauptquartier (27. Januar) hatte namentlich den Zweck gehabt, Maßregeln zu verabreden, um mit Pillau schnell zu Ende zu kommen. Demgemäß wurden 3000 Mann des Wittgensteinschen Korps rückwärts beordert, um unter General Graf Siewers gegen Pillau zu gehen; am 4. Februar waren sie bis auf einen Tagemarsch heran; eine reitende

preußische Batterie rückte am Tage der Eröffnung der Stände aus Königsberg aus, den Russen zur Unterstützung.

Von der allgemeinen Stimmung der Provinz ist schon früher gesprochen worden. Waren auch die mannigfachen Irrungen und Schwankungen, die den engern Kreis der leitenden Personen bewegten, nicht ohne Einfluß, so ward doch der einmal wach gewordene Geist durch dieselben so wenig gehemmt oder gebrochen, daß er sich nur um so schärfer ausprägte. Auf der einen Seite die Ungewißheit über das, was endlich im Rat des Königs werde beschlossen werden, auf der andern Seite das Mißtrauen nicht bloß in die wirkliche Macht, sondern auch in die Absichten Rußlands, diese Doppelheit brachte inmitten der höchsten Spannung und Erregung eine Gemessenheit hervor, die es den Leitern der großen Erhebung möglich machte, zwischen den gefährlichsten Klippen glücklich hindurchzusteuern.

Schon die Wahlen zur ständischen Versammlung, die in der letzten Januarwoche in allen Kreisen und Städten bis zur Weichsel hin gehalten wurden, waren von hoher Bedeutung; sie wendeten an allen Punkten der Provinz den Blick auf ein bestimmtes und deutliches Ziel. Nicht der König hatte geladen; es mußte jedem vor die Seele treten, daß es eine höhere Treue gebe als die des bloßen Gehorsams und daß diese jetzt zu bewähren sei. Dem russischen Rufe folgend mußte man nur um so mehr im rechten preußischen Geist zu handeln wissen.

Und in denselben Tagen des Wählens waren die vaterländischen Truppen auf dem Marsch vom Niemen zur Weichsel; jubelnd zogen sie westwärts; über die Oder und Elbe hinaus, bis zum Rhein hin flogen die Gedanken. Das Volk in den Städten und Dörfern sah nun mit eigenen Augen, daß es vorwärts zum Kampf ging.

Aber wer sollte, wenn die Truppen alle hinwegzogen, die Provinz decken? Wer, wenn die Tausende in Danzig, Thorn, in den polnischen Festungen hervorbrachen, Rache zu üben, das offene Land beschützen? Überall ward der Gedanke wach, daß die Provinz sich selbst wehren, daß alles, was nicht mit der Armee gen Westen eilte, bewaffnet und zum Waffendienst geübt werden müsse, um sich, wenn es not sei, dem Feind entgegenzuwerfen.[1]

[1] Das gelehrte Zurückgehen etwa auf die Landmiliz Königs Friedrichs I. lag nicht in der Stimmung jener Tage.

Seit Steins Ankunft – ausdrücklich lautete seine Vollmacht auf allgemeine Bewaffnung – trat diese Frage in den Vordergrund; man sagte sich, daß die ständische Versammlung vor allem über sie zu beschließen berufen sei. Allerorten ward erwogen und durchgesprochen, wie solche allgemeine Bewaffnung einzurichten sei; mehr als ein Projekt wurde ausgearbeitet. Das Wesentlichste, Recht und Pflicht jedes Preußen zur Verteidigung des Vaterlandes, und die Möglichkeit, daß man Soldat sein könne, ohne aufzuhören Bürger zu sein, kam in der hohen Stimmung dieser Tage nicht weiter in Frage, galt dafür, sich von selbst zu verstehen. Über Nebendinge ward desto eifriger disputiert.

Steins Vollmacht nahm in betreff „der Bewaffnung der Miliz und der Bevölkerung" Bezug auf „die von Sr. Majestät dem Könige im Jahre 1808 entworfenen und gebilligten Plane." Allerdings waren während der Zeit des Steinschen Ministeriums und unter Steins Mitwirkung Entwürfe dieser Art besprochen und vorgelegt, wenn auch nicht vollzogen worden; der Grundgedanke derselben, wie Scharnhorst ihn entwickelt, war, neben dem stehenden Heere und dem zu dessen Erweiterung bestimmten Krümpersystem eine „Miliz oder Landwehr" unter dem Namen von Provinzialtruppen zu errichten. Es sollten alle streitbaren Männer vom 19. bis 31. Jahr zu den Waffen verpflichtet sein, und zwar in zwei Klassen dem Vermögen nach, so daß die, welche sich selbst kleiden, bewaffnen und auf eigene Kosten üben könnten, zu den Provinzialtruppen, die andern ärmeren zum stehenden Heere pflichtig sein sollten; die Provinzialtruppen wurden, nach dem Wortlaut der Einleitung des Entwurfes, vorherrschend als innere Polizeivorkehrung betrachtet; zunächst sollten sie „zur inneren Ruhe des Staates, sodann zur Defension des Landes gegen einen angreifenden Feind" bestimmt sein; sie sollten ihre Provinz nur dann verlassen, wenn die Deckung der Monarchie es erfordert (§ 8). Von einem Landsturm scheint in jenem älteren Entwurfe nicht die Rede gewesen zu sein.

Man mochte sich bald überzeugen, daß diese Gedanken weder den jetzigen Verhältnissen entsprachen – denn der Eintritt in jene Miliz war auf einen eigenen Kostenaufwand von 200 Rtlr. für den Mann berechnet – noch auch diejenigen Zwecke erfüllt haben würden, auf

welche es sofort ankam. Es war jener Entwurf überwiegend in dem Sinn gemacht, Formen und Verhältnisse zu schaffen, die in allmählicher Fortwirkung unmerklich ein Neues hervorbrächten; während jetzt eine plötzliche Kraftanstrengung im größten Maßstabe erforderlich war.

Es ist zweifelhaft, ob Stein Kunde davon hatte, daß im Jahre 1811 ein Entwurf zu einer eventuellen Volksbewaffnung von Schön und Yorck gemacht und vom Könige genehmigt worden war. Er verhandelte nicht mit Yorck über die Bewaffnung der Provinz; er sah vielmehr die Sache so an, daß, während dem General die Angelegenheiten des stehenden Heerwesens zukamen, die Aufstellung von Landwehr und Landsturm Sache der Provinz und ihrer Vertreter sei. In diesem Sinne forderte er Graf Alexander Dohna als Präsidenten des ständischen Komitees von Ostpreußen und Litauen auf, die nötigen Vorarbeiten und Entwürfe für die ständische Versammlung zu machen.

Dohna ging mit dem größten Interesse auf den Gedanken ein, eine Landwehr, wie sie sich im österreichischen Kriege von 1809 und jetzt in den russischen Druschinen bewährt habe, und einen Landsturm als Reserve unmittelbar von seiten der Provinz aufzustellen, und deshalb auf ständischem Wege zu beraten und zu beschließen.

Er zog zunächst seine beiden Brüder — auch an jenen ersten Verabredungen hatten sie teilgenommen — mit zu Rate. Graf Friedrich, der mit Aufträgen von Paulucci in Königsberg war, hatte als Offizier der deutschen Legion nähere Kunde von der russischen Volksbewaffnung; und Graf Ludwig, der 1807 mit seinen Dragonern den kleinen Krieg im preußischen Oberlande rühmlichst geführt, in der Verteidigung Danzigs sich durch mehr als eine kühne Tat ausgezeichnet hatte, verband mit seiner militärischen Erfahrung ein seltenes Talent des Organisierens. Stein empfahl, auch Clausewitz und Dörnberg mit zu Rate zu ziehen. Für Dörnberg mochten die Kasseler Erinnerungen von 1809 sprechen; und von Clausewitz wußte Arndt, der mit Stein in Königsberg war, daß derselbe 1810 oder 1811 den Entwurf einer allgemeinen preußischen und deutschen Volkserhebung und Landesbewaffnung nach spanischer und tirolischer Weise dem Könige vorgelegt habe; Arndt hatte diesen sowie des Königs Randbemerkungen

im Frühjahre 1812 in Breslau gelesen und abgeschrieben.[1] Es scheint nicht, daß Dörnberg mit hinzugezogen worden; Clausewitz stand durch sein nahes und inniges Verhältnis zu Scharnhorst den Dohnas nahe. Scharnhorsts Tochter, die Gräfin Friedrich Dohna, war jetzt in Königsberg, im Hause des Kanzler v. Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester.

In so eng befreundetem Kreise begannen nun die denkwürdigen Besprechungen, deren Summe dann Clausewitz — es bedurfte wiederholter Aufforderungen der Dohnas, ehe er sich dazu bewegen ließ — in einem Entwurf, „Das Wesentlichste in der Organisation eines Landsturms und einer Miliz" betitelt, zusammenfaßte; — einfache große Gedanken, wie sie die Lage der Verhältnisse und eine hohe und patriotische Auffassung dessen, was dem Volke gebührt und was es vermag, an die Hand gab. Man wird den jüngeren Genossen dieses edlen Kreises nicht zu nahe treten, wenn man in dem, was diesen Entwurf von den russischen und österreichischen Organisationen unterscheidet und was er in prinzipieller Auffassung vor dem Scharnhorstschen von 1808, vor dem Clausewitzschen von 1811 an hochherziger Volkstümlichkeit voraus hat, überwiegend den Grafen Alexander Dohna wiedererkennt.

Der Entwurf weist die ganze jüngere Mannschaft der Provinz vom 18. bis 40. Jahre der Landwehr zu; auch diejenigen, welche zum stehenden Heere berufen worden, gehören ihr, wenn sie ausgedient, an. Sie soll für Friedenszeit nur zu den nötigsten Übungen distriktsweise zusammenkommen; mit beginnendem Kriege tritt sie, je nach dem Bedarf in größerer oder minderer Ausdehnung, in wirklichen Dienst und wird von der Provinz besoldet und verpflegt. Ihr Zweck ist, die Armee, wenn sie sich zurückziehen muß, aufzunehmen, sich mit

[1] Diese Randbemerkungen, aus denen man bei einiger Sachkunde ungefähr den Gang und den Gedanken des Projektes selbst (levée en masse in Scharnhorsts Sinn) entnehmen kann, sind abgedruckt in Arndts „Notgedrungener Bericht aus meinem Leben", I, S. 402. Es sind dieselben königlichen Randbemerkungen, welche einige Jahre nach dem Kriege, als Arndt von der Wut der Reaktion verfolgt wurde, mit seinen übrigen Papieren konfisziert zum Gegenstand der schärfsten Inquisition und unter andern in den berüchtigten „Aktenauszügen" der Königl. Preußischen Staatszeitung benutzt wurden, um den Satz „mit Gewalt und Mord hatten diese Böswichter es durchsetzen wollen" zu erweisen (K. Pr. Staatszeitung, 20. März 1820).

ihr zu vereinen, so die Verteidigung der Provinz möglich zu machen. Ihre Formation ist der des stehenden Heeres so ähnlich wie möglich; ihre Offiziere sind Individuen aus der Masse der Miliz selbst. Die Organisation wird durch eine Generalkommission, die der König oder sein Stellvertreter aus Militärs und Landeseinwohnern bildet und durch ständisch erwählte Spezialkommissionen für je einen Teil der Provinz vollzogen. Der Landsturm besteht aus allen Einwohnern, die imstande sind, Waffen zu tragen, vom 18. bis 60. Jahre, soweit sie nicht in Landwehr und Linie Dienst tun. Sein Zweck ist, dem Feinde, wenn er in die Provinz vordringt, den Besitz der Gegenden streitig zu machen, die er gar nicht oder nur mit einzelnen Detachements besetzt hat, ihn auf den schmalen Strich Landes einzuschränken, wo er sich in ganzer Macht zeigt. Der Landsturm sammelt sich in Haufen, um über die feindlichen Fourageurs, Marodeurs, Transporte, vereinzelte Detachements herzufallen. Dementsprechend ist die Organisation der Bewaffnung usw.

So die Grundzüge des Entwurfs. Da Clausewitz bereits am 6. Februar mit General Siewers vor Pillau war und die Unterhandlungen wegen Übergabe der Festung führte, so wird wenigstens der summarische Entwurf von seiner Hand bereits vor dem Tage der Eröffnung der Stände niedergeschrieben sein. Auf Grund desselben, einzelne Punkte namentlich in betreff der ersten Gründung näher ausführend, entwarf Graf Alexander Dohna das Konzept einer „Verordnung über Landwehr und Landsturm", teilte es dem Minister Stein mit, der einige Korrekturen hineinschrieb. Daß auch Yorck diesen ersten Entwurf vor Eröffnung der Stände gekannt hat, ist zwar nicht ausdrücklich bezeugt, doch unzweifelhaft; einen Landwehrentwurf, der vom Staatsrat Ribbentrop gemacht war, teilte er an Dohna mit, ohne jedoch bei den entscheidenden Versammlungen am 5. und 6. Februar auf denselben zurückzukommen.

Indem wir zu diesen ständischen Verhandlungen übergehen, müssen wir im voraus bemerken, daß uns von denselben nicht viel mehr vorliegt, als die offiziellen Protokolle und Eingaben, die natürlich nur ein dürftiges Skelett von dem zeigen, was man sich in seiner ganzen lebendigen Wirklichkeit, den Vorbesprechungen, den persönlichen Einwirkungen, dem Eifer Bardelebens, Heidemanns, Lehndorfs, der Dohnas

usw. müßte vergegenwärtigen können, um den Eindruck zu würdigen, den sie nah und fern hervorgebracht hatten. „Dieser Landtag," schreibt Schön ein Jahr später, „ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte. Die Yorcksche Konvention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation, die ebenso schnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach." Im weiteren Verlauf des Briefes nennt er diesen Landtag eine Quelle des Geistes und der Kraft: „Kant lebt noch; und nur weil er lebte, ist das Leben da ... Und wie herrlich und groß stand dieser Landtag in Hinsicht auf Loyalität und Treue da; der Deputierte der fremden Macht fand kein Gehör, nur dem, den unser König gesetzt hatte, legte man seine Wünsche vor." Möge man mit dem Eindruck dieser Zeilen die dürftige Darstellung, die wir geben werden, zu einem entsprechenderen Bilde ergänzen.

Am Freitag, den 5. Februar, in früher Vormittagsstunde versammelten sich die Herren Stände in dem Saale des landschaftlichen Ständehauses. In Vertretung des Landhofmeisters übernahm Herr von Brandt das Präsidium der Versammlung; ihm zunächst zur Rechten nahmen die sieben Mitglieder des ständischen Ausschusses Platz, nächst diesen die Deputierten der Ritterschaft und der freien Bauern (Kölmer), von jenen je zwei, von diesen je einer aus jedem Kreise; dann zur Linken des Präsidiums die Abgeordneten der Städte, drei für Königsberg, zwei für Elbing, je einer für Memel, Graudenz, Marienburg, je einer für die Landstädte jedes Kreises. So waren die acht Kreise Ostpreußens, die drei Litauens, die zwei westpreußischen diesseits der Weichsel vertreten; nur die kleineren Städte der zwei westpreußischen Kreise hatten nicht gewählt, Ritterschaft und Städte im Neidenburgischen noch nicht wählen können.

Nachdem die Versammlung sich konstituiert hatte, begann der Vorsitzende mit der Mitteilung, daß die kaiserliche Vollmacht des Freiherrn v. Stein, auf dessen Anlaß die Versammlung berufen sei, sich zwar in den Händen des Landhofmeisters v. Auerswald befinde, daß derselbe sie aber noch nicht, wie er versprochen, übersandt habe, weshalb er um die Zusendung ersucht werden solle.

Sodann teilte der Vorsitzende das an ihn gerichtete Schreiben Steins vom 4. Febr. mit, worin, wie das Protokoll sagt, „Se. Exzellenz äußert, daß er diese Versammlung veranlaßt habe, um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes anheimzugeben."

Man faßte, wie es scheint, das Wesentliche der Sachlage noch nicht völlig scharf ins Auge; man untersuchte nicht das Ob, sondern das Wie dessen, was der russische Bevollmächtigte anheimgegeben. Einstimmig erklärte die Versammlung, „sie gehe von dem Gesichtspunkte aus, daß ihre Beratungen nur dann auf einen richtigen und bestimmten Zweck gerichtet werden könnten, wenn solche von derjenigen Militärbehörde geleitet werde, der sowohl die Gesinnung des Königs als die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt seien." Demgemäß wurde beschlossen, sofort eine Deputation an den General Yorck zu senden, um ihn zu bitten, seine Vorschläge oder Forderungen den Ständen „durch einen schriftlichen Aufsatz" bekannt zu machen.

Es war, wie so leicht vor großen Entscheidungen, in der Stimmung noch etwas Gehemmtes, Unsicheres. Als von einigen vorgeschlagen wurde, daß sich die Deputierten für sich versammeln und über die Gegenstände, die in förmlicher Versammlung und unter Vorsitz des königlichen Kommissarius vorgeschlagen und entschieden werden sollten, vorher beraten möchten, fand das bei andern lebhaften Widerspruch; die Königsberger Deputierten erklärten, es liege das außer den Grenzen ihres Auftrages, der sich nur auf das in dem Berufungsschreiben Angegebene beziehe. Erst als erklärt wurde, daß auch in diesen Vorberatungen nichts anderes vorkommen solle, als was auf diese Hauptaufgabe der Versammlung Bezug habe, fügten sich die abweichenden Stimmen, und auch der Vorsitzende fand sich „durch die geschehene Aufklärung" bewogen, dem Vorschlage keine Erinnerung entgegenzusetzen, überließ es den Herren Ständen, „behufs der beabsichtigten Privatversammlung" ihren Präsidenten nebst Gehilfen zu wählen. Man wählte den Minister Grafen Dohna zum Vorsitzenden, den trefflichen Heidemann, Oberbürgermeister von Königsberg, zum Sekretär.

Dann begab sich eine Deputation der Stände zu Yorck, die erwähnten Anträge zu überbringen. Beachte man wohl, was dieser Schritt be-

deutete. Yorck war notorisch abgesetzt, des Königs „höchster Unwille" über ihn öffentlich und förmlich ausgesprochen; indem die namhaftesten Männer des Landes, unter ihnen der eben gewählte ständische Präsident Minister Graf Dohna, der erste Bürgermeister der ersten Stadt des Landes, Heidemann, der bedeutendste Gutsbesitzer der Provinz, Graf Lehndorf v. Steinorth, als Deputation zu Yorck gesandt wurden, sanktionierten sie namens der Provinz, die sie vertraten, tatsächlich und offenkundig dessen Verfahren.

Yorck würdigte die ganze Bedeutung dieses Momentes. Persönlich begab er sich mit der Deputation in die Versammlung zurück: als Generalgouverneur Preußens und als treuster Untertan des Königs trete er in ihre Mitte, um ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, sie aufzufordern, seine Vorschläge zur Bewaffnung des Landes und zur Verstärkung der Armee auf das kräftigste zu unterstützen. Da die Verbindung mit dem Könige gehemmt sei, könne er nur nach den Umständen und kraft der ihm als Generalgouverneur erteilten Autorität handeln;[1] kraft derselben werde er wie bisher so auch ferner im Namen Sr. Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortlichkeit für alle seine Schritte handeln. Seine Pläne und Vorschläge könne er der gesamten großen Versammlung nicht bis ins einzelne vorlegen; er wünsche, daß ein Komitee gewählt werde, seine Vorschläge anzuhören, ihre Bemerkungen hinzuzufügen und dann so erörtert der Versammlung der Stände vorzutragen. Dann sprach er in kurzen mächtigen Zügen von dem, was es jetzt gelte, von der Erniedrigung, die Preußen getragen, von der Hoffnung des Vaterlandes: „Ich hoffe," so schloß er, „die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Teilnahme aller; ist die Übermacht zu groß, nun so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Da brach die Versammlung in lauten begeisterten Zuruf aus, und den Hinausschreitenden begleitete ein jubelndes: es lebe Yorck! Er wandte sich, mit ernster

[1] Die Worte: „Kraft der ihm als Generalgouverneur erteilen Auorität" standen ursprünglich nicht im Protokoll. Bei Übersendung desselben hat Yorck, weil sich in dem Protokolle über das, was er mündlich eröffnet habe, ein fehlerhafter Ausdruck eingeschlichen, seine Rede, wie er sie gehalten haben will, niedergeschrieben und s. d. 9. Februar zu den Akten gegeben; worauf dann die oben verzeichneten Worte von Dohnas Hand an den Rand des Protokolles geschrieben worden sind.

Stimme gebot er Stille: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!" Dann ging er.

Es war, als wenn nun erst die Herzen gelöst, die ganze Macht patriotischen Empfindens erwacht sei. „Alles," rief man, „selbst Weib und Kind müsse sich bewaffnen; das wolle das Vaterland, das wolle der König in seiner Not."

Die Versammlung beauftragte die Deputation, die zu Yorck gesandt gewesen war, die weiteren Verhandlungen mit demselben zu machen, indem sie noch je einen Abgeordneten aus dem Kölmerstande und den Provinzialstädten zu jenen fünf Mitgliedern hinzuwählte.

Noch denselben Abend versammelte sich dies Komitee in Yorcks Wohnung. Die Vorschläge, welche Yorck machte, waren zunächst dahin gerichtet, daß neben den Aushebungen für das stehende Heer und der Bildung möglichst zahlreicher Rekrutendepots nach den bisherigen Bestimmungen eine außerordentliche Landesbewaffnung auf Kosten der Provinz hergestellt werde; er forderte, da die Provinz — die bis zur Weichsel hin damals 1 Million und etwa 4000 Seelen zählte — bereits an General Bülow und an das mobile Korps etwa 30 000 Mann Krümper und Rekruten gegeben habe und noch eine weitere Leistung für Kavallerie in Antrag zu stellen sein werde, die Aufstellung von 20 000 Mann Landwehr und 10 000 Mann Reserven auf Kosten der Provinz. In der Art der Herstellung dieser mächtigen Volksbewaffnung, sowie in betreff des Landsturms hatte Yorck im wesentlichen den Dohnaschen Entwurf angenommen und legte denselben als Entwurf eines nach ständischer Begutachtung zu erlassenden Gesetzes dem Komitee vor.

Man verständigte sich ohne Mühe auch über die Einzelnheiten des Entwurfes. Es ward angenommen, daß jeder ohne Unterschied des Standes und der Religion, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen, bis zum 45. Jahre der Landwehr zugehöre; es ward gebilligt, daß „da jeder Mann von Ehre an dieser Landwehr Anteil nehmen und sich nicht gern ausschließen lassen wird," zuvörderst die freiwillige Gestellung zu gestatten, danach erst, was noch an der dem Distrikt zugeschriebenen Zahl fehle, durch Los aus den übrigen Pflichtigen zu ergänzen sei. Um diese großen Organisationen schleunigst und mit möglichster Energie zu betreiben, soll eine eigene überwiegend ständisch

erwählte Behörde, die Generalkommission, aus sieben Ständemitgliedern bestehend, mit den ausgedehntesten Vollmachten und ohne Konkurrenz der vorhandenen Verwaltungsbehörden das Weitere leiten, fünf Spezialkommissionen, von den Ständen des betreffenden Distriktes gewählt, unter derselben die Herstellung je einer Landwehrbrigade zu vier Bataillonen beschaffen; die Generalkommission wird die Befehlshaber der Brigaden dem Könige oder dessen Stellvertreter zur Ernennung vorschlagen, die Spezialkommission die Bataillonsführer und die übrigen Offiziere der Generalkommission zur Genehmigung präsentieren usw.

Bei weitem das Wichtigste in dem so durchgesprochenen Gesetzentwurfe war, daß man mit diesen Kommissionen die neue Einrichtung vollständigst den „Vertretern der Nation", wie damals der Ausdruck war, anvertraute und daß man den Staat in seinen administrativen Organen ganz, in seinen militärischen fast ganz beiseite lassend aus der freien patriotischen Selbsttätigkeit des Volkes heraus das Neue werden zu lassen sich entschloß.

Den Beratungen mit Yorck folgte am Sonnabend, den 6. Februar, eine Vorberatung in der ständischen Vorversammlung. Die dort sowohl von dem Komitee als von einzelnen Deputierten gemachten Bemerkungen sind zwar zu den Akten genommen worden, scheinen aber verloren zu sein.

Auf den nächsten Morgen, Sonntag, den 7. Februar, war die zweite förmliche Sitzung anberaumt. Von allen Seiten in völliger Einmütigkeit — der Oberpräsident erhielt von seinem Stellvertreter die Berichte und erklärte sich mit allem einverstanden — durfte man bereits in dieser zweiten Sitzung zu den entscheidenden Entschließungen schreiten. Allerdings hatte man die Form eines Gesetzes, das nach ständischer Beratung von dem Könige sanktioniert zu erlassen sei, gewählt. Daß das, was man tat, seinem sachlichen Inhalt nach etwas durchaus anderes bedeutete, verbarg man sich nicht, und es sollte in ebendieser Sitzung in ergreifendster Weise seinen Ausdruck finden.

Der nächste Gegenstand der Verhandlung war jener Gesetzentwurf. Namens des Komitees berichtete Graf Alexander Dohna über die Verhandlungen mit Yorck, über einen seitens des Kreises Tapiau eingereichten Landwehrentwurf; das Komitee empfehle bei allem Dank

für diesen schätzenswerten Beitrag, über die Yorckschen Vorschläge nicht hinauszugehen, „zumal nach der Versicherung Sr. Exzellenz seine Vorschläge und Pläne schon im vorigen Kriege von Sr. Majestät approbiert, obgleich damals nicht exekutiert worden."[1] Dann wurden der Entwurf, die Bemerkungen des Komitees, sowie die in der ständischen Vorberatung gemachten Bemerkungen vorgetragen, über einzelne Anträge, z. E. die Landwehrpflicht bis zum 50. Lebensjahre auszudehnen, auch Geistliche und Lehrer nicht zurückzulassen usw., beraten und abgestimmt. Man überwies dem Komitee die so erwachsenen Bemerkungen, um über sie mit dem General Yorck zu beraten und über das Ergebnis der Beratung zu berichten.

Darauf teilte H. v. Brandt der Versammlung nach Anlaß des im Protokoll der ersten Sitzung Bemerkten die kaiserlich russische Vollmacht Steins mit; er verlas sie. Der Wortlaut derselben, zumal in der Übersetzung, deren Herr v. Brandt sich bediente, war wohl von der Art, das patriotische Gefühl zu verletzen; da hieß es, der Bevollmächtigte habe sich nach Königsberg zu begeben, „um von der Lage des Landes Kenntnis zu nehmen und sich damit zu beschäftigen, alle Militär- und Geldkräfte des Landes zur Unterstützung Unserer Operationen gegen Frankreich in Wirksamkeit zu setzen." Da hieß es ferner: „Wir bevollmächtigen den Freiherrn von Stein zu allen Maßregeln, die die Vollziehung dieses Unsres Auftrages notwendig machen sollte; Wir beauftragen ihn, Mittelspersonen zur Vollziehung desselben nach seiner Kenntnis ihrer Tauglichkeit anzunehmen." Ja endlich, des Bevollmächtigten Geschäft werde beendet sein, wenn der Kaiser mit dem Könige ein definitives Arrangement getroffen habe, „alsdann Ihm die fernere Verwaltung zurück gegeben und der Freiherr von Stein zu Uns zurückkehren wird."

Brandt fügte, nachdem er die Vollmacht verlesen, hinzu: so wie überall von dem Gesichtspunkte ausgegangen sei, dem Könige den Beweis treuer, aber zugleich tätiger Anhänglichkeit zu geben, so müsse die Kraft und Wirkung aller dieser Verhandlungen der ausdrücklichen Festsetzung des Königs unterworfen bleiben, demgemäß werde er diese Verhandlungen sowohl dem Landhofmeister von Auerswald als dem

[1] So der Wortlaut des Protokolls; der Ausdruck „im vorigen Kriege" ist unzweifelhaft irrig; es ist das Jahr 1811 gemeint.

Generalgouverneur überreichen und dieselben ersuchen, das Weitere zu veranlassen.

In den Entgegnungen der Versammlung sprach sich die Besorgnis aus, daß es nach dem Protokoll der ersten Sitzung und nach der russischen Vollmacht scheinen könne, als wenn die Stände nur nach dem Wunsche des russischen Kaisers die Anstrengungen des Landes übernähmen. Dann ergriff der ständische Präsident Graf Dohna namens der Versammlung das Wort: Die bisherige Verhandlung habe bewiesen, daß der Kaiser loyal genug gedacht und der Provinz allein überlassen habe, was sie für möglich halte, zum Besten des Königs und des Vaterlandes zu tun. Eben dieser Gedanke sei von den Ständen aufgefaßt, eben darum hätten sie sich mit Freuden auf die Sache eingelassen; in diesem Geist unerschütterlicher Treue und patriotischer Gesinnung seien die bisherigen Beschlüsse gefaßt, würden alle künftigen Handlungen geleitet und vollführt werden; man habe die Versicherung des General Yorck, daß er als treuster Diener des Königs und in dessen Namen handle, man dürfe daher eine Mißbilligung des Königs nicht befürchten. Aus dieser Rede Dohnas sind Einzelheiten aufbewahrt, welche erst erkennen lassen, wie groß und kühn Dohna die Frage faßte, und mit wie hinreißender Gewalt seine Worte auf die Versammlung wirkten. Er schilderte die Gefahr, die die bloße Verhandlung über die Frage der allgemeinen Bewaffnung mit sich führe; die französischen Heere seien nahe, die russischen so geschwächt, daß vorerst auf kräftigen Widerstand gegen den Feind wenig gerechnet werden könne; „werden unsre Wünsche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein alles, was wir haben, sondern sind mit allen, die uns nahestehen, vertrieben und verfolgt; das müssen wir uns klar vorstellen. Aber Gott ist mit uns; Gott und dem Könige treu darf uns nichts zurückhalten, mit freudigem Mut, was Yorck in des Königs Namen von uns fordert, zum Opfer zu bringen." In das „Hoch dem Könige", mit dem er seine Rede schloß, stimmte die Versammlung in tief ernster Bewegung ein. „Und also aufs neue," sagt das Protokoll, „vereinte sich die Versammlung zur Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland."

Es blieb nur übrig, die einmütig gefaßten Beschlüsse — wenn sie auch nicht in Form von Beschlüssen in den ständischen Akten zu lesen sind

– zu verwirklichen. Den Weg hatte bereits H. v. Brandt als Vorsitzender angedeutet. Es ward ferner beschlossen, durch denselben ein ehrfurchtsvolles Schreiben an den König zu befördern, in dem namentlich hervorgehoben würde, „daß bei den jetzigen Konjunkturen die augenblickliche Festsetzung durch den König nachzusuchen nicht möglich, dagegen wegen der dringenden Gefahr keine Zeit zu verlieren gewesen sei." In betreff der Frage, ob die Steinsche Vollmacht zu den Akten zu nehmen sei, ward beschlossen, „daß es ihrer nicht bedürfe, da die Versammlung ihre Beratung unter der Autorität Yorcks gehalten habe."[1]

So schloß die zweite Sitzung. Die soeben einkommende Nachricht von der Kapitulation der französischen Besatzung in Pillau war eine schöne Zugabe zu der gehobneren Stimmung des Tages. Stein war an demselben Morgen (Sonntag, den 7. Februar) abgereist. Alles ging raschen und froheren Ganges vorwärts.

Noch am Abend erließ Auerswald, nachdem er sich durch H. v. Brandt von den gefaßten Beschlüssen hatte unterrichten lassen, an den Grafen Dohna die Erklärung, „daß er als Königlicher Kommissarius bei der ständischen Versammlung mit den gefaßten Beschlüssen vollkommen einverstanden sei und daß zur Ausführung derselben – mit Ausnahme des Landsturms, zu welchem jetzt noch keine Gefahr treibe – die erforderlichen Einleitungen gleich zu treffen seien"; er fügte den Wunsch hinzu, „daß ein paar Deputierte gewählt werden möchten, sogleich nach Schluß der Versammlung sich zum Könige nach Breslau zu begeben, um ihm selbst die Motive der gefaßten Beschlüsse mündlich zu sagen."

Yorck hatte mit Dohna und dem Komitee denselben Abend eine Konferenz; auch er erklärte sich vollständig einverstanden, genehmigte die Einleitungsmaßregeln, forderte deren Beschleunigung.

Beide Mitteilungen eröffneten am Montag, den 8. Februar, die Sitzung; man empfing sie mit freudiger Bewegung. Es kam eine weitere Eröffnung Yorcks: „Erhaben und der Achtung der Nachwelt

[1] „Es wurde daher der Antrag gemacht, jene Vollmacht von den Akten zu removieren," hat Auerswald in dem Konzept seines Berichtes an Hardenberg geschrieben, jedoch den Satz wieder gestrichen. Wenigstens die Übersetzung der Vollmacht befindet sich in den landständischen Akten.

würdig spricht sich in diesem hochwichtigen Moment im Königreich Preußen der Geist der Liebe und Treue gegen Monarch und Vaterland durch die Repräsentanten der Nation aus. Bereit, kein Opfer zu scheuen, wodurch dem Vaterland seine Selbständigkeit, das Palladium der Privatwohlfahrt wiedergewonnen werden kann, sehe ich mich nicht allein kräftig unterstützt in meinem Wirken, sondern erhalte auch noch Anerbietungen, welche das Gepräge des reinsten Patriotismus, der edelsten Selbstverleugnung tragen." Sein Antrag war, daß die Stände bei der Unzulänglichkeit seiner Kavallerie „ein Regiment preußischer Nationalkavallerie aus freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes" bilden möchten. Die Stände erklärten sofort, daß man sich hierin bestens beeifern werde; von mehreren Anwesenden erfolgten sofort Erbietungen, für Unbemittelte, die einzutreten wünschten, Pferde zu liefern.

Dann folgten die Wahlen. Die des Präsidenten der Generalkommission stand nach dem Landwehrentwurf den Ständen allein zu. Alle Wahlzettel bis auf einen brachten den Namen des Minister Dohna. Dann folgten die weiteren zwölf Wahlen, aus denen der Generalgouverneur mit dem gewählten Präsidenten die sechs andern Stellen der Generalkommission besetzen sollte.

Der Wahl eines Deputierten an den König gingen, wie es scheint, sehr lebhafte Erörterungen voraus. Die Meinung der Stände wandte sich auf Graf Dohna-Schlodien; Auerswald hielt diesen, seinen Schwager, für ungeeignet; er traute ihm nicht die Geduld zu, die es bedürfen werde, um trotz aller Mißdeutungen und Ärgernisse, die man dem Plane in den Weg werfen werde, auszuharren; man befahre, daß er unverrichteter Sache zurückkomme. Er drang darauf, daß man Ludwig Dohna sende, dessen Festigkeit und Besonnenheit allein dem so schwierigen Auftrage gewachsen sei. Endlich übertrug die Versammlung — „um Eklat zu vermeiden" — dem Grafen Alexander Dohna die Wahl. Man behielt sich vor, in der Sitzung des folgenden Tages — der letzten — eine Adresse an den König zu vollziehen, die der Ernannte überreichen sollte.

Sie ward von dem Oberbürgermeister Heidemann entworfen. In würdigen Worten stellte sie dar, was geschehen sei; der russischen Initiative erwähnt sie nicht: „Wir versammelten uns im Auftrage der

Provinz, in gesetzlicher Form zu beraten, welches Opfer wir Ew. Majestät und dem teuren Vaterlande bringen könnten, um in der jetzigen Lage der Dinge unsere Treue für König und Vaterland nicht in Worten zu zeigen, sondern in Taten übergehen zu lassen." So habe man sich an Yorck gewandt, und dieser habe gern und willig die Mittel vorgeschlagen, dem Vaterlande zu nützen, unter diesen die Errichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und zur Verteidigung des Landes. Mit ihm habe man sich über einen Organisationsentwurf geeinigt, ihm denselben anvertraut, um des Königs Beistimmung zu erwirken. „Nur, was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir, nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unsres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben."

In der Sitzung vom 9. Februar ward zunächst diese Adresse verlesen. Mit ihr zugleich ward eine zweite unterzeichnet. Leider ergeben die Protokolle nichts über die Besprechungen, die dazu führten, sie zu erlassen. Es ist des sog. Gendarmerie-Ediktes vom 30. Juli 1812 erwähnt worden; es enthielt nichts Geringeres als eine vollständige Neugestaltung der Kommunalverhältnisse des platten Landes; es nahm den Gutsherrschaften ihren obrigkeitlichen Charakter und übertrug die von ihnen geübten Funktionen auf den Staat. Dies Edikt hatte im September 1812 seitens der in Berlin versammelten ständischen „Nationalrepräsentanten" den lebhaftesten Widerspruch erfahren, und in einer späteren Eingabe (vom 16. Febr. 1814) bezeichnen sie es als „in unsere bisher bestandenen Privilegien und Gerechtsame so tief eingreifend," als „neue, durch keine einzige dringende Veranlassung herbeigeführte, unsere ehemalige Verfassung wesentlich abändernde Einrichtung" — diese „alte ehrwürdige Verfassung, unter welcher wir so glücklich gelebt haben." Jene zweite Adresse der preußischen Stände betraf eben dies Gendarmerie-Edikt. Aber nicht gegen die politischen Neuerungen, die jenes Edikt gebracht, wenden sie sich; ob darum nicht, weil sie die Bedeutung desselben anders würdigten, oder darum nicht, weil sie auch den leisesten Schein vermeiden wollten, als knüpften sie ihre Leistungen an Bedingungen, muß unentschieden bleiben; sie bitten den König, „die Gendarmerie und was in dem höchsten Gesetz vom 30. Juli 1812 damit in Verbindung steht,

Allergnädigst aufzuheben und sie nebst ihren bedeutenden Fonds der Landwehr einzuverleiben." Es galt vor allem, die große Zahl altgedienter Offiziere und Unteroffiziere, denn nur solche enthielt das Korps der Gendarmen, für die Landwehr und als festen Kern derselben zu gewinnen. Die Gendarmerie, sagen sie, sei zur Zeit jener ungeheuren Durchzüge „zügelloser Menschen" gegründet; jetzt, da Ruhe und Ordnung hergestellt sei, gewähre sie nicht nur keinen Nutzen, sondern werde durch manches Eingreifen in die gewohnten Formen lästig und schädlich. „Mag ein Regent, der seinen Thron für schwankend hält, der Gendarmen bedürfen; ein Vater des Volkes, den Liebe, Treue und Gehorsam umgeben, kann ihrer entbehren."

Es kam in derselben Sitzung endlich noch eine Sache zur Sprache, welche der Versammlung Veranlassung gab, noch einmal ihre Stellung nach allen Seiten hin bestimmt auszusprechen.

Zur Versammlung berufen waren auch die Stände Westpreußens diesseits der Weichsel. Es fehlten von diesen die der Provinzialstädte der beiden westpreußischen Kreise, es waren nur anwesend die der drei besonders repräsentierten Städte Graudenz, Marienburg und Elbing. Welche seltsame Beschränkung dem Graudenzer Deputierten von seiten der städtischen Behörde nachgeschickt worden, ist früher erwähnt. Derselbe glaubte der Versammlung nicht länger beiwohnen zu müssen; er meldete, „krankheitshalber" sei er abgereist; er hatte seine Stimme nicht an einen Mitdeputierten übertragen. Die beiden Deputierten für Elbing hatten in der dritten Sitzung die Erklärung überreicht, daß sie nur mit Vorbehalt der Genehmigung ihrer Kommittenten der Organisation einer Landwehr beigestimmt hätten. Die Versammlung wies diese Erklärung als verfassungswidrig zurück, da jeder Deputierte, ohne durch seine etwaigen Instruktionen gebunden zu sein, zu stimmen habe.

Unzweifelhafte Mitteilungen ergaben, daß namentlich in den Beamtenkreisen Westpreußens das, was in Königsberg geschah, für sehr zweideutiger Art gehalten werde und daß die Bedenken, welche die Regierung in Marienwerder gegen die Berufung der Versammlung geäußert habe, seit dem Bekanntwerden der Vornahmen vom 5. Febr. nur noch gewachsen seien. Schon in der Montagsitzung ward berichtet: Man sage in Marienwerder, die Provinz Ostpreußen benehme

sich durchaus nicht ihren Verhältnissen gegen des Königs Majestät angemessen und habe die Provinz durch Deputierte dem Kaiser von Rußland angetragen. Die Versammlung hielt es für angemessen, „ihre höchste Indignation" über diese Nachrichten auszusprechen: „Sie habe nie geglaubt, daß irgendein preußischer Untertan sich so tief erniedrigen könne, ein so herabwürdigendes Urteil über eine achtbare Provinz, welche bisher den Ruf der Treue, Ehre und Pflicht unbefleckt erhalten hat, zu fällen." Zugleich ward, um „den Abscheu erregenden Verleumder der rächenden Justiz zu überantworten," dem ständischen Komitee aufgegeben, das Weitere wahrzunehmen.

Dann griff man ein zweites Moment auf. Es verlaute, daß in den Instruktionen und Autorisationen der westpreußischen Städte stehe, daß die Deputierten nur solchen Verhandlungen beitreten dürften, welche nicht gegen ihre Untertanenpflichten gingen. Man erklärte: Die Versammlung fühle tief das Beleidigende, daß man es nötig achte, solche Klausel einem Deputierten besonders zu empfehlen. Man beschloß, nähere Kenntnis von dem Grund dieser „auffallenden Begebenheit" einzuziehen, und beauftragte das Komitee, wenn diese Sache von einer Behörde ausgehen sollte, deshalb Beschwerde bei dem Könige zu führen. „Einer Versicherung der besonderen Treue und Anhänglichkeit," schließt das Protokoll, „bedarf es nicht, da die Versammlung in ihrem Inneren die heilige Stimme gegen König und Vaterland fühlt und des edlen Stolzes ist, daß unser allverehrter König sie kenne und würdige."

So die letzten Verhandlungen dieses denkwürdigen Landtages. Ergreifende Worte Dohnas schlossen ihn.

Jetzt galt es, die gefaßten Beschlüsse ins Leben zu führen. Hatte man einmal, gewiß mit sehr richtigem Takt, die Formel gewählt, daß die Stände ein projektiertes Landesgesetz gutachtlich berieten und ihre Bereitwilligkeit zur Folgeleistung erklärten, so ergaben sich schon daraus die wesentlichen Momente für das weitere Verfahren.

Bis zum Schluß der ständischen Versammlung war mit Auerswald, obschon Dohna und Brandt täglich mit ihm konferierten, über das einzelne des Planes offiziell nicht verhandelt worden. Sein Stellvertreter hatte, wie es scheint, die Verhandlungen nicht ohne eine gewisse Besorgnis beobachtet; wir finden in einem Schreiben vom

8. Februar von ihm den Ausdruck, er hoffe, daß Auerswald zufrieden sein werde, „wenn schon in dem Protokoll einige Ausdrücke nicht zurückgenommen werden wollen, die auf ein Kompromiß auf unbekannte Gegenstände deuten könnten."[1] Wenn H. v. Brandt an Dohna das Ersuchen stellte, vor Absendung des Landwehrentwurfes erst Auerswalds etwaige Bemerkungen zu vernehmen und danach den Überbringer an den König zu instruieren, so durfte selbst die daraus erwachsende Zögerung nicht gescheut werden.

Zunächst am 11. Februar fand in betreff des Entwurfes zwischen Yorck und Auerswald eine Konferenz statt, am 12. beriet Auerswald mit Dohna, am 13. mit Yorck und dem Kanzler von Schrötter. Allerdings hatte der Entwurf etwas Rücksichtsloses, um nicht zu sagen Radikales an sich; er nahm alle Kräfte für die Verteidigung des Vaterlandes in Anspruch, er anvertraute ihre Organisation einer mit umfassendster Vollmacht ausgestatteten ständischen Behörde. Auerswald nahm an zwei Punkten des Entwurfes (§ 2 und 6) Anstoß, in welchen er ein nachteiliges Eingreifen in die geordneten Dienstverhältnisse des Staates zu sehen glaubte. Er forderte in betreff der Bestimmung, daß bis auf Geistliche und Lehrer alle Beamte pflichtig sein sollten, gewisse Ausnahmen; er sprach sich gegen die zu weit gehende Befugnis aus, welche der Generalkommission beigelegt war. Diese Punkte sind offenbar mehrere Tage Gegenstand der Erörterung gewesen; als Yorck seine Eingabe an den König schrieb (12. Febr.), waren sie noch nicht erledigt. Aber es lag zu viel daran, mit dem Oberpräsidenten in Einklang an die Ausführung des großen Werkes gehen zu können. Er gab der Meinung Auerswalds in der Weise nach, daß er für die einleitenden Maßregeln, die ungesäumt getroffen werden sollten, den modifizierten Entwurf zugrunde legte, dagegen sich vorbehielt, diesen zugleich mit dem ständischen dem Könige zur Entscheidung vorzulegen.

Es hatte viel Mühe gekostet, zu diesem Resultat zu gelangen. „Oft," schreibt Graf Lehndorf an den Präsidenten Schön, „waren wir, vorzüglich Dohna und ich, wirklich trostlos über Ihre Abwesenheit; wir segeln wie ein Schiff auf stürmischem Meer, dem der beste Steuer-

[1] Wahrscheinlich ist Yorcks Ausdruck in der Rede vom 5. Februar, daß er wie bisher so ferner handeln werde, gemeint.

mann fehlt; — auf Gottes Willen kommt es an, ob wir in den Hafen einlaufen oder scheitern werden."

Am 13. Februar endlich reiste Graf Ludwig Dohna ab, nach Breslau die ständischen Adressen und Yorcks Schreiben an den König, Auerswalds Bericht an Hardenberg zu überbringen.

Aus Yorcks Eingabe an den König mögen wenigstens die Hauptstellen mitgeteilt werden. Sie beginnt:

„Ew. Königlichen Majestät lege ich alleruntertänigst den Entwurf zur Bildung einer Landwehr in Preußen zu Füßen.

„Es gibt Momente im Dasein der Staaten wie der Menschen, wo nur die Anwendung außerordentlicher Mittel die Erhaltung sichert. Ein solcher Moment ist für Ew. Königlichen Majestät Staat der gegenwärtige, ein solches Mittel ist die Landwehr und der Landsturm. Der reinste Patriotismus, die treuste Anhänglichkeit an Ew. Königliche Majestät, der bewußte Glaube, daß mit des Vaterlandes Selbständigkeit nur das Glück auf dem Thron und in der niedrigsten Hütte bestehen kann, hat Ew. Königlichen Majestät Provinzen diesseits der Weichsel, allen übrigen zum Vorbilde, vermocht, auszusprechen, was Liebe und Treue willig zu leisten geneigt sind. In aller Herzen glüht dies edle, einer durch Großtaten berühmten und sich achtenden Nation inwohnende Feuer, und in den Herzen der Männer, welche tätig hier wirken, daneben Reinheit der Absicht und des Willens.

„Ohne Besorgnis Ew. Königlichen Majestät Mißfallens habe ich daher als Dero Stellvertreter in hiesigen Provinzen unter den vorwaltenden Umständen, und bei Ew. Königlichen Majestät Entfernung von diesen Gegenden die Erzeugnisse der Liebe und Treue gegen Allerhöchstdieselben aufgenommen, und lege das Resultat davon hiermit Ew. Königlichen Majestät ehrerbietigst zu Füßen. Ich habe um so mehr geglaubt, an die Spitze aller Verhandlungen treten zu müssen, um jeden fremden Einfluß, sei er auch ein befreundeter, zu entfernen, der Würde Ew. Königlichen Majestät und eines unabhängigen Staates angemessen."

Dann folgt die Darstellung der Verhandlungen, und wie man sich der russischen Einwirkung gegenüber verhalten habe: „Ew. Königliche Majestät werden hierin den edlen Stolz Ihrer Nation erkennen; der Monarch Rußlands achtet ihn, da der Sinn fürs Edle und Große ihn

belebt. Was daher zu gleichem Zweck unter fremdem Einfluß geschehen wäre, geschah nun in dem Vertrauen Ew. Königlichen Majestät Billigung und zu des Vaterlandes eigener Kraft." ... „Auch nicht ein Widerspruch, sobald von darzubringenden Opfern die Rede war, hat diesen schönen Verein Ew. Königlichen Majestät getreuer Untertanen getrübt, so schwer auch der Druck der Ereignisse der letzteren Zeit von diesen Provinzen empfunden wird. Mit gerührtem Herzen sage ich es Ew. Königlichen Majestät, mit gerührtem Herzen werden es Ew. Königliche Majestät erfahren; unerschütterlich ist die Liebe und Treue der Preußen zu ihrem hochverehrten Monarchen.

„Erlauben Sie, Allergnädigster König, nun über einige Punkte jenes Entwurfes näher einzugehen, um Einwürfen, welche Egoismus und Parteisucht (die aus allen Gemütern in diesem hochwichtigen Moment der Genius Preußens entfernen möge) machen dürfte, zu begegnen."

Das Schreiben erörtert die Forderung, daß auch die Beamten landwehrpflichtig seien, die allerdings weitgehende Befugnis, die der Generalkommission beigelegt sei: „Ein Monarch wie Ew. Königliche Majestät, dessen Schild die Liebe seiner Untertanen ist, darf nicht die Sorgen eines Despoten teilen. Der leiseste Mißbrauch verliehener Gewalt würde fürchterlich geahndet werden, so wie Vertrauen zu den Getreuen nur die schönsten Früchte erzeugen wird. Wann aber mehr als in diesem hochwichtigen Augenblicke wäre ein vertrauensvoller Verein zwischen dem Monarchen und seinem Volk erhabener und erhebender? Laut und deutlich spricht sich die Stimme der Nation aus, des fremden Jochs Erneuerung sich kräftig zu widersetzen, und bereit finden Ew. Königliche Majestät in Ihren Staaten die Männer von Kraft aus allen Ständen, alles daran zu wagen, um künftig nur allein Allerhöchst Ihren Willen zu vollbringen, frei von jedem fremden Einfluß."

Der Schluß lautet:

„Geruhen Ew. Königliche Majestät mit Gnade und gerechter Würdigung Schritte zu beurteilen, welche Liebe und Treue dringend geboten. In dem großen Plan der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staats nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll.

„Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann, diese Unabhängigkeit, nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen.

v. Yorck."

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten. Der gebotene Gesichtspunkt unserer Darstellung — wie anziehend es auch sein mag, das Werden großartiger Institutionen, die Erhebung einer Nation zu betrachten — nötigt uns immer wieder in den Kreis der persönlichen Beziehungen, Begegnisse, ja Benachrichtigungen zurückzukehren und gleichsam den Gesichtskreis zu rekonstruieren, innerhalb dessen Yorck sich zu entschließen und zu handeln hatte. Und in ebendiesen Tagen, von denen wir sprechen, kamen Tatsachen zu seiner Kunde, die für sein Tun von der größten Bedeutung sein mußten.
Die Nachricht von des Königs Abreise nach Breslau, die man am 26. Januar in Königsberg hatte, war fast bis zum Schluß der Stände die letzte direkte Andeutung, die Yorck erhielt; — und wie, wenn jene Reise eine österreichische Allianz und einen kläglichen Frieden bedeutete? Noch am 6. Februar bemerkte Auerswald in seinem Tagebuch: „Yorck hat noch keine offizielle Entscheidung." Und am 7. erhielt Auerswald die früher erwähnten Warnungen des Minister Graf Goltz vor den „russischen Umtrieben". Es sind die Bedenken mitgeteilt worden, die sich in Westpreußen namentlich in den Beamtenkreisen über das Verfahren der preußischen Stände aussprachen; in Königsberg selbst ist jener Tage geschrieben worden: „Die Stände haben erklärt: da unsres geliebten Königs Haupt in Feindesgewalt ist, so kann er seinen eigentlichen Willen nicht nach Preußen kommen lassen, und daher erklären wir uns für souverän und beschließen usw."
Endlich am 8. Februar hat das erwähnte Tagebuch die Notiz: „Yorck hat einen Kurier vom Könige mit guten Nachrichten." Es ist nicht möglich gewesen zu erforschen, wer dieser Kurier war, noch bestimmte Nachricht über das, was er brachte, zu finden. Bei der großen Wichtigkeit, die es hat, darüber klar zu sein, wie weit in den einzelnen Momenten die handelnden Personen über die Lage der Verhältnisse klarsahen, mag es gestattet sein, die Lücke in unsern Nachrichten mit

einem Nachweis darüber, was am 8. Februar in Königsberg gemeldet werden konnte, zu ergänzen.

Wir müssen noch einmal auf die Sendung des Major v. Natzmer zurückkommen. Er hatte neben seinem ostensiblen Auftrag einen zweiten mündlichen erhalten, der ihm ausdrücklich als ein Staatsgeheimnis bezeichnet worden war. Wenn er, so lautete die mündliche Weisung, dem Könige von Neapel seine Papiere abgegeben und, um Yorcks Absetzung nach Königsberg zu bringen, die Vorposten passiert hätte, sollte er ausdrücklich nicht nach Königsberg gehen, sondern sofort in das kaiserliche Hauptquartier eilen. Das französische Hauptquartier – mit Ausnahme des Vizekönigs von Italien, der damals noch nicht den Oberbefehl führte – hatte kein Arg bei dieser Sendung, die französischen Vorposten wurden glücklich passiert, am 13. Januar erreichte Natzmer das kaiserliche Hauptquartier Bobersk unweit des Niemen. Sein Auftrag war: dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen anzubieten, wenn derselbe geneigt sei, den Krieg gegen Napoleon mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und ohne Aufenthalt die Weichsel und Oder zu überschreiten. Natzmer, der im Herbst nach Wien gesendet gewesen war, konnte zugleich über die Absichten Österreichs die erwünschteste Kunde, wie er sie aus des Kaisers eigenem Munde vernommen, mitteilen. Alexander war über das Erbieten des Königs sehr erfreut, und alle Bedingungen, welche der König sowohl gleich als später dabei festgestellt haben wollte, wurden ohne Widerrede zugestanden. Nur auf die Besetzung der Festung Graudenz mit russischen Truppen schien der Kaiser oder vielmehr der Feldmarschall Kutusoff hartnäckig bestehen zu wollen. Da dies aber ein Punkt war, über den sich im voraus der König völlig entschieden erklärt hatte, so gab der Kaiser auch hier nach.

Nachdem dies abgemacht war, drängte der Kaiser zur schleunigsten Rückreise; Major Natzmer hatte mitteilen können, daß der König nicht eher Berlin und Potsdam verlassen werde, als bis er des Kaisers Antwort erhalten habe; und Alexander hatte die Meldung, daß der Marschall Augereau den Befehl erhalten habe, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Der Kaiser war darüber in höchster Sorge; und nicht minder besorgt eilte Natzmer noch in der Nacht vom 13. auf den 14.

Januar zurück. Die Nachricht, die Natzmer in Landsberg empfing, daß ein Befehl des Vizekönigs an alle Behörden ergangen sei, ihn, wo man seiner habhaft werden könne, zu arretieren und ins französische Hauptquartier abzuliefern, nötigte ihn zu einem weiten Umwege, so daß er erst in der Nacht vom 19. zum 20. Januar in Berlin eintraf. Sofort wurde alles zur Abreise nach Breslau fertiggemacht.

Es ist mitgeteilt worden, daß es diese und nur diese Anzeige war, welche Major Thile an Bülow, Yorck und weiter in das kaiserliche Hauptquartier zu bringen hatte. Der Kaiser war in der höchsten Besorgnis: er könne nicht eher ruhig schlafen, äußerte er zu wiederholten Malen, als bis er den König in Breslau wisse.

Am 27. hatte der König das von Leutnant Werner überbrachte Schreiben des Kaisers erhalten. Am folgenden Tage ward Graf Brandenburg von Breslau aus inkognito an den Kaiser geschickt. Da er erst drei Tage nach der Ankunft des Königs in Breslau abreiste, wird seine Sendung nicht bloß die Meldung, daß der König glücklich angelangt sei, zum Zweck gehabt haben. Er nahm seinen Weg über Graudenz, eine Meldung dorther vom 2. Februar gibt an, „daß Graf Brandenburg sich nach Königsberg begebe." Daß er nicht dorthin gegangen, auch nicht auf dem Rückwege vom russischen Hauptquartier, ergibt sich aus dem Umstande, daß er zurückreisend bereits am 7. Februar Landsberg an der Warthe passierte.

Dort traf er sich mit Kapitän Schack, der am 6. Februar Breslau verlassen hatte und beim Kaiser die nahe Ankunft des Obersten Knesebeck melden sollte.

Der Kurier, welcher am 8. Februar in Königsberg anlangte, wird Breslau — denn die Schwierigkeit durchzukommen war groß — vor dem 3. Februar verlassen haben. Am allerwenigsten ist zu vermuten, daß derselbe die Einzelnheiten, die soeben erzählt worden sind, genau kannte. Das Kabinett hielt, wie wir schon sonst gesehen haben, trotz der sehr eigentümlichen Lage, in der sich Yorck befand, nicht eben für nötig, ihn über den wirklichen Stand der politischen Verhältnisse und über die Intentionen des Königs in Kenntnis zu halten. Indem man offiziellerweise immer noch die mit den französischen Autoritäten gegen ihn verabredeten Maßregeln aufrechterhielt, immer noch das

mobile Korps als unter das Generalkommando der französischen Armee gehörig betrachtete, versagte man sich entweder aus Behutsamkeit oder einer Art formeller Gewissenhaftigkeit jede unmittelbare Weisung an Yorck und das Korps. Von den umfassenden Formationsbestimmungen, welche teilweise schon von Berlin aus erlassen waren, erhielt Yorck keine Kunde. Daß der Festung Graudenz und dem General Bülow die Kommunikation mit dem mobilen Korps untersagt worden war und daß noch eine Kabinettsorder vom 13. Februar die Frage über das Generalgouvernement in Ostpreußen unentschieden ließ, ist früher bemerkt worden.

Die Botschaft, die Yorck am 8. Februar erhielt, wird so gut wie die letztvorhergehende, die Major Thile gebracht, eine bezeichnende Tatsache mitgeteilt haben, von der man erwartete, daß Yorck sie richtig zu deuten und danach zu handeln wissen werde; — vielleicht die, daß der General Scharnhorst wieder berufen sei.[1] Daß sie nichts Bestimmteres als eine solche Andeutung enthielt, daß Yorck aus dem kaiserlichen Hauptquartier her nicht über den Stand der Sachen unterrichtet war, ergibt ein Schreiben Yorcks vom 10. Februar, vielleicht an den Generaladjutanten Thile I., in dem es heißt: „Obschon man mit mir verfährt, als wenn ich in der Wirklichkeit aufgegeben wäre, so fahre ich dennoch fort, nach Kräften für das wahre Interesse Sr. Majestät des Königs und des Vaterlandes zu wirken und auf einer Bahn fortzuwandeln, auf der kein Rückschritt mehr möglich ist; alle meine sonstigen Freunde haben sich aus Furcht vor Kompromittierung von mir zurückgezogen; von keinem ein Wink, noch weniger Rat oder Hilfe." Und am Schluß: „Ew. H. beschwöre ich aber schließlich, mir wenigstens einen Wink zukommen zu lassen, wenn noch nicht der Zeitpunkt ist, sich rein auszusprechen; Zeit gewinnen können nur die Franzosen, wir aber nur sie verlieren."

Vom Hauptmann Schack lief ein Schreiben aus Konitz vom 8. Februar, ein zweites vom 11. Februar aus Plock, dem russischen Hauptquartier, dies letztere wohl am 13. Februar, ein. Wenigstens, daß Unterhandlungen zwischen dem Könige und Alexander im Gange

[1] Es würde nahe liegen, an den Aufruf vom 3. Februar zu denken, wenn nicht jede, auch die leiseste Bezugnahme auf denselben in Königsberg bis zum 14. Februar fehlte.

seien, bestätigten sie; sie ließen, wenn auch noch sehr unbestimmt, die Möglichkeit einer Allianz erkennen.[1]

Deutlicher ergab sich die Sachlage an demselben 13. Februar durch die Ankunft des russischen Obristen Reidhard. Er überbrachte ein Schreiben Wittgensteins aus Preußisch-Stargard vom 12. Februar. „Mit dem größten Vergnügen teile ich Ew. Exzellenz die so angenehme Nachricht mit, daß endlich unsere Truppen vereinigt sind und daß wir nun gemeinschaftlich die gute Sache zu verteidigen und zu schützen haben werden." Ein abschriftlich mitgeteilter Befehl des Fürsten Kutusoff an Wittgenstein aus Plock den 8. Februar, in dem die nächstweiteren Operationen der russischen Armeen angegeben waren, besagte in betreff des preußischen Korps: es sei des Kaisers Wille, daß dasselbe ebenfalls vorrücke; demzufolge möge Wittgenstein an Yorck den Befehl erteilen, aus Elbing aufzubrechen, über die Weichsel und weiter in der Richtung von Neustettin vorzugehen usw. „Der Befehl des Marschalls," fügt Wittgenstein hinzu, „ist ein sicherer Beweis, daß Se. Majestät der König der Politik unseres Hofes beistimmt." Und in der Nachschrift: „Ich hoffe, daß E. E. die Gefälligkeit haben werden, Ihre Truppen sogleich marschieren und diesen Marsch so sehr als möglich beschleunigen zu lassen, um so schnell wie es tunlich ist an die Oder zu kommen, welches bei jetzigen Umständen von der höchsten Wichtigkeit ist."

Aus diesen Eröffnungen und den weiteren mündlichen, die Obrist Reidhard zu machen beauftragt war, durfte Yorck entnehmen, daß Graf Brandenburgs Erscheinen im russischen Hauptquartier über das Verhältnis zwischen Preußen und Rußland der Hauptsache nach entschieden hatte, da der Befehl Kutusoffs unmittelbar nach des Grafen Abreise erlassen war.

Es lag auf der Hand, daß, wenn dieser Wechsel des preußischen Systems, wie nicht mehr zu bezweifeln, eingetreten war, ohne weiteren Verzug des Königs Befehle bei Yorck eintreffen mußten. Aber auch umgekehrt: wenn diese Befehle nicht sofort erschienen, so war es nicht

[1] „Morgen oder übermorgen erwarte ich hier den Obristen v. Knesebeck. Der Zweck seiner Sendung ist mir unbekannt, obgleich weder Ew. Exzellenz noch ich an der Tendenz desselben zu zweifeln Ursache haben." So ein Schreiben vom 11. Februar. Schack war am 10. Februar mittags in Plock eingetroffen.

mehr ein unsicheres Schwanken des preußischen Kabinetts, was zu zögern veranlaßte, sondern es handelte sich entweder noch um die Feststellung der Bedingungen mit Rußland oder um den Vorteil weiterer Scheinverhandlungen mit Napoleon oder um beides zugleich.
Das Schreiben des Fürsten Kutusoff – befehlen sollte nach demselben Wittgenstein den Abmarsch der preußischen Truppen aus Elbing – zeigte auf russischer Seite unzweideutig eine Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses, der sich Yorck bisher nicht gefügt hatte und welche er am wenigsten jetzt hinzunehmen gemeint sein konnte. Wenn auch in milderen Formen, enthielt doch Wittgensteins Schreiben ungefähr dieselben Voraussetzungen. Gewiß war es der ganzen Sachlage entsprechend, wenn Yorck das, was angemessen schien, nicht darum unterließ, weil es russischerseits befohlen wurde; aber ebensowenig durften die russischen Befehle für sein Tun maßgebend sein.
In dem angedeuteten Gedankengange dürfte es seine Erklärung finden, daß Yorck nicht, wie Wittgenstein gewünscht hatte, sogleich, sondern erst am 17. aus den Kantonnements von Elbing aufbrechen, auch die Artillerie bis dahin bleiben ließ, die Überweisung von Kavallerie in die russische Avantgarde ablehnte, auf die dem russischen Generalstabsoffizier aufgegebenen Verabredungen über Märsche, Verpflegung usw. nicht einging. Dagegen versprach er zu der von Wittgenstein gewünschten Zusammenkunft am 22. in dessen Hauptquartier Konitz zu sein und mit seinem Korps spätestens am 27. Februar in Schlochau (zwischen Konitz und Neustettin) einzutreffen. An Bülow, der sein Korps um Neustettin versammelt hatte, schrieb Yorck, daß er spätestens am 27. in Schlochau sein und dort Kantonnements beziehen, am 22. mit Wittgenstein in Konitz eine Konferenz haben werde. Rittmeister v. Auer, der diese Schreiben überbrachte, war beauftragt, das Nähere, namentlich den Verlauf der Dinge in Königsberg, mündlich mitzuteilen.
Wir werden später zu berichten haben, daß nach russischer Ansicht dies Verhalten Yorcks den Plan einer Offensive über die Oder hinaus, um die diesseits der Elbe befindliche französische Armee von Magdeburg abzuschneiden, gehindert haben soll. Wenn der Ausdruck der russischen Ansicht, daß Preußens Verhältnis zu Rußland das des Königreichs Navarra zu Frankreich sein werde, in jenen Tagen gebraucht worden ist, so wird man um so mehr Yorcks Verhalten gerechtfertigt finden.

— Während Yorck so in den Beziehungen zu Rußland sorgfältig vermied, den Entschließungen des Königs weiter vorzugreifen, ging er in der militärischen Organisation der Provinz desto entschiedener vorwärts.

Es entgeht uns, indem wir die Ergänzung des mobilen Korps und die Bildung der 13 000 Mann Reserven aus Mangel an Material unerörtert lassen müssen, ein namhafter Teil der umfassenden Tätigkeit Yorcks. Sie erhält durch die musterhafte Darstellung der Organisation des Bülowschen Korps[1] einzelne Streiflichter, welche erkennen lassen, wie kompliziert dies Geschäft war.

Von den neuen Formationen, die inzwischen von allerhöchster Stelle aus angeordnet waren, erfuhr Yorck nichts; „wir tappen hier ganz im Finstern über die Formationsprojekte in Schlesien," schreibt noch am 16. Februar ein Offizier des Yorckschen Stabes, „machen daher alles nach unserer eigenen Meinung."

Die Berliner Zeitungen, welche am 14. Februar in Königsberg ankamen, brachten den sogenannten Aufruf vom 3. Februar von Hardenberg unterzeichnet: „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates," so lautete der Eingang, „erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand gestatten." Folgt dann die Aufforderung an die bisher nicht dienstpflichtigen gebildeten Klassen, unter mehrfach günstigen Bedingungen und lockenden Aussichten in die zu diesem Zweck angeordneten Jägerdetachements einzutreten. Sah auch die Provinz Preußen in diesem Aufruf mit Freuden ein weiteres Merkzeichen, das der König seinem Volke gab, so durfte sie zugleich mit Stolz bekennen, daß sie nicht bloß bereits Größeres zu leisten und dem Könige darzubringen sich entschlossen habe, sondern auch, daß sie in dem wahren und großen Sinn der für alle gleichen patriotischen Pflicht in ihrer Landwehr keinen Unterschied als den zwischen freiwillig Eintretenden und Gelosten gestattet, mit keinerlei weiterer Zusicherung gelockt habe. Man konnte in dem Aufruf des Staatskanzlers — erst am 20. Februar ist die landesübliche Publikation erfolgt — am wenigsten einen Anlaß finden, von dem größeren und einfacheren Plane abzu-

[1] In den Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813 von einem höheren preußischen Offizier (v. Prittwitz).

gehen, welcher überdies den in dem Aufruf vorausgestellten Motiven vollständigst entsprach.

So ging denn die eingeleitete Formation raschen Schrittes weiter. Zuvörderst die des von Yorck beantragten, von den Ständen beschlossenen Kavallerieregimentes. Bereits am 15. erschien in den Zeitungen eine Bekanntmachung Yorcks: daß Major Graf Lehndorf „als ein bekannter und geachteter Landstand Preußens" auf seinen Wunsch die Organisation des Regimentes übernommen habe; „laßt uns, Mitbürger Preußens, dieses Korps als ein Beispiel für andere Provinzen der Monarchie aufstellen und durch vereinte kräftige Anstrengungen überhaupt ganz Europa — was jetzt seine Augen auf uns richtet — zeigen, was Liebe zum König und zur Unabhängigkeit des Vaterlandes auch bei uns vermag." In wenigen Wochen war das Regiment marschfertig.

Sodann die Landwehr. Wir haben die Differenz zwischen Yorck und Auerswald und die Art, wie sie gelöst wurde, kennen lernen. Am 16. Februar erließ Yorck an die Generalkommission das Bestätigungsschreiben. „Wenn die Modifikation einiger Punkte," heißt es in demselben, „erfordert worden ist, so wird die überall lebhafte Überzeugung der Notwendigkeit des kräftigen Eingreifens aller Behörden bei Maßregeln, welche die Wohlfahrt der Gesamtheit und jedes einzelnen so nahe betreffen, jeden Einfluß dieser Veränderung beseitigen, und unbezweifelt wird freiwillige Leistung dasjenige ebenmäßig gewähren, was frühere Bestimmungen als unerläßliche Pflicht darstellten." Er habe, fährt das Schreiben fort, beide Entwürfe dem Könige zur Entscheidung vorgelegt, aber der Drang der Umstände veranlasse ihn, festzusetzen, daß unverzüglich mit der Organisation der Landwehr vorgeschritten werde. Als erstes Erfordernis der Organisation bestätigt er demnach „kraft seines Amtes als Generalgouverneur der Provinz und Stellvertreter Sr. Majestät des Königs" die von den Ständen gewählten Mitglieder der Generalkommission; er fordert dieselbe auf, „so bald als möglich alle Einrichtungen so weit zu treffen, daß nur bloß noch die Zusammenberufung der schon ausgerüsteten Landwehrmänner stattfinden dürfe," indem die Zusammenberufung selbst bis zum Eingang eines königlichen Befehls ausgesetzt bleibe. Mit Freuden, schließt Yorck, sehe er eine für das Wohl des Vaterlandes so wichtige,

jedem äußern Feind so schreckbare energische Maßregel in die Wirklichkeit übergehen: „Was Preußen zur Erhaltung und Sicherung der höchsten Güter des Staates, Freiheit und Unabhängigkeit von fremdem Einfluß, vollbringt, wird ein erhabenes Beispiel für die übrigen Provinzen der Monarchie werden, die von eben dem Geiste beseelt, Preußen nur beneiden können, zuerst die Liebe und Treue am Monarchen und Vaterlande durch Aufrichtung einer Landwehr betätigt zu haben."

Yorcks Abreise rückte heran; am 17. Februar vollzog er die Ernennung der von der Generalkommission gewählten Graf Ludwig Dohna und Carl Alex. v. Bardeleben als Kommandeurs und Inspekteurs der Landwehr: am 18. Februar erließ er an die Regierungen Preußens die nötigen Mitteilungen, übertrug dem General v. Massenbach für die Zeit seiner Abwesenheit „oder bis zu einer anderweitigen Bestimmung des Königs" die Funktionen des Generalgouverneurs, notifizierte dies, wie seine demnächstige Abreise, der Generalkommission; „ich freue mich," schreibt er, „mit Hochderselben im voraus des schönen Werkes, welches Liebe und Treue zum Monarchen und Vaterlande selbst unter den schwierigsten Verhältnissen schaffen werden."

Am 19. Februar morgens reiste Yorck von Königsberg ab.

Es ist dieses Ortes nicht, den weiteren Verlauf der Landwehrformation in Ostpreußen zu verfolgen. Während sich die Rückantwort aus Berlin volle vier Wochen verzögerte — sie traf erst um den 25. März in Königsberg ein — arbeitete diese Provinz energisch und selbständig ihr großes Werk weiter.

„Wenn man bedenkt," schreibt Präsident Schön an den Staatskanzler am 24. Februar, „was diese Provinz vor allen andern gelitten hat, Greuel, die keine erfuhr, Verluste, die keine erlitt, und daß dies nur Städte von 4—5000 Menschen sind, daß die Landwehr von 20 000 Mann schon publiziert ist, daß keine besoldete Autorität diesen Eifer weckte oder anregte, sondern Bürger die Sache anfingen und mit heiligem Eifer betrieben, so muß man sich freuen, zu einem so braven und treuen Volk zu gehören, und ich muß Ew. Exzellenz bitten, Sr. Majestät dem Könige dies vorzutragen."

Beilagen

Beilage 1

(Zu Buch I, Kap. 7.)

In der ersten Auflage Beilage 1 zu Band 1

Das Feldjägerregiment vor dem Feldzuge von 1806.

Das Feldjägerregiment besteht aus 12 Kompagnien. Die Kompagnie zählt 10 Oberjäger, 3 Horniſten, 150 Jäger. Ihre Garniſonen ſind Mittenwalde, Treuenbrietzen, Zoſſen, Belitz, Müncheberg.

1. In der Garniſon Mittenwalde.

Der Stab, die Leibkompagnie, die Kommandeurkompagnie, die Kompagnie Rougecombre, die Kompagnie Maſſenbach.

Chef des Regiments: Obriſt v. Yorck.
Kommandeur: Major v. Witzleben.
Adjutant: Prem.-Leutnant v. Seydlitz.
Major: Rougecombre.
Kapitän: v. Maſſenbach.
Stabskapitäns: v. Crammon, v. Heydenreich, v. Goffin.
Prem.-Leutnant: v. Davier.
Sek.-Leutnants: v. Steinheil, v. Spitznaß, v. Montvont, v. Kamptz I. de Marées, Pohle, v. Hüſer, v. Göckel, v. Quitzow.

2. In der Garniſon Treuenbrietzen.

Die Kompagnie Charcot, die Kompagnie Kalckreuth.

Major: v. Charcot.
Kapitän: v. Kalckreuth.
Stabskapitäns: v. Dobrowolski, v. Waldenfels.
Sek.-Leutnants: v. Meyenfeld, Mittmeier v. Plagolitz, v. Heidenaber, Ehrenberg, Bock, v. Kamptz II.

3. In der Garniſon Zoſſen.

Die Kompagnie v. Lichtenhayn, die Kompagnie Eichler.

Major: v. Lichtenhayn.
Kapitän: Eichler v. Auritz.
Stabskapitän: v. Valentini II.
Prem.-Leutnant: v. Schlupetzky.

Sek.-Leutnants: v. Liebhaber, Böttticher, Graf v. Nieulant, v. Schütz.

4. In der Garnison Belitz.

Die Kompagnie Masars, die Kompagnie Valentini.
Major: v. Masars.
Kapitän: v. Valentini I.
Stabskapitän: v. Reizenstein.
Sek.-Leutnants: de Marées I., v. Rauchhaupt, Henert, Clausius.

5. In der Garnison Müncheberg.

Die Kompagnie Werner, die Kompagnie Cronhelm.
Major: v. Werner.
Kapitän: v. Cronhelm.
Prem.-Leutnants: v. Müller, v. Rieben.
Sek.-Leutnants: v. Ernst, Mappes, Bose.

Beilage 2

(Zu Buch II, Kap. 3.)

In der ersten Auflage Beilage 2 zu Band 1

Zwei Zirkularschreiben von General Yorck als Inspekteur der leichten Truppen.

1

„Die verschiedenen Ansichten und Meinungen, die ich bei Gelegenheit meiner Bereisung der leichten Truppen bei ihren Übungen gefunden, haben mich zu dem Entschluß veranlaßt, sobald es nur irgend meine Geschäfte gestatten, auch über das Detail des leichten Dienstes noch eine besondere Instruktion zu entwerfen und sie nach erfolgter Prüfung und Genehmigung Sr. Majestät des Königs denen Truppen als festbleibende Vorschrift mitzuteilen. Indem ich mir die Ehre gebe, Ew. Hochwohlgeboren hiervon vorläufig zu unterrichten, ersuche ich Dieselben ganz ergebenst, die leichten Truppen Ihrer Brigade vorläufig darauf aufmerksam machen zu wollen, daß die Erreichung einiger Vollkommenheit im leichten Dienst nur durch vollkommene einzelne Ausbildung der Individuen zu erlangen ist, eine Ausbildung, die mir bei den meisten Truppen aber noch sehr mangelhaft erschienen.

Ich empfehle daher für den Herbst: mit ganz kleinen Trupps von 10 bis 20 Mann anzufangen, ihnen richtige Begriffe über das Wesen des Tiraillements, besonders in kupiertem Terrain, beizubringen und dann zu dem Vorposten- und Patrouillendienst überzugehen, der fast nirgend geübt worden war. Bei diesem Dienst dürfte aber hin und wieder sehr viel nachzuholen sein.

Der Gemeine muß lernen: was er auf Vedett zu tun, von den Honneurs ab bis zu allen Meldungen; wie er sich bei Ankunft von Parlamentärs, feindlichen Deserteurs, unbekannten Leuten usw. zu nehmen, und alles, was dahin gehört. Schon zu dem, daß der Gemeine mit Klarheit der Begriffe, Besonnenheit und Anstand ohne Pedanterie lerne zu melden, wird viel Zeit und Geduld erfordert werden, wird aber auch zu jeder Jahreszeit und bei allen Gelegenheiten, auch auf den Strand- und Grenzkommandos geübt werden können. Ferner muß den Gemeinen gelehrt werden, wie er sich bei Patrouillen aller Art zu nehmen, wie man einzelne Gehöfte, Dörfer, Wälder,

Höhen, Täler und Schlüfte absuchen müsse, wie man sich bei Kreuzwegen zu nehmen und dergleichen mehr: kurz alles das, was in seinem Wirkungskreise vorkommt.

Mit den jüngeren Offizieren und Unteroffizieren ist aber zu üben: wie sie sich auf den äußersten Vorposten, Zwischen- und Dorfwachen zu nehmen, wie sie ihre Posten und Patrouillen zu instruieren, und worauf sie vorzüglich achtzugeben haben; ob und wann sie ferner mit ihren Wachten ins Gewehr treten müssen, wie sie sich bei Ankunft der Posten, revidierender Generale und Stabsoffiziere zu benehmen, und ferner wie sie ihre schriftlichen und mündlichen Meldungen zu machen haben. Es ist ihnen ferner zu zeigen, wie sie bei Gelegenheit selbst ihre Vedetten und Zwischenposten zu plazieren, und wie sie ihren Patrouillendienst anzuordnen haben, und vielerlei Fälle mehr, die ich bei der Erfahrung der Herren Kommandeurs nicht erst namhaft zu machen brauche.

Mit den älteren Subalternen und Kapitäns dürfte aber nicht allein das letztere, sondern auch zu üben sein: wie unter verschiedenen Voraussetzungen eine Vorpostenchaine zu ziehen; doch mehrenteils ohne Supposition in der Sache selbst, um die Truppen zu gewöhnen, sich auf sich allein zu verlassen und nicht immer auf Unterstützung zu provozieren; ferner wie und wo vordetachierte und in der Chaine liegende Wachen und Zwischenpiketts (die letzteren vorzüglich bei Nacht oder weit vorpoussierten Wachen) anzubringen; wie ein gewisses Terrain, ein Dorf und dergleichen mit einer Kompagnie oder Bataillon zu besetzen; wann und wie die Alarmplätze, Alarmhäuser, nächtliche Biwaks zu bestimmen und Reserven anzuordnen; wie sich Wachten und Patrouillen zurückzuziehen haben usw.

Vorzüglich bitte ich aber auch nicht das Wesen des leichten Dienstes in den Schulevolutionen des Exerzierplatzes zu suchen, noch auf die Hornsignale ein größeres Vertrauen zu legen, als ihnen nach vielfältiger Erfahrung gemacht werden kann. Was durch mündliches Kommando oder von Offizier und Unteroffizier zu Offizier und Unteroffizier sagend abgemacht werden kann, ist besser als mit Hörnern, die schon bei den Manövers Konfusion erregen.

In die Manövers und in die Benutzung des Terrains bitte ich: einfache kriegerische Ideen zu legen, alle große Ausdehnung und strate-

gischen Umgehungen zu vermeiden und die Übung vorzüglich auf Benutzung des Schießgewehrs, auf angemessenes Postieren, Vermehren und Vermindern der Feuerlinie und auf richtiges Placement und richtiges Anwenden der Reserven, durch Umwechselung aus der Reserve in eine Feuerlinie und umgekehrt, und endlich auf überdachtes Ab-, An- und Seitwärtsschleichen der Tirailleurs zu richten.
Dies sind Übungen, die den leichten Truppen auf mehrere Monate eine sehr zweckmäßige und eine noch sehr nötige Beschäftigung geben werden.
Schließlich bemerke ich noch ergebenst: daß ich von den leichten Truppen nur alle drei Monate einen Rapport (der nicht zusammengetragen zu sein braucht) und eine Rangliste und dann nur noch eine Anzeige wünsche, wann in Rücksicht der Dislokationen oder der Kommandeurs, Kompagnie- und Eskadronschefs eine Veränderung vorgegangen ist.
Diese Eingabe der Rapports kann vom Oktober ab gerechnet und mir gefälligst nach Marienwerder geschickt werden, wohin ich dieser Tage zurückkehre.

Berlin, den 16. August 1810.

Nachtrag. Je natürlicher eine Übung gemacht werden kann, je besser ist es, und ich empfehle daher noch als Nachtrag, die Vorposten- und Patrouillenübungen noch oft bei Nacht auszuführen, um so den Offizier sowohl als den gemeinen Mann an den Einfluß der Tageszeit auf kriegerische Operationen und nebenbei an die Notwendigkeit von Stille und Appell aufmerksam zu machen; kleine Losungen und Avertissements der Truppen unter sich, als: Blattpfeifen, Bäumeanklopfen usw., sind bei dieser Gelegenheit auch mit anzubringen, doch muß man sie nicht gerade für wesentliche Dinge ansehen. — Bei Gelegenheit der Rapports wünschte ich übrigens auch noch eine kurze Nachricht, was die Truppen während der drei Monate für Übungen angestellt und wie weit sie überhaupt darin fortgeschritten sind.

v. Yorck."

2

„Es ist meine Absicht, Sr. Majestät dem Könige anfangs des Monats April Rechenschaft abzulegen, was seit dem Jahre, wo die Leichten-

Brigade-Kommandanturen eingeführt worden sind, bei den leichten Truppen zur Vervollkommnung der Übungen zum Felddienst wirklich geschehen, und dabei getreulich anzuzeigen, was und wo noch nachzuhelfen sein dürfte. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich daher ganz ergebenst, die unter Ihrer Leitung stehenden leichten Truppen der usw. Brigade gefälligst aufzufordern, Mitte März den bisherigen dreimonatlichen Exerzierbericht in der Art erweitert und vollständig abgefaßt einzureichen, daß daraus genau hervorgeht: was überhaupt für Übungen in den letzten 3 Monaten gemacht und wie sie exekutiert worden, wobei sich indessen die Herren Kommandeurs nicht begnügen müssen, bloß anzugeben, z. E., den .. ten Vorposten- oder Patrouillendienst N. gegen N.; ich erwarte vielmehr die zum Grunde gelegte Generalidee mit angeführt zu sehen, sodann die eigenen Relationen der Offiziere und hinterher nur die Kritik der Kommandeurs über beide Teile mit den nötigen örtlichen Bemerkungen zu finden. Vorzüglich gilt das letztere bei Aussetzung von Wachen und Vedetten, da die Mannigfaltigkeit in den Abwechselungen des Terrains hier zu ebenso mannigfaltigen Bemerkungen und Berichtigungen Veranlassung geben kann und wird. Am Schlusse des Berichtes bitte ich aber endlich, eine kurze Übersicht des ganzen Jahres zu geben und nach Pflicht und reiner Überzeugung zu erzählen: welche Fortschritte das Regiment oder Bataillon in dem verflossenen Jahre gemacht, wie es gewesen und wie es nun ist, und ob Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine ein jeder nach seinen Verhältnissen in richtigen und verbesserten Ansichten über das Eigentümliche des leichten Dienstes auch wirklich gewonnen haben; dabei können die vorzüglichsten Offiziere sowohl als auch diejenigen namhaft gemacht werden, welche sich aus Mangel an Lust und Talent zum leichten Dienst nicht qualifizieren sollten.

Diese nun von den Regimentern und Bataillonen einzureichenden Berichte ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren mit einem gutachtlichen Sentiment zu begleiten, um solches Sr. Majestät bei meinem Bericht mit vorzulegen. Die mit dem Bericht einzureichenden dreimonatlichen Rangliften wünschte ich aber nach dem Schema angefertigt zu sehen, was dazu vom Königl. allgemeinen Kriegsdepartement gegeben worden, und würde ich daher auch von den Füsilierbataillonen

die vollständige Regimenter-Rangliste lieber als von dem Bataillon allein sehen.

Die häufigen Klagen über den Mangel eines vollständigen Exerzierreglements für die leichten Truppen haben übrigens bei mir den Wunsch erzeugt, bei der vorerwähnten Eingabe an Sr. Majestät den König auch solche Materialien und Vorschläge zur Allerhöchsten Prüfung vorzulegen, durch welche dem obigen Mangel nach Möglichkeit abgeholfen werden kann. Solche Ausarbeitungen sind aber nicht die Sache eines einzelnen Mannes, besonders eines solchen, dem noch mehr Geschäfte aufgetragen sind. Ich habe daher den ungefähren Entwurf zu einem solchen Offizierreglement aufgesetzt, in welchem die Hauptteile zwar feststehend, zu der weiteren Ausführung aber nur die wesentlichen Details angegeben sind. Diesen Entwurf teile ich jetzt sämtlichen Herren Brigadekommandeurs und einigen anderen Offizieren mit dem Ersuchen mit, nach Lust und Muße in der bestimmten Zeit entweder das Ganze, oder auch nur einen Teil davon nunmehr weiter auszuarbeiten. Ich brauche dabei wohl nicht zu bemerken, daß hier nicht die Rede von einer gelehrten Abhandlung ist, sondern von einem Dienstreglement, was in einem bestimmten, aber auch belehrenden und überzeugenden Ton geschrieben sein muß, mit Weglassung aller nicht zur Sache gehöriger Reflexionen und mit Bezugnahme der zum Teil schon über den Gegenstand vorhandenen Vorschriften. Belehrend angeführte Beispiele aus den letzten Kriegen und mitunter beigefügte Zeichnungen werden aber diesem Reglement das Trockne und also das vom Studium Abschreckende der früheren Reglements nehmen und daher dasselbe auch dem Zweck mehr entsprechend machen.

Indem ich mir nun die Ehre gebe, Ew. Hochwohlgeboren einen solchen Entwurf gleichfalls ganz ergebenst mitzuteilen, schmeichle ich mir schon im voraus einer willigen Übernahme meines Gesuchs.

Marienwerder, den 5. Februar 1811.

v. Yorck."

Beilage 3

In der siebenten Auflage Beilage 1

Das Preußische Auxiliarkorps 1812.

Infanterie:

Infanterie-Regiment Nr. 1: Maj. v. Sjöholm I.
Zweites Bat. vom 1. Ostpr. Inf.-R.: Maj. v. Kurnatowsky.
Zweites Bat. vom 2. Ostpr. Inf.-R.: Maj. v. Krauthof.
Füsil.-Bat. 1 (vom 1. Ostpr. Inf.-R.): Maj. v. Crammon.

Infanterie-Regiment Nr. 2: Maj. v. Sjöholm II.
Erstes Bat. vom 3. Ostpr. Inf.-R.: Maj. v. Brenkendorf.
Erstes Bat. vom 4. Ostpr. Inf.-R.: Maj. v. Lübtow.
Füsil.-Bat. 2 (vom 4. Ostpr. Inf.-R.): Maj. v. Pfeiffer.

Infanterie-Regiment Nr. 3: Maj. v. Steinmetz.
Erstes Bat. vom Pomm. Inf.-R. Kolberg: Maj. v. Quednow.
Zweites Bat. vom Pomm. Inf.-R.: Maj. v. Linsing.
Füsil.-Bat. 3 (vom Pomm. Inf.-R.): Maj. v. Borck.

Infanterie-Regiment Nr. 4: Maj. v. Zielinsky.
Erstes Bat. vom Leib-Inf.-R.: Maj. v. Zepelin.
Zweites Bat. vom Leib-Inf.-R.: Maj. v. Both.
Füsil.-Bat. 4 (vom Leib-Inf.-R.): Maj. v. Reuß

Infanterie-Regiment Nr. 5: Maj. v. Schmalensee.
Erstes Bat. vom 1. Westpr. Inf.-R.: Maj. v. Imbrecht.
Erstes Bat. vom 2. Westpr. Inf.-R.: Maj. v. Löbell.
Füsil.-Bat. 5 (vom 2. Westpr. Inf.-R.): Maj. v. Rudolphi.

Infanterie-Regiment Nr. 6: Maj. v. Carnal.
Zweites Bat. vom 1. Schles. Inf.-R.: Maj. v. Happe.
Zweites Bat. vom 2. Schles. Inf.-R.: Maj. Graf Reichenbach.
Füsil.-Bat. 6 (vom 2. Schles. Inf.-R.): Maj. v. Lessel.

Ostpreuß. Jäger-Bat.: Maj. v. Clausewitz.
Füsil.-Bat. 7 (vom 2. Ostpr. Inf.-R.) · Maj. v. Funk.

Kavallerie:

Dragoner-Regiment Nr. 1: Maj. v. Treskow.
Zwei Esk. vom Litauischen Drag.-R.
Zwei Esk. vom 2. Westpr. Drag.-R.

Dragoner-Regiment Nr. 2: Oberst v. Jürgaß.
Zwei Esk. vom 1. Westpr. Drag.-R.
Zwei Esk. vom 2. Brandenb. Drag.-R.

Husaren-Regiment Nr. 1: Maj. v. Cosel.
Zwei Esk. vom 1. Leibhus.-R.
Zwei Esk. vom 2. Leibhus.-R.

Husaren-Regiment Nr. 2: Maj. v. Eicke.
Zwei Esk. vom 1. Schles. Hus.-R.
Zwei Esk. vom 2. Schles. Hus.-R.

Husaren-Regiment Nr. 3: Obrist Czarnowsky.
Zwei Esk. vom Brandenb. Hus.-R.
Zwei Esk. vom Pomm. Hus.-R.

Ulanen-Regiment: Maj. v. Werder.
Zwei Esk. vom Schles. Ul.-R.
Zwei Esk. vom Brandenb. Ul.-R.

Artillerie:

Maj. v. Schmidt.
Vier Fußbatterien, 6pf.
Eine halbe Fußbatterie, 12pf.
Drei reitende Batterien, 6pf.

Formation des X. Armeekorps der Großen Armee 1812.

Kommandierender: Marschall Macdonald Herzog von Tarent.
Chef des Gen.-Stabes: Obrist Terrier.

A. Die VII. Division.

Kommandierender General: Div.-Gen. Grandjean.
Chef des Gen.-Stabes: .....

Infanterie:

Erste Brigade. Brig.-Gen. Ricard.
2 Bat. Bayr. Inf.-Reg. Nr. 13: Obrist Graf Buttler.
4 Bat. Poln. Inf.-Reg. Nr. 5: .....
Zweite Brigade: Brig.-Gen. Prinz Radzivill.
4 Bat. Poln. Inf.-Reg. Nr. 10: .....
Dritte Brigade: Brig.-Gen. Bachelu.
2 Bat. Westf. Inf.-Reg. Nr. 1: Obrist Pleßmann.
4 Bat. Poln. Inf.-Reg. Nr. 11: .....

Kavallerie: Oberst von Hünerbein.
4 Esk. Preuß. Huf.-Reg. Nr. 1: Major v. Cosel.

Artillerie: Div.-Gen. Taviel.
2 Poln. reitende Batterien.

B. Die XXVII. Division.

Kommandierender General: Gen. der Inf. v. Grawert.
Chef des Gen.-Stabes: Obrist v. Röder.
Zweiter kommandierender General: Gen.-Leut. v. York.

Infanterie: Gen.-M. v. Kleist.

Erste Brigade: Obrist v. Below.
3 Bat. (Ostpr.) Inf.-Reg. Nr. 1: Maj. v. Sjöholm I.
3 Bat. (Ostpr.) Inf.-Reg. Nr. 2: Maj. v. Sjöholm II.
1 Bat. (Ostpr.) Jäger: Maj. v. Clausewitz.

Zweite Brigade: Obristl. v. Horn.
3 Bat. (Pomm.) Inf.-Reg. Nr. 3: Maj. v. Steinmetz.
3 Bat. (Brandb.) Leib.-Reg. Nr. 4: Maj. v. Zielinsky.

Dritte Brigade: Obrist v. Raumer.
3 Bat. (Westpr.) Inf.-Reg. Nr. 5: Maj. v. Schmalensee.
3 Bat. (Schles.) Inf.-Reg. Nr. 6: Maj. v. Carnal.
1 Bat. (Ostpr.) Füsiliere Nr. 7: Maj. v. Funk.

Kavallerie: Gen.-Leut. v. Massenbach.

Erste Brigade:

4 Esk. (Lit. u. Westpr.) Drag.-Reg. Nr. 1: Maj. v. Treskow.
4 Esk. (Westpr. u. Brandb.) Drag.-Reg. Nr. 2: Obrist v. Jürgaß.

Zweite Brigade: Obrist v. Jeanneret.

4 Esk. (Schles.) Hus.-Reg. Nr. 3: Maj. v. Eicke.

Artillerie: Maj. v. Schmidt.

4 Fußbatterien, 6pf.
1/2 Fußbatterie, 12pf.
3 reitende Batterien, 6pf.

NB. Zur Kavallerie-Reserve unter dem Könige von Neapel kommandiert:

4 Esk. (Brandb. u. Pomm.) Hus.-Reg. Nr. 2: Obrist v. Czarnowsky.
4 Esk. (Schles. u. Brandb.) Ulanen-Reg.: Maj. v. Werder.

Beilage 4

(Zu Buch II, Kap. 4.)

In der ersten Auflage Beilage 4 zu Band 1

Instruktion für die in Westpreußen stehenden Truppen auf den Fall eines unerwarteten Krieges, Marienwerder 11. Dezember 1811.

„Die Garnison in Danzig hat 12 000 Mann mit 54 Stück Feldgeschütz zum Marsch disponibel; und von dem Korps bei Bromberg und Thorn dürften vielleicht zirka 5000 Mann ebenfalls zu einer Offensive verwandt werden können. Die letzteren sind indes wahrscheinlich zu einer Belagerung von Graudenz bestimmt, und nur die ersten könnten vielleicht eine Unternehmung auf unsere im freien Felde stehenden Truppen in Absicht haben.

Das Korps aus Danzig unter dem französischen Divisionsgeneral Grandjean kann nun zu folgenden Operationen bestimmt sein:

1. Es intentioniert ein gewaltsames Durchbrechen und einzelnes Aufreiben unserer in Preußen stehenden Truppen und hinterher die Vernichtung aller unserer in der Provinz vorhandenen erreichbaren Kriegsmittel; oder
2. es wählt eine minder gefährliche Operation, indem es eine Unternehmung über die Nehrung nach Pillau und zugleich einen Versuch auf Elbing macht; oder endlich
3. es wartet erst den Gang des Krieges von anderer Seite ab, okkupiert bloß die Nogatinsel, gibt Jalousie auf Elbing, fortifiziert Marienburg und Dirschau, um Brückenköpfe zu erhalten, und begnügt sich dabei, unsere Kommunikation mit Pommern und den Marken aufzuheben.

Der erstere Fall ist nicht ganz wahrscheinlich; mehr der zweite. Für alle drei enthalten aber die Instruktionen an die Majors v. Cosel, v. Sjöholm, v. Gleissenberg die ersten Details.

Der Feind mag nun von diesen drei möglichen Operationen vornehmen, welche er will, so ist es notwendig, den andern am rechten Weichselufer stehenden Truppen, als dem Füsilierbataillon des 4. Ostpreußischen Infanterieregiments, der Ulaneneskadron v. Beier, der reitenden Batterie v. Graumann, den beiden Husareneskadrons

aus Frauſtadt und Granſee und dem zweiten Weſtpreuß. Dragonerregiment einen ſolchen Sammelplatz anzuweiſen, wo man imſtande iſt, die aus Marienburg vertriebene Garniſon aufzubewahren, eine ſtrategiſche Umgehung der bei Elbing ſtationierten Truppen über die Höhe zu hindern und dabei à portée genug bleibt, um bei eintretenden Umſtänden wieder offenſive auf Marienburg, dann überhaupt gegen die Weichſel vorzugehen, oder auch den Feind bei ſeinem Angriff auf Elbing durch die Niederung in die Flanke zu nehmen.

Zu dem vorgedachten Rendezvous wird ſich die Gegend um Chriſtburg am beſten eignen; der Feind muß dort beim Anmarſch vor unſern Augen ſeine Attacke entwickeln, und es wird dann ganz von uns abhängen, ob wir uns nach Maßgabe ſeiner Stärke des Gefechts entziehen wollen oder nicht. Iſt der Feind weit überlegen, ſo wird man freilich am beſten tun, ſich ohne Gefecht über die Paſſarge in die Poſition von Heiligenbeil zurückzuziehen, um ſich dort mit den aus Oſtpreußen herankommenden Truppen zu vereinigen. Um jedoch auch dieſen Truppen die nötige Zeit zu verſchaffen, heranzukommen, iſt es auf der andern Seite wieder notwendig, den Rückzug nicht zu übereilt anzutreten. Da uns nun der Feind (nach ſeinen jetzigen Mitteln) an Kavallerie weit nachſteht, ſo muß man das diesſeitige Übergewicht desſelben benutzen, auch im Rückzug immer in ſeiner Nähe zu bleiben, jede Harcelierung des Feindes durch einen vehementen Angriff beſtrafen, ihn des Nachts fleißig alarmieren und dadurch den Zweck, ihn in ſeinem Marſch aufzuhalten, möglichſt zu erreichen ſuchen.

Wählt jedoch der Feind mit der Hauptkolonne den Weg auf Elbing, ſo werden die Umſtände ergeben, ob und wie man den in Elbing poſtierten Truppen zu Hilfe kommen kann, oder ob man nicht mit ihnen vereint den weiteren Rückzug über die Paſſarge antreten muß.

Genauere Vorſchriften laſſen ſich nach der Natur der Sache für alle möglichen Fälle nicht erteilen, und es muß der Beurteilung des Herrn General v. Bülow oder v. Corswant überlaſſen bleiben, welche ſpezielle Dispoſitions ſie nach den eingetretenen Umſtänden am zweckmäßigſten finden, um der ihnen hier gegebenen allgemeinen Anſicht Genüge zu leiſten.

Streifzüge aus dem Herzogtum Warschau wird man übrigens nicht ganz verhindern können, denn wir sind zu schwach, um jedem feindlichen Detachement gleich ein anderes entgegenzustellen. Sollten sich jedoch die polnischen Partisans besonders von Mlawa aus zu tief ins Land wagen, so wird sich vielleicht später dafür die Gelegenheit finden, ihnen den Rückzug abzuschneiden.

Die Hauptzwecke bleiben aber immer feststehend, nämlich:

1. Sichere Vereinigung mit den Truppen aus Ostpreußen.
2. Vermeidung aller échecs und daher Vermeidung aller rangierten Gefechte, wenn man nicht mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann, daß man dem Gegner widerstehen wird.
3. Haltung von Elbing, so lange und so viel es sich nur irgend mit den beiden vorigen Zwecken vereinigen läßt.
4. Wenn der Feind keine Offensive über die Weichsel macht, ihn sodann daran zu hindern, daß er sich nicht durch einen Brückenkopf bei Marienwerder auf dem diesseitigen Ufer festsetzt,

welche Zwecke die beiden Generale stets im Auge behalten müssen. Im letzten Falle wird sich die Westpreußische Brigade und die Ostpreußische bei Christburg oder Marienburg vereinigen, Elbing darf aber nicht entblößt werden.

Die Instruktion für den Obristleutnant v. Czarnowsky und den Major v. Katzeler besagt übrigens das Nähere, wie sie die von ihnen geführten Detachements zu erhalten haben, und sie spricht zugleich meine Ansicht über das Sammeln von Rekruten usw. aus, wonach ich auch die Herren Generale v. Bülow und v. Corswant zu verfahren bitte.

Bei einem Ausbruch von Feindseligkeiten erwarte ich aber von dem zurzeit kommandierenden General die schleunigste und sicherste Meldung, sowie es auch gut sein würde, wenn die Kommunikation nach Berlin und Kolberg nicht gänzlich abgeschnitten wäre; nach beiden Orten sind Nachrichten zu schicken. Es ist übrigens *jede Grenzüberschreitung* von fremden Truppen in der Absicht, diesseitige Orte zu okkupieren, für eine Kriegserklärung anzusehen, man wird darüber zwar mit den Gegnern parlamentieren, aber ihn immer *so lange als erklärten Feind ansehen und behandeln müssen*, als er nicht *gutwillig* infolge unseres Parlamentierens unser völkerrechtwidrig besetztes Territorium wieder räumt.

Die beiden Husareneskadrons v. Kurnatowsky und v. Zastrow sind bereits angewiesen, sich bei einem unerwarteten Angriff auf Riesenburg an das 2. Westpreußische Dragonerregiment anzuschließen; die andern Truppen haben aber noch keine Instruktion erhalten, deren sie vorderhand auch nicht bedürfen.

Schließlich empfehle ich beim wirklichen Ausbruch des Krieges den Truppen so vielen persönlichen Enthusiasmus einzuflößen als nur möglich ist; denn nur dadurch werden sie sich auch einzeln brav schlagen, niemals in Unordnung wild davonlaufen und nicht gleich um Flanken und Rücken besorgt werden, wenn sich ein paar vorwitzige Tirailleurs unbesonnen um sie herumgewagt haben.

v. Yorck."

Anmerkung. Dies Aktenstück ist bereits in Seydlitz' Tagebuch I, p. 31 ff. mitgeteilt, doch weicht das mir vorliegende Konzept in nicht unwichtigen Einzelnheiten von jenem Abdruck ab, weshalb es von doppeltem Interesse schien, dasselbe abzudrucken.

Beilage 5

(Zu Buch II, Kap. 4.)

In der ersten Auflage Beilage 5 zu Band 1

Schreiben Yorcks an den König, Ende Januar 1812.

„Ew. Königl. Majestät haben mich durch Übertragung des Generalgouvernements von ganz Preußen mit einem Vertrauen beglückt, was mich einerseits zu der höchsten Anstrengung und Aufopferung beseelt, andererseits mir indes auch die große Verpflichtung auferlegt, der Bestimmung meines Postens reiflich nachzudenken, damit ich nicht bei der Vielseitigkeit meiner Bestimmung in der Übersicht des Ganzen die einzelnen Teile vergesse, im entscheidenden Moment aber mich auch nicht in die Menge der Details verwickele, was, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, nur Verwirrung, nie aber große Resultate herbeiführen könnte.

Das erste, was in dem gegenwärtigen Augenblick meine Aufmerksamkeit erregen muß, ist die Lage meines Postens in Beziehung auf die Grenznachbarn. Von den politischen Verhältnissen des Staates nicht genau unterrichtet, kann ich meine Lage nur militärisch betrachten.

Die Vergangenheit lehrt mich aber zur Genüge, die ungeheuren Rüstungen und die mehr als zweideutigen Bewegungen unserer Nachbarn nicht unbeachtet zu lassen. Ew. Majestät lege ich daher die Resultate meines Nachdenkens durch diesen pflichtmäßigen Bericht alleruntertänigst zu Füßen und erwarte die allerhöchste Entscheidung, ob ich bei meinen Ansichten und Anordnungen den richtigen oder falschen Gesichtspunkt gefaßt habe.

Die beiden festen Punkte der Provinz sind Graudenz und Pillau. Bei beiden sind auf Ew. Majestät Befehl in dem verflossenen Jahr wesentliche Verbesserungen vorgenommen worden, und ich glaube Ew. Majestät mit Überzeugung versichern zu können, daß sich Graudenz in jeder Beziehung jetzt in einer vollkommen verteidigungsfähigen und sehr respektablen Lage befindet; und in Beziehung auf Pillau glaube ich dies in fortifikatorischer Hinsicht ebenfalls versichern zu können.

Durch Anlegung einer Verschanzung auf dem Lubiner Kampe und Abdammung eines alten Stromarmes beherrscht jetzt Graudenz beide Ufer der Weichsel, sowie durch eine zweckmäßige Verstärkung der

Korps diese wichtige Festung nunmehr sogar auch vor der Möglichkeit eines coup de main gesichert worden ist. Bei der Solidität der Werke war ein gewaltsamer Sturm zwar so leicht nicht zu fürchten; aber auch die steilsten Bergschlösser sind schon durch Überrumpelung genommen worden, und eine Überraschung war hier nicht unmöglich, wenn unser Nachbar mit der Überrumpelung von Graudenz die Kriegserklärung machen wollte. Mit Besatzung ist jetzt Graudenz hinreichend versehen; etwas mehr Pulver zu einem wirksamen Minenkrieg, einige Jäger mehr zum Vorpostendienst und zur Bedeckung der Artilleristen bei den Geschützen auf den Werken gegen feindliche Tirailleurs sowie etwas mehr Kavallerie zu Ausfällen und Streifzügen wäre wünschenswert, doch nicht dringend notwendig und würde man hinwieder die Feldtruppen zu sehr schwächen, wenn man die nötige Kavallerie für die Festung dorther nehmen wollte. Von den beiden Kommandanten glaube ich, daß sie ihre Schuldigkeit tun werden, und ohnerachtet sich unter der Besatzung eine Menge Westpreußen befinden, so halte ich doch den Geist derselben ungleich besser als bei der letzten Belagerung, wo es demohnerachtet dem Feind nicht gelang, sich der Festung zu bemächtigen.

Die Festung Pillau hat durch die neuangelegten Verschanzungen bei Neutief eine sehr wesentliche Verbesserung erhalten, und ich halte diese Festung jetzt für völlig gesichert. Bei einer zweckmäßigen Hafenverteidigung durch bewaffnete Fahrzeuge, welche nach der Versicherung des Lotsenkommandeurs in 6 bis 8 Tagen zu beschaffen sind, scheint es mir sogar unmöglich, daß man bei offenem Fahrwasser von der Nehrungsseite gegen die Verschanzungen von Neutief nur anrücken kann. Diese bewaffneten Fahrzeuge sind aber ein Erfordernis, was durchaus nicht unberücksichtigt bleiben darf und deshalb schon jetzt in Überlegung genommen worden ist, beim Eintritt des Frühlings aber völlig vorbereitet werden muß. Früher war noch eine andere Verschanzung eine viertel Meile von Neutief auf den Höhen am sogenannten Schüttkolk projektiert und angefangen worden; bei Einstellung der Festungsarbeiten ist aber diese Verschanzung nur halbvollendet liegen geblieben. Das Terrain ist auf diesem Fleck ungleich günstiger und leichter zu verteidigen als bei Neutief. Die Lage dieser Verschanzung hat aber den Nachteil, daß sie eine ungleich größere Besatzung

und demohnerachtet noch die Verschanzung bei Neutief als Reserve fordert. Da nun nach einem genauen Überschlag von den Feldtruppen nicht 1500 Mann übrigbleiben, um sie zu einem Detachement ohne allen offensiven Zweck und mit Risiko des Verlustes auf der Frischen Nehrung verwenden zu können, die Verschanzung von Neutief aber hinlänglich genug ist, um Pillau von dieser Seite vor einem Bombardement zu sichern, so trage ich bei Ew. Majestät untertänigst darauf an, die Verschanzung bei Schüttkolk wieder schleifen zu dürfen, damit sie nicht im Fall eines Krieges vom Feinde gegen uns benutzt werden kann. Ein Fehler der Verschanzungen bei Neutief ist jedoch meines Erachtens die vor der Fronte befindliche Palliſadierung, welche noch von einem früheren System her registriert und zu den gegenwärtigen Anlagen nicht paßt, weil sie das Kartätschenfeuer aus den Schanzen hindert. Ich habe daher die Veranstaltung getroffen, sie zu vernichten und in Brand zu stecken, wenn es notwendig wird. Der Ingenieurbrigadier hat dem Inspekteur sämtlicher Festungen auf meinen Befehl darüber Bericht erstatten und zugleich anderweitige Vorschläge einreichen müssen, worüber ich noch das Weitere erwarte.

Die Verfügung zum vollständigen Approvisionnement der Festung ist von Euer Majestät noch nicht für notwendig befunden worden, dürfte auch wohl nicht eher notwendig werden, bis die gegründete Besorgnis entsteht, daß Pillau auch von der Landseite blockiert werden könnte. Übrigens ist alles dazu Nötige bereits designiert, doch lassen sich weiter keine Vorbereitungen dazu machen, und wird es auf die Zeit ankommen, die man im eintretenden Fall zum vollständigen Approvisionnement noch übrigbehält.[1] Von den Kommandanten glaube ich ein gleiches Urteil wie von den Kommandanten in Graudenz fällen zu dürfen.

Die mit der Festung Pillau in Beziehung stehende feste Position zu Lochstädt ist gut gewählt und wird bei einer aktiven Verteidigung gewiß ihren Zweck erfüllen. Bei eintretendem Krieg halte ich aber für notwendig, daß in das Schloß Lochstädt ein verschanzter Posten etabliert wird, weil man von dort aus die Position mit Wurfgeschütz bestreichen kann.

[1] „Beide Festungen Graudenz und Pillau haben Mangel an Raum, welches bei Pillau vorzüglich fühlbar ward." Anmerkung von Yorck.

Was nun die Truppen anbelangt, welche im freien Felde agieren sollen, so bestehen sie nach Abzug der beiden Linienbataillone, die zur Besatzung von Graudenz abgegeben sind, aus 12 Bataillonen Infanterie, 24 Eskadrons Kavallerie, einer Batterie 12pfünder, 3 Fußbatterien 6pfünder und 3 reitenden Batterien, die ungefähr 13 bis 14 000 Mann gleich disponibler Truppen betragen können. Außerdem ist vor der Hand noch hinlängliches Reservegeschütz und mit 8 bis 10 Tagen Zeit eine disponible Masse von zirka 3000 Mann Infanterie vorhanden. Ob sich das pommersche Husarenregiment bei einem unerwarteten Kriegsausbruch zum diesseitigen corps d'armée wird repliieren können, ist noch die Frage, weshalb es hier nicht mitgerechnet ist, obschon seine Hierherkunft sehr zu wünschen wäre. Im Fall des nicht Hinauskönnens ist ihm die Bestimmung gegeben ... Katzeler ...[1] Ein anderer wichtiger Teil zu einer vollkommenen Ordre de Bataille, nämlich ein gut bewaffnetes Jägerbataillon, geht der hiesigen Division ganz ab, es scheint mir in der schlesischen oder brandenburgischen Division zuviel zu sein. Sowohl die Lokalität der Provinz als auch die Art der Kriegführung nach dieser Lokalität würde ein Jägerbataillon hier sehr notwendig machen, und ich wage daher allerunterthänigst darum zu bitten.

Die gegenwärtige Friedensdislokation der Truppen setzt die westpreußische Brigade einigermaßen in Nachteil gegen die ostpreußische. Bei allem aber kommt es darauf an, ob der Staat in der hiesigen Provinz einen unerwarteten Angriff zu befürchten hat oder man sich dagegen noch offen und mit der gehörigen Zeit wird vorbereiten können, ferner ob dieser mögliche Angriff im Winter und bei gefrornen Wegen und Wasser oder ob bei offenen Wegen und Wasser geschehen wird. Fürs erste wird Christburg das Rendezvous der näher an der Weichsel dislozierten Truppen sein müssen, so wie man wenigstens Demonstrationsversuche machen wird, um den Posten von Elbing vor einem plötzlichen Überrennen zu sichern, was bei den großen Ressourcen, die diese Stadt zum Kriege darbietet und als ein wichtiges Land- und Wasserdebouché unumgänglich notwendig ist. Ich habe zu dieser Haltung einige unmerkliche Vorbereitungen getroffen, doch wird die Ver-

[1] In dieser unleserlichen Zeile ist nur der Name von Katzeler zu entziffern gewesen.

teidigung bei offenem Wasser natürlich ungleich leichter auszuführen sein als im Winter. Um aber zu verhüten, daß die westpreußische Brigade bei einem plötzlichen Überfall nicht teilweise aufgerieben wird, würde ich ihr durch ein Entgegenrücken der ostpreußischen Brigade bis Heiligenbeil zu Hilfe kommen, wo denn die Umstände ergeben müssen, ob beide Brigaden zu der in politischer Rücksicht notwendigen Haltung des rechten Weichselufers vereint würden in die Offensive fallen, oder ob sie sich bis hinter den Frisching oder gar noch weiter zurückziehen müssen. Hinter dem Frisching glaube ich einem Feind, der nicht unverhältnismäßig stärker ist als das diesseitige Korps, bedeutenden Widerstand leisten und gegen ihn ein Gefecht annehmen zu können. Vorteilhaft würde es bei diesem Fall sein, wenn Königsberg einigermaßen in Verteidigungszustand gesetzt wäre, was bei nicht gefrornen Wegen meines Erachtens sehr leicht, nur auf eine andere Art zu bewerkstelligen ist als das letzte Mal, nämlich durch vorpoussierte Redouten, deren Lage sich nach dem Terrain von selbst ergibt.

Die linke Flanke der Dislokation beider Brigaden deckt jetzt strategisch das erste Leibhusarenregiment mit seinen gegenwärtigen Kantonnements zu Osterrode und Liebemühle. Das Kommando der Avantgarde würde ich im Fall des Krieges dem Major v. Zielinsky übergeben, das Korps der Linie dem General v. Bülow, das Korps der Reserve dem General v. Corswant und das Kommando einer Kavalleriemasse dem General v. Massenbach. Ich bedaure, Ew. Königlichen Majestät sagen zu müssen, daß die Zahl derjenigen Offiziers, in die man jetzt mit einiger Zuversicht Hoffnung setzen kann, nicht sehr groß ist und daß man bei der notwendigen Wahl solcher Offiziers sehr oft in Verlegenheit gerät. Ich muß daher von der alten Observanz ganz abgehen und einen jungen Offizier an die Spitze der Avantgarde setzen. Von dem General v. Massenbach bin ich jedoch überzeugt, daß er der Bestimmung entsprechen wird, die ich ihm geben will, und ich bin es ihm schuldig, ihm gegen Ew. Majestät dieses pflichtmäßige Zeugnis zu erteilen.

Auch unter der Zahl der inaktiven Offiziers sind nicht viele mehr übrig, die einige Erwartung von sich geben. Das Unglück der Zeit hat sie an Geist und Körper niedergedrückt, und die meisten werden für den Dienst leider völlig verloren sein.

Sollte nun aber wirklich ein Krieg ausbrechen, woran bei allen unsern Nachbarn nicht mehr Zweifel zu sein scheint, so wird es ein Krieg um unsere Existenz. Es gilt Sein oder Nichtsein, und die Wahl der Mittel muß aufhören, Bedenklichkeiten zu erregen, wenn nur der Zweck dadurch erreicht werden kann. Ein Aufbieten des Volkes en masse hindert jedoch die Operationen der Armee, wenn diese Masse nicht zweckmäßig organisiert und die Insurrektion bloß in solchen Gegenden eingeleitet wird, wo sie mit den Operationen der Armee in keine unmittelbare Berührung kommt. Für den gegenwärtigen Augenblick wird sich bei Ausbruch des Krieges die Insurrektion ungefähr längs der Warschauischen Grenze von Osterrode über Ortelsburg, Lötzen bis Goldap erstrecken müssen, von welchem letzten Ort bis zum Niemen man einstweilen Nationalgarden formieren könnte. Eine solche Insurrektion zweckmäßig geleitet würde unendlichen Vorteil bringen; der Feind würde ihr bedeutende Korps entgegensetzen müssen, und wir würden nicht wieder das Beispiel erleben, wo einzelne Troßknechte ganze Städte in Kontribution gesetzt haben. Zum Chef einer solchen Insurrektion dürfte der Major v. Krauseneck ganz besonders geeignet sein.
Aber solche kombinierten Pläne erfordern Zeit und Vorbereitung; ich glaube aber nicht, daß uns die erste übrigbleiben wird, wenn die Vorbereitungen erst beim Ausbruch des Krieges stattfinden sollten; und die geringste Versäumnis kann also hier den Ruin des ganzen Staates zur Folge haben. In meinen jetzigen Verhältnissen kann ich nur eine Übersicht der rein militärischen Streitmittel besitzen, also auch nur — unbemerkt — rein militärische Vorbereitungen treffen. Wo es aber auf Kassen- und Verpflegungsanstalten ankommt, ohne welche alle meine Pläne wie Seifenblasen über den Haufen fallen müssen, tappe ich im Finstern und muß doch klar und deutlich sehn bis ins innerste Detail aller Hilfsquellen. Ich bin indes nur ein Mensch, der bei zwar gutem Willen doch nicht alles übersehen kann, und es wird und muß eine unausbleibliche Verwirrung entstehn, wenn bei einem plötzlichen Anfall die Armee mobil gemacht, Pillau verproviantiert werden, ich mit den Truppen marschierend dennoch alle die Einleitungen treffen soll, die in einer Provinz nötig werden, welche vielleicht, von der Regierung ganz abgeschnitten, unerwartet der Tummelplatz von Feinden und Alliierten wird.

Ew. Königl. Majestät höchster Weisheit unterwerfe ich daher die alleruntertänigste und dringende Bitte, daß Allerhöchstsie einen Zivilkommissar zu ernennen geruhen mögen, mit dem ich schon jetzt alle die Einleitungen besprechen und überlegen könnte, die im Fall eines Krieges zum Besten des Landes notwendig werden, und der dabei eine hinlängliche Autorität besitzt, nötigenfalls — mit der zu den jetzigen Verhältnissen nötigen Umsicht und Vorsicht — auch jetzt schon die notwendigsten Vorbereitungen treffen darf.
Ew. Königl. Majestät habe ich hier als treuer Diener meine Ansichten, Pläne und Wünsche zu Füßen gelegt, und ich bin glücklich und belohnt, wie Allerhöchstdieselben geruhen, sie einer gnädigen Aufmerksamkeit zu würdigen, und mir dadurch einen huldvollen Beweis geben, daß ich mich auch noch ferner des Allerhöchsten Vertrauens getrösten dürfe.

Nachschrift. Die Besitznahme von Schwedisch-Pommern, das Vordringen gegen die Elbe erfordern die tätige Benutzung der noch kurzen disponiblen Zeit und machen eine Kommunikation mit dem noch entfernt stehenden russischen General notwendig. Die darüber erhaltene frühere Weisung habe ich bis jetzt, wo die Umstände nicht dringend waren, noch nicht in Ausübung gebracht. Die Weisung fordert eine Bestätigung von Ew. Majestät, um nicht in dem politischen System fehlzugreifen. Der Zeitpunkt scheint sich aber zu nähern, und ich bitte Ew. Königl. Majestät, sich selbst darüber auszusprechen. Welches auch diese Verhältnisse sein mögen, ein entscheidender Schritt zur Verstärkung ist notwendig; es ist zuviel geschehen, um stehen bleiben zu können, zu wenig, um einen Entschluß durchzusetzen. Die Truppen in Preußen müssen jetzt gleich verstärkt werden, soweit die Bewaffnung reicht.
Daß ich es unablässig wiederhole, ich kenne kein anderes Interesse, als das von Ew. Königl. Majestät; ich bin zu allem bereit, ich sterbe jede Todesart mit williger Bereitwilligkeit auf dem Schlachtfelde oder auf jede andere Art; aber den Willen Ew. Majestät muß ich wissen, und daher bitte ich alleruntertänigst, daß alle Befehle höherer Art mir direkt von Ew. Majestät zukommen mögen."

Beilage 6

(Zu Buch II, Kap. 4.)

In der ersten Auflage Beilage 6 zu Band 1

Kabinettsorder an den Generalmajor und Generalgouverneur v. Yorck.

„Es ist Ihnen bereits durch das allgemeine Kriegsdepartement bekannt gemacht worden, daß ein Teil Meiner Armee mobil gemacht werden soll, um der mit dem französischen Hofe eingegangenen Verbindung zufolge als Hilfskorps zu der französischen Armee zu stoßen. Zum Oberbefehlshaber dieses Korps habe Ich nach dem Wunsche des Kaisers Napoleon den Generalleutnant v. Grawert ernannt, es ist derselbe von Mir hierher berufen worden, um von Mir seine Instruktionen über dies ihm von Mir anvertraute Kommando zu empfangen. Da es Mir aber sehr wichtig ist, das ganze Korps noch einem zweiten General untergeordnet zu wissen, der sich durch seine Kriegserfahrenheit, seine Tätigkeit und seine Anhänglichkeit an Meine Person Mein Vertrauen in einem gleichen Grade erworben hat, so ernenne Ich Sie hiermit zum zweiten Befehlshaber desselben unter dem Oberbefehl des Generalleutnant v. Grawert, in der Überzeugung, daß Sie dieser neuen Bestimmung sich gern unterziehen und Mir in derselben bei eintretenden ernsthaften Vorfällen gewiß bald Gelegenheit geben werden, Ihnen Mein Wohlgefallen besonders zu betätigen.

Die Art, wie die einzelnen Truppenteile zusammengesetzt werden sollen, werden Sie zum Teil aus der Mobilmachungsinstruktion für die zu Ihrer Brigade gehörigen Truppen entnommen haben; indessen behalte Ich Mir vor, Ihnen noch ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Truppen, die gegenwärtig auf den Feldetat gesetzt werden und unter Ihre Befehle treten sollen, zu übermachen. Für jetzt bemerke Ich nur in Absicht Ihrer Brigade und des Ihnen übertragenen Gouvernements, daß von ersterer

der Generalmajor v. Massenbach zum Brigadegeneral der sämtlichen Kavallerie des ganzen Korps und

der Oberst v. Below zum Brigadier der Infanterieregimenter Nr. 1 und 2 bestimmt ist.

Das Infanterieregiment Nr. 1 soll aus den drei mobil werdenden

Bataillonen der ostpreußischen Brigade gebildet werden, über welches Ich das Kommando dem Major v. Sjöholm vom 2. ostpreußischen Infanterieregiment übertrage.
Das Infanterieregiment Nr. 2 soll aus den drei mobil werdenden Bataillonen der westpreußischen Brigade bestehen und erhält der Major v. Sjöholm vom 3. ostpreußischen Infanterieregiment das Kommando über dasselbe.
Die zwei mobil zu machenden Eskadrons des litauischen Dragonerregiments stoßen mit zwei mobil zu machenden Eskadrons des 2. westpreußischen Dragonerregiments zusammen und bilden das Dragonerregiment Nr. 1, über das der Major v. Treskow vom 2. westpreußischen Dragonerregiment das Kommando erhalten soll. In gleicher Art stoßen die zwei mobil zu machenden Eskadrons vom 1. und zwei vom 2. Leibhusarenregiment zusammen, bilden das Husarenregiment Nr. 1, und das Kommando über dasselbe soll der Major v. Cosel vom 2. Leibhusarenregiment führen.
Die hier genannten Truppen der westpreußischen Brigade, sowie die Kommandeure derselben wird der Generalmajor v. Bülow an Ihren unmittelbaren Befehl verweisen.
Noch werden in Königsberg drei reitende Batterien 6pfündige und vier Fußbatterien ebenfalls 6pfündige Kanonen nebst fünf Parken und zwei Brückenkolonnen mobil gemacht, welche ebenfalls sogleich unter Ihre direkten Befehle treten.
Wenn bei den mobilen Truppen Ihrer Brigade sich Offiziere, aus Kurland oder Lievland gebürtig, befinden sollten, denen es schwer werden würde, gegen Rußland zu dienen, so haben Sie solche mit anderen Offizieren von den zurückbleibenden Truppen zu vertauschen.
Zu Versammlungspunkten des ganzen Korps sind im Einverständnisse mit des französischen Kaisers Majestät Königsberg, Breslau und Berlin bestimmt, der größere Teil desselben wird sich in Preußen versammeln, indem außer den Truppen der ost- und westpreußischen Brigade auch noch die in Pommern mobil werdenden Truppen nach der Weichsel marschieren sollen, als wozu sie und daß sie Ihre Befehle entgegenzunehmen haben, von Mir angewiesen worden sind. Ich überlasse Ihnen aber, sie nach Ihrer Erwägung näher und bis in die Gegend von Königsberg an sich zu ziehen.

In Pommern bilden drei Bataillone der dortigen Brigade das Infanterieregiment Nr. 3 unter Kommando des Majors v. Steinmetz.
Ferner zwei Eskadrons des 1. westpreußischen und zwei Eskadrons des brandenburgischen Dragonerregiments das Dragonerregiment Nr. 2 unter Kommando des Oberstleutnants v. Jürgaß.
Zwei Eskadrons des brandenburgischen Ulanenregiments, zu dem in der Folge zwei Eskadrons des schlesischen Ulanenregiments stoßen werden, das mit ins Feld rückende Ulanenregiment unter dem Kommando des Majors v. St. Paul.
Und zwei Eskadrons des pommerschen Husarenregiments, zu denen in der Folge zwei Eskadrons des brandenburgischen Husarenregiments stoßen werden, das Husarenregiment Nr. 2 unter dem Kommando des Obersten v. Czarnowsky.
Ein Bataillon des 1. westpreußischen Infanterieregiments, welches mit zwei Bataillons des 2. westpreußischen Infanterieregiments das Infanterieregiment Nr. 5 unter dem Kommando des Majors v. Schmalensee formieren, mit diesen beiden Bataillons aber erst in der Folge zusammenstoßen wird, soll ebenfalls mit seinem Kommandeur nach Preußen marschieren. Die Infanterie wird der Oberstleutnant v. Horn, den Ich zum Brigadier einer Infanteriebrigade, zu welcher das Regiment Nr. 3 gehört, bestimmt habe, nach der Weichsel führen und sich bei seiner Ankunft daselbst Ihre weitern Befehle erbitten.
Die Kavallerie wird ebenfalls dahin marschieren, und sind die Kommandeure angewiesen, sich dann ebenfalls wegen ihrer weiteren Bestimmung zu melden.
Der Oberst v. Hünerbein, welchen Ich zum Brigadier sämtlicher Dragoner und der Ulanen des mobil zu machenden Korps ernannt habe, ist angewiesen, sich von hier direkt nach Preußen zu verfügen und Ihre Befehle daselbst zu erwarten.
Die bei Berlin und Breslau sich versammelnden Truppen werden erst dann unter Ihre unmittelbaren Befehle treten, wenn sie mit den Truppen in Preußen zusammenstoßen, und bemerke ich nur noch, daß der Generalmajor v. Kleist, den Ich zum Befehlshaber der sämtlichen Infanterie des ganzen Korps ernannt habe, vor-

derhand das Kommando über die Truppen von allen Waffen übernehmen wird, die sich bei Breslau versammeln sollen.
Ihre Aufmerksamkeit haben Sie nunmehr besonders auf die russische Grenze zu richten, indem nur von dorther Ihnen Gefahr drohen kann, und es ist nötig, daß Sie sich sogleich mit dem General Grafen Rapp zu Danzig in Korrespondenz setzen, um dessen Unterstützung zu gewärtigen, wenn die Gefahr wirklich einbrechen sollte. Der feindlichen Übermacht haben Sie in diesem Falle zu weichen und Ihren Rückzug nach der Weichsel zu nehmen; und damit die Kommunikation über diesen Fluß nicht gehemmt ist, so gebe Ich Ihnen anheim, die Verfügung zu treffen, daß die Schiffbrücke von Graudenz nach Marienwerder gebracht und dort, sobald es das Wasser zuläßt, wieder geschlagen werde.
Der bedrohteste Punkt der russischen Grenze wird Memel sein; Sie haben daher die dort befindlichen 12pfündigen metallenen Kanonen sofort nach Königsberg transportieren zu lassen, da es aber doch nötig ist, den dortigen Hafen gegen das Einlaufen der Engländer zu schützen, so sind die eisernen Kanonen daselbst zu belassen und, insofern Sie es zur Verteidigung des Hafens erforderlich halten, noch andere eiserne Kanonen dorthin zu schaffen. Das Infanteriebataillon muß daher auch bis zum äußersten Termin daselbst verbleiben und kann, wenn es von dort abzumarschieren genötigt ist, allenfalls seinen Rückzug übers Haff in Kähnen und über die Nehrung nehmen; sollten ganze Kavallerieeskadrons in dortiger Gegend befindlich sein, so werden diese unter Zurücklassung von Detachements zurückzuziehen sein. Die Militärbedürfnisse in Königsberg haben Sie nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen, und wenn keine dringende Besorgnisse es nötig machen, eher daran zu gehen, das aufgehende Wasser, welches hoffentlich bald eintreten wird, zum Transport derselben zu benutzen. Nach Pillau ist nur so viel zu schaffen, als zu seiner Selbstverteidigung mit einer Garnison von 2000 Mann erforderlich ist, alles übrige muß nach Graudenz gebracht werden. Ich nenne Ihnen als die wichtigsten Gegenstände der Sicherung zuerst die brauchbaren Gewehre, wovon 2000 als Reserve nach Pillau zu sen-

den, etwa 1000 nebst den reparaturfähigen in der Gewehrreparaturanstalt in Königsberg zu belassen, alle übrigen aber nach Graudenz zu schicken sind. Hierauf folgen die Geschütze und die Pontons, welche im äußersten Falle leicht und notwendig verderbt werden müssen, dann würden Sie das Pulver und die fertige Munition folgen lassen usw. Sie werden schon durch die Anordnung der 3. Division des allgemeinen Kriegsdepartements eine detaillierte Nachweisung von den in Königsberg befindlichen Armaturvorräten, und was davon für Pillau noch erforderlich ist, besitzen und ein Mehreres darüber noch erhalten. Die Montierungs-, Getreide- und andere Vorräte empfehle Ich nicht minder Ihrer Sorgfalt.

Um die Festung Pillau auf eine Garnison von genannter Stärke zu bringen, haben Sie nicht nur die Infanteriedepots der ostpreußischen Brigade so zu dislozieren, daß selbige unfehlbar dahin gelangen können, sondern auch schon jetzt unverzüglich ein nicht mobiles Infanteriebataillon hineinzulegen.

Wenn Sie übrigens der Übermacht der einbrechenden feindlichen Truppen zu weichen und sich nach der Weichsel zurückzuziehen genötigt sind, so empfehle ich noch Ihrer besonderen Aufmerksamkeit, möglichst alle Mir gehörigen Vorräte und Kassen der Provinz zu retten, die Anordnungen dazu einzuleiten und deshalb die Truppen, sowohl die mobilen als nichtmobilen, gehörig zu instruieren. Der ansehnliche Pferdebestand in dem Gestüte zu Trakehnen verdient es insbesondere, auf dessen Rettung Bedacht zu nehmen, und haben Sie die an der Grenze kommandierenden Offiziere anzuweisen, bei einbrechender Gefahr sogleich die Vorsteher dieses Gestüts davon zu avertieren, damit sie mit den Pferden aufbrechen und sie in Sicherheit bringen. Der Oberstallmeister v. Jagow wird sich deshalb noch besonders an Sie wenden.

Indem Ich die Ausführung aller dieser Aufträge Ihnen hiermit übertrage, hege Ich das durch Ihr bisheriges Benehmen so ganz begründete Vertrauen, daß Sie zu dem Ende die zweckmäßigsten Maßregeln treffen werden, und versichere Ihnen dafür schon im voraus Meine besondere Erkenntlichkeit.

Berlin, den 12. März 1812. Friedrich Wilhelm."

Eigenhändige Nachschrift Sr. Majestät des Königs.

„Es ist mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt ist und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Korps und unter solchen Umständen unumgänglich notwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweisen."

Beilage 7

(Zu Buch II, Kap. 6.)

In der ersten Auflage Beilage 8 zu Band 1

Zwei Briefe Macdonalds.

1. Macdonald an York.

„Mounsieur le Général.

Je reçois dans le moment la lettre, que Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'écrire aujourd'hui sous le No. 50. J'avais ajourné la réponse à celle du 23me sous No. 49, jusqu'à ce que j'eusse reçu les informations, que j'avais demandées en conséquence de cette lettre au gouvernement de la Courlande et à l'ordonnateur du Xme corps. Ces renseignements en date de hier ont précédé de quelques heures Votre lettre d'aujourd'hui, à laquelle je me préparais à répondre et à donner à Votre Excellence tous les éclaircissements qui m'étaient parvenus et à l'informer de nouveaux ordres, que j'avais donnés pour faire cesser les embarras momentanes, occasionnés par la malveillance, des abus et dilapidation.

Les renseignements parvenus et dont je charge Mr. le colonel Terrier de Vous montrer les originaux, n'ayant pas le temps pour le moment, d'en faire la copie, mais que je Vous enverrai par la suite, Vous prouveront 1° mon extrême empressement à lever tous les obstacles qui peuvent s'opposer à des distributions fines et régulières, et que Votre Excellence connait aussi bien que moi. 2° par la réponse du gouvernement général de la Courlande il parait que le foin et la paille n'ont jamais manqué, comme le verra Votre Excellence par sa lettre datée de hier. 3° l'ordonnateur rend compte et je joins un relevé du reçu de l'administration Prussienne, qui constatent, qu'il a été délivré du premier au 25 incl. de ce mois 32,578 Scheffel d'avoine ou 138,456 boisseaux, plus 560 Scheffel de Seigle ou 2,380 boisseaux, Total 140,836 boisseaux, ce qui est beaucoup plus, que tous les chevaux Prussiens ne peuvent consommer en tirant des magazins de *Mitau*, *Bauske* et *Eckau*, non compris tout ce qui peut être enlevé d'une manière irrégulière partout, où peuvent s'être trouvés des chevaux d'artillerie ou d'administration, éloignés des magazins, ce qui porte à une

consommation plus que nécessaire tout ce qui a été délivré ou pris.

Il est surprenant, que les chevaux du qier gal de Votre Excellence manquent de fourrage étant près des magazins, tandis que le gouverneur gal de la Courlande déclare, qu'ils n'ont jamais manqué, et certes pour peu qu'il entre des fourrages en magazin, on peut poser en fait, que les qiers gaux sont les premiers servis. Quant aux Dragons du regiment No. 1 et même No. 2, qui étaient à Leckau, je déclare qu'il est faux, qu'ils manquassent de fourrages au retour de leur expédition; je les ai visités moi-même le 21 dans leurs cantonnements à Eckau et aux environs, tous m'ont déclaré, être satisfaits sur les vivres tant pour les hommes que pour les chevaux. Je sais que le fourrage a manqué depuis, mais le gal Bachelu a été immédiatement autorisé à requérir dans les environs.

Quant à la viande Votre Excellence sait aussi bien que moi que les bestiaux de la Courlande sont d'une faible espèce, que les circonstances et la saison n'ont pas du les engraisser; ils sont livrés sur pied à l'administration Prussienne; j'ignore de quel point sont parvenues les plaintes, elles sont fausses et calomnieuses sur la mauvaise qualité de la viande; elle peut être maigre, mais non malfaisante. De plus les chefs et quelques officiers des camps de Garosen, de Stalgen, d'Annenbourg et d'Eckau faisant presque moitié du corps Prussien ont déclaré unanimement le 24. en présence de Votre Excellence que les vivres avaient été constamment de bonne qualité, notamment la viande.

Votre Excellence se plaint qu'Elle est obligé de tout acheter; c'est sans doute pour avoir le plaisir d'en faire la déclaration, puisqu'ici jamais rien n'a manqué, qu'au contraire on peut se plaindre d'excés et de superflus.

J'ignore quels motifs depuis longtemps ont pu aigrir Votre Excellence contre l'Empereur, la France, ses chefs et son armée. J'en ignore aucun des propos répetés journellement tendant à égarer l'opinion et à porter le découragement parmi les chefs et les troupes du corps Prussien; mais sans doute ils n'auront aucune influence sur le bon esprit, la valeur et le sentiment de l'honneur, qui animent les troupes.

Jusqu'ici j'ai mis en usage (ausgeſtrichen épuisé) tous les moyens de douceur, de complaisance, de condescendance, contre l'irritabilité et la haine peu dissimulées de Votre Excellence contre tout ce qui est français; j'ai même écarté tout ce qui pouvait avoir l'air de superiorité de commandement, en agissant plutôt en camarade qu'en chef. Pour prix de cette condescendance et de cette facilité de procéder honnête, que Vous avez trouvée en moi, Vous croyez devoir Vous permettre de Vous affranchir de toute obéissance, lorsque Vous en devez donner l'exemple.

Vous voudrez bien, Monsieur le Général, revoquer à l'instance tous les ordres, que Vous pouvez avoir donnés contraires aux miens rélativement aux fourrages, Vous déchargeant de toute responsabilité envers Votre Souverain, dont Vous servez mal les intérêts, en éloignant tout esprit de concorde et d'harmonie, qui existaient avant Votre arrivée.

J'ai trop de franchise, pour ne pas Vous déclarer, que je rends compte à S. M. l'Empereur de la conduite et des opinions du chef actuel des troupes Prussiennes, laquelle ne manquera pas d'être mise sous les yeux du Roi, et pour justifier la verité de mes rapports je n'appellerai pas d'autre temoin, que l'opinion des troupes Prussiennes et je dois terminer pour me servir de l'expression de Votre Excellence, que si les chevaux crèvent, ce ne sera pas de faim, mais d'embonpoint; j'en ajouterais autant des hommes, s'il en était question.

Agréez, Monsieur le Général, l'assurance nouvelle de ma haute considération.

Stalgen, le 27 9br 1812 à 9h du soir.

Le maréchal duc de Tarent,
Macdonald.

A. S. Exc. Mr. le . . ."

2. Macdonald an den Herzog von Baſſano.

Stalgen le 10 10br 1812.

„Mon cher Duc.

Vous ne me donnez pas de Vos nouvelles, j'en envoye chercher; un officier, qui arrive de Wilna, nous débite des absurdités de cette

ville, il assure pourtant avoir vu passer S. M. l'Empereur se rendant dit-il à Kowno et Votre Excellence la suivra.

Je ne puis croire à tout ce que je viens de lire dans les bulletins Russes que je Vous adresse, quoique l'on cite des personnages que je savais faire réellement partie du 2e et 9e corps; j'attends d'un instant à l'autre que Vous m'éclairiez. La bombe a crévé avec le Gén. de Yorck; j'ai cru que dans des circonstances telles, que Mrs. de l'État-Major Prussien les accréditent, sans les repousser je devais montrer plus de fermeté.

Le corps est bon, mais on le gâte, l'esprit est prodigieusement changé, mais quelques graces, des récompenses et je le remonterai aisément pourvu toutefois, que les officiers, que je signale, soient promptement éloignés; ils ne seront pas regrettés, les deux tiers de l'armée les détestent.

Au nom de Dieu, mon cher Duc, écrivez-moi un mot, que je sache quelles sont les positions, que l'on va prendre. Je me concentre d'avantage.

Mille amitiés. Je Vous embrasse.

Macdonald."

Beilage 8

(Zu Buch II, Kap. 6.)

In der ersten Auflage Beilage 9 zu Band 1

Die „Reise nach Wilna" von dem Leutnant Freiherrn von Canitz.

„Am Abend des 2. Dezember in dem Schlößchen von Dannenthal bei Mitau, als ich eben beschäftigt war, einen Brief nach Berlin zu schließen, erhielt ich den Befehl, alsbald ins Hauptquartier zu kommen und mich zu einer Reise von mehreren Tagen fertigzumachen. Mein erster Gedanke, mehr in dem Wunsch meines Herzens als in einer klaren Berechnung der wahrscheinlichen Veranlassung zu diesem Befehl begründet, war: daß der kommandierende General mich nach Berlin schicken wolle. Hocherfreut über diese Aussicht und in gespannter Erwartung, welcher Auftrag mir werden würde, ordnete ich meine Sachen, nach einer halben Stunde saß ich zu Pferde und trabte gen Mitau. Ich wußte um den Fehde- und Absagebrief, den Macdonald an Yorck erlassen, und vermutete, daß meine Reise mit dieser Angelegenheit zusammenhängen müßte; ich war schon mehrmals an den Marschall geschickt worden, aber zu einem Auftrag an ihn bedurfte es keiner Abwesenheit von mehreren Tagen, da er sein Hauptquartier in Stalgen, zwei Meilen von Mitau hatte. Überzeugt, daß mich der General entweder nach Berlin zum Könige oder ins Hauptquartier des Kaisers senden werde, kam ich in Mitau an. Ich hatte nur zur Hälfte recht gerechnet, der Obrist Röder eröffnete mir, daß ich nach Wilna zum General Krusemark geschickt werden sollte und den andern Morgen vom General Yorck meine Abfertigung erhalten würde. Lieber wäre mir eine Reise nach Berlin, interessanter eine Depesche ins kaiserliche Hauptquartier gewesen; doch war mir auch dieser Auftrag keineswegs uninteressant, denn er bot eine sehr gute Gelegenheit, über die Lage der Dinge Nachricht einzuziehen und darüber, was aus dem Kriege werden würde, ins klare zu kommen.

Wir hatten bereits seit einigen Wochen allerlei Gerüchte vernommen, aber die russischen Berichte, die man uns mitteilte, verdienten nicht mehr Glauben als die französischen Bulletins. Daß Napoleons Pro-

jekt mißglückt sei, wußten wir alle; wie es aber eigentlich um ihn und sein Heer stehe, wußte niemand.

Ich blieb die Nacht über bei Möllendorf. Am andern Morgen attakkierte der Feind die Vorposten an der Missa und Eckau, der General ritt dahin vor; dies hielt meine Abreise auf; erst gegen Mittag ward ich abgefertigt und begann in einer nordischen Postkalesche, in welcher man wie ein Vogel auf der Stange sitzen mußte, meine Fahrt.

Die Reise ging gut vonstatten; die reißende Schnelligkeit des Fahrens der russischen Posten versöhnt mit der Unbequemlichkeit aller übrigen Anstalten, wenn man weiter nichts will, als fortkommen. Doch auch dieser Genuß sollte mir nicht ungestört bleiben. Ein polnischer Leutnant, der sich als Platzkommandant eines samojitischen Städtchens (es war in Szadowo) höchst wichtig vorkam, wollte mich die ihm anvertraute Gewalt fühlen lassen und verlangte, daß ich mich bei ihm melden und der Posthalter mir nicht eher Pferde geben sollte, bis dies geschehen sei. Bei meiner Unbekanntschaft mit der polnischen Sprache dauerte es lange, ehe ich erfuhr, weshalb ich aufgehalten wurde; endlich verstand ich, wovon die Rede sei; ich ging zu ihm, aber statt einer Meldung überschüttete ich ihn mit französischen Phrasen des Inhaltes, daß der Dienst darunter leide, wenn die Herren Kommandanten die Kuriere aufhalten wollten, die von allen Formalitäten der Art entbunden wären, daß er die Instruktionen des Marschalls und des Kaisers zu verkennen scheine und daß ich mich über seine Prätensionen und den dadurch veranlaßten Aufenthalt beschweren würde. Zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben tat ich mir auf das Verhältnis, in dem ich zu einem französischen Marschall stand, etwas zugute; — es imponierte dem gestrengen Herrn Kommandanten, er äußerte, er hätte geglaubt, daß ich Vorspann verlangt. Ich erwiderte, daß dies eine Albernheit des Posthalters sei. Er begleitete mich nach dem Hause, wo ich abgestiegen war, und wir schieden, beide froh, einander los zu sein. Mir wäre jede Schikane von seiner Seite sehr unangenehm gewesen, denn ich hatte keinen Paß von dem Marschall noch von dem französischen Gouvernement in Kurland, sondern einen deutsch, polnisch und französisch ausgefertigten Kurierpaß von unserm Feldpostamt; überdem war mir daran gelegen, daß meine Reise nicht der französischen Behörde bekannt werden sollte; es war mir also

lieb, den Polacken so zu stimmen, daß er nichts darüber melden möchte.

Unbekannt mit dem Lande, den Wegen und den Örtern, wo ich Pferde bekommen würde, ohne eine brauchbare Karte mußte ich mich meinem Führer und dem Eigentümer der Pferde überlassen. Ich wollte den nächsten Weg über Poniewicz und Wilkomir nehmen, aber gleich einem Schiff in unbekanntem Meer ward ich nach Kowno verschlagen, da man mir wiederholte, dieser Weg sei der beste und sicherste. Von Szadowo hätte ich noch einlenken können, der Aufenthalt und die Explikationen mit dem Kommandanten und dem Posthalter machten, daß ich diesen Punkt verpaßte, und so langte ich denn am 4. Dezember nachmittags gegen 2 Uhr in Kowno an.

Bis dahin war von Krieg nichts zu sehen; fast niemand war mir auf meiner einsamen Reise begegnet. Der Anblick von Kowno zeigte schon in der Ferne die Spuren der Verwüstung, mit der die Armee ihren Zug bezeichnet hatte. Ruinen zerstörter Häuser, Reste von Biwaks und tote Pferde verkündeten, daß man hier eine Operationslinie betrete. Die Stadt wimmelte von Soldaten aller Farben und Truppenarten, Kranken, Blessierten, Ersatzmannschaften, die hier haltgemacht hatten. Der erste, den ich anredete, um mich nach der Post hinzuweisen, war ein halberfrorner Portugiese, der von nichts wußte als von der Kälte. Nach hundertfachen Fragen und vieler Mühe gelangte ich mit meinem Schlitten zu dem Hause, wo die Kuriere expediert wurden. Ich merkte alsbald, daß mein Fortkommen von hier sehr schwer sein würde, da von allem, was eine Post konstituiert, eigentlich nichts vorhanden, wenigstens nichts in Ordnung war. Ich bereute, daß ich nicht darauf bestanden, über Wilkomir zu gehen. Da führte das günstige Geschick einen französischen Kurier in die Stube, in der ich mit einem polnischen Juden und einem französischen Marketender Beratschlagung pflegte, wie man es anstellen müsse, hier Pferde zu bekommen. Der Kurier schlug mir vor, für die Hälfte der Kosten mich mitzunehmen. Ich nahm sehr gern den Vorschlag an, und in einer halben Stunde waren wir en train nach Wilna.

Der Mann hatte schon manches Jahr Depeschen umhertransportiert; in diesem Feldzuge machte er schon seit fünf Monaten in jeder Woche ein- oder zweimal den Weg von Wilna nach Kowno, wo ein anderer

ihn abzulösen pflegte. Im kaiserlichen Hauptquartier war er lange nicht gewesen; er wußte von der Armee wenig, doch versicherte er sehr treuherzig, que les affaires allaient mal, das wisse er sehr wohl. Auch riet er mir, wenn ich von Wilna weiter reisen müßte, ja wieder mit einem Kurier zu gehen; denn ganz allein sei wegen der Traineurs nicht fortzukommen: ils vous égorgeront, pour s'en aller avec les chevaux! Ich erstaunte über diese Ansicht, die auf die größte Auflösung aller Ordnung deutete: vous allez voir, war seine trostreiche Antwort. Übrigens schien er sich die Sache nicht sehr zu Herzen zu nehmen, wenigstens schlief er so sanft an oder vielmehr auf meiner Seite, als ob er die beruhigendsten Siegesnachrichten in der Tasche habe.

Unaufhörlich begegneten uns Schlitten mit seltsam vermummten Gestalten, Offizieren und Soldaten, Reutern und Fußgängern; doch die meisten schienen mir Kavalleristen zu sein. Alle Orte an der Straße waren halb zerstört, in vielen, außer in einigen Häusern, in denen sich zur Armee gehörige Soldaten niedergelassen hatten, kein Mensch zu sehen und alles verödet. Mein Begleiter erzählte mir, daß er seine Reisen mit eignen Pferden mache; er habe drei Gespanne auf der Tour stationiert, und mit diesen pflege er die 14 Meilen von Kowno nach Wilna gewöhnlich in 9 bis 10 Stunden zurückzulegen. Einige Meilen von Kowno begegneten wir einem Marschkommando von einigen hundert Pferden, die nach Wilna marschierten, Kürassiere, Lanziers und Chasseurs bunt durcheinander. Ihre Pferde, nach französischer Art beschlagen, waren in einem beständigen Rutschen und Stürzen auf dem glatten Wege. Die Leute gingen fast alle zu Fuß, die Pferde am Zügel ziehend, und Myriaden von Flüchen drückten ihr Mißbehagen über diesen Marsch aus. Mein Gefährte schrie unablässig: A gauche, mes camarades, c'est un courier de l'Empereur qui doit passer; und so drangen wir durch diese dem Untergange geweihte Schar hindurch; die Unglücklichen sind noch gerade recht gekommen, um mit vertilgt zu werden.

In dem ehemaligen Städtchen Sabolisky — es existierten davon nur noch wenige Häuser — wo wir umspannten, fanden wir eine Menge Wagen, Kutschen und Fourgons; glänzende Laternen leuchteten uns entgegen, wohlgekleidete Leute waren darum beschäftigt. Wir fragten, was das wäre? „Die Equipagen des Herzogs von Bassano," hieß

es; voilà le corps diplomatique, qui f . . . . . le camp, sagte mit undiplomatischer Heftigkeit mein Staatsbote, dem dies sehr bedenklich vorkam. Mehr aber wie ihn frappierte mich diese Nachricht, und ich erkundigte mich eiligst, ob der General v. Kruſemark noch in Wilna oder ob er auch schon unterwegs sei. Nach vielen ungenügenden Antworten fand ich endlich einen höflichen Attaché, der mir versicherte, sowohl der Herzog von Bassano als der General sei noch in Wilna, würden aber nicht lange mehr da bleiben; die Bureaus und Equipagen des diplomatischen Korps gingen nach Warschau. Es wurde mir klar, daß es schlimmer stehen mußte, als wir geglaubt hatten; mit der gespanntesten Erwartung gelangten wir morgens 3 Uhr den 5. Dezember nach Wilna.

Ich stieg in dem Hause ab, wohin mich mein Kurier brachte, um den Anbruch des Tages zu erwarten und dann zum General Kruſemark zu gehen, meine Depeschen abzugeben. Während wir uns in dem Wirtshause aufhielten, erzählte ein Kollege meines Gefährten, daß in der anderen Stube ein piqueur des Kaisers schlafe, der ihn versichert habe, der Kaiser werde die Armee verlassen und nach Frankreich zurückkehren. Obgleich der Gewährsmann dieser Neuigkeit nur ein Reitknecht war, so war sie doch sehr interessant und eröffnete einen tiefen Blick in die Angelegenheiten und alles, was ich bis dahin gehört hatte.

Der General Kruſemark war verwundert über den plötzlichen Bruch zwischen Macdonald und Yorck; er hatte die Franzosen bisher nur von Lobsprüchen und von den besten Dispositionen für den General und sein Korps reden hören. Der Herzog von Bassano wußte noch nichts von den vorgefallenen Mißhelligkeiten oder hatte wohlweislich nichts davon wissen wollen; es war dem General lieb, alsbald Kenntnis davon zu erhalten und nötigenfalls eine Vermittelung zu bewirken. Er teilte mir seine Nachrichten von der Armee mit: daß an eine Aufstellung bei Wilna schwerlich zu denken sein würde, daß die Kavallerie und Artillerie total ruiniert sei, daß der Kaiser abreisen und das Kommando der Reste dem König von Neapel übergeben werde, daß diese Reste nächsten Tages in Wilna eintreffen würden; wieviel aber noch streitfähig sei, wisse er nicht; er äußerte, daß ihm sehr daran gelegen sei, zuverlässige Nachricht darüber zu haben, daß er sie aber

nicht erlangen könnte und daß es ihm nicht möglich sei, durch eigenen Anblick sich davon zu überzeugen, da er der Aufforderung des Herzogs von Bassano folgen und noch denselben Tag nach Warschau abreisen müsse, die Ankunft der Armee also nicht abwarten könne.

Es war einleuchtend, daß Napoleon aus guten Gründen das diplomatische Korps, das er mit nach Rußland genommen, nicht als Zeuge seiner Flucht dalassen wollte, wie er schon von Moskau aus jede allzu genaue Kenntnis des Zustandes der Armee sorgfältig verhütet hatte, was insbesondere für Preußen von der höchsten Wichtigkeit war. Während der General Krusemark mir seine Nachrichten und Ansichten eröffnete, ward es mir klar, daß es dem General Yorck binnen kurzem sehr gleichgültig sein konnte, ob Macdonald und ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei oder nicht; die ganze Geschichte, weshalb ich gesendet war, die Händel über die Verpflegung, Macdonalds Vorwürfe, das ganze Verhältnis zwischen ihm und Yorck erschien mir als eine geringfügige Nebensache neben der ungeheuren Angelegenheit, deren Entwickelung so nahe war. Ich beschloß, abzuwarten, bis ich meinem General bestimmte Auskunft über die Lage der Sache bringen konnte. Krusemark billigte das, und ich ging, um mich vorläufig in der Stadt umzusehen.

Wilna, nach Art der polnischen Hauptstädte aus einer bunten Zusammensetzung von Prachtgebäuden und elenden Hütten, altfränkischen oder vielmehr altpolnischen und modernen, schlechten und eleganten Häusern bestehend, im ganzen eine stattliche Stadt, hatte durch das französische Wesen, welches sich seit der Anwesenheit der Armee in Rußland da festgesetzt und ausgebreitet hatte, ein höchst buntscheckiges Ansehen gewonnen. Jedes Hauptquartier bietet einen bunten Anblick dar, indem sich das Eigentümliche des Ortes mit den aufgetragenen Bildern, die die Armee mitbringt, vermengt; hier waren nun von fast allen den verschiedenen Armeen, die die Große Armee bildeten, Bruch- und Probestücke zurückgeblieben oder wiedergekommen; das Ganze verkündigte eine große Gärung und Bewegung. Indes gewahrte man doch eine bestehende Ordnung; nur die Jammergestalten der revenants des hospitaux erinnerten an die nahende Katastrophe. Die Truppen der Garnison, vor allen die Grenadiere der Garde des Königs von Neapel, von denen mehre Schildwachen

vor dem Palast des Gouverneurs und vor andern Häusern standen, sahen gut, ja glänzend aus. Fast an allen Häusern der Hauptstraßen und Plätze kündigten Schilder mit ungeheuren Buchstaben nach französischer Sitte einen Überfluß aller Bedürfnisse an.

Schneider, Schuster, Galanteriekrämer, Uhrmacher und Restaurateurs, sämtlich attachés au quartier impérial oder mit einer anderen Redensart ausdrückend, daß sie an des Kaisers großer Spekulation ihren Anteil genommen und, seinem Stern vertrauend, mit ihren Waren und Künsten nachgezogen waren, wohin er so viele Kunden geführt hatte, boten ihre Dienste an; Komödienzettel an allen Ecken bezeugten, daß man, während das 29. Bulletin geschrieben worden, das als Epilog der ungeheuren Tragödie der Welt verkündete, daß es mit dem französischen Spiel in Rußland vorüber sei, hier noch Balletts und Komödien aufgeführt hatte. Die Abreise des diplomatischen Korps brachte indes dies leichtfüßige Völkchen auch auf die Beine, und seit meiner Ankunft ward nicht mehr gespielt. Eine Unzahl von Offizieren, Soldaten, Employés und Commis trieb sich in der Stadt umher, kurz es sah aus, als habe man eine französische Stadt in die alte Hauptstadt von Litauen hineingeschoben und dann eine Versammlung von den Armeen von halb Europa dort angestellt.

Ich hatte in diesem ganzen Wirrwarr nur einen einzigen Bekannten, den Major v. Schenk, der von unserm Korps zum pommerschen Husarenregiment versetzt war, von welchem zwei Schwadronen bei der großen Armee waren, der aber bis jetzt in Wilna geblieben war. Ich suchte ihn auf, und er nahm mich in sein Quartier auf, was mir sehr erwünscht war. Von ihm, der das Leben und Treiben hier schon eine Reihe von Wochen mit angesehen hatte, erfuhr ich eine Menge Notizen, die ihm französische und polnische Offiziere mitgeteilt hatten. Niemand mehr machte ein Geheimnis aus dem Rückzug und den ungeheuren Verlusten; aber so nahe hielt man den völligen Untergang noch nicht, und viele trösteten sich damit, daß die Russen auch ruiniert wären und der Rückzug, vielleicht auch der Aufenthalt in und um Wilna vom Feinde nicht gehindert werden würde.

Wir begaben uns zu einem Restaurateur, dessen ich sehr bedurfte, da auf Reisen in Polen ohne mitgebrachten Proviant von Mahlzeiten eben nicht die Rede ist. Küchenzettel und Verkehr erinnerte die Fran-

zosen an ihre belle France; ein großes Schild führte den aigle impérial als Wahrzeichen.

Wohl nirgend ist der Ausdruck Restaurateur für einen Koch und Weinschenken passender gewesen als hier. Hunderte kamen trostlos und verzweifelt an, und von einem guten, langentbehrten Mahl erquickt, fühlte mancher sich ein anderer Mensch, gestärkt und erhaben schritt er festen Schrittes zur Tür hinaus, in die er matt und gedrückt eingetreten war. Nach dem Maßstab des gewöhnlichen ruhigen Lebens mag die Bemerkung höchst trivial erscheinen, das Wesen des Menschen so auf den Magen zu basieren als der krasseste gemeinste Materialismus erachtet werden; aber wer jemals selbst recht gründlich gehungert hat, erschöpft, lechzend und hohl etwas zu essen und einen Trunk bekommen hat, wird sich erinnern, daß es unendlich leichter ist, von unerschütterlicher Festigkeit und Ausdauer zu reden und von Hause aus dies als etwas, das sich von selbst versteht, anzunehmen, als in solchen Fällen in praxi das irdische Bedürfnis zu übersehen und der leiblichen Natur zu gebieten, daß sie keine Macht über den Geist übe. Freilich wird keiner ein Held nach Tisch, der mit hungrigem Magen davonzulaufen pflegt, aber er wird wieder, was er gewesen, ehe das physische Leiden seine Kraft gebrochen, er wird in integrum restituiert und restauriert.

Kein restaurator orbis kann schaffen, wo nichts ist und was nicht schon war. Weise Mäßigung ist bei der einen wie der andern Restauration anzuraten; wer mit Ultraappetit die rechte Grenze überspringt, kann den Tod davon haben. Die Stadt Wilna wäre im großen eine Restauration für die Armee gewesen, wenn sie nicht schon zu sehr ruiniert angekommen wäre und Zeit gehabt hätte, sich zu erquicken.

Am Morgen des 4. war die von Königsberg nachgerückte Division Loison nebst einigen neapolitanischen Garden der großen Armee entgegengezogen. Schon seit mehreren Tagen zogen Haufen von halb erfrornen und verhungerten Soldaten in die Stadt, und beständig sah man Schlitten mit Offizieren und Soldaten anlangen.

Am 6. morgens war die Bewegung merklich vermehrt, alles reiste ab, was fortkommen konnte; der aigle impérial war auch auf und davon. Wir kehrten bei einem andern Restaurateur ein, um zu frühstücken, der à la couronne impérial noch aushielt. Auch er packte ein; mehrere Offiziere stellten ihm vor, daß er bleiben möge, es sei ja gar keine Ge-

fahr: on a des nouvelles très-consolantes de l'armée, sagte er, je n'en doute pas, mais je partirai demain au point du jour. Napoleon mochte in Smorgoni dieselbe Ansicht haben, als er sich in den Wagen setzte und dem König von Neapel auftrug, die Armee in die Winterquartiere zu führen.

Unablässig zogen die Revenants ein; Gestalten, wie sie im wirren Traume die seltsamste Phantasie kaum aussinnen könnte, fuhren, ritten und gingen in fast ununterbrochener Reihe einher; mehrere lagen hilflos in den Straßen, und mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit gingen alle an ihnen vorüber. Leute sterben zu sehen machte kaum so viel Eindruck in diesem Triumphzug des Todes, wie der Anblick eines Betrunkenen auf einem polnischen Jahrmarkt zu machen pflegt, diese Szenen waren von Moskau her allen erträglich geworden. Wer aber urplötzlich, wie ich, hineintrat in diesen gräßlichen Zug, den mußte ein tiefer Schauder erfassen bei der Betrachtung dieses unermeßlichen Elends. Und wenn Europa und Preußen vor allen jubelnd in dem Untergang dieses Heeres die Morgenröte einer bessern Zeit erkannte, so erbebte doch die menschliche Natur, selbst die verhaßtesten Feinde so untergehen zu sehen.

Krusemark war abgereist, nachdem er mir eine Antwort übergeben. Ich meldete mich beim Gouverneur General Hogendorp, er fragte ziemlich gleichgültig nach dem 10. Korps, die neun andern mochten ihm den Kopf füllen. Nach kurzer Unterredung entließ er mich mit einem Paß nebst Anweisung auf zwei Kurierpferde.

In einem großen Hof war die Post, d. h. eine Menge vom Lande requirierter Fuhren etabliert; eine Wache von den sogenannten Europäern, wie man bei der Armee die Truppen der kleinen Fürsten des Rheinbundes nannte, ich glaube es waren Waldecker, hatten die Eingänge besetzt, und ohne Karte des Gouverneurs wurde kein Pferd hinausgelassen.

Schon des Morgens verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sei durchgereist; am Mittag erfuhr ich die Gewißheit, daß er fort sei; er hatte sich nur wenige Minuten aufgehalten und niemand als Hogendorp und den Herzog von Bassano gesprochen, welcher sogleich folgte. Ich wanderte nach dem Tore hin, durch welches die Straße nach Minsk führt. Der Zug der Flüchtlinge dauerte unablässig fort; unter Hun-

derten hatte kaum einer ein Gewehr, unter den Fußgängern erinnerte ich mich kaum einen Bewaffneten gesehen zu haben; nur von denen, die auf Schlitten fuhren, hatte hier und da einer ein Gewehr bei sich. Nicht einem Heereszuge, nicht der Flucht einer geschlagenen Armee sah dieses Schauspiel ähnlich; es war eine Schar mehr oder weniger hilfloser Geschöpfe, die nichts mehr zu einem Ganzen verband.

Ein großer Teil der mit Loison ausmarschierten Neapolitaner und Rheinbundstruppen kam aufgelöst zurück; mehrere deutsche Offiziere, die dazu gehörten, versicherten, die ganze Division sei ruiniert und auseinandergegangen, ohne einen Feind gesehen zu haben; Hunger und Kälte hatten sie vernichtet. Ich wollte bleiben so lange wie möglich. Morgen, hieß es, würde die Garde kommen; ich hatte diese stolze Schar im Juni in Insterburg in ihrem ganzen Glanz gesehen; ich war begierig, sie jetzt zu sehen; ich hatte noch immer Mühe, zu glauben, daß auch sie wie die Unglücklichen, die ich vor Augen hatte, ohne Gewehr, ohne einen Schimmer von Ordnung, in einem Zustande ankommen sollte, der nur Jammer erregte. Alle, mit denen Schenk und ich Gespräche anknüpften, versicherten: Das Wenige, was noch von der alten Garde übrig sei, wäre noch in Reih und Glied bis zur Beresina marschiert, von da aber habe alle Ordnung aufgehört, und jetzt gäbe es so wenig eine Garde wie irgendein anderes Korps mehr: C'est fini, il n'y a plus d'armée, la fatigue et la misère nous a abimés, das war die einstimmige Aussage.[1]

Ein Arzt oder Kommissär vom Korps des Marschall Ney erzählte uns die meisten Details und erschien mir von denen, die ich sah, der am besten unterrichtete. Er sah die Sache von einem höheren Gesichtspunkt an; die meisten waren so voll von dem, was sie persönlich betroffen, was sie zunächst gesehen und erfahren hatten, daß sie nicht recht wußten, was sie zu der ganzen Geschichte sagen sollten. Dieser

[1] Mehrere Geschichtsschreiber dieses Krieges erzählen, daß ein Teil der Garde noch als solche nach Wilna gekommen und erst da sich aufgelöst habe; ich erzähle, was ich selbst gesehen und gehört habe. Wenn übrigens des Major v. Pfuel Schilderung des Unterganges der Garde in Wilna durch die Juden historisch richtig ist, so wird dadurch auf das evidenteste bewiesen, daß sie ihrem Wesen nach nicht mehr existierte, als ihre Trümmer da anlangten; denn die vereinte Judenschaft Europas würde ihr nichts getan haben, wenn diese Garde noch die alte gewesen wäre.

Mann eiferte dagegen, daß die Russen sich einbildeten, sie hätten die Armee vernichtet; er setzte uns mit vielem Geschick und Kenntnis auseinander, der Kaiser habe keinen andern Fehler begangen, als daß er zu schnell vorgegangen; die Russen hätten die Franzosen nie geschlagen; ein Krieg in Rußland im Winter sei aber mit einer so großen Armee nicht zu führen ohne große Vorbereitung, und daran habe es gelegen. Ich habe seitdem ähnliche Räsonnements so oft gehört, daß ich sie jetzt für nichts weniger als neu oder besonders tief und erschöpfend halte; damals aber machten sie mir einen andern Eindruck, und ich hörte den Mann mit unendlich größerem Interesse an, als ich späterhin je ein Buch über diesen denkwürdigen Feldzug gelesen habe. Mais vous allez voir, il va rétablir ses affaires, setzte er hinzu. Er war nicht niedergeschlagen, obschon auch er einverstanden war, daß eine völlig neue Armee geschaffen werden müßte und diese total ruiniert sei.

Nachmittags am 6. ward die Verwirrung in der Stadt immer ärger. Der Wagen des amerikanischen Gesandten ward in den Straßen angehalten und die Pferde ausgespannt, mit denen sofort einige Retireurs ihre Reise fortsetzten. Dies wurde mir bedenklich; geschieht dies einer so bedeutenden Person, was sollte dann aus meiner Wenigkeit werden. Ich ging nach dem Posthofe, wo ein mörderliches Gedränge war. Ein Offizier der Wache erklärte, als ich ihm meinen Paß zeigte, daß, wenn ich reisen wollte, ich bald reisen möchte, in der Nacht könnte er mir nicht mehr dafür stehen, daß mir Pferde übrigbleiben würden; zu verschiedenen Malen hätte er bereits Gewalt gebrauchen müssen, um unautorisierte Forderungen abzuweisen. Er äußerte übrigens den besten Willen, mir zu helfen, und ich verdanke ihm, daß ich noch fortkam. Schenk, der eigene Pferde und ein Husarenkommando bei sich hatte, hätte mich im Notfall wohl fortgeschafft, aber nach Mitau konnte er mich nicht schaffen; es war höchst wahrscheinlich, daß die Russen sich von der Düna her zwischen Wilna und Mitau schieben würden, es bedurfte ja nur einer Kosakenpatrouille, um mich zu überwinden. So wichtig es war, gewisse Nachrichten zu bringen, so war es doch noch wichtiger, überhaupt wiederzukommen; ich sollte eilen, war des Generals ausdrücklicher Befehl; überdies wußte ich genug. Ich beschloß also, noch denselben Abend abzureisen.

Ein paar Husaren begleiteten mich aus der Stadt bis auf den Weg nach Missagolla. Eine Meile von der Stadt war nichts mehr von dem Heer zu sehen; die Leute fragten mich, wo ich Pferde wechselte, nach Neuigkeiten; doch bemerkte ich keine Ahnung von dem, was vorging. Und ohne irgendein Abenteuer, nur etwas erschöpft von der grimmigen Kälte, gelangte ich nach 34 Stunden den 8. Dezember morgens nach Mitau.

Ich meldete dem General Yorck, was ich gehört und gesehen. Es schien, als hielt er meinen Bericht für übertrieben; ich versicherte ihm, daß er bald noch mehrere Schilderungen von dem Zustand der Armee erhalten, daß er sie alle für übertrieben ansehen, daß aber keiner jemals die gräßliche Wahrheit dieses Ruins erreichen würde. Er befahl mir, den General Kleist und den Obrist Röder ausgenommen, mit niemandem von meiner Sendung zu sprechen, was ich treulich gehalten habe usw."

Beilage 9

(Zu Buch II, Kap. 7.)

In der ersten Auflage Beilage 10 zu Band 1

Aus den Verhandlungen, den Abschluß einer Konvention für das Yorcksche Korps betreffend.

1. Schreiben des Kaisers an General Marquis Paulucci. Petersburg, 6. Dezember 1812.

„J'ai lu, Général, avec intérêt Votre depêche du 30 Novembre et Je ne puis qu'approuver les observations que Vous avez addressées au Général Yorck ainsi que la marche, que Vous avez suivie dans cette affaire importante.

Il se pourrait, qu'au retour de son courier de Berlin ce général Vous témoignât le désir de connaître avec quelque détail Mes vues à l'égard des avantages à procurer au Roi de Prusse s'il se décidait à faire cause commune avec Moi. Dans ce cas Vous lui répondrez que Je suis prêt à conclure avec ce Prince un traité où il serait stipulé et pour lequel Je prendrai envers lui l'engagement de ne pas poser les armes tant que Je n'aurai pas réussi à obtenir pour la Prusse un aggrandissement territorial assez pour lui faire reprendre parmi les Puissances de l'Europe la place, qu'elle y occupait avant la guerre de 1806.

Je Vous autorise à faire cette ouverture au Général Yorck, soit de vive voix soit même par écrit selon que Vous le jugerez nécessaire en observant néanmoins de ne pas y donner de plus grande latitude etc.“

2. Schreiben des General Grafen Wittgenstein an den General Yorck. $\frac{15.}{27.}$ Dezember 1812.[1]

„Mon Général.

Je me trouve dans ce moment sur le bord du Niemen à la tête d'une armée de cinquante mille hommes, prêt à poursuivre les restes de l'armée française, qui cherche son salut dans la Prusse.

[1] In der mir vorliegenden Abschrift ist der Ort der Absendung nicht angegeben; am 27. Dez. war General Wittgensteins Hauptquartier in Georgenburg am Niemen.

L'empereur mon auguste maître ne reconnait qu'un seul ennemi; c'est le gouvernement français. Il répugnerait à Sa magnanimité d'être forcé par les mesures hostiles des troupes, qui sont sous Vos ordres d'occuper avec un autre titre que celui d'ami les états de Sa Maj. le Roi de Prusse.

C'est dans ce sens que j'ai addressé la proclamation ci-jointe aux habitans de la Prusse. Cette pièce ainsi que la traduction de l'ordre du jour de mon armée du quartier général de Keydani au date du $\frac{3.}{15.}$ Dec. 1812 mettront au jour les intentions, avec lesquelles les troupes Russes entrent en Prusse. Pour garant encore plus solemnel j'ai l'honneur d'offrir à V. E. avec armes et bagages les prisonniers que mes différents corps détachés viennent de faire à Insterbourg et Gumbinnen.

Je prendrai pourtant encore la liberté d'exiger une réponse catégorique de V. E. sur ce sujet, parcequ'elle décidera de la nature de mes démarches ultérieures. Je Vous prie en même temps, mon Général, de me permettre de Vous témoigner les regrets sur le silence, que Vous avez gardé à l'invitation du Prince Repnin, d'avoir une entrevue avec lui aux environs de Riga dans le courant du mois Novembre dernier. La lettre qu'il était chargé de Vous remettre, est entre ses mains et Vous pouvez la recevoir encore. Le temps et le lieu, du quel elle a été écrite, seront une preuve de plus des intentions amicales du gouvernement de Russie pour la Prusse. Enfin, en dernier lieu je dois Vous observer, qu'il Vous appartient peut-être aujourd'hui, de décider des intérêts futures du Roi Votre maître.

Je saisis avec empressement cette occasion etc."

3. Bericht des General Marquis Paulucci an den Kaiser.

s. d. Memel, $\frac{\text{21. Dez. 1812.}}{\text{2. Jan. 1813.}}$

„Je m'empresse de présenter à Votre Maj. Imp. mes félicitations sur l'heureuse conclusion de la convention entamée avec le Lieut. Gén. Yorck . . .

Afin que Votre Majesté puisse connaître avec tous les détails comme cette affaire s'est passée, je procure au Comte Dohna le bonheur, de mettre â Vos pieds ce très-humble rapport.

Je crois devoir en même temps porter à la connaissance de Votre Majesté la lettre que le Lieut. Gén. Yorck m'a addressée, le rapport que j'ai reçu seulement hier au matin près de Peikepennen de la part du Gén. M. Diebitsch, qui est celui qui a terminé cette importante négotiation, et enfin le rapport de ce même Général au Lieut. Gén. Loewis, que celui-ci m'a communiqué.

Le retour du Major Seydlitz de Berlin, dont j'ai eu le bonheur de rendre compte à Votre Majesté, a du contribuer à déterminer la conduite du Général Yorck, et jamais convention n'a pu être conclue plus à propos pour nous; car par là Macdonald probablement devra passer les fourches Caudines.

Malgré que les Gén^aux Yorck et Diebitsch prétendent que la convention, qu'ils viennent de conclure, est entièrement conforme à mes propositions, il y existe cependant une diversité assez importante relativement à l'espace de terrain, que devra occuper actuellement le corps Prussien.

Ce changement demande dans les moments actuels de mesures de précaution, qui n'échapperont pas à la sagesse de Votre Majesté afin d'observer les inconveniens, qui pourroient en resulter.

Je suis trop franc pour pouvoir laisser ignorer à Votre M. I. qu'en même temps, que je rends toute la justice qui est due au zèle et à l'activité du Gén. M. Diebitsch, j'ai été cependant surpris, qu'avant de signer la convention, non seulement qu'il ne m'en a pas rendu compte, connaissant l'authorisation, dont j'ai été muni, Sire, de Votre part, mais aussi de ce qu'il n'a pas non plus consulté le Lieut. Gén. Loewis, qui était muni de mes instructions et qui se trouvait à quelques werstes de distance.

Par cette conduite ainsi que par ces deux rapports le Gén. M. Diebitsch laisse un juste motif à supposer qu'il veuille s'approprier toute la gloire de cette importante convention. De mon côté je suis bien loin de vouloir la lui disputer; car le seul et unique but, auquel je vise, est le bien de Votre service et ma propre satisfaction. Je ne puis pas omettre dans cette circonstance de recommander à la bienveillance de Votre Maj. Imp. le Comte Dohna, qui même de l'aveu du Gén. M. Diebitsch a beaucoup contribué à la réussite de la négotiation."

Beilage 10

In der ersten Auflage Beilage 2 zu Band 2

Der letzte Befehl Macdonalds an Yorck.

Die letzte Beilage des ersten Teiles dieser Biographie deckte einen Widerspruch zwischen Yorcks „Rechtfertigung" d. d. Conitz 27. Febr. 1813 und der Erzählung von Clausewitz auf.[1] Durch eingehende Mitteilungen Nächstbeteiligter bin ich jetzt in den Stand gesetzt, über diesen wichtigen Punkt mit völliger Gewißheit zu berichten.

Yorck schreibt in der Rechtfertigung, „daß er vom 25. Dez. an keine Order mehr vom Marschall bekommen und daß weder ziemlich bedeutende Kavalleriepatrouillen noch der Leutnant Norelli, den er besonders abgeschickt, zum Marschall durchgekommen sei oder von ihm Nachricht erhalten habe; alle, fügt er hinzu, kamen unverrichteter Sache zurück und meldeten, daß sie in allen Richtungen auf den Feind gestoßen wären."

Ebenso erfolglos waren die Versuche, die von seiten des Marschalls gemacht wurden, Nachricht an Yorck gelangen zu lassen. Er legte in Leutnant v. Belows Hand „das ganze Nachrichtenfach"; er übergab ihm Zettel, auf die er mit eigner Hand geschrieben:

„Le General Yorck est attendu avec impatience à Tilsit.

M."

Er stellte ihm bedeutende Geldmittel zur Verfügung, um wie auch immer einen solchen Zettel sicher an Yorck gelangen zu lassen.

Belows Bemühungen am 26. — man war bereits auf preußischem Boden — mißlangen; ein Müllerknecht, der endlich sich bereden ließ, besann sich dann eines andern und blieb. Am 27. fand sich niemand zu solchem Auftrag. Am 28. kam man nach Tilsit. „Der Marschall verlangte jetzt noch dringender als in den letzten Tagen von Below, daß er Nachrichten schaffen solle, und fügte hinzu, daß dabei kein Geld gespart werden dürfe; er stellte zu dem Ende eine Anweisung für 10 000 Fr. an seinen Ordonnateur payeur aus." Wieder wurden Leute abgeschickt; es kehrte jedoch keiner wieder.

„Wie sich später ergab, sind nur zwei von ihnen bis zum General Yorck

[1] Die betreffende Beilage, die 11. des 1. Bandes in der ersten Auflage, ist hier nicht wieder abgedruckt, da in den späteren Auflagen der Text der obigen 10. Beilage entsprechend geändert wurde.

gelangt; es war ein kleiner Junge aus dem Über-Memelschen Kruge, den Yorck jedoch nicht zurückschickte," und ein gewisser Meslin, der erst den Auftrag übernahm, nachdem ihn Below überzeugt hatte, „daß er den Truppen seines Königs und nicht den Franzosen einen Dienst leiste." So der Wortlaut eines dem Meslin im März 1822 zur Vorlage an den Staatskanzler ausgestellten Zeugnisses. Below versprach ihm 100 Rtlr., wenn er den ihm mitgegebenen Zettel dem General Yorck überbrächte, schrieb auf die Rückseite dieses Zettels: „daß vier Bataillone Preußen vereint in Tilsit ständen," und wies ihn an, schlimmstenfalls den Russen diesen Zettel zu zeigen; denn jetzt wurde es im preußischen Interesse immer wichtiger zu erfahren, welch ein Schicksal den General Yorck und die unter ihm stehenden Truppen betroffen.

Yorck erhielt also allerdings am 29. Dezember vormittags eine Weisung von Macdonald, einen der oben charakterisierten Zettel von Macdonalds Hand mit einer deutsch geschriebenen Notiz von Belows Hand.

Die Vorgänge im Yorckschen Hauptquartier am 29. werden auch in den neueren Mitteilungen im ganzen so, wie ich sie erzählt habe, dargestellt. Nur daß in einer derselben dem Obristen Röder ein wesentlicher Anteil an der letzten Entscheidung zugeschrieben wird. Nachdem die Verhandlung zwischen Yorck und Clausewitz, die S. 496 berichtet ist, längere Zeit gedauert hatte, ließ ersterer seinen Stabschef, den Obrist v. Röder, rufen, setzte ihm von dem, was Clausewitz gebracht hatte, in Kenntnis und schloß mit der Frage: „Röder, was meinen Sie?" Röder antwortete im wesentlichen folgende Worte: „Ich kann Ew. Exzellenz in dieser wichtigen Angelegenheit keinen Rat erteilen; für den König, für den Staat, für die Armee würde es ohne Zweifel von großem Vorteil sein, wenn Sie auf die Ihnen angebotenen Bedingungen abschließen; — für Ihre Person aber würde dieser Schritt höchst gefährlich sein —" hier unterbrach ihn Yorck und rief mit lauter Stimme: „Was! meine Person! für meinen König gehe ich auf das Schafott! ich schließe ab!" und nun wandte er sich zu den anwesenden russischen Offizieren (Clausewitz, Dohna, Renne) und sagte zu Clausewitz: „Ihr habt mich! sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh auf den russischen Vorposten einfinden werde; er habe Ort und Zeit zu bestimmen."

Zufolge derselben völlig authentischen Quelle, der diese Darstellung entlehnt ist, ward erst nach dieser Entscheidung Leutnant v. Wernsdorf von den Massenbachschen Truppen gemeldet.

— Noch ein zweiter Zweifel ist jetzt erledigt, oder vielmehr die S. 495[1] geäußerte Vermutung, daß Yorck erst in einem zweiten Schreiben an Massenbach bestimmten Befehl, aus Tilsit abzumarschieren, geschickt habe, bestätigt.

Schon am Abend des 29. äußerte sich in der Umgebung des Marschalls entschiedener Verdacht gegen die Preußen. Below hatte seine Meldung über die Vergeblichkeit aller seiner Aussendungen gemacht; auf die Landkarte sehend, sprach man über die mutmaßlichen Gründe des Ausbleibens Yorcks her und hin, da stellte sich Grandjean plötzlich vor Below, fixierte ihn eine Weile, fragte ihn dann auf Deutsch: „warum die preußischen Posten in Tilsit an der Memel stehn geblieben wären, da doch jetzt polnische dort ständen?" Der Marschall schien diesen Verdacht nicht zu teilen. Er trug Below auf, Massenbach aufzufordern, daß er am andern Morgen eine Rekognoszierung auf dem Wege nach Insterburg vorschicke.

Zur Absendung dieser Rekognoszierung fand sich Below am folgenden Morgen (30.) 4 Uhr bei Massenbach ein. Ein wenig später kam Wernsdorf von Tauroggen zurück und brachte jenes erste Schreiben Yorcks an Massenbach (S. 494[2]) mit, welches, „da wir weder Papierschnitzel noch Papierasche zeigen wollten," zerkaut wurde. Nach einer aus dem Gedächtnis gemachten Aufzeichnung lautet es:

> „Ich habe den Stab gebrochen und mit unsern bisherigen Feinden eine Konvention geschlossen, nach welcher das mir untergebene Armeekorps bis zur Entscheidung Sr. Majestät des Königs neutral gestellt und dem Vaterlande erhalten wird, während gleichzeitig die Greuel des Krieges von der vaterländischen Provinz entfernt werden. Indem ich auf diese Weise Ew. Exzellenz nichts mehr direkt zu befehlen habe, kann ich es nur Ihrem Ermessen überlassen, welche Schritte Sie zur Erhaltung der Ihrem Befehl untergeordneten Truppen tun wollen, wobei ich noch bemerke, daß Sie sich in allen Ihnen zweifelhaft erscheinenden Fäl-

[1. 2] Die Zahlen beziehen sich auf den 1. Band der ersten Auflage, in den späteren ist der Text entsprechend verbessert worden.

len auf den Major v. Zielinsky verlassen können, der mit meinen Ansichten vertraut ist."

Massenbach war über dies Schreiben nicht wenig beunruhigt, da es ihm gleichsam die Entscheidung darüber, was er tun solle, ließ. Im Lauf des Nachmittags waren bereits „Judennachrichten" in Tilsit, daß Yorck in Tauroggen stehe, ohne mit den Russen in Feindseligkeiten zu sein.

Es war dringend notwendig, zu einem Entschluß zu kommen. Die preußischen Offiziere aus Macdonalds Umgebung, Rudolphi, Canitz, Below, gingen zu Massenbach, bei dem sie Zielinsky und Graf Lehndorf von Steinorth fanden; bald kamen auch Massenbachs Adjutanten, Kykebusch und Folgersberg, dazu. „Es entspann sich eine Art Kriegsrat; viel wurde hin und her gesprochen, doch wenig beschlossen." Die einen rieten: Canitz solle zu Tettenborn eilen, ihn auffordern, Tilsit anzugreifen, während des Angriffs wollte man dann übergehn. Andere, namentlich Graf Lehndorf, empfahlen, dem Marschall offen zu sagen, man werde abmarschieren, um sich mit Yorck zu vereinigen, er möge sich dem nicht widersetzen, indem man sonst gezwungen sei, ihn gefangenzunehmen. Es kam am 30. abends zu keinem Beschluß. Aus den Vorsichtsmaßregeln, die französischerseits getroffen wurden, mutmaßte man, daß das in der Stadt schon verbreitete Gerücht auch zu den Ohren der Franzosen gekommen war.

Graf Brandenburg hatte bei Macdonald gegessen. Er kam dann zu Leutnant Below, bei ihm zu übernachten. „Wir kamen überein, angezogen zu bleiben und die Pferde gesattelt zu halten, die geladenen Pistolen neben uns." Sie besprachen, ob man nicht Feuer anlegen sollte, um die Truppen alarmieren zu können und dann die Stadt zu verlassen.

Endlich gegen 5 Uhr morgens kam Kapitän v. Brandenstein „aus dem Yorckschen Hauptquartier," von Meslin glücklich durch die polnischen Posten geleitet. Er bringe, sagte Brandenstein, den Befehl an Massenbach, sich Yorck anzuschließen; aber ob man das noch werde ausführen können? Tilsit sei ja von polnischen Posten umgeben; nach dem, was Below auf jenen Zettel notiert, habe man annehmen müssen, daß Tilsit nur von Preußen besetzt sei. Man konnte ihn beruhigen: wenn nur sein Befehl bestimmt laute, so werde alles gut gehn.

Brandenburg und Below eilten zu Massenbach, weckten ihn; sowie ihm die bestimmte Order, sich der Konvention anzuschließen, vorgezeigt wurde, war er gleich bereit, sie auszuführen.
Es waren von jedem Truppenteil Ordonnanzen in Massenbachs Quartier; durch sie wurden die Stabsoffiziere berufen. Bei dem Kriegsrat, der sich da entspann, fragte Sjöholm: ob das, was man jetzt zu tun beginne, mit Wissen und Willen des Königs geschehe? Als ihm bedeutet wurde, daß General Yorck in seiner jetzigen Lage keine Befehle einholen könne, daß aber das Korps seine Befehle auszuführen verpflichtet sei, machte er keine weitern Einwendungen. Es wurde der sofortige Abmarsch verabredet und in der früher berichteten Weise ausgeführt.

Wenn Yorck in seiner zum Behuf des kriegsrechtlichen Erkenntnisses geschriebenen Rechtfertigung angibt, daß er vom 25. Dez. an keine Order mehr vom Marschall erhalten, so ist dies nur sophistischerweise richtig gesagt. Eine eigentliche Order Macdonalds erhielt er freilich nicht mehr; jener Zettel mit einem bloßen M unterzeichnet, von irgendeiner Zivilperson gebracht, die sich nicht weiter legitimieren konnte, war von der Art, daß man ihn offiziellerweise als nicht vorhanden betrachten konnte. So betrachtet, sind die Ausdrücke in der „Rechtfertigung" nicht positiv unwahr.

Beilage 11

(Zu Buch III, Kap. 2.)

In der ersten Auflage Beilage 8 zu Band 2

Schreiben Yorcks nach Beendigung der Ständischen Versammlung.[1]

„Obgleich man mit mir verfährt, als wenn ich in der Wirklichkeit aufgegeben wäre, so fahre ich dennoch fort, nach Kräften für das wahre Interesse Sr. Majestät des Königs und des Vaterlandes zu wirken und auf einer Bahn fortzuwandeln, auf der kein Rückschritt mehr möglich ist. Alle meine sonstigen Freunde haben sich aus Furcht vor Kompromittierung von mir zurückgezogen; von keinem ein Wink, noch weniger Rat oder gar Hilfe. In solchen Zeiten, wo schon ein eingeführter Schlendrian hinreichend ist, die Sache von selber weiterzutreiben, ist raten sehr leicht; aber in Zeiten von Sein und Nichtsein desto schwerer. Leider überzeuge ich mich immer mehr, daß diejenigen Leute, die bei ruhigem Gemüt und einer behaglichen Lage der Dinge am leichtesten von den Taten der Vorwelt ergriffen werden, gemeiniglich am wenigsten die Leute sind, ähnliche Taten unter ihren Zeitgenossen auszuführen. Doch wozu noch mehr solche Klagen, ich werde lieber die Gelegenheit benutzen, Ew. Hochwohlgeboren einige Nachrichten über die hiesige gegenwärtige Lage der Dinge mitzuteilen.

Ohne Zweifel haben Ew. Hochwohlgeboren schon erfahren, daß hier beim Rückzuge der Franzosen der gerechte, lange verbissene Haß gegen die bisherigen übermütigen Unterdrücker in vollem Maße ausbrach. Einem entschlossenen Intriganten von Einfluß würde es leicht geworden sein, dieser Stimmung der Nation eine gefährliche Richtung zu geben; ich versichere Sie, daß es Mühe kostete, die Leute bei Besinnung zu erhalten. Unter diesen Umständen wurde unter russischem Einfluß ein Landtag ausgeschrieben. Um diesen Einfluß nicht auch auf die Beratschlagungen desselben einwirken und dadurch den Souveränitätsrechten des Königs zu nahe treten zu lassen, erklärte ich aber dem russischen Kommissarius Baron v. Stein, daß ich mich sogleich von allem zurückziehen würde, wenn er in der Versammlung erschiene.

[1] Dies Schreiben ist aus Pertz III, S. 291 entnommen.

Herr v. Stein gab meinen Vorstellungen nach, und die Sache ist nun unter meiner Einwirkung geschehen. Eine unmerkliche Spur von Offiziantenintrige abgerechnet, habe ich alle Ursache gehabt, mit dem Geist der Stände zufrieden zu sein. Alle sind entschlossen, der Unabhängigkeit des Königs und des Vaterlandes Gut und Blut aufzuopfern. Schon ist mein Korps auf 20 000 Kombattanten ergänzt, ein neu zu errichtendes Nationalkavallerieregiment von 1000 Pferden wird dazustoßen, 13 000 Mann zu Kriegsdepots und Belagerungsbataillons werden jetzt ausgehoben, man wird sofort zur Formierung einer besonderen Landwehr schreiten und endlich schon im voraus einen allgemeinen Landsturm organisieren, wenn es je dem Feinde gelingen sollte, über die Weichsel zu kommen. Folgen die andern Provinzen diesem Beispiel, dann wird uns Napoleon mit aller seiner wirklichen und gelogenen Macht nichts mehr tun, und wir können mit Zuversicht auf die Rückkehr des vorigen Glanzes unseres Vaterlandes bauen. — Um bei der Armee eine hinlängliche Anzahl an Geschütz zu erhalten, lasse ich jetzt noch eine 12pfündige, eine 6pfündige und eine 3pfündige Batterie mobil machen, und von dem Kaiser von Rußland habe ich 15 000 Gewehre geschenkt bekommen, wovon ich den Überrest an die Landwehr verteilen werde. Unter diesen Gewehren befinden sich auch die 7000, welche uns die Franzosen aus Pillau gestohlen, so wie ich auch noch hoffe, das Geschütz wieder zu erhalten, was man uns dort weggenommen und glücklicherweise ebenfalls in die Hände der Russen gefallen ist. Die jetzige Räumung Pillaus von den Franzosen setzt uns nun auch in Besitz der noch übriggebliebenen Hilfsmittel in diesem Platz.

Daß übrigens zur Retablierung eines nicht unbedeutenden Korps und zu solchen ansehnlichen neuen Formations Geld gehört, versteht sich wohl von selbst. Von Berlin hat man dem Korps unbegreiflicherweise nichts zukommen lassen, man hat ihm sogar noch dasjenige zu entziehen gesucht, was schon für dasselbe in Graudenz lag, und da ich aus den Ressourcen des Landes kaum die Löhnung pro Februar schaffen konnte, so blieb mir also nichts übrig, als auf meinen persönlichen Kredit eine halbe Million Taler zu borgen. Schon die Möglichkeit eines solchen Kredits gibt indes einen Beweis von dem Ernst der hiesigen Anstrengungen, und ich hoffe, daß endlich unsere oberen

Finanzbehörden zur Besinnung kommen und den weiteren Rat schaffen werden.

Ew. Hochwohlgeboren beschwöre ich aber schließlich, mir wenigstens einen Wink zukommen zu lassen, wenn noch nicht der Zeitpunkt ist, sich rein auszusprechen; Zeit gewinnen können nur die Franzosen, wir aber nur sie verlieren.

Noch benachrichtige ich Ew. Hochwohlgeboren, daß der Major Graf Dohna aus Finkenstein von den Ständen nach Breslau abgesendet werden wird, um Sr. Majestät die Beschlüsse und Anerbietungen der Stände von Preußen zu überreichen. Im Fall noch nicht der Zeitpunkt sein sollte, daß er bei Sr. Majestät zur Audienz gelassen werden könnte, so wird er sich eine Zeitlang als Privatmann in Breslau aufhalten, doch bitte ich Ew. Hochwohlgeboren, sich seiner möglichst anzunehmen.

Königsberg, den 10. Februar 1813.

v. Yorck.

Schreiben Sie mir doch bald, ob ich den Major v. Jaski aus Graudenz abberufen und ihm die Formation des Landwehrbataillons übertragen darf.

v. Yorck."

Inhalt des ersten Bandes

Erstes Buch . . . . . 1—140
Einleitung 3
Erstes Kapitel. Die Jugendjahre . . . . . 4—11
Zweites Kapitel. Der erste Feldzug . . . . . 12—22
Drittes Kapitel. Der holländische Dienst . . . . . 23—40
Viertes Kapitel. Die Rückkehr in den preußischen Dienst . . . . . 42—54
Fünftes Kapitel. Breslau und Polen . . . . . 55—69
Sechstes Kapitel. Johannisburg und Mittenwalde . 70—93
Siebentes Kapitel. Der Auszug von 1805. . . . . 94—102
Achtes Kapitel. Jena und Altenzaun . . . . . 103—119
Neuntes Kapitel. Wahren und Lübeck . . . . . 120—140

Zweites Buch . . . . . 141—377
Erstes Kapitel. Der Friede von Tilsit . . . . . 143—154
Zweites Kapitel. Die Steinschen Reformen . . . 155—168
Drittes Kapitel. Die Vorgänge von 1809 und 1810 169—186
Viertes Kapitel. Die Agonien von 1811 . . . . . 187—255
Fünftes Kapitel. Der Anfang des Feldzuges von1812 256—284
Sechstes Kapitel. Zerwürfnisse und Unterhandlungen 285—335
Siebentes Kapitel. Die Konvention von Tauroggen 336—377

Drittes Buch . . . . . 379—471
Erstes Kapitel. Preußisch oder Russisch? . . . . . 381—439
Zweites Kapitel. Die Gründung der Landwehr . . 440—471

Beilagen . . . . . 473—529
1 Das Feldjägerregiment vor dem Feldzuge von 1806 475—476
2 Zwei Zirkularschreiben von General Yorck als Inspekteur der leichten Truppen. . . . . 477—481
3 Das preußische Auxiliarkorps 1812 . . . . . 482—485
4 Instruktion für die in Westpreußen stehenden Truppen auf den Fall eines unerwarteten Krieges, Marienwerder 11. Dezember 1811 486—489
5 Schreiben Yorcks an den König, Ende Januar 1812 490—496

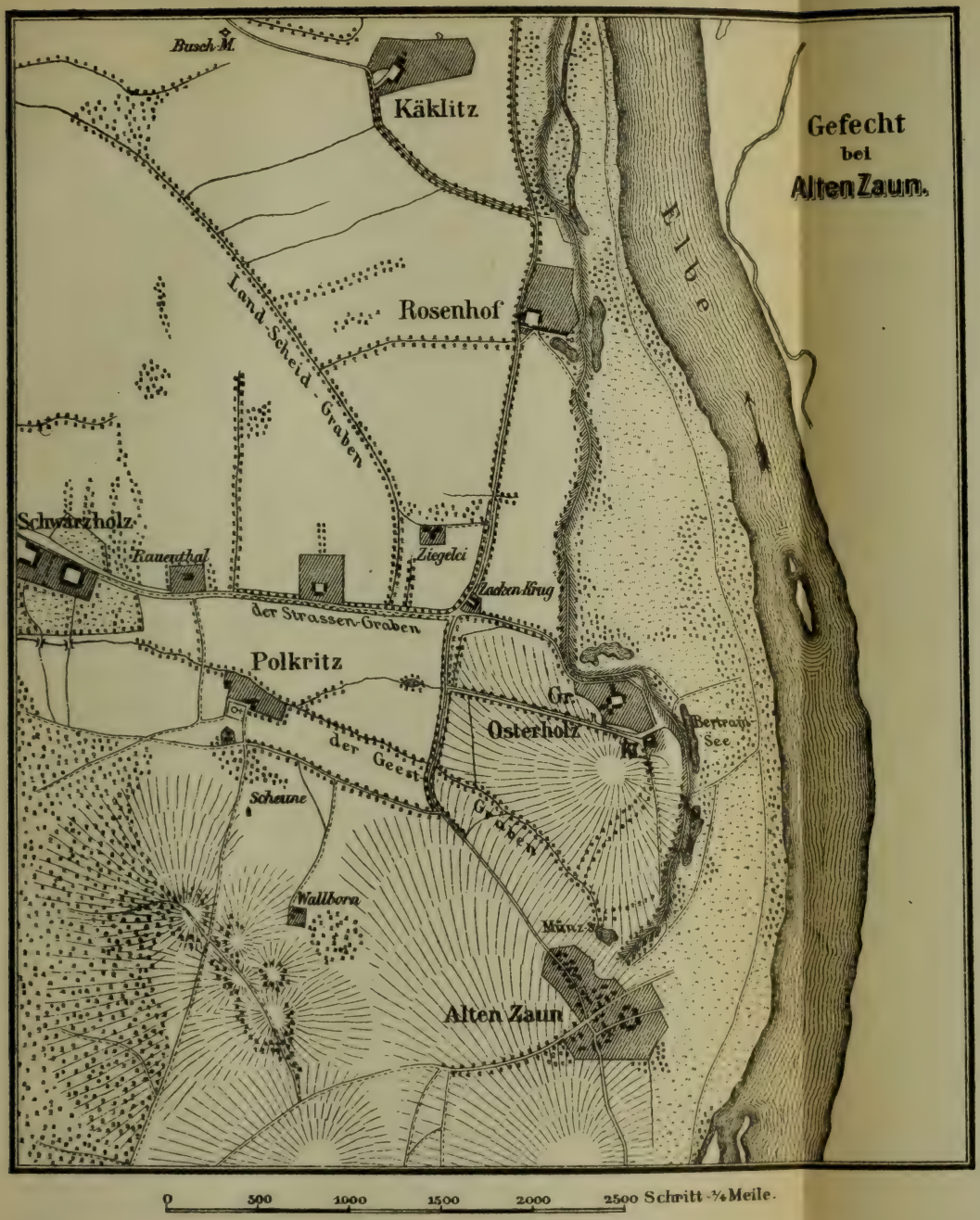
6 Kabinettsorder an den Generalmajor und Generalgouverneur v. Yorck . . . . . 497—502
7 Zwei Briefe Macdonalds . . . . . 503—506
8 Die „Reise nach Wilna" von dem Leutnant Freiherrn von Canitz . . . . . 507—518
9 Aus den Verhandlungen, den Abschluß einer Konvention für das Yorcksche Korps betreffend . 519—521
10 Der letzte Befehl Macdonalds an Yorck . . . . 522—526
11 Schreiben Yorcks nach Beendigung der Ständischen Versammlung . . . . . 527—529

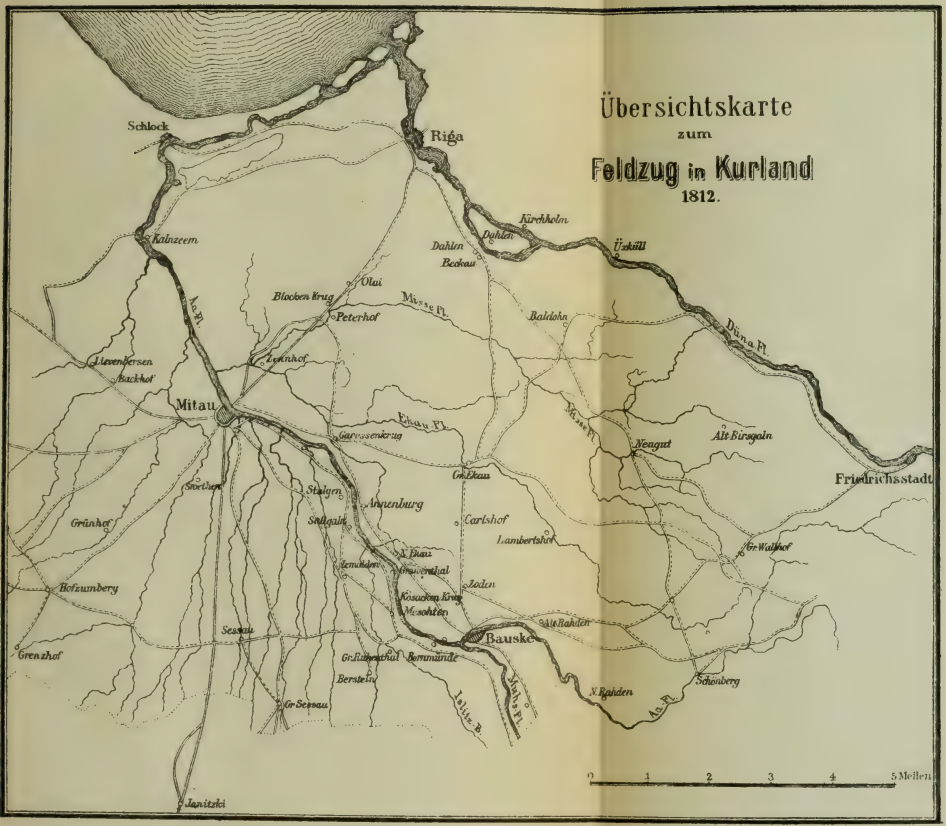
Abbildungen

Wolze: Graf Yorck von Wartenburg.
David Jonathan von Yorck. (Vater)
Marie von Yorck. (Mutter)
Herrmann: Gräfin Yorck von Wartenburg 1824. (Gattin)

Karten

Gefecht bei Altenzaun.
Feldzug in Kurland 1812.


Busch M.
Käklitz
Gefecht
bei
Alten Zaun.
Elbe
Rosenhof
Land-Scheid-Graben
Schwarzholz
Rauenthal
Ziegelei
Zacken Krug
der Strassen-Graben
Polkritz
Gr.
Osterholz
Bertrams
See
der Geest
Scheune
Graben
Wallborn
Münz S.
Alten Zaun
0
500
1000
1500
2000
2500 Schritt = ¼ Meile.


Übersichtskarte
zum
Feldzug in Kurland
1812.
Schlock
Riga
Kirchholm
Dahlen
Dahlen
Beckau
Üxküll
Kalnzeem
Olai
Blocken Krug
Peterhof
Misse Fl.
Baldohn
Düna Fl.
Aa Fl.
Lievenbersen
Backhof
Zennhof
Mitau
Ekau Fl.
Garossenkrug
Misse Fl.
Neugut
Alt Birsgaln
Friedrichsstadt
Gr. Ekau
Stalgen
Annenburg
Carlshof
Lambertshof
Grünhof
Gr. Wallhof
Hofzumberg
Zoden
Sessau
Alt Rahden
Bauske
Grenzhof
Bornmünde
Berstein
Schönberg
N. Rahden
Aa Fl.
Gr. Sessau
Janitzki
0
1
2
3
4
5 Meilen

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
418
.6
Y7D7
1913
v.1

Droysen, Johann Gustav
Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg